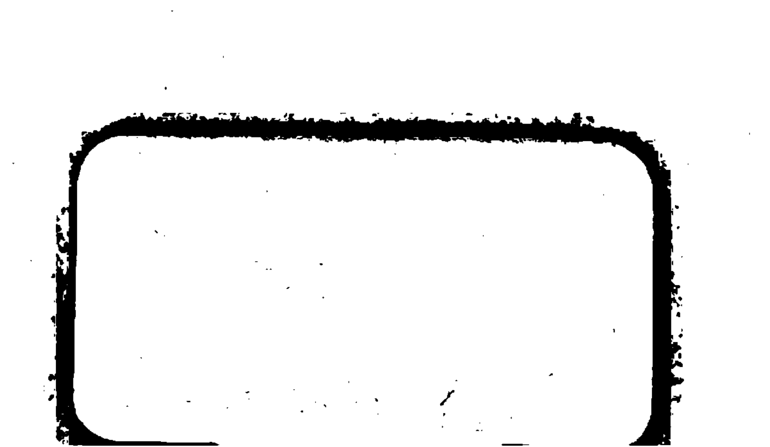


Hermes

oder

kritisches Jahrbuch der Literatur.

Erstes Stück

für

das Jahr 1823.

Nr. XVII der ganzen Folge.

Preis des Jahrgangs von 4 Stücken 10 Thlr. und eines einzelnen Stücks 3 Thlr.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1823.

Inhalt.

(Dieselben Gründe, welche den Herausgeber des Hermes bei dem ...terarischen Conversationsblatte bestimmt haben, Anonyme ...der Verfasser einzuführen (Begründung größerer Freiheit und Unab...igkeit im Urtheil), veranlassen denselben, diesen Grundsatz, und zwar beim L. C. Bl. ohne Ausnahme, auch beim Hermes von diesem ...e an, eintreten zu lassen. Die Ziffern im L. C. Bl. stehen übrigens ...denen im Hermes in keiner Verbindung.)

Hermes.

Erstes Stück von 1823.

No. XVII.

der ganzen Folge.

I.

Aristophanes von *Johann Heinrich Voss*, mit erläuternden Anmerkungen von *Heinrich Voss.* In drei Bänden *Braunschweig*, *F. Vieweg*. 1821. gr. 8. Erster Band 424 S. Zweiter Band 324 S. Dritter Band 362 S. 5 Rthlr. 16 Gr.

Aristophanes, bisher im deutschen Publicum mehr dem Namen nach verrufen, als in vollständiger Erkenntniß seiner Persönlichkeit gewürdigt, da die Versuche, ihn durch Uebersetzungen näher zu bringen, als einzeln und vereinzelt, wie ohne Eingang und Verständniß, so auch ohne Erfolg und Belehrung blieben, fängt nun an aus einem gespenstischen Schemen sich in eine portraitähnliche Gestalt zu verkörpern, in vollendeter Ganzheit uns näher zu treten, und zu Anerkennung, Bedeutung und Werth in dem Urtheil der Gebildeten und sich Bildenden zu gelangen.

Diese Erscheinung, ein Resultat von dem Zusammenfluß mehrerer Vorgänge, beurkundet nicht allein und zunächst die Fortschritte, welche unsere Sprache so in eigenen Dichtwerken als in Nachbildung fremder gemacht, sondern auch und noch mehr den Umschwung, welchen Denkweise, Sitten, öffentliches und häusliches Leben, geselliger und literarischer Verkehr zu nehmen hatten und genommen haben, um nicht nur eine Aehnlichkeit des Zustandes, als Grundlage und Bedingung des Verständnisses, sondern auch eine Stimmung hervorzubringen, welche eine nähere Bekanntschaft mit diesem Geiste der Vorwelt einzugehen, zu einer Art von Bedürfniß, wenigstens zu einer Anmuthung machen konnte. Denn die Urthümlichkeit und Eigenheit der antiken Komödie, als deren Muster und Beispiel Aristophanes vom Geschick uns aufbehalten worden, würde allein ihm nicht so viel Interesse geben, noch das Bedürfniß einer Uebersetzung sammt dem Verlangen darnach begründen, oder wenn auch, ihm nicht gerade jetzt die Zeitgemäßheit verleihen, wäre nicht so

manches vorausgegangen, wodurch der Genius der Vorwelt mit dem Geiſte der Gegenwart konnte vermittelt, und ein zweites Publicum ihm gewonnen werden.

Ein mehr oder minder dunkles Gefühl von der Aehnlichkeit jener und unſerer Zeit, die Ahnung von der Anwendbarkeit ſeiner komiſchen Laune auf die noch jetzt wichtigſten Intereſſen der menſchlichen Geſellſchaft, eine Stimmung des Geiſtes, welche, als Gegenpol der prophetiſchen Vorausſehung, die Reflexion über ſich als ein Selbſtgewahrwerden in dem Spiegel der Vergangenheit zur Begleitung hat: dieſes alles dient als Vorbereitung zu willkommener Aufnahme und erleichtertem Verſtändniß des fremden Gaſtes, und ſcheint dem Unternehmen einer Ueberſetzung Grund, Fug und Erfolg zuzuſichern.

Die Tendenz der ariſtophaniſchen Luſtſpiele berührt zwei Gebiete: das Reich der Aeſthetik oder alles deſſen, was unter Kunſt und Wiſſenſchaft ſich zuſammenfaſſen läßt, und den Bezirk des bürgerlichen und ſittlichen Lebens. Der Standpunct, aus dem ſie das eine wie das andre beſtreicht, iſt keineswegs ein Humor, wie ihn die neuere Zeit kennt, der Sohn des Phantaſus und der Vernunft, dem die Erhebung über die menſchlichen Zuſtände ein Spiel und ein Act der innern Freiheit iſt, ſondern ein gewiſſer autogener Menſchenverſtand (sens commun), der bei ſeinen Scherzen einen ernſten, realen Zweck im Auge hat und im Kunſtleben auf das exemplariſch Bildende, im Staats- und ſittlichen Leben auf das Praktiſche und Erſprießliche ausgeht. Er will belehren, beſſern, und ſo gehört er zu den didaktiſch-ſatyriſchen Dichtern.

Was in unſerer Zeit Journale, Streitſchriften, Recenſionen und Broſchüren breit und mit leidenſchaftlicher Ausführlichkeit abzuhandeln ſich geſtatten, leiſtet Ariſtophanes mit plaſtiſch-energiſcher Kürze, durch Verſinnlichung mittels eines Bildes, Gleichniſſes, Symbols. So liefert er poetiſche Caricaturen, woran der moraliſche Strengſinn der Menſchen von jeher eine große Freude fand, und die er, wie Sühnopfer, mit den eigenen Gebrechen aufgebürdet, von Zeit zu Zeit auszutreiben, als eine Art von Selbſterlöſung beliebte.

Alles ſogenannte Uebel aus dem Zuſammenhange mit dem Guten zu reißen, wodurch es ſich zu einem Naturganzen verbindet, und in einer als für ſich beſtehenden Körperlichkeit zu verſinnlichen, die eine poetiſche Lüge und eine phyſiſche Unmöglichkeit iſt, dergleichen Tragotaphen, Hippocentauren und Chimären ſind es, die Ariſtophanes in ſeinen Caricaturen des Euripides, Sokrates, Kleon und Andrer, in einer angemeſſenen Umrahmung von allerlei Spielen des Witzes und muthwilligen Naktheiten, gleich Arabesken und Schnörkeln, zur ergötzlichen Schau ſtellt.

Für dergleichen Productionen findet sich zu keiner Zeit mehr Anklang, als in den sogenannten gebildeten Zeitaltern, wo die Entwickelung der Einzelnen, doch nur auf verschiedene Stufen gelangt, eine geistige Ungleichheit und somit ein ähnliches Phänomen von Spannung, wie politische Ungleichheit, hervorbringt. Denn da einem Jeden die Vergleichung seiner mit Andern, Anderer mit ihm, sich aufnöthigt, so wird er, um nicht im Nachtheil zu stehen, den Blick auf die Mängel des Andern um so mehr schärfen, als darin eine Art von Beruhigung, wenigstens Beschwichtigung eigener Unzulänglichkeit zu liegen scheint.

In ein so günstiges Element der Zeitgesinnung gebracht, wird demnach das alte verstaubte Transparent nicht nur wieder durchscheinend durch das begünstigende Tageslicht der Zeit, sondern es kann sogar durch einen Jeden, nach seiner Stellung, theilweis belebt und mit besondern Lichtern illuminirt und aufgehöht werden. Und wollen wir auch nicht behaupten, daß eine vorwaltende Neigung zu einer solchen idealisirten Contrefaitmalerei die Wiederauffrischung der alten Schmähbilder angerathen und geleistet habe, obschon die angesprengten Noten des Uebersetzers nicht frei von Seitenblicken sind; so können wir doch mit Grunde sagen, daß ein Publicum, zumal großer und gebildeter Städte, eine gewisse vorherrschende Neigung zu Nachrede und geheimer Freude an Skandal diesem griechischen Hogarth bald die günstigste Aufnahme verschaffen, ihm gelegentliche Bezüge und Accommodation geben, und somit wenigstens theilweise Nachbildungen vermitteln werde.

Doch den Dichter als Dichter zu würdigen und seinen Einfluß zu bestimmen, möge ein anderes verwandtes und gebildeteres Talent übernehmen. Von der Uebersetzung oder Uebertragung vielmehr zu reden, möge dem vergönnt seyn, der im Sprachstudium hergekommen, mit beiden Idiomen, dem deutschen wie griechischen, vertraut zu seyn glaubt, um beide ohne die Beihülfe eines Wörterbuchs oder Glossariums verstehen zu können.

Im Ganzen und Allgemeinen gilt von dieser Uebertragung, was von allen übrigen dieses fleißigen Meisters zu sagen seyn möchte. Alle stehen in dem Vorurtheil einer besondern gewissenhaften Treue nach Inhalt und Form nicht nur, sondern auch in Colorit und Wirkung. Allein bei prüfender Vergleichung findet man: diese Treue bezieht sich nur auf die äußern Dimensionen, zunächst auf Beibehaltung des Sylbenmaßes nach Füßen und Cäsuren; sodann, insofern sie noch möglich bleibt, auf Beibehaltung der gleichen Wortstellung, der nämlichen Redetheile und ihrer etymologischen Bedeutung: aber keineswegs auf eine zuverlässige, nicht übertreibende, von falschem Pathos wie hohltönender Veredlung entfernte Wiedergabe des Inhalts und Gehaltes, sofern er nicht blos von dem

Verſtande, ſondern auch von der Empfindung aufgefaßt ſeyn will, noch auch des Effects, inſofern eine äſthetiſche Wirkung daraus entſpringen ſoll.

Wegen einer gewiſſen Eintönigkeit, bei noch ſo entlegener Verſchiedenheit der Originale, in Zeit, Stoff, Bearbeitung, glaubt man überall und immer denſelben Autor zu hören, der ſich in allen dieſen verſchiedenen Werken gleichförmig ausſpricht. Keine dieſer Ueberſetzungen hält den Ton des Originals, ſondern ſie ſind in eine gewiſſe gleichſchwebende Temperatur zwar voll=, aber hohltönender Kraftſprache transponirt und, trotz der verſchiedenſten Rhythmen, doch alle von einerlei langſamen Tempo.

Die zeitgemäße Verſchiedenheit in dem Sprachgebrauch ſo entlegener Productionen verſchwindet in ſolcherlei Nachbildung gänzlich. Das Element, in der ſie bewerkſtelliget wird, die Sprache des Ueberſetzers, iſt ein Gemiſch von hergebrachter gangbarer Schriftſprache, von aufgewärmten Archaismen, von analogiſch gewagten und aufgenöthigten Neologismen, von Provinzialausdrücken und Lieblingswörtern, von Füllwörtchen und Nothbehelfen, wodurch zwar der Raum, aber nicht der Sinn ausgefüllt wird. Dieſes Verfahren gibt den Ueberſetzungen einen fabrikmäßigen Charakter. Man glaubt in einer Copien=Gallerie von Kupferſtichen in ſchwarzer Kunſt oder Aquatinta zu wandeln, die alle aus *einer* Schule, von *einem* Meiſter, aus *einer* Preſſe hervorgegangen zu ſeyn ſcheinen.

Bei einer ſolchen mehr quantitativen als qualitativen Uebertragungsmanier kann es nicht ausbleiben, daß von Leichtigkeit, Anmuth, Zierlichkeit, von Angemeſſenheit, Wärme und Innigkeit des Ausdrucks nur wenig erfaßt werde, daß hingegen das Meiſte ſteifer, ungelenker, derber und übertriebener ausfalle, als es jemals im Original ſich ausgenommen, dergeſtalt, daß eine äſthetiſche Wirkung eben ſo verfehlt, als ein Urtheil über den Kunſtwerth des Originals unſicher gemacht und gefährdet wird. Auch abgeſehen von des Ueberſetzers Neigung zu pomphaften, mehr das Gehör als den Sinn füllenden Worten, ſo liegt der Hauptumſtand in dem verſchiedenen proſodiſchmetriſchen Band der alten und unſerer Sprache, der ſie mehr oder weniger nöthigt, wenn ſie mit der griechiſchen oder römiſchen gleichen Schritt und Tact halten will, etwas von Sinn und Verſtand aufzugeben, ſo, daß öfter ein alter Dichter nicht nachgeſungen, ſondern nur nachgetrommelt wird. Da in unſerer Sprache eine Folge von langen Sylben nicht wohl anders zu erreichen ſteht, als daß man Stammſylben unmittelbar an einander zu bringen ſucht, ſo kann nicht immer das ſinnerſchöpfende Wort genommen werden, weil ihm gerade die Anſtelligkeit zum Vers abgeht, ſondern irgend ein anderes zwei=, drei=, ja vierleibiges Ungeheuer rückt in ſeine Stelle, wodurch das Ganze ein bombaſtiſches und aufgeblaſenes

Wesen erhält. Oder ist es etwa nicht Uebertreibung, Bombast und hohler Wortprunk, wenn ganz gewöhnliche Ausdrücke des gemeinen Lebens, wie ἀστενακτεὶ durch gestöhnlos, ἔμβας immerfort durch Pompschuh, Διόνυσος ἐν λίμναις, anstatt „im Brühl", durch Dionysos dort im Burggesumpf, umschrieben werden; wenn ein leicht verständliches, nach bekannter Analogie gebildetes μέλος τι μελλοδειπνητικόν durch ein Schmauserwartungslied gedolmetscht wird; wenn der pythische Gott hergekracht (ἔλακεν), wenn die Thür aufgeheult (κλαυσιᾷ) hat? Dieser alles zu erhöhen gewohnten und geneigten Sprachweise ist es vorzüglich beizumessen, daß die wirkliche Parodie des tragischen und dithyrambischen Tons, wenn und wo der Dichter sie angestimmt hat, sich kaum von seiner eigenen sonstigen Sprache unterscheidet; wenigstens kann man nicht sagen, daß die Ausdrücke der Dithyrambendichter schwülstiger seyen, als des Dichters eigene, wenn z. B. sein blos poetisches ϑοᾶν ἵππων ἐλατῆρας von Voß durch Sturmgaulflugslenker übertrieben wird, (Ritter 1267) oder ein ganz gewöhnliches Befehlwort der Schiffersprache: τὸς δελφῖνας μετεωρίζε durch: „zieh auf der Delfin' hochschmetterndes Blei" verbombastet, ein mechilochisches (Thesmoph. 48) *Bombombombombalobómbom* zurückerhält. Es ist nicht zu läugnen, und die Erfahrung bewährt es, daß, wenn ein solches Verfahren durch eine Reihe von Schrifterzeugnissen fortgesetzt und von Nachahmern weiter angewendet wird, es den Charakter unserer Sprache verändern und nicht nur einen äußern Zwiespalt und Mißklang zwischen gleichzeitigen Productionen anderer Schriftsteller, so in Versen als Prosa, sondern auch eine Verschiedenheit des Geschmacks und des ästhetischen Urtheils noch schneidender und völlig unausgleichbar machen müsse. Wir enthalten uns, diese nicht unwichtigen Betrachtungen weiter auszudehnen, und kehren zu der Uebersetzung des Aristophanes zurück. Und so hat denn die Subjectivität des Uebersetzers bei der Obliegenheit metrischer Treue dem Aristophanes ein etwas steiferes Gewand angelegt, als er in seinem Mutterlande zu tragen pflegte. Dieses wird ihm bei der Freiheit und Leichtfertigkeit seiner Scherze ziemlich unbequem und hinderlich, ja er erscheint nun erst um so ungezogener, als er aus seinem gravitätischen Anstand heraus zu Zweideutigkeiten und Zoten sich herabläßt. Diese sind nicht geeignet, im Deutschen einen so läßlichen Eindruck zu machen, als im Griechischen, und da hierauf bei der Würdigung seiner komischen Kraft so viel ankommt, so wird man ihn, der Uebersetzung nach, ungünstiger beurtheilen, als dem Original zufolge. Bei der Abweichung, die der Uebersetzer sich von der natürlichen und leichten Sprache des Originals erlaubte, ist es nicht zu begreifen, warum gerade alle auf die Oekonomie der Naturbedürfnisse sich beziehenden Ausdrücke mit un=

nöthiger, oft noch gesteigerter Derbheit beibehalten worden, (Weiberh. 387) während die auf Geschlechtsverhältnisse anspielenden größtentheils, wo nicht verschleiert, doch durch veraltete oder provinzielle Redensarten unkenntlich gemacht, oder ins Allgemeine gespielt worden, z. B. Weiberh. 623. 643. 647. 651.

Wortspiele und Paronomasien aus einer Sprache in die andere überzutragen, ist fast immer eine schwierige, wo nicht gar unmögliche Sache; wenigstens werden sie in dem qui pro quo, das man dafür geben muß, ein erzwungenes, weit hergeholtes, frostiges Ansehen erhalten. Ungeachtet man nun gestehen muß, daß dem Uebersetzer zur Bewunderung viele gelungen sind; unter andern in den Rittern 615. 995. 1056. 1182., so bleiben doch genug übrig, an denen man die erforderliche Leichtigkeit, Verständlichkeit, (Frösch. 421. 1013.), ja Zusammenhang mit dem Uebrigen vermißt; und die etwanigen Surrogate sind ebenfalls nicht immer glücklich; z. B. in den Rittern 1150. In Holzbirnlingios für Ἀχραδούσιος, ist die Endung ganz verfehlt, die ein Gentile seyn müßte.

Bei einem Dichter, der unmittelbar auf die Anschauung der Gegenwart seine Productionen gründet, die also daraus Stoff und Anlaß hernehmen, sind erklärende Anmerkungen, Einleitungen, Ergänzungen eine unerläßliche Mitgabe für ununterrichtete Theilnehmer. Dafür ist aber hier nur spärlich gesorgt, und erst ein besonderer Commentar versprochen worden. Die untergesetzten ästhetischen Noten sind nirgends tief gegriffen, die historisch-antiquarischen meist nur aus dem Scholiasten entlehnt, und in Hinsicht auf die vom Dichter durch- und mitgenommenen Personen nicht ohne Parteilichkeit. Am auffallendsten ist dieses bei allen Bemerkungen, welche den Euripides betreffen. Nicht genug, daß dieser vom Dichter selbst mit einer Animosität, die nicht durch die damalige Theaterfreiheit genügend zu erklären ist, angegriffen und nicht nur dem Gelächter, sondern auch der Verachtung preisgegeben wird, auch in den Noten wird ihm jedesmal par compagnie etwas angehangen, auch seine Mutter im Grabe nicht verschont und ihr nachgesagt (Achar. 486): „sie habe nicht einmal ordentliches Gartengewächs, sondern nur wilden Kerbel im Kram gehabt, wie ihr Sohn unveredelte Natürlichkeit.“ Auf welches dichterische Uebergewicht des Uebersetzers oder Notenschreibers sich diese parteiische Verunglimpfung gründe, wissen wir nicht, es müßte denn die Kunst der Schaumaufboppelung (Frösche 250) seyn, worin die Uebersetzungswirthschafter ihres Gleichen suchen; wollen ihm aber doch zu Gemüthe führen, daß ein Urtheil des Aristoteles, der unbedenklich den Euripides für den tragischesten der griechischen Dramatiker ausgibt, wohl von aufwiegendem Belang seyn dürfte.

Sollen wir über den Werth und das Verdienst der vorliegen-

den Uebersetzung im Ganzen unsere Meinung unumwunden aussprechen, so ist und bleibt sie zwar ein merkwürdiges moralisches Phänomen unserer Zeit, durch diese hervorgerufen und gefördert, dürfte aber in ästhetischem und technischem Betracht selbst noch nicht für ein gelungenes, sondern künftigem Gelingen vorarbeitendes Unternehmen angesprochen werden. Jenes dürfte nicht ausbleiben, wenn wir des Gottes eigenen Rath beherzigten: (Frösche 1445):

„Sprich etwas ungelehrter und verständlicher!"

11.

Hier nimmt der Aesthetiker das Wort, um auf die Komik des Aristophanes die prüfenden Blicke hinzuleiten.

Da der ganze Aristophanes — eilf Komödien, als so viel noch von seinen Werken aus der blühendsten Zeit der griechischen Kunst uns erhalten worden — nun in einer deutschen Uebersetzung von J. H. Voß, der die tausendfachen Gefahren und Hindernisse eines solchen Unternehmens nicht scheuete, vor den Augen des deutschen Publicums erschienen ist, so läßt sich erwarten, daß eine noch weit größere Aufmerksamkeit, als bisher, nicht nur von Gelehrten, sondern überhaupt von Gebildeten auf diesen alten Classiker wird gerichtet werden, der als das einzige große Vermächtniß der alten dramatischen Komik der Griechen für uns — für ganz Europa — ja für die ganze neuere Zeit eine ewig merkwürdige Erscheinung bleibt. Es möchte daher auch wohl zeitgemäß seyn, bei den vielen stillen Betrachtungen und Verwunderungen darüber, die man von allen Seiten voraussetzen darf, auch in einer schriftlichen Erwägung auf das Hervorstechendste und Wesentlichste darin mit Fragen, Zweifeln, Vergleichungen und Erörterungen hinzuweisen und so die Betrachtung gemeinsam zu machen. — Die Komik des Aristophanes ist so auffallend und von aller übrigen so sehr verschieden, daß man kühn behaupten kann: kein Mensch, wenn er sonst auch noch so genau den Geist der alten Griechen kennen mag, ist im Stande, sich davon im voraus eine Vorstellung zu machen und sich in Gedanken davon ein Bild zu entwerfen, das Gewagte, das Sonderbare, in der Art und in dem Grade, wie es darin erscheint, zu erahnen und besonders den Gang und die Einkleidungen seiner Komödie zu errathen. Kann man sich doch, wenn sie wirklich vorgeführt werden, kaum eine Vorstellung davon machen! Selbst die, welche alles aus der Nationalität zu erklären meinen, täuschen sich nur, wenn sie glauben, mit der historischen Herleitung auch das Kunstwerk selbst und seine nothwendige Erscheinung schon begriffen zu haben; sie setzen nur ein Räthsel für das andre, und

indem sie sich mit bekannten Dingen zu beschäftigen wähnten, erleiden sie obendrein noch den Verlust, daß sie sich des Auffallenden und Merkwürdigen nicht mehr bewußt bleiben. Stellen wir uns lieber einen völlig unbefangenen Leser vor! Alles muß diesen in Staunen und Verwunderung setzen, der Gegenstand sowohl als die Art und Weise des Vortrags. Thiere (Vögel, Frösche) sieht er unter Göttern und Menschen, selbst leblose Wesen (wie die Wolken) als lebendige und vernünftige, ja Gedanken und Begriffe (wie Volk, Krieg und Frieden) lebhaftig erscheinen. Ein Leichnam öffnet den Mund, todte Werkzeuge (ein Kohlenkorb, eine Käseraspel, ein Mörser, eine Keule) gelten für eintretend oder stellen mithandelnde Personen vor. Und kaum hat sich der Leser hierüber mit dem Gedanken beruhigt, daß ja die Griechen überhaupt gern alles Todte beleben, selbst die ganze Natur in Götter verwandeln, die sie verehren, so fallen auf diese eine Menge Spottreden herab, die ihm die ganze Götterlehre verwirren. Ihm schaudert, da von der Bühne herab Personen bei Namen genannt, mit Fingern auf sie gewiesen, auf sie gelästert, ja geschimpft, und auch der Mächtigste, der Angesehenste nicht verschont, und dabei alles herbeigezogen wird, was nur im mindesten einen Schein des Lächerlichen auf sie werfen kann, Schlechtigkeit sowohl als Unglück und körperliche Gebrechen. Der Dichter wird ihm um so verdächtiger, da er besonders mit seinen Feinden unbarmherzig verfährt, das Verdienst seiner Nebenbuhler herabsetzt, und dagegen sich selbst und sein Product um so freigebiger lobt. Aber aufs höchste steigt sein Erstaunen, wenn alles völlig verschwindet, was Zucht und Anstand heißen kann. An körperliche Züchtigungen, die häufig vorkommen, gewöhnt er sich noch. Auch einige Zweideutigkeiten ließe er sich wohl noch gefallen, wenn es der Dichter nur dabei bewenden ließe, oder sich überhaupt nur geflissentlich damit befaßte. Nein, statt aller Anspielungen, erscheint gleich die Sache selbst in ihrer völligen Nacktheit, nicht blos als eine Ausnahme nebenbei, sondern als Hauptbestandtheil, wohl gar als Inhalt eines ganzen Stücks, nicht an dieser oder jener getadelten Person, sondern an ganzen Chören ehrbarer Menschen, nicht in vorübergehenden Zuständen, sondern im Vorschreiten bis zur Handlung. Ein anderes sinnliches Bedürfniß grober Art erscheint nicht minder werkthätig. — Wer hätte so etwas auf der griechischen Bühne im Angesicht des so hoch gebildeten athieniensischen Volks für möglich gehalten! — Und doch kann auf der andern Seite die Verwunderung nicht geringer seyn, wie das Volk alle die kühnen und witzigen Anspielungen auf Handlungen, Aussprüche und besonders auf Verse in den Tragikern auf der Stelle habe fassen und verstehen können. Welch einen Grad von allgemeiner Bildung setzt dies nicht voraus Aufs neue bemächtigt sich das Staunen des unbe-

fangenen Hörers, wenn er nun die kunstreichsten Verse des Dichters selbst vernimmt, wenn in den Chorgesängen Dichtkunst und Musik in ursprünglicher Einheit erscheinen, und die Schauspieler sie nicht blos gesangartig declamiren, sondern zugleich auch tanzen oder mimisch vortragen — eine Kunstdarstellung, die auch die kühnste Phantasie des gelehrtesten Auslegers nicht völlig erreichen und uns wieder ins Leben zurückbringen kann. So gibts der Veranlassungen zu Verwunderungen im Aristophanes noch gar mancherlei, aber wir würden unsere Vorstellung von ihm nur verwirren, wenn wir noch mehr davon anhäufen wollten, ohne eine bestimmtere Auffassung zu versuchen oder Begriffe damit zu verbinden. Solches kann man indeß nicht allein auf historischem Wege erlangen, wo das Auffallende meist doch nur nach außen vermindert wird; wir müssen den Sinn und die Bedeutung davon in Erwägung ziehen, und diese können wir nur aus der Kunstphilosophie schöpfen, wenn wir fragen, was das Komische überhaupt will, was es in sich begreift, oder was es erstrebt. Das Allgemeine läßt sich alsdann in einer einzelnen Erscheinung wiedererkennen, wir unterscheiden dann das Wesentliche vom Zufälligen, und ob und wie es erreicht wird. Die äußere Gestaltung, worin derselbe Geist wohnt, wird uns dann weniger irren. Es muß höchst anziehend seyn, zu bemerken, wie das Komische bei verschiedenen Völkern unter tausend verschiedenen Umständen verschieden artet. Freilich läßt sich auch erwarten, daß die verschiedenen äußern Zustände demselben bald mehr, bald weniger günstig seyn werden, woraus von selbst folgt, daß es bald vollkommener, völliger, höher, reiner, stärker, bald mit einer Abschweifung, mit einer Einseitigkeit oder in mangelhafter Entwickelung erscheinen kann. Da die ganze Natur nach der größten Mannichfaltigkeit strebt, und diese auch unter der Zusammenwirkung verschiedener Kräfte schon bei der geringsten Veränderung des kleinsten Umstandes von selbst entstehen muß, so ist es nicht wahrscheinlich, daß irgend ein Volk sollte gefunden werden, das unter allem Erreichbaren die vollkommene Mitte hielte, so daß nach keiner Seite sich ein Uebergewicht oder eine theilweise größere Entwickelung sich zeigte, obgleich eine große Annäherung zu diesem Puncte als ein doch irgend einmal eintretendes Gelingen der Natur eben so gut zu erwarten steht. Es bleibt also immer ein mißliches, wo nicht ganz verkehrtes Verfahren, statt die Kunst eines Volks nach allgemeinen Gesetzen zu erkennen, diese Gesetze selbst erst von ihnen zu entlehnen, wenn solche auch rücksichtlich anderer Völker schon sehr belehrend sind. Auf diese Weise muß, wenn man das, was erklärt werden soll, gleich selbst als Regel annimmt, eine unbefangene Anschauung und Würdigung des Dargebotenen schwer, wo nicht unmöglich fallen. Und dies trifft am meisten bei den Griechen zu,

die gewiß unter allen Völkern am völligsten und mit Hingebung an die Natur am ungezwungensten sich ausgebildet haben, und deren Kunstwerke deshalb allen für Muster gelten. Auf Kunsttheorien haben sie den meisten Einfluß gehabt, die oft, statt Kunst überhaupt, nur griechische Kunst lehren und diese, wo möglich, auf alle Völker übertragen. Indeß ist die Natur nicht so schwach, daß sie bei aller Nachahmung nicht doch ihren eigenen Gang gehen und bei aller Einwirkung doch den Zweck der Mannichfaltigkeit verfolgen könnte. So entsteht, trotz dem Vorhalten des Musterhaften, bei allen Nationen, doch wieder etwas Verschiedenes. Der Grund der geringen Folgsamkeit liegt nicht immer in dem Unvermögen, jenes zu erreichen, sondern mit darin, daß alle demselben Gesetze der Schönheit unterworfen sind, und daß die innere Quelle ihnen doch näher ist, als die äußere Erfahrung, bei welcher sie auch bei dem größten Gelingen irgend einen Nachtheil des Einflusses von außerwesentlichen Dingen unbewußt argwöhnen oder dunkel ahnen. Nun ist in der Kunst gerade das Komische am meisten den äußern Einflüssen ausgesetzt, weil es bei gleicher Idealität mit der sichtbaren Gestaltung am meisten im Boden der Gegenwart wurzelt, so daß die irdische Beschränktheit und Bestimmtheit selbst die eine Hälfte desselben ausmacht. Es wird also von jeder Nation etwas Befremdendes (für andere) an sich tragen. Indeß — warum muß dies gerade bei den Griechen und namentlich bei Aristophanes in einem so hohen Grade der Fall seyn, und wie läßt sich dies mit den allgemeinen Regeln der Kunst vereinigen, oder wie entdecken wir auch in seinen Producten die Gesetzmäßigkeit des Komischen überhaupt?

Wir ziehen hier zunächst das Auffallendste darin — die sehr hervortretende Sinnlichkeit in Betrachtung.

Da das Komische, um eine höhere Freiheit zu offenbaren, die Welt der Lust in ihrer Beschränktheit beleuchtet und die Freiheit des Menschen in ihrem Wahn so darstellt, daß wir ihre Mangelhaftigkeit und Unzulänglichkeit, und damit zugleich den Abstand derselben von einer höhern Freiheit empfinden, so spielt von selbst die Sinnlichkeit als etwas, das die Geistigkeit leicht hindern, stören oder unterbrechen kann, eine Hauptrolle darin. Und es wird dann um so leichter, die Freiheit des Menschen durch seine Sinnlichkeit zu verspotten, wenn er mit dem Geiste einen recht hohen Flug nimmt. Dies geschieht nun bei den neuern christlichen Völkern, wie bekannt, weit mehr, als bei den alten, weshalb die leiseste Anregung der körperlichen Triebe schon hinreicht, ihre Freiheit zu verspotten. Indeß, wie soll man einen Griechen damit anfechten, der mit der Natur in völliger Eintracht lebt und, indem er diese vergöttert, seiner Sinnlichkeit nichts vergibt? Dieser Umstand aber ist es eben, der das Auffallende herbeiführt. Ohnehin schon lassen sie

die Sinnlichkeit ziemlich unverschleiert; soll sie nun noch besonders mit Uebergewicht gegen die Freiheit wirken, so muß sie nothwendig weit stärker erscheinen. Und dies geschieht denn, wo sie im Komischen als wirkliches Motiv gebraucht wird, in einem so hohen Grade, daß sich schon daraus die Vorneigung des Griechen zum Sinnlichen erkennen läßt. Der Scherz ist der Probirstein der mehr oder weniger geistigen Gesinnung eines Menschen. Das Komische wird in der Kunst zum Verräther, indem es das Ideale von seinen Gegensätzen sondert und beides mehr zum Bewußtseyn bringt. Wären wir mit dem innersten Wesen des Komischen ganz vertraut, so müßten wir beim Anblick der tragischen Werke — eines Dichters wie einer Nation — auch gleich voraussagen können, wie aus derselben Quelle das Komische ausfallen müßte: ob darin die Ideen mehr die Körper, oder die Körper mehr die Ideen suchen, und mit welchen vorherrschenden Bestandtheilen sich beide verbinden würden; so wie umgekehrt aus der Komik eines Volks auch der tragische Geist sich müßte erkennen lassen. Bei Aristophanes bleibt nun kein Zweifel, daß das plastische Princip hier eben so vorherrscht, wie bei der übrigen Kunst der Griechen. Und wenn das Princip, vorzugsweise immer nach schöner Verkörperung strebend, am meisten die Bildhauerkunst begünstigte, so steht eben deshalb auch schon im voraus zu vermuthen, daß es für die Musik nicht sehr beförderlich, und für die Komik theilweise wohl gar nachtheilig gewesen sey; und zwar aus den ganz entgegengesetzten Gründen, weil jene zu geistig und zu subjectiv und also zu weit davon entfernt, und diese an sich schon dem Körperlichen mit einem wesentlichen Theile zu nahe ist. Dies hinderte indeß nicht, gleichwohl das Komische bei den Griechen großartig erscheinen zu lassen, so daß derselbe Geist darin herrscht, der in ihren Tragikern sich offenbart. Das Ziel wird nur in einer andern Proportion erreicht; die Ideen suchen der Körperlichkeit wieder das Gleichgewicht zu halten. Starksinnliche Naturen verlangen eine stärkere Einkleidung; und wenn die Kunst fordert, daß man die Erscheinung mit der Vorstellung solle beherrschen können, so daß diese selbst nur als eine Vorstellung wirkt, so ist den Griechen das beim Anschauen einer solchen Komödie ohne Zweifel eher möglich gewesen: die Größe des Theaters, der Gebrauch der Masken, die Wichtigkeit des Gegenstandes, die sich dahinter nur verbarg, das Sinnreiche der Erfindung, der Geist des Dichters und seine Kühnheit, und das zweckmäßige Fortschreiten zu einem würdigen Zweck mußte ihnen die freie Auffassung des Ganzen sehr erleichtern. Dabei muß man ihnen indeß immer noch als Eigenheit zu Gute halten, daß sie neben dem geistigen Genuß — an körperlichen Scherzen noch besonderes Wohlgefallen finden. Insofern nun das Geistige, das Sinnreiche, das Witzige

auf kürzern Wegen zu erlangen seyn möchte, können sie bei uns dem Verdachte einer gewissen Ueberneigung und Abschweifung zur Grenze im Komischen nicht entgehen, und es ist auch noch Keinem eingefallen, so sehr der Geist des Aristophanes zur Bewunderung und zur Nachahmung auffordert, die grobsinnlichen Bestandtheile zum Muster aufstellen zu wollen. — Das Komische muß mehr als alles Andere, weil es mit augenblicklichen Täuschungen und Wirkungen umgeht, auf die Beschaffenheit der Zuschauer Rücksicht nehmen; etwas mehr oder weniger verfehlt den Zweck, und was den Einen zum Lachen reizt, läßt den Andern noch ruhig und kalt. Der Scherz unter Männern gestaltet sich anders, als unter Frauen. Sollen wir uns aber ein idealisirtes Publicum denken, so muß die Kunst die im Aristophanes vorherrschende Sinnlichkeit verwerfen; denn eben dasselbe, was demselben zur Entschuldigung dient — daß keine Frauen gegenwärtig waren — muß ihm auch als Veranlassung zur Einseitigkeit, zum Fehler und Vorwurf werden, wenn man anders nicht annehmen will, daß die Frauen überhaupt von der Komödie ganz entfernt bleiben müßten, und daß es eine Kunst gebe, die nicht für die ganze Menschheit — für den Menschen als Menschen, — vorhanden sey. — An sich kann das ganz Thierische der Komik nicht zum Gegenstande dienen, weil dadurch die Freiheit nicht blos angefochten, sondern zu sehr herabgezogen und der Natur unterworfen wird, im Komischen aber, wenn es Lachen erregen soll, beides, Freiheit und Natur, zugleich verspürt werden muß; indeß kann man zur Rechtfertigung des Dichters anführen, daß er den Instinct, so überwältigend er zuweilen hervortritt, denn doch im Ganzen nicht für sich habe schalten lassen, und daß er das Grobsinnliche nicht gerade um sein selbst willen, auch nicht zur Lust daran, sondern um einer Idee willen darstellt, die den Hauptgegenstand des Scherzes ausmacht. Wenn die Weiber in der Lysistrata sich zur Enthaltsamkeit gegen die Männer verschwören, so geschieht es nur, um den Frieden zu erzwingen und als sehr empfehlenswerth vorzuspiegeln, wobei indeß nicht zu leugnen ist, daß mittlerweile fast durch die ganze Breite des Stücks das Bedürfniß selbst zum Gelächter dienen soll. Im Einzelnen wird aber auch nach einer solchen Zweckmäßigkeit oft gar nicht gefragt, sondern es geht überall eine Vorliebe für Erwähnung solcher Bedürfnisse durch die Reden hindurch, so daß eine Kraftsprache entsteht, wie sie nur von scherzenden Naturmenschen zu erwarten ist. Dies gehört gleichsam zum komischen Colorit, womit starke Naturen beständig sich zur Abhängigkeit bekennen, über die sie sich zugleich scherzend wieder erheben. — Es sind Ausdrücke, deren selbst jede Sprache viele aus ihrem ersten Ursprung in das Leben überhaupt mit hinübernimmt, wo die Gewohnheit ihnen zum

Theil wieder die Kraft der ersten Bedeutung raubt, so daß auch bei Aristophanes vieles das Ohr des Griechen nicht so hart berühren konnte, als es uns trifft. Am ärgsten wird dieses Uebergewicht der Naturseite bei wirklichen Auftritten empfunden, wo auch der Zusammenhang keinen Grund enthält, ein Bedürfniß zu versichtbaren, woran die Freiheit des Menschen auch nicht den mindesten Antheil hat, wie in der Weiberherrschaft geschieht, wo ein Eheherr, von seiner Frau am Morgen der Unterkleider beraubt, das Theater zum verborgensten Theil seines Hauses macht. Vorkommende Gewohnheit in Athen kann dies nicht entschuldigen. Als Rüge ist es zu unlustig. Und der Eheherr konnte seine Kleider und seine Frau suchen wohl auch ohne dies. Hat die Verrichtung aber an sich Gelächter erregen können, so mußte bei den Zuschauern wohl dieselbe Vorneigung herrschen, die eben in der Komik leicht zur Abschweifung führt.

Die besondere Freude am Körperlichen verräth sich bei Aristophanes nicht allein an der Art von Thätigkeit, die auf dem Theater die Personen in Wechselwirkung setzt, indem die Handlung sehr oft in ein Handhaben übergeht, und Prügel zu den glänzendsten Abgängen gehören, sondern scheint sich auch an auffallenden Masken, sonderbaren Erscheinungen und Gestaltungen zu offenbaren, was denn auch selbst auf die Erfindung des Dichters wieder mit einwirken und ihn zu so seltsamen, fast mährchenhaften Einkleidungen zum Theil veranlassen konnte. So muß im Frieden ein großer Käfer dazu dienen, einen Bürger Athens zu den Göttern hinauf zu tragen, und der Dichter ermangelt nicht, sich selbst wegen dieses Einfalls zu rühmen, indem er jenen sagen läßt:

Hoch flieg' ich vom Volk der Hellenen empor;
So kühn, so neu ist, was ich erfand.

In den Acharnern müssen sich — um die große Kriegsnoth zu schildern — zwei junge Mädchen so auskleiden, daß der Vater sie als junge Schweine zum Verkauf anbieten kann, was zu einem sehr drolligen Auftritte führt, der aber in sich einen tragisch-komischen Geist trägt, so daß es nach Vorschüttung der Feigen fast rührend klingt, wenn der Alte auf die Verwunderung des Käufers, wie sie denn so schnell schon alle Feigen hätten wegnaschen können, ganz ehrlich sagt:

I hon mer dovon diese Een' hier ufgelangt.
(Ich hab' mir davon diese Ein' hier aufgelangt.)

Das Wohlgefallen am Körperlichen äußert sich in solchen Auftritten noch besonders dadurch, daß diese Erscheinungen von den Personen

selbst ausdrücklich in Betrachtung gezogen werden, was dem Gelächter zum Signal dienen kann und zugleich bei der Unvollkommenheit theatralischer Täuschung die Vorstellung erhält, daß man nur scherze. So fragt bei jenen Landtöchtern der Käufer Dikäopolis:

Was ist das für ein Wesen?

Megarer.

Nu, a Ferkel jo.

Dikäopolis.

Was? dies ein Ferkel, welcher Zucht?

Megarer.

Megarischer.

He, nit a Ferkel wäre dos?

Dikäopolis.

Mir scheint es nicht.

Der Megarer läßt sie nun zum Beweise schreien, und auf ihr: koi, koi! fragt er wieder: Isch das a Ferkel?

Dikäopolis.

Jetzt ein Ferkel scheint es mir.

worauf die nähere Beschauung vor sich geht, wobei es, wie man sich wohl denken kann, an mancherlei witzigen Anspielungen nicht fehlt.

In den Wolken vergleicht der Landmann Strepsiades die als Chor Heraufziehenden mit den wirklichen, die ihm wie wollige Flausche gespreizt scheinen, nicht Weiber fürwahr, sagt er, nicht so viel, nein! Doch diese da haben ja Nasen. — Zur Empfehlung des Stücks führt der Dichter ausdrücklich an: er sey nicht so possenhaft, als Andere, wie z. B. Phrynichos, der die Geschichte der Andromeda lächerlich machte, indem ein Meerscheusal ein altes besoffenes Weib verschlang. Andere mögen also das Auge noch auffallender unterhalten haben. Von sich selbst rühmt er: stets in neuer Gestalt bild' ich euch Erfindungen, keine je der andern gleich.

Die Alten, die die Sucht haben, Gericht zu halten, läßt er nicht in ihrer natürlichen Gestalt, sondern als Wespen (in dem Stücke dieses Namens) hinten mit Stacheln erscheinen, die ihren Eifer zu verderben ausdrücken, womit sie sich auch zur Wehre setzen, da man ihren Gehülfen zu Gericht zu kommen verhindern will. Der Sclave Xanthias ruft aus:

Hilf, Herakles! Sieh, auch Stachel haben die da, sieh, o Herr!

und da sie zum Angriff anrücken:

> Das doch wird zu schrecklich jetzo, wahrlich, wenns zum Kampfe geht;
> Denn mir bebt das Herz vor Angst schon, ihre Stachel nur zu sehn.

Und es bleibt nicht bei bloßen Drohungen:

Bdelykleon.

> Schlage, schlag', o Xanthias, die Wespen mir von dem Haus' hinweg!

Xanthias.

> Ja, das thu' ich; doch du selber dick mit Rauch umqualme sie!

Der Sohn, der den alten Vater vom Gericht abhält, läßt, um ihm doch einigermaßen das Vergnügen zu verschaffen, zwei Hunde auftreten, wovon der eine Labes — mit sehr witziger Anspielung auf den Flottenanführer Laches — beschuldigt wird, einen sicilischen Käse gestohlen zu haben; Zeugen sind: Schüssel, Stämpfel, Käseraspel, Feuergestell und Topf; der Hausherr ist ihr Wortführer.

Bdelykleon.

> Trit auf, du Käseraspel dort, und rede laut!
> Du warst ja bestellt als Schafnerin. Nun antworte klar,
> Ob du klein geraspelt unter das Heer, was du empfingst! —
> Klein, sagt sie, hab' ich geraspelt.

Der Alte will aber nicht darauf hören, und der Sohn ruft nun: Vater, erbarmt euch sein!

> Und macht ihn nicht unglücklich! Wo denn die Kinderchen?
> Auf, tretet auf, ihr Armen, und mit gelferndem
> Gewinsel fleht und bittet und wehklagt bethränt!

Darauf läßt sich das Gewinsel von jungen Hunden hören, das — mit der schönsten Persiflage des Gerichts — das Herz des Alten auf der Stelle erweicht.

Die meisten auffallenden Erscheinungen bieten die Vögel dar, die gar viele und mancherlei Masken erfordern, über deren Aussehen denn ausdrücklich gescherzt wird. Gleich beim Auftreten des Zaunschlüpfers ruft der Bürger Euelpides aus: Apollon, Fluchabwender, welch' ein Rachen das! Er hat vor Schreck seinen Wegweiser, die Dohle, fliegen lassen, und der andere Bürger flucht hinter dem Zaunschlüpfer drein: daß du arg verdammt seyst, der mich getödtet

hat vor Angst! und die Krähe ist ihm ebenfalls entwischt. Der Wiedehopf wird auch besonders in Betrachtung gezogen, nicht allein, weil Sophokles den König Tereus am Schlusse seiner Tragödie als Wiedehopf auf die Bühne gebracht hatte, sondern vorzüglich wegen seiner Gestalt.

Euelpides.

O Held Herakles, was für ein Wunderthier ist das?
Was doch für Beflüglung! was in dem Dreihelmbusch für Schwung!

Wiedehopf.

— — — — — Höhnt ihr vielleicht, mich so
Beflügelt sehend? Selbst ja war ich, o Fremdlinge,
Ein Mensch vordem.

Euelpides.

Nicht deiner lachen wir.

Wiedehopf.

Wessen denn?

Euelpides.

Dein Schnabel ist uns etwas lächerlich anzusehn.

Nachher erscheint ein ganzes Heer und Peisthetäros nennt selbst:

Heher, Toppellerch' und Turtel, Trappe, Taub' und Emmerling,
Sperber, Ringeltaube, Habicht, Kuckuk, Rothfink, Feuerkopf,
Porphyris, Thurmfalke, Taucher, Weinling, Beinbrach, Auerhahn.

Euelpides.

Wie mit Pipen und Geschnatter alles durch einander rennt! —
Doch sie drohn uns gar? Sie sperren, wehe mir, die Schnäbel auf,
Scharfe Blick' auf uns gerichtet!

Nach langer Unterredung wird die Nachtigall zur Unterhaltung hervorgerufen.

Peisthetäros.

Wie zart das Ding ist und wie weiß! — —

Euelpides.

Ich gehe, denk' ich, gleich daran und küsse sie.
(Sie war als Mädchen dargestellt.)

Peisthetäros.

Was, Geck? da den Schnabel sie vor zwei Bratspießen trägt?

Nachdem sie selbst beide unter die Vögel aufgenommen, belachen sie ihre Verkleidung nicht wenig.

Peisthetäros.

— — — Bei Zeus, nie hab' ich noch
Gesehen etwas mehr zum Lachen lächerlich.

Euelpides.

Was denn belachst du?

Peisthetäros.

Deine zwei Schwungfittige.
Wem gleich zu sehn wohl glaubst du in der Befiederung?
Der schlechtesten Gans, die je ein Mahler hingepfuscht.

Euelpides.

Und der Amsel du, der man den Schädel abgerupft.

In den Fröschen wird auf das Geschrei derselben noch besonders die Aufmerksamkeit gerichtet, indem Dionysos bei der Ueberfahrt nach der Unterwelt es sehr lästig findet und sie zu überschreien sucht. Vor Aeakos und seinen Worten erschrickt er so sehr, daß er — das Aeußerste thut; das Herz sey ihm, sagt er, vor Schrecken in den Unterleib hinab geschlüpft.

Daß die Vorneigung zum Sinnlichen und Plastischen in anderer Hinsicht dem Komischen auch zum großen Vortheil gereichen mußte, versteht sich schon von selbst, da solches vorzugsweise Versinnlichung, Bestimmtheit und Einzelnheit fordert; und Aristophanes konnte um so leichter etwas Allgemeines nach etwas Besonderem benennen, da dieses, bei dem gemeinsam öffentlichen Leben der Griechen und bei dem geringen Umfange des Landes, als gleichmäßig bekannt vorausgesetzt werden konnte. So wird ein heftiger, zerschmetternder Donnerschlag ein likymnischer von dem treffenden Blitzstrahl im Likymnios des Euripides genannt, und ein melischer Hunger von der Einschließung der Insel Melos war sprüchwörtlich geworden. Witzigen Anspielungen eröffnete sich besonders dadurch ein weites Feld, daß die Schauspiele öffentlich waren und in aller Gedächtnisse lebten — eine wahre Volksthümlichkeit, die zunächst immer auf Gemeinsamkeit sich gründen muß. Einerlei Sitten und Gebräuche lieferten auch einerlei Beziehungen im Sprachgebrauch. Am meisten aber gewann der Dichter durch die Freiheit, Personen bei Namen nennen zu dürfen. Wollte er eines Weichlings spotten, so stellte er ihn gleich in dem Bilde des Kleisthenes dar, der vor Aller Augen schwebte und wohl auch im Theater saß. Statt eines Stutzers nannte er gleich den Kratinos,

statt eines Schlemmers und feigen Menschen den Kleonymos, statt eines Spielers den Lysistratos, statt eines Schmeichlers den Theoros oder Euphemios. Wenn in den Wespen der Alte schildern will, welches Ansehn ihm das Gerichthalten verschaffe, wie man ihm schmeichle, so sagt er gleich:

Und Theoros, obgleich wahrhaftig ein Mann, der nichts dem
Eufemios nachgiebt, (scheinbares Lob — Ironie!)
Der fasset den Schwamm, in die Scherbe getunkt, und wixt
dienstfertig die Schuh' uns.

Und solche Namen wurden selbst ohne besondere Veranlassung, wo man es nicht erwartete, eingemischt, um der Rede eine schärfere Würze zu geben, und nebenbei auch zu Witz- und Wortspielen das Feld zu erweitern. So kommt derselbe Theoros wieder in einer andern Stelle der Wespen vor, wo der Sklav von Kleon, dem argen Volksbeherrscher, will geträumt haben.

Dann bauchte mir, den Theoros säh' ich ihm zunächst
Auf der Erde sizen, und ihm gellt' ein Rabenhals.
Drauf sprach zu mir dicklallend Alkibiades:
Nim wahl den Theolos, wie ein Loabehals ihm gellt.

Damit wird nicht allein Kleon und Theoros getroffen, sondern auch Alkibiades gestreift und ein Wortwitz obendrein gemacht, indem dieser mit breiter Aussprache, R wie L lallend, Theoros in Theolos, Gottgestraft, und Rabenhals in einen Lobehals verwandelte. Und dies konnte keiner sehr übel vermerken, da kurz zuvor der Sklav von der ganzen richterlichen Volksversammlung sagen durfte:

Um den ersten Schlummer bauchte mir, in dem Raum der Pnyx
Da säße ringsher eine Schafsversammelung.

So mußte der weibische Kleonymos auch wieder in den Wolken herhalten, wo es selbst etwas hergezwängt scheint, wenn im sophistischen Unterricht Sokrates sagt:

Backtrog ist bei dir
Männliches Geschlechts, und weiblich sollt' er seyn.

Strepsiades.

Wie so?

Zu sagen der Backtrog, ist Fehler?

Sokrates.

Allerdings;

Wie der Kleonymos Fehler ist.

Strepsiades.

Wie reimst du das?

Sokrates.

Wohl reimt dir Backtrog und der Wanst Kleonymos.

worauf Backeltruhe vorgeschlagen wird, mit dem Ausspruch:

Die Backeltruhe speiset uns, der Trog das Vieh.

Das öffentlich Bekannte drängt sich überall vor. Die blaß aussehenden Schüler des Sokrates vergleicht Strepsiades, der Landmann, gleich mit

„denen, die man aus Pylos fing, den Lakoniern.

Und wie einzelnen Personen, so erging es auch ganzen Provinzen und Landschaften, an welchen ein Fehler, eine Ausartung oder selbst auch das Gewerbe, das Geschäft, völlig der Bedeutung des Komischen gemäß, den Begriff der Freiheit verringerte. Einen attischen Blick braucht der Dichter für Frechheit, die Korinther heißen als Seemänner Krebse und Krabben In den Acharnern entlehnt er eine Menge Ausdrücke von den Kohlenbrennereien derselben.

O wie schwarz in euch von neuem qualmt des Zornes Brand empor!
Nichts denn hört ihr? Nichts denn hört ihr, o Acharnersprößlinge?

Ja auf eine sonderbare Weise, fast mit gezwungenem Witz, erinnert er an ihre Abhängigkeit, indem er den Kohlenkorb als ihren Landsmann betrachtet und den zu verderben droht, wenn sie nicht endlich Frieden machten.

Chorführer.

Ach, verloren sind wir, Nachbarn; unser Landsmann ist der Korb!
Nicht doch thue, was du vorhast! keineswegs, o keineswegs!

Dikäopolis.

Ha, ihn so ermorden will ich! Schreiet nur; ich höre nicht.

Chor.

Ach, den Kameraden mir ermordest du, den Kohlenfreund?

Dikäopolis.

Auch was Ich geredet neulich, habet Ihr nicht angehört.

Chor.

Aber jetzt rede, wenns gut dir dünkt,
Selber von dem Volke Lake-
dämons, wie es deinem Sinn
Ist genehm. Denn, o du mein
Körbchen, dich verrath' ich traun nimmermehr!

Hier läßt der Dichter den symbolischen Scherz sogar handelnd eintreten, eine Freiheit, die er sich wohl nur bei gleicher Phantasie im Volke nehmen durfte.

Dies macht uns überhaupt auf den Gebrauch des Symbolischen aufmerksam, das durch eine weite Umfassung nothwendig auch sehr viel zur Großartigkeit der Aristophanischen Komik beitragen mußte. Es fließt schon von selbst aus der vorherrschenden Neigung zur Versinnlichung, wurde aber auch von den weitumfassenden Gegenständen, die behandelt wurden und die gewöhnlich Staatsangelegenheiten betrafen, als unentbehrlich herbeigeführt, ja es langte dabei nicht aus, und Personificationen und allegorische Figuren mußten noch mithelfen. So wird der Friede in dem Stücke dieses Namens leibhaftig als eine verbannte Göttin aus dem Abgrunde heraufgezogen, und an der Anstrengung der Ziehenden sieht man, welche Provinz säumig ist, wobei also der Witz wieder mit Anspielungen durchgreifende Kraft erhält, so daß ganz Griechenland, wie der Bestand eines Hauses, gleichsam zum Scherz wird unter Hausgenossen. — Die Oberherrschaft, die die Vögel von den Göttern erhalten, erscheint in Person, schwebt vom Himmel in einem Luftregen herab und folgt als Braut dem in einen Vogel verkleideten Peisthetäros. — In den Wolken treten sogar der gerechte und der ungerechte Vortrag als redende Personen auf. — Im Plutos hat dieser Gott des Reichthums und die gegen ihn sprechende Penia, Göttin der Armuth oder der Beschränktheit, allegorische Bedeutung. — Bei so großer Allgemeinheit in der Einzelnheit bekommen Geist und Witz freies Spiel zu den kühnsten Verbindungen. Schwer aber ist es, solchen Personen eine Einzelnhandlung zu geben, die für einen wirklichen Vorgang auf der Bühne gelten kann, womit es denn auch bei Aristophanes oft mißlich aussieht. Man merkt ihnen nur gar zu sehr an, daß sie nur dienend sind, einen allgemeinen Gegenstand darzustellen oder auch wohl nur zur Sprache zu bringen. Schwer ist es auch, das Allgemeine, das man an sie anknüpfen will, wieder gehörig zu versinnlichen, was denn oftmals entweder bloße Reden oder zu aufgehäufte Einzelnheiten herbeiführt, die die Beziehung aufs Allgemeine leicht wieder in Vergessenheit bringen. Beide Fälle treten beim Demos ein, der in den Rittern die Gesammtheit des niedern

Volks vergegenwärtigen soll. Die beiden Demagogen, die sich seine Gunst erwerben wollen, überbieten sich in Gemeinheiten und persifliren zwar damit auf eine sehr witzige Weise die wirklichen Beherrscher des Volkes, aber die Reden dauern, wenn man weniger plastisch denkt, als die Griechen, für ihre Bedeutung zu lange. Und da sie nun wirklich etwas für den Demos thun, verliert sich der persiflirende Gedanke wieder zu sehr in das gegenwärtig Persönliche. Um zu zeigen, wie sie ihn pflegen wollen, oder im Sinne des Dichters, um darzustellen, wie die Volksbeherrscher mit falscher Anwendung des Geldes dem Volke gütig thaten, speisen sie ihn wirklich und förmlich, und mit einer Ausführlichkeit, die sich mit dramatischem Fortgange schwer verträgt.

Kleon.

Schau, Ich zuerst nun bring' heraus den Sessel dir!

Wursthändler.

Doch keinen Tisch du; Ich noch eher als zuerst!

Kleon.

Sieh da, dir bring' ich dieses Klößelein, ja Ich!
Das aus dem Altarschrot dort aus Pylos ward gewirkt.

Wursthändler.

Ich diese Semmeln, die zum Löffeln ausgehöhlt
Die Göttin selbst, mit der Hand von weißem Elfenbein.

Demos.

Wie groß, o heilige Göttin, ist dein Finger doch!

Kleon.

Ich diesen köstlichen Erbsenbrei, so gelb und schön,
Durchquirlt von Pallas, jener Pyloskämpferin.

Wursthändler.

O Demos, sichtbar hält die Göttin dich in Hut!
Nun breitet sie über dich — den Topf, von Suppe voll.

So dauert die Speisung noch lange fort, mit Sulzfisch, Suppenfleisch, Kaldaunen und Gekröse, Magenwurst, Zwergfell, Wecken, Rippenstücken, Fladen, Hasen, bis Demos entdeckt, daß Kleon außerdem etwas bei Seite geschleppt hat, was ihn dann zu dem Entschluß bringt, sich lieber dem Wursthändler anzuvertrauen. Dieser übergibt ihm noch zuletzt (um die Beendigung des peloponnesischen Krieges zu empfehlen) die dreißigjährigen Aussöhnungen (Verträge auf lange Zeit), hübsche junge Mädchen, die den Alten vollends entzücken.

Geistiger und witziger wirkt das Symbolische, wo es nicht so über die Grenze hinaus sich in das Ausführliche verliert; es fördert einen schnellern Gedankenwechsel, indem es das Gedachte enger vereinigt. Dies ist in den Acharnern der Fall, wo der Landmann den Amphitheos fortschickt, um für ihn ganz allein von Lakedämon den Frieden zu holen. Dieser ist in Fläschchen verwahrt.

Amfitheos.

Drei Proben bring' ich hier zur Wahl.
Schau, dieser gilt fünf Jahre lang. Da, koste selbst.

Dikäopolis (ausspuckend).

Abah!

Amfitheos.

Was ist denn?

Dikäopolis.

Nicht gefällt er mir, denn stark
Nach Peche riecht er, und nach Schifsausrüstungen.
(Ein kurzer Vertrag, bei dem man sich wieder rüsten muß.)

Amfitheos.

Noch einen auf zehn Jahre bring' ich; koste den.

Dikäopolis.

Auch dieser riecht nach Gesandten in die Städt' umher
Sehr sauer, wie nach Zögerung der Verbündeten.

Amfitheos.

Nun dieser Vertrag hier ist ein dreißigjähriger
Zu Wasser und zu Lande.

Dikäopolis.

Ha, Dionysien!
Ja dieser riecht nach Nektar und Ambrosia,
Und nicht nach: Zehrung angeschaft, drei Tag' hindurch!
Und frank vom Munde spricht er: Geh, wohin du willst.
Den nehm' ich gern, deß opfer' ich gern, und trink' ihn gern!

Da einmal der Friede als ein Trank angenommen ist, so läßt sich damit leicht wieder symbolisch verfahren. Ein Ackermann, der, wie er sagt, sich um die geraubten Stiere die Augen ausgeweint (!), fleht umsonst, ihm etwas davon auf die Augen zu streichen, ob er vielleicht seine Stiere wiederfände. Aber einer Braut theilt er davon mit.

Hochzeitdiener.

Unsere Hochzeitdienerin;
Sie wünscht von der Braut etwas zu sagen dir allein.

Dikäopolis.

Wohlan, was sagst du? — O wie lächerlich doch, bei Zeus,
Die Bitte der Braut ist, die mich flehentlich bitten läßt,
Daß ihr daheim bleib' als Ergez ihr Bräutigam. —
Langt mir den Vertrag her, daß ich abgeb' ihr allein,
Weil sie ein Weib ist, und des Kriegs theillos mit Recht.
Halt' unter hieher, junge Maid, dein Salbgefäß. —
Weißt du, wie gebraucht wird dieses? Sage das der Braut:
Wann etwa Kriegsmannschaft man aushebt, dann bei Nacht
Bestreiche sie hiermit — — —

Den Frieden als Trank vorzustellen, lag übrigens dem Dichter ganz nahe und war ihm schon gegeben durch das gewöhnliche Wort σπονδη, d. i. Libation, das äußere Symbol des Friedens, das metonymisch für den Frieden selbst steht.

Bei dem Vorherrschen des plastischen Princips bemerken wir nicht allein, daß der Ausdruck stärker ausfällt, sondern auch, daß öfters etwas werkthätig ausgedrückt wird, wobei wir uns schon mit Worten begnügen. Statt der Ursach wird oft gleich die Wirkung gesetzt. Statt: du sollst gezüchtigt werden, steht: du sollst heulen oder heule! Die plastische Verstärkung ist den Griechen so eigenthümlich, daß dieser Ausdruck bei ihnen sogar gewöhnlicher Sprachgebrauch ist. Es wird auch dafür noch eine ärgere Wirkung vorausgesagt, dieselbe, womit an dem Dionysos in den Fröschen die Angst sichtbar wird. In den Wolken, wo der Vater vom Sohn geprügelt aus dem Hause stürzt, muß dies sogar noch zu einem witzigen Gegensatze dienen, indem der Alte sagt: ihm sey das drinnen begegnet, wozu er sagt den Knaben hinausgetragen, wobei er das natürlichste Wort gebraucht. — Um die prahlerische Rüstung des kampfsüchtigen Lamachos zu verspotten, ist es dem Landmann nicht genug, zu sagen, daß ihm bei dem Anblick ganz schlimm werde, sondern er macht wirklich Anstalt dazu.

Dikäopolis.

Aus großer Angst ja vor der Rüstung schwindelt mir.
O hinweg, ich flehe, nim mir hinweg die Bubugestalt!

Lamachos.

Sieh da.

Dikäopolis.

O leg' ihn umgekehrt mir jetzo her!

Lamachos.

Da liegt er. (der Helm)

Dikäopolis.

Gieb mir jetzt von dem Helm die Feder da!

Lamachos.

Nimm diesen Flaum dir!

Dikäopolis.

O den Kopf mir schnell gefaßt,
Daß ich speie! denn mir wabbelt stets vor Helmgebüsch.

Lamachos.

Heda, was machst du? brauchst du die Feder, um zu spein?

Besonders tritt bei Einleitungen zu einer wichtigen Sache oder zu einem Vortrage, auf den man Gewicht legt, gern eine plastische Breite oder umständliche Versinnlichung ein, und wo bei uns eine Betheurung, ein Schwur, oder eine Wette, womit man sich im schlimmen Fall zu einer Buße verpflichtet, schon hinreicht, da wird die Bekräftigung und die Verpfändung gleich sichtlich vorgestellt, und die Vorbereitung ausführlich gezeigt. So geschieht es mit dem Landmanne, den die Acharner mit Steinen verfolgen, weil er für sich Frieden geschlossen. Er behauptet, die Lakonen wären nicht allein schuld am Kriege, und setzt hinzu: er wolle seinen Kopf auf einen Hackeblock legen, wenn er es nicht beweise. Es bleibt nicht bei den bloßen Worten. Der Hackeblock wird wirklich herausgetragen. Nachdem die Männer erst durch Bedrohung des Kohlenkorbs zur Anhörung willig gemacht sind, erinnern sie ihn ernstlich an sein Versprechen.

Auf, wie du selber dir die Straf' hast vorbestimmt,
Stell her den Hackblock und beginn dein Redewerk!

Dikäopolis.

Wohlan, da schaut ihr diesen Hackblock hergestellt;
Und der Mann, der redet, dieser ists, dies Dieserchen.
Seid unbesorgt, mit keinem Schilde deck' ich mich,
Und rede von den Lakonen doch, was gut mir scheint.

Nicht genug. Er glaubt auch dazu sich besonders ankleiden zu müssen, um bei seinen Landsleuten desto eher ein geneigtes Gehör zu finden.

Eh' ich red', erlaubet doch,
Mich anzukleiden, wie den jammervollesten.

Der Dichter braucht diese Wendung, um durch eine lange Zwischenscene, die freilich an sich belustigend genug ist, den Euripides — die beständige Zielscheibe seines Witzes — wegen seiner erbärmlich angethanen Helden zu verspotten.

Gib doch ein Lümpchen mir aus dem alten Trauerspiel!
Denn reden muß ich gleich vor dem Chor ein langes Wort,
Das mir den Hals, wenn schlecht ich rede, kosten wird.

Euripides.

Was denn für Plunder? Den, worin Oeneus erschien,
Da hier der unglückhafte Greis wettkämpfte?

Dikäopolis.

Nicht den des Oeneus, nein, des noch gramvolleren.

Euripides.

Nun den des blinden Fönix?

Dikäopolis.

Nicht des Fönix, nein!
Noch mehr denn Fönix war ein andrer jammervoll.

Euripides.

Um welches Fezengewand denn bittet wol der Mann?
Doch! Das, worin Filoktetes bettelte, meinst du das?

Dikäopolis.

Nein, eines noch um vieles bettelhafteren.

Euripides.

Nun denn begehrst du jene Schmuzummäntelung,
Die Bellerofontes einst, der Lahme, trug alhier?

Dikäopolis.

Nicht Bellerofontes; nein vielmehr auch jener war
Lahm, bettelhaft, geschwätzig und im Reden stark.

Euripides.

Ihn kenn' ich, den Myser Telefos.

Dikäopolis.

Ja Telefos!
Von dem, ich flehe dir, gieb mir doch die Umwickelung.

(Diese Scene kann uns an einen Auftritt in Herodes vor Bethlehem erinnern, wo die Kinder gefordert und nun die Schauspiele des Dichters genannt werden, wovon er keins wissen will.)

Dikäopolis ist mit dem Gewand, das er erhält, noch nicht zufrieden, sondern er kommt immer wieder zurück (diese Art der komischen Wiederkehr wird auch bei uns oft gebraucht), um noch eine Kleinigkeit zu fordern: „ein Körbchen, das vom Licht ist durchgebrannt," — „das Becherchen mit abgebrochenem Rande," — „das Töpflein, wo der Schwamm hervor sich bläht," — „in das Körbchen ein wenig Abfall von Kohl," — und um den Dichter, dessen Mutter eine Krauthändlerin war, vollends zu kränken, setzt er noch hinzu:

Mein Euripidchen, Süßester du, Herzliebchen du!
Schmachvoll verderb' ich, wenn ich dir fleh' um etwas noch,
Als Eins allein, nur dies allein, nur dies allein:
Gieb mir des Kerbels, den von der Mutter du geerbt.

worüber denn Euripides beleidigt fortgeht. — Und nun erst wird der Uebergang zur versprochenen Rede gemacht, die Dikäopolis, im Namen des Dichters, nicht an die Acharner, sondern an die zuschauenden Athener selbst hält. —

Bei der Beobachtung des überall vorherrschenden plastischen Princips kommen wir auf eine andere Bemerkung, die damit in Verbindung steht: nämlich, wir finden bei Aristophanes nicht die Naivetät, als einen besondern Ausdruck oder Beförderungsmittel des Komischen, wie wir sie haben, und zwar aus dem Grunde, weil — im weitern Sinne — die ganze Poesie der Griechen überhaupt schon naiv ist. Die Naivetät als ein Eingeständniß der Naturwirkung kann erst dann komisch wirken, wenn irgend etwas äußerlich Angenommenes ihr entgegensteht, durch welches sie dann halb unwillkürlich und plötzlich hindurchbricht. Nun lebten aber die Griechen mit der Natur in solcher Eintracht, daß sie solchen Zwang, solche Verschließung der innern Empfindung und solches Scheinwesen gar nicht nöthig hatten, vielmehr ließen sie ihren Neigungen und Trieben nur zu freien Lauf, so daß gerade das starke Hervortreten von diesen in ihnen das Auffallende ist. Soll bei ihnen das Natürliche unterdrückt erscheinen, so muß es erst den Personen angedichtet oder ein Gegensatz erfunden werden. Dies ist in der Lysistrata der Fall, wo die Weiber Enthaltsamkeit schwören und den Schwur nicht halten können. Hier kommt daher eine Spur von Naivetät vor, nämlich in dem Augenblick, da das Bekenntniß zuerst geschieht.

Lysistrata.

Der bösen Fraun Vornehmen und ihr Weibersinn
Treibt mich umher, muthlos zu wandeln auf und ab.

Eine aus dem Chor.

Was sagst? was sagst?

Lysistrata.

Die Wahrheit, die Wahrheit!

Aus dem Chor.

Was denn für Schlimmes? Meld' es deinen Trautesten.

Lysistrata.

Schandbar zu sagen ist es, und zu schweigen hart!

Aus dem Chor.

Nicht mir verhehl' izt, was uns Böses wiederfuhr.

Lysistrata.

Uns Frauen männert! sei es kurz heraus gesagt.
(Das Plötzliche in der Naivetät, mit Worten bezeichnet)

Aus dem Chor.

Jó, Zeus!

Lysistrata.

Was gellst du Zeus an? Dieses ist nun so einmal.

In andern Stellen, die ein Bekenntniß enthalten, ist die Offenheit zu groß, als daß man sie — im Sinne des Komischen — noch Naivetät nennen könnte. So hat das Betragen des Landmanns in den Acharnern eher etwas Launiges und Drolliges, weil sein Eifer ihm eine keckliche Würde gibt, die sich mit dem halben Schein einer ernsten Haltung schon begnügt. Ihm ähnlich spricht der Landmann in den Wolken, der uns aus den begangenen Fehlern, die er nun zu verbessern denkt, kein Geheimniß macht. Er klagt, daß er eine so vornehme Frau genommen:

Ich Ländlicher, sie die Städterin,
Vornehm und prunkend, ganz von der Kösyra (ihrer Abstammung) durchahnt.
Da ich die mir freite, stieg in das Hochzeitlager Ich,
Und roch nach Most, Welkfeigen, Woll' und Speichergut;
Doch sie nach Salben, Krokosgeist u. s. w. —
Hierauf, da geboren uns ein Sohn ward, dieser da — —
Um den Namen jetzo hatten wir so Wortwechsel oft.
Denn sie, um ein Hippos anzubringen, nannt' ihn bald
Xanthippos, bald Charippos, bald Kallippides;
Ich aber nannt' ihn, gleich dem Ahn, Feidonides.
So eine Zeit lang haderten wir; am Ende spät
Verglichen wir uns, und nannten ihn Feidippides.

Dabei ist noch zu bemerken, daß das Launige, wo es ein=

tritt, sich immer wieder mehr zum Sinnlichen, als zum Geistigen hinneigt, mag es nun dem Ernste sich nähern, oder in sinnliche Fröhlichkeit übergehen, wie z. B. hin und wieder in den Chören. — Insofern das Augenblickliche einer ausgepreßten Gefühlsäußerung etwas Naives an sich trägt, ähnelt demselben auch mit einem Anstrich von Laune der oft wiederholte Ausruf des Sclaven in den Fröschen, der während der langen Unterredung seines Herrn mit Herakles unter der Last des Gepäcks, das er trägt, immer ächzend für sich dazwischen spricht:

Und von mir ist die Rede nicht?

was mit dem Gespräch einen recht drolligen Contrast bildet.

Da sich das Innere mit dem Aeußern bei den Griechen so grades Weges auszugleichen sucht, so geben auch die unbefriedigten sinnlichen Bedürfnisse, wie sie sich melden, an sich noch keine Naivetät, wie wir an den Hungerleidern sehen, die sich oft an die Opfer herandrängen, und die ihre Absicht so schlecht verschleiern, daß wir mehr ihren Hunger fühlen, als ihren Vorwand beachten. Es muß demselben erst etwas Stärkeres, der Wahn einer höhern Freiheit, entgegen treten, wenn das Verlangen komisch wirken soll. So kann das Irdische an den Bemühungen der Schüler des Sokrates, die über die Natur sich zu erheben vermeinen, schon eher seine komische Kraft üben. — Dies ist noch mehr mit den Göttern der Fall; ja insofern überhaupt die Vermessenheit des Geistes, Unfaßbares zu fassen, und falsche Idealität jeder Art erst dem Komischen den höchsten Schwung und die rechte Freiheit geben kann, darf man wohl behaupten, daß bei den Griechen, die etwa nicht schon in Schwärmereien sich verirrten, grade die Götter der einzige Gegenstand der höhern Komik waren. Wenn auch der Dichter über das ganze Vaterland seinen Spott verbreiten durfte — es trug doch noch immer zu viel vom Ernst der Satyre an sich; bei dem Gedanken an die Götter wurde die Vorstellung erst ganz frei — was die Phantasie selbst als das Höchste gebildet hatte, mußte sie in der Fröhlichkeit auch am meisten zu einer lächelnden Anschauung reizen. Die kühnsten Erhebungen rufen grade am ersten die prüfende Komik herbei. Scherz folgte bei den Griechen auf die Verehrung, wie auch wohl jetzt noch mit den Heiligen geschieht bei den Christen. Und ihre Götter waren so menschlich, daß es nur gar zu leicht wurde, ihre Hoheit anzufechten. So muß es denn auch eine ganz andere, kräftigere Wirkung thun, wenn Herkules es selbst ist, den der Opfergeruch an sich zieht, wie die Vögel eine solche Scene liefern. Er ist wegen der den Göttern versagten Opfer mit Poseidon herabgesandt.

Poseidon.

Wohlan, Herakles, was zu thun?

Herakles.

Du hast gehört

Mein Wort ja, daß ich dem Menschen umdrehn will den Hals. —

Poseidon.

Doch, Guter, uns ja wählte man des Vergleiches halb

Zu Gesandten.

Herakles.

Desto nöthiger scheint's, umdrehn den Hals.

Peisthetäros (mit Opferbraten beschäftigt).

Die Käseraspel hergelangt! Gebt Silfion!

Bring' einer Käs' her! Du, die Kohlen angefacht!

Er hört gar nicht auf seinen Gruß, und Herakles fragt bald, was denn das für Fleisch sey. Und da jener die Forderung, daß Zeus das Scepter wieder an die Vögel abtrete, mit den Worten schließt:

Damit sein wir ausgesöhnt.

Hierauf geladen sey die Gesandtschaft mir zum Mahl.

so erwiedert er gleich:

Mir nun genügt dies völlig, und ich stimme zu.

Wie Poseidon nichts vom Vertrage wissen will, ruft Peisthetäros wieder:

Wenig acht' ich deß.

He, Koch, die Tunke werde ja recht süß gemacht.

Herakles.

Seltsamster der Menschen, wo, Poseidon, stürmst du hin?

Er geht gar nicht wieder fort und heißt den Poseidon allein mit dem Thrazier den Friedensschluß an Zeus überbringen.

Wollt ihr denn, so bleib' indeß

Ich hier und brate dieses Fleisch. Ihr aber geht.

Poseidon.

Du brätst das Fleisch? O welche Freßbegier du zeigst!

Doch alles ist nach dem Charakter des Herkules oder der Vorstellung von ihm gemäß. Von einer Umkehrung oder völligen (wirklich werdenden) Verkehrtheit, wovon viele in der Komik träumen, ist auch hier, wie überall, keine Spur. Diese würde auch die Gegensätze (Freiheit und Natur), die beim Komischen durchaus nöthig sind, gänzlich aufheben und das Wesen, das beide ver-

einigen soll, zugleich zerstören. Die Umkehrung gilt nur von der Richtung des Blickes, von der Behandlung des Gegenstandes, die im Komischen von oben nach unten (auf die Beschränktheit), und im Tragischen von unten nach oben (auf die höhere Freiheit) hinweist, ohne daß beide sich wirklich schon im Endpuncte befinden; die Mitte, die Welt, ist der Spielraum von beiden, und ihr gemeinsamer Zweck ist die Erhebung. —

Die Verspottung der Götter, d. h. der menschlichen Vorstellungen von ihnen, übt Aristophanes zwar behutsamer an den mächtigern, wie Zeus, doch auch so merklich, daß man nicht allein über die Kühnheit, die ihm das Volk einräumt, erstaunt, sondern in der That den Volksglauben selbst dadurch sehr erschüttert achten muß und den nicht ganz fernen Umsturz der Naturvergötterung schon darin vorempfindet. Am meisten wird die Darbringung von Opfern den Göttern vorgerückt. Auch Trygäos im Frieden trotzt darauf gegen den erzürnten Hermes; und da er vergebens fleht bei der Götter Macht, spricht er: ja, bei des Fleisches Macht! Der Diener ist bei seiner Rückkehr über die schönen Begleiterinnen (Fruchtin, Festlichkeit, allegorische Personen) verwundert; und da er hört, daß er sie aus dem Himmel mitbringe, sagt er:

Nicht geb' ich mehr für die Götter dort drei Obole,
Wenn sie Hurenwirtschaft treiben, wie wir Sterblichen.

Trygäos.

Nicht anders, dort auch leben davon einige.

Ja, das ganze Stück: die Vögel, ist gegen den Götterglauben gerichtet. Die Vögel sollten, räth der Athenienser, eine Stadt bauen:

Alsdann beherrscht ihr die Menschen wie Grashüpferchen,
Und selbst die Götter hungert ihr aus, gleich Meliern. —
— wann die Menschen opfern einst den Himmlischen;
Durch euer fremdes Stadtgebiet und Chaosreich
Laßt ihr der Schenkel Opferduft nicht mehr hindurch.

Iris fliegt herbei

vom Vater Zeus,
Mit Befehl, daß Opfer sie den olympischen Göttern weihn. —

Peisthetäros.

Was für Göttern, meinest du?

Iris.

Ei, was für Göttern? Uns in dem Himmel wohnenden!

Peisthetäros.

Seid Ihr denn Götter?

Iris.

Wer denn sonst noch wäre Gott?

Pristhetäros.

Die Vögel sind ja Götter nun den Sterblichen;
Nur ihnen muß man opfern, nicht, bei Zeus! dem Zeus.

wo zugleich der Schwur: bei Zeus! nur als Angewöhnung gebraucht wird.

In den Fröschen nennt sich Dionysos selbst statt: Sohn vom großen Zeus — vom großen Faß. Nicht minder frei äußert sich sein Diener über ihn.

Aeakos.

Bei Zeus dem Retter, ja ein Mann von edler Art
Ist doch dein Herr da.

Xanthias.

Wie denn nicht von edler Art,
Er, der nur saufen und nach Dirnlein laufen kann?

womit zugleich ein Seitenhieb auf die vornehmen Athenienser ausgetheilt wird. — In der Weiberherrschaft spricht ein Bürger gegen die Beisteuer zum gemeinen Gut:

nein, zu nehmen nur,
Bei Zeus, gebührt uns. Das ja thun die Götter auch.
Sehn kannst du das an den Händen schon der Bildnisse.
Denn wenn wir anflehn, daß sie Gutes uns verleihn,
Dann stehn sie streckend ihre Hand aufwärts gekehrt,
Nicht als zu geben, nein, damit sie was empfahn.

In den Wolken zeigt indeß der Dichter, wie verderblich es sey, die Götter zu leugnen, und der bekehrte Landmann ruft zuletzt aus:

Weh mir des Wahnsinns! Welch ein Rasender war ich doch,
Da hinweg ich warf die Götter selbst um den Sokrates!

Merkwürdig ist auch, daß, obgleich Sokrates die Wolken für Göttinnen erklärt und sagt: das andre gesammt ist ein Schnickschnack; da ist kein Zeus! dennoch die Wolken selbst, als Chor, die Götter und vor allen Zeus verehrend anrufen. —

Der Contrast, der die Natur der Freiheit, das Sinnliche dem Geistigen gegenüber stellt, beweist, wie überall im Komischen, sich auch beim Aristophanes als ein sehr kräftiges Mittel der komi-

schen Darstellung. Je höher das Geistige in der Wahnvorstellung gedacht wird, desto leichter ist die Wirksamkeit des Contrastes, die wir hier an der Verspottung der Götter sehen. Er dient aber auch bei geringern Verhältnissen zu einem reinen, ergötzlichen Scherz, wobei oft noch die Ausübung der menschlichen Freiheit in der Sprache ihre Blöße zeigen muß, indem sie darin das Geistige sinnlich bezeichnet und dadurch zu Wortspielen — dem Verrath ihrer Zweideutigkeit — selbst Gelegenheit gibt. So erhält Sokrates in den Wolken auf die Frage: was er zuerst lehren solle:

Soll's sein von den Maßen, soll's vom Verhalt, soll's von dem Gedicht?

vom Landmann Strepsiades zur Antwort:

O ja, von den Maßen, bitt' ich; denn erst neulich war's,
Da prellt' ein Mehlverkäufer um zwei Mäßchen mich.

Und zweckmäßig stellt in den Acharnern der Dichter den Genuß des Friedens unmittelbar mit der Beschwerde des Krieges zusammen. Lamachos, der Kampfsbold, muß sich eben zum Streit rüsten, da Dikäopolis, der für sich Frieden geschlossen, ein lockeres Mahl bereitet.

Lamachos.
Bursch, Bursch, heraus bring' eilig nun den Kober mir!
Dikäopolis.
Bursch, Bursch, heraus bring' eilig mir den Speisekorb!
Lamachos.
Du, Salz mit Isop reiche, Bursch, und Zwiebeln mir!
Dikäopolis.
Mir scharfen Sulzfisch; denn vor Zwiebeln wird mir weh.
Lamachos.
Ein Fülsel von altem Pökelfleisch lang' her, o Bursch!
Dikäopolis.
Auch mir, du Bursch, ein Fülsel; doch zum Rösten dort.
Lamachos.
Hieher gebracht die beiden Federn mir des Helms!
Dikäopolis.
Und mir gebracht die Tauben und Kramsvögelein! —
Lamachos.
Gieb her, dem Spieße muß ich die Scheid' herunterziehn.
Halt angestemmt, Bursch!
Dikäopolis (die Magenwurst von dem Bratspieß ziehend).
Du auch, Bursch, halt angestemmt!

Schon vorher wird Lamachos von allen Vortheilen des Friedens ausgeschlossen, indem Dikäopolis immer ruft: Haltet Markt, verkauft bei mir; dem Lamachos aber nichts.

Im letzten Stücke des Aristophanes, Plutos, nähern sich die Contraste sehr unserer modernen Art, indem es heißt: Man wird satt der Liebe — des Brotes; edler Kunst — der Leckereien; des Ansehns — der Kuchen; des Ehrgeizes — des Mehlbrei's; des Feldbefehls — des Linsennapfs.

Am meisten gestaltet sich bei ihm das Komische durch den Witz, d. h. durch unmittelbar verknüpfende (Eins dem Andern unterordnende) Gleichstellung des Verschiedenen (besonders des Geistigen und Sinnlichen) in Worten.

Wir bemerken, wie hier das plastische Princip wieder einwirkt, bald zum Vortheil, bald zum Nachtheil, ersteres, insofern bei der stärkern Sinnlichkeit und bei den wichtigern (viel umfassenden) Gedanken die Extreme weiter aus einander liegen, als in unsern häuslichen Lustspielen, und also zur Verknüpfung mehr Kühnheit in der Phantasie und in der Sprache erfordert wird, letzteres, insofern das Körperliche leicht ein Uebergewicht bekömmt, und der Witz dadurch Zwang erleidet.

Schon beim Verhör der Hunde in den Wespen haben wir gesehen, wie mit dem geraubten Sikelerkäse Unterschleif und Bestechung von Sicilien, und unter dem Hunde Labes der Feldherr Laches gemeint ist. Daher eine Sprache wie diese: —

Versteckt im Winkel hat er des Käses gar zu viel
Hinweggesikelt, — — selbstfresserisch
— — umschiffend jenen Mörserstrand.

Zu seiner Vertheidigung wird gesagt: er sey doch sonst wacker und gegen den andern Hund (Kleon, den Volksbeherrscher) noch genügsam.

— — Dieser Labes schlinget auch Fischköpfe gern
Und Gräten; nie an Einem Ort auch rastet er.
Doch der andere hier ist tüchtig als Haushüter nur;
Denn er bleibt am Ort, und was hinein auch einer trägt,
Davon verlangt er seinen Antheil, oder beißt.

Ganz plastisch wird Kleons Raubsucht in den Rittern durch die Worte geschildert:

— — — — er hat das eine Bein
In Pylos, und das andr' in der Volksversammlung.
Da nun so gewaltig er den Schritt hat ausgespreizt,
So schwebt der — — persönlich über Offenthal,
Die Händ' in Fobrau, und der Sinn in Rapseburg.

Auf ähnliche Weise entstehen auch kühne, gedrängte Sätze, wie:

— — er kennt den Weg genau,
Welchen Eukrates geflohn ist grad' in seine Gersten-
kleи.

statt: den Weg der Bestechung, den Eukrates ging, da er, wegen Aufkauf des Mehls angeklagt, sich durch eine große Mehlabgabe rettete. Nicht selten wird aber auch das Sinnliche in der Verknüpfung etwas stark angezogen. So hört der alte Demos in den Rittern ein Orakel an, wornach er den heiligen Hund beibehalten soll. Kleon deutet das auf sich, und da der Wursthändler eine andere Auslegung machen will, spricht Demos:

Sag' eilig. Doch erst nehmen will ich mir den Stein,
Daß nicht mich beiße dieses Hundorakel da.

So entsteht auch aus einer zu ausführlichen Ausmalung des Bildes ein Sprung zur Anwendung in folgenden Worten:

Hab' Acht auf den Hund,
— — — der mit dem Schwanz dir Schmausenden wädelt, und lauernd
Dir das Gericht wegnascht, wenn einmal du anders wohin gafft,
Und in die Küch' einschleichend geheim nach Hundesgewohnheit
Dort bei Nacht dir die Schüsseln umher ableckt, und die Inseln.

wo die Einbildungskraft ganz in die Küche versetzt wird, und wir dennoch gleich neben den Schüsseln die Inseln erblicken.

Einen Phantasiewitz, doch nur zum Zweck der Satyre, die bei Aristophanes fast überall vorherrscht, kann man es nennen, wenn Sokrates auf die Verwunderung, daß die Wolken wie Frauen gestaltet sind, antwortet:

Leicht werden sie traun, was ihnen gefällt. Denn sehen sie einen bebuschten
Wildfang von der zottigen Kraftmannsart, wie etwa den Sohn Xenofantos,
Dann äffen sie sein hengsthaftes Getob', ihm gleich wie Kentauren erscheinend.

Strepsiades.

Wenn einen, der Raub am Gemeingut übt, sie geschaut, wie Simon, was thun sie?

Sokrates.

Dann stellen sie dar ihm seine Natur, sich in Wölf' urplötzlich verwandelnd.

Strepsiades.

Drum ja! drum, als den Kleonymos jüngst, der den Schild abwarf, sie erblickten,
Weil jene verzagteste Memme sie sahn, drum nahmen sie Hirschesgestalt an.

Sokrates.

Auch nun, weil diese den Kleisthenes sahn, drum, schauest du, wurden sie Weiber.

Mit ähnlichem Witz, doch schon gezwungener, vergleicht in den Wespen der mit seiner Gerichtswuth eingesperrte Alte, da er durch den Schornstein zu entkommen sucht, sich mit dem Rauch.

Ich der Rauch zieh' hier hinaus.

Bdelykleon.

Der Rauch? Von welchem Holz denn du?

Filokleon.

Von Feigenholz.

Bdelykleon.

Fürwahr bei Zeus, von allen Räuchen der herbeste.

womit auf Sykofanten (Angeber) angespielt wird.

Noch gezwungener und mit Vorneigung der sinnlichen Seite ist der Wortwitz von Käuen und Wiederkäuen, wenn der Alte auf die Bemerkung, daß er zu Hause Gericht haltend auch essen könne, erwiedert:

Wie aber kann ich so genau denn, als zuvor,
Die Sachen einsehn, wenn ich erst mich voll gekäut?

Bdelykleon.

Noch viel genauer; denn das Sprichwort saget wahr,
Daß stets die Richter, wenn sie belog der Zeugen Schwarm,
Die Sache kaum einsehn nach langem Wiederkäun.

Das ist nur ein erschlichener Witz, da der Vortheil, gegessen zu haben, mit dem Wiederkäuen, als Nachdenken, nichts zu schaffen hat. Der Außenseite huldigend, wird nur das Ohr getäuscht.

Die Gabe des sinnreich scherzenden und erfinderischen Witzes zeigt der Dichter am glänzendsten bei der Dichtung, die die Vögel als Götter darstellt. Fabeln, Sagen, Ortsnamen, Sitten und Gebräuche, übliche Redensarten — alles muß mit zum Beweise dienen,

so daß hier durch das Spiel die Phantasie vom Gegenstande und seiner praktischen Rücksicht freier gemacht wird, als irgendwo. Bei dem Bewußtseyn, daß der Dichter scherze, gibt gerade das halb zufällig Treffende das Ergötzlichste, indem es aussieht, als wenn schon die Natur selbst mit Vor- und Mitwelt dieses Spiel getrieben habe, so daß die Dichtung wirklich ans Romantische streift. Die Vögel wären, heißt es, nach Fabeln des Aesop, eher gewesen, als die Erde, weil die Lerche in Ermangelung des Erdreichs ihren Vater in ihren eigenen Kopf begraben hätte; der Hahn habe längst geherrscht bei den Persern und trage darum die Tiare, wecke noch jetzt die Arbeiter u. s. w.; vor der Weih als Frühlingsbotin würfen die Hellenen sich in den Staub; der Kuckuk herrsche bei den Phönikern und Aegyptern als Aernteverkündiger; Herrscher trügen auf dem Scepter einen Vogel als Theilnehmer; Zeus trage den Aar auf dem Haupte, Athene die Eule, Apollon den Habicht, um das Geweide des Opfers zu empfangen; Vögel dienten zum Schwur, zu Ahnungen, zu Wahrsagungen u. s. w. Ueberwiegend erscheint das Sinnliche wieder in dem Wortspiel mit Eulen, die zugleich Münzen mit dem Gepräg einer Eule bedeuten. Der Chorführer spricht nämlich zu den Zuschauern:

Gutes wollen wir verleihn,
Erstlich nun, wonach zumeist doch jedem Richter steht das Herz,
Nie an Eulen wird's euch mangeln, jenen lauriotischen;
Nein, sie werden bei euch sich anbaun, und in euren Seckeln stets
Junge brüten, und in Meng' aushecken kleine Pfennige.

Eine ähnliche Witzrede hält in den Thesmophorien die Chorführerin zum Lobe der Weiber in Vergleich mit den Männern, welches man zu dem auf unsern Theatern noch immer fortwährenden Streit als ein Vorspiel betrachten kann.

Noch verdient eine bildliche Darstellung angeführt zu werden, wo in der witzigen Vergleichung der sinnliche Bestandtheil offenbar so überwiegt, daß der Gedanke — noch dazu bei einer wirklichen Vergegenwärtigung — mit dem Gegenbilde nicht zusammentreffen kann. In den Fröschen wird nämlich die Kraft und Erhabenheit der Verse des Euripides und Aeschylos mit einander folgendergestalt verglichen:

Dionysos.
Kommt gleich, und stellt euch beid' an die Schalen her.

Euripides und Aeschylos.
Geschehn.

Dionysos.
Beid' angefaßt, und jeder seinen Spruch gesagt;
Nicht los gelassen, eh' ich Kukuk angestimmt.

Euripides und Aeschylos.

Wir halten.

Dionysos.

Sprecht nun euren Vers in die Wage hin.

Euripides.

„O steurte niemals Argo's Kiel den Flug hindurch!"

Aeschylos.

„Spercheiosstrom, und rinderweidende Krümmungen!"

Dionysos.

Kukuk! die Händ' ab! — O wie weit herunter doch
Sinkt dem die Schale!

Euripides.

Was denn ist davon der Grund?

Dionysos.

Weil er den Strom dort eingelegt, wollhändlerisch
Anfeuchtend seinen Jambos, wie man Wolle nezt.
Du aber legtest ein den Vers mit Fittigen.

Auf eine so überplastische Weise kann weder das Sinnliche gehörig vergeistigt, noch das Geistige täuschend versinnlicht werden, und der Nebenwitz mit Anfeuchtung der Wolle führt vollends nicht zum Zweck; er ist unzeitig, weil er von der Absicht, die gewichtigen Verse des Aeschylos gegen die leichten des Euripides zu loben, abweicht. Wir bemerken überhaupt bei Aristophanes, daß, weil seine Komik hauptsächlich auf Witz gerichtet ist, er dazu nicht immer die passendste Gelegenheit abwartet, sondern auch wohl zuweilen, gleich andern witzigen Dichtern, einen Witz durch den andern unterbricht, so daß man ihm nach dem, was er gibt, eher Ueberladung als Enthaltsamkeit Schuld geben kann. Dies zeigt sich besonders bei Anführung tragischer oder sonst bekannter Verse, die in seinen Dichtungen von allen Seiten herbeiströmen und seiner Neigung zum Witz zur Hauptnahrung dienen. Bald gebraucht er sie zu einer bloßen Accommodation, bald zu einer scherzhaften Parodie, bald zur völligen Persiflage.

Zu den Accommodationen, die, im Scherz vorkommend, ohne gerade Parodie und Persiflage zu seyn, auf die Anwendung doch einen Schimmer der Heiterkeit werfen, indem sie zugleich mit dem Sinnreichen und Zufälligen des Passenden ergötzen, kann man in dem Frieden eine Stelle rechnen, wo ein hungriger Wahrsager mit Appetit auf den Opferbraten, gleichsam verwundert, daß man ihn und seine Sprüche entbehren könne, den beschäftigten Trygäos fragt:

Welchem Orakel gemäß denn verbranntet ihr Schenkel den Göttern?

worauf dieser mit einigem Zusatze Verse aus dem Homer entlehnt und zweckmäßig anwendet.

Trygäos.

Siehe, dem schönsten Orakel gemäß, das gesungen Homeros.
„So, da hinweg sie getrieben die feindliche Wolke des Krieges,
„Nahmen den Frieden sie gern, und festigten ihn mit dem Opfer.
„Als sie die Schenkel verbrannt, und die Eingeweide gekostet,
„Gossen sie Trank aus Schalen; und Ich war Führer des Weges.
„Doch dem Orakeler gab niemand den glänzenden Tümmler."

Hierokles.

Theil nicht hab' ich daran; nicht sagte ja das die Sibylla.

Trygäos.

Aber Homeros fürwahr, der verständige, sagte so treffend:
„Ohne Geschlecht und Gesetz, ohn' eigenen Heerd ist jener,
„Wer des heimischen Kriegs sich erfreut, des entsetzlichen Scheusals."

womit deutlich ausgesprochen wird: Orakel brauchen wir gar nicht, schon der eigene Vortheil räth uns zum Frieden.

Eine sehr witzige Accommodation, die aber, weil sie zugleich dazu dienen soll, das Entlehnte zu belächeln, sich der Parodie nähert, kommt in den Thesmoforien vor, wo der Schwager des Euripides, Mnesilochos, in ein Weib verkleidet, beim heimlichen Fest unter den Weibern entdeckt und festgehalten wird. Er spricht, wie Helena, mit Versen aus dem Trauerspiel dieses Namens, und Euripides, der ihn zu befreien kommt, (der Verfasser dieses Trauerspiels), antwortet als Menelaos. Es geht viele pomphafte Verse hindurch, bis es endlich zur Anwendung deutlicher zutreffend heißt:

Mnesilochos.

„Spät Kommender du in deiner Ehgenossin Arm!
„Fasse, fasse mich, o Gatte, schlinge du mich in den Arm!
„Laß dich küssen, und entführe mich hinweg, hinweg, hinweg,
„In Geschwindigkeit fassend!"

Aber die weibliche Wache läßt ihn nicht fort, bis der Prytan kommt und ihn fesselt. Nun kehrt der entflohne Euripides als Perseus zurück, und redet ihn als die am Meeresfelsen gefesselte Andromeda — in Versen seines Trauerspiels Andromeda — an — wieder ein sehr sinnreiches parodisches Witzspiel, woran allerdings die oft vom Gegenstand abgehende zu große Ausführlichkeit, die die

Aufmerksamkeit mehr in die Dichtung hinein, als auf ihre Anwendung hinzieht, wohl zu tadeln seyn würde, wenn nicht die kauderwälschen Zwischenreden des scythischen Trabanten immer wieder an die Gegenwart erinnerten.

Eine förmliche Parodie komischer Art ist es, zwar nicht in den Worten, aber in der Weise, wenn in den Wolken der lernende, von Wanzen geplagte Landmann in derselben erhabenen Sprache, womit ihm Sokrates Begeisterung zusingt, seinen Zustand beklagt:

Verloren bin ich Armer! Aus der Ruhebank
Zerbeißt mich rings vorkriechend dies Scharwenzelpack!
(im Gesangton):
Und die Seiten hinab brandmarken sie mir,
Und die Seel' aus dem Leib' ach! saugen sie mir
u. s. w.

Sokrates (mit Würde singend).
Nun nicht zu verzagt wehklage vor Schmerz!

Strepsiades (in heftigem Gesange).
Und was denn thun?
Da das Gut mir dahin, und Farbe dahin,
Auch Seele dahin, auch Schuhe dahin,
Und oben darein zu dem Unheil noch,
Wach singend alhier,
Ich selbst um ein Kleines dahin bin.

Da er sich selbst in keinem scherzenden Zustande befindet, so kann für ihn die parodische Nachahmung noch keine Persiflage heißen, ob sie gleich — mit Beziehung auf den Sokrates — für den Zuschauer, in der Wirkung, dafür gelten kann.

Eine scherzhafte Parodie, die die Worte eines Andern zum Gelächter macht, wird bei der Einweihung des neuen Reichs der Vögel angewendet, um einen lästigen Wahrsager vom Opferbraten zu verscheuchen, ähnlich unsern Scherzen, da man mit einer geschickten Wendung dem Andern dasselbe Wort zurückgibt.

Wahrsager.
Bezeichnet hat hier Bakis räthselhaft die Luft.
„Opfert zuerst für Pandora der Trift weißwolligen Widder.
„Doch wer zuerst ankommt als Dolmetsch meiner Orakel,
„Diesem verehrt ein reines Gewand und neue Beschuhung."

Peisthetäros.
Steht das von den Schuhen auch darin?

Wahrsager.

Da nim das Buch!

„Einen Pokal auch geschenkt, und die Hand voll fettes Geweides.“

Peisthetäros.

Auch das vom Geweide steht darin?

Wahrsager.

Da nim das Buch!

u. s. w.

Peisthetäros.

Nicht dem gemäß ist dieses Spruchs Ankündigung,
Den ich mir selbst aufschrieb in Apollons Heiligthum.
„Aber sobald ungeladen ein Mann, großsprecherisch prahlend,
„Kommt, und die Opferer quält, und Begier hat fettes Geweides;
„Siehe, sodann ihm geklopfet den Raum, wo sich trennen die Schultern.“

Wahrsager.

Du sagst, was nicht ist, scheint mir's.

Peisthetäros.

Da nim das Buch!

„Und nicht seiner geschont, auch des Adelers nicht im Gewölke“
u. s. w.

Wahrsager.

Auch dieses steht hier alles drin?

Peisthetäros.

Da nim das Buch!

Willst du mir hinaus zu den Raben! (Er schlägt ihn.)

Parodirt und persiflirt zugleich werden am häufigsten Verse aus dem Euripides, sehr reichlich, z. B. in den Fröschen, unter andern, wo Dionysos von den heimgegangenen Dichtern einen wählt, um ihn wieder in die Oberwelt hinauf zu führen.

Euripides.

O eingedenk der Götter nun, wobei du schwurst,
Mich wahrlich heimzuführen, wähl' o die Freunde doch!

Dionysos.

„Die Zunge schwur es;“ doch den Aeschylos wähl' ich mir.

Euripides.

Was hast du gethan, Schandbarster du der Menschen?

Dionysos.

Ich?

Erklärt, daß obsieg' Aeschylos. Warum denn nicht?

Euripides.

So schnöde That mir bietend, wagst du mich anzusehn?

Dionysos.

„Was schnöde, wenn's nicht auch den Hörern so erscheint?"

Euripides.

O Böser, so verschmähst du mich Gestorbenen?

Dionysos.

„Wer weiß denn, ob das Leben nicht gar Sterben ist,
„Der Hauch nur Bauchlust, und der Schlaf ein Schafgedeck?"

wovon der Vers vom Leben und Sterben, als Lieblingssatz unserer Mystiker, noch jetzt angewandt werden könnte.

Eine Persiflage durch Handlung ist jene Scene zu nennen, wo vor dem Hausrichter (in den Wespen) die jungen Hunde um Mitleid für ihre Mutter winseln müssen, wodurch eine Scene aus öffentlichem Gericht abgespiegelt wird.

Aber auch ohne das spöttische Nachbilden der Worte, der Art und Weise und der Handlung eines Andern, wodurch die Persiflage entsteht, fehlt es beim Aristophanes nicht an Spott, auch nicht an Lästerung, und zwar ist diese immer auf gewisse Personen gerichtet, die fast durch alle Stücke wiederkehren. Wo dies selbst mit körperlichen Gebrechen und ohne Aufwand von Witz geschieht, da kann man seiner Komik eben nicht Geist und Kraft nachrühmen, besonders, wenn eine persönliche Gehässigkeit die lautere Quelle des Scherzes trübt. Ergötzlicher sind die bloßen Anspielungen, womit überall die Dichtung belebt und die Wirklichkeit zur reinern Anschauung emporgehoben wird. Daran ist Aristophanes gewiß reicher, als jeder andere Dichter, und wir müssen nur bedauern, daß wir nicht jede Anspielung verstehen und das Wahre, das Passende davon auf der Stelle mitempfinden können. Aus eigener Erfahrung wissen wir, welche Nahrung das Komische aus der nahen Gegenwart empfängt, und welche Wirkung es damit zurückgibt, woraus wir auf den Genuß, der uns beim Aristophanes verloren geht, schließen können.

Nach der Persiflage verdient noch die Ironie erwähnt zu werden, eine Darstellung schon feinerer Art, wovon sich bei unserm Dichter auch Proben finden; doch setzt er sie selten lange fort und bleibt ihr nicht immer treu, wozu der Witz und der lebhafte Antheil an der Sache ihn verleitet.

Insofern Ironie bei der Annahme eines falschen Scheins auch wohl in den Zustand eines Andern, in seine Art zu denken

und zu reden sich versetzt, schließt sie sich wieder an die Persiflage an oder verbindet sich damit, wie dies z. B. im Anfang der Frösche geschieht, wo Dionysos thut, als ob er nach Euripides in der Unterwelt großes Verlangen trage.

Dionysos.

Indem — ich — —
Die Andromeda durchlese, plötzlich fuhr wie Blitz
Ein Gelust ins Herz mir, o wie sehr wohl, meinest du?

Herakles.

Ein Gelust? wie groß denn? u. s. w.
Von welcher Art denn, Brüderchen?

Dionysos.

Sagen kann ich's nicht.
Indessen will ich's doch verblümt andeuten dir.
Hat schon dich ehmals plötzlich sehr verlangt nach Mus?

Herakles.

Nach Mus? hopheißa! tausendmal von Jugend auf. — —

Dionysos.

Von solcher Art nun ist das Gelust, das mich zernagt,
Für Euripides, und, denke, für den gestorbenen
Nicht könnte mir's ausreden je ein Mensch, zu ihm
Stracks hinzuwandern.

Herakles.

Was? in Aides Reich hinab?

Dionysos.

Ja wohl, bei Zeus, und wenn es noch tiefer geht hinab.

Herakles.

Was willst du da?

Dionysos.

Mir thut ein Poet noth, ächter Art.
„Theils sind sie nicht mehr, theils, die da sind,
taugen nicht.“

Worte des Euripides, die, wenn sie als unwahr befunden wurden, desto stärker auf ihn zurückfallen mußten, was eben die Ironie beabsichtigt. Aber der Dichter hält den Ton nicht streng, wenn er auf die Frage des Herakles, warum er sich denn nicht lieber den Sophokles heraufhole, den Dionysos sagen läßt:

Es würde dann
Euripides auch, der Tausendschalk,
Aufwärts mit ihm zu entwischen, sehr anstellig seyn.

Weiterhin übt er an ihm die Ironie, indem er ihn selbst — die schwerere Art — sich loben läßt. Er thut es auf eine solche Weise, daß er Verräther seiner eigenen Schwächen wird, wobei indeß mitunter der Tadel — die Meinung des Aristophanes — zu deutlich durchsticht, was die nöthige Täuschung verletzt.

Euripides.

— — von dem ersten Vers herab, nichts ließ ich ungeschäftig;
Nein, sprechen mußte mir das Weib, und sprechen auch der Hausknecht,
Und, wie der Herr, so Jungferlein und Greisin.

Aeschylos.

Wie denn also?
Nicht hattest du den Tod verdient, dies wagend?

Euripides.

Nein, bei Föbos;
Demokratisch war ja das gethan. — — —
Dann reden hab' ich diese da gelehret — —
Aufmerken, schaun, verstehn, sich drehn, im Liebeln und im Bübeln,
Argwöhnisch lauern, überall umsichtig. (Zu deutlich; deshalb sagt auch)

Aeschylos.

Das bekenn' ich.

Euripides.

Da Hausgewerb' ich eingeführt, was brauchbar, was gemein ist;
Wo ich dem Tadel blos mich gab: denn jeder hier verstand das,
Und konnte tadeln meine Kunst. Doch nie so hoch posaunt' ich,
Vom schlichten Menschensinn entfernt u. s. w.

Die Ironie geht ins Epigrammatische über, wenn das Doppelsinnige darin plötzlich sich sondernd hervorspringt, wie z. B. in der Weiberherrschaft das Lob auf die Weiber: sie paßten besser zur Regierung, heißt es, weil sie keine Neuerungen liebten.

Praxagora.

Wie weit sie besser sind in jedem Thun,
Will ich beweisen. Denn zuerst ja spülen sie
Die Woll' in warmem Wasser nach uraltem Brauch
Gesamt und sonders; und durchaus nicht Neuerung
Sieht man bei jenen. Doch die Stadt der Athener hier,

Wenn drob sie redlich hielte, was? — — —
Da sitzen die Frauen und rösten, grade wie vordem;
Sie tragen noch auf dem Haupte, grade wie vordem;
Sie begehn die Thesmoforien, grade wie vordem;
Sie backen Honigfladen, grade wie vordem;
Sie drillen noch die Männer, grade wie vordem;
Sie bergen noch daheim Liebhaber, grade wie vordem;
Sie kaufen sich was Leckeres, grade wie vordem;
Sie mögen den Wein gern lauter, grade wie vordem;
Froh sind sie des Minnespieles, grade wie vordem;
Nun solchen, o Männer, wollen wir anvertraun die Stadt.

Sobald das Epigrammatische hervortritt, hört das Ironische auf, und hier fällt obendrein — um des Witzes willen — Praxagora, die doch ihre Mitschwestern loben will, aus Rolle und Charakter.

Es ist überhaupt zu bemerken, daß das unmittelbar Komische der Charaktere und der Situationen bei Aristophanes weit weniger den Gegenstand ausmacht, als das in Worten reflectirte, das durch innere Vorstellung gegeben, welches sich auf den Gedanken bezieht, der eben in Betrachtung kommen soll.

Jenes unmittelbar Komische ist freilich auch, und zwar in allen Stücken vorhanden, aber es haftet mehr an der Erscheinung der Personen und ihren nur einfach contrastirenden Berührungen mit andern, als einer lebendigen, mannichfaltigen, sich lange durchkreuzenden Wechselwirkung und Verwickelung, die Intrigue und Zufall zuließen, eine anziehende, reichlich und völlig für sich bestehende Fabel, kurz, eine aus seinen innern Bestandtheilen sich von selbst entwickelnde dramatische Handlung bildete, welches alles hauptsächlich von dem in diesen Komödien herrschenden Inhalte herrührt. — Die meiste Intrigue findet sich noch in dem Plane und Gange der Thesmophorien. —

Eine Scene, worin noch am merklichsten das Komische des Charakters und der Situation für sich wirkend erscheint, so daß auch das Zufällige, das sonst bei Aristophanes fast gar nicht mit eingreift, Zugang findet, ist unstreitig die in den Fröschen, wo Dionysos mit seinem Diener öfters die Kleider wechselt, und dadurch jedesmal, indem er einer Verlegenheit entgehen will, in eine neue Verlegenheit kommt. — Er gibt sich mit Löwenhaut und Keule für Herkules aus, indem sein Diener den Silen spielt. Aeakos fährt ihn nun als vermeintlichen Hercules gewaltig an.

Dionysos (klopfend).

Bursch, Bursche!

Aeakos (inwendig).

Wer da?

Dionysos.

Ich Herakles bin's, der Held.

Aeakos (öffnend).

Scheuseliger, und Schamloser, und Tollkühner du,
Ha Schändlicher, ha ganz Schändlicher, ha du Schändlichster,
Der du den Hund uns führtest hinweg, den Kerberos,
An geengter Kehl' ihn schleppend, und entflohst mit ihm,
Der mir vertraut war.

Er rennt fort, um die Ungeheuer zu holen, die ihn zerreißen sollen. Dionysos äußert seine Furcht auf die sinnlichste Weise, indem er niederhockt. Drauf bittet er seinen Diener, da dieser so viel Muth zeigt:

Sey du einmal ich, diese Keul' in deiner Hand,
Und diese Löwenhaut, wenn ja furchtlos schlägt dein Herz;
Mich aber laß Packträger dir seyn meinerseits.

Bald aber erscheint die Magd der Persephone und ladet den vermeintlichen Herakles zu Braten und Kuchen ein.

Xanthias.

O gar zu gütig.

Zu Tänzerinnen. Dem widersteht er nicht:

Was du sagst!
Geh nun, und melde zuerst den Tänzerinnen dort,
Die drinnen warten, daß ich selbst gleich kommen will. —
Komm, Bursch, und hieher trage mein Gepäck mir nach.

Dionysos.

Halt inne, sag' ich! Nicht doch machst du Ernst daraus,
Daß ich im Scherz dich als Herakles rüstete.
Nicht länger dieses Gaukelspiel, o Xanthias;
Nim nur den Bündel wieder auf u. s. w.

Xanthias sträubt sich und gibt nach, die Götter zu Zeugen anrufend. Aber nicht lange, so treten zwei Wirthinnen auf und gehn dem Herakles zu Leibe, weil er ihnen einst sechszehn Brote und zwanzig Stück Fleisch niedergeschluckt.

Dionysos.

Weib, du faselst da,
Nicht wissend, was du redest. — — —

Wirthin.

Ja noch von den vielen Pökelfischen sagt' ich nichts u. s. w.

Xanthias.

Ganz seine Art dies, also treibt er es überall. — —

Wirthin.

— — — die Teppiche nahm er mit.

Xanthias.

Dies seine Art auch. Doch ihr solltet etwas thun. — —

Wirthin.

— Hin zu Kleon laß mich gehn, der heute noch
Vor Gericht ihm diesen ganzen Flausch abzupfen wird.

Dionysos.

Schmach mir und Verderb, wenn nicht mein Xanthias lieb mir ist.

Xanthias.

Ich weiß die Absicht. Still nur, still mit jenem Wort,
Ich werde schwerlich wol ein Herakles.

Dionysos.

Nicht so bös,
Mein Xanthiaschen. — — —
Du zürnst, ich weiß wol, und mit Recht auch thust du das.
Ja, ob du mich schlügst, kein Wörtchen sagt' ich dagegen dir. — —

Dies geht gar bald in Erfüllung. Kaum hat Xanthias die Löwenhaut wieder genommen, so kehrt Aeakos zurück und will mit zwei Knechten über diesen herfallen. Weil es aber für einen Beweis der Unschuld galt, wenn ein Sclave gefoltert nichts gegen seinen Herrn aussagte, so schlägt Xanthias sogleich dies Mittel vor.

Ergreif' und verhör' ihn peinlich, diesen Burschen hier;
Und entdeckst du mich als Frevler, führe zum Tode mich hin.

Aeakos.

Und wie denn peinlich?

Xanthias.

Wie dir gefällt: an die Leiter ihn
Geschnürt, gehängt, mit Borsten gepeitscht, geschunden gar,
Auf der Folter gereckt u. s. w.

Dionysos, in großer Angst, erklärt nun: er sey ein Unsterblicher, man dürfe ihn nicht foltern. Xanthias meint aber, er müsse um so mehr durchgepeitscht werden,

Weil, wenn er wirklich Gott ist, er's nicht fühlen wird.

Jetzt stellen beide einen Wetteifer an, sich prügeln zu lassen, und so oft einer einen Schrei von sich stößt, schiebt er es auf ganz andere Ursachen, so daß Aeakos wirklich ungewiß bleibt, wer von beiden ein Gott sey;

Drum geht hinein,
Denn unser Herr wird selber schon euch kennen dort. — —

Dionysos.

Ganz recht gesagt. Nur wünscht' ich, daß du dies vorher
Gethan mir hättest, eh' ich solche Schläg' empfing.

wobei noch zu erwägen, daß dies nur eine belustigende Zwischenscene ausmacht, die sich mit dem Ganzen nicht verbindet, woraus sich schon zum Theil folgern läßt, daß das Zufällige und Intriguante — die Seele des modernen Lustspiels — mit der classisch-antiken Komödie und ihrer Großartigkeit, ob diese gleich Spuren davon als Uebergänge zu den spätern (bürgerlichen) Lustspielen zeigt, sich wenig verträgt und sich schwer vereinigt. Hier kommt vor allem der Inhalt und Gegenstand der aristophanischen Komödie in Betrachtung, womit zugleich die Beschaffenheit der Charaktere in nahe Berührung tritt.

A. W. Schlegel gibt in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst eine vortreffliche Charakteristik von den Komödien des Aristophanes; wo er sie aber auf allgemeine Gesetze des Komischen anwendet, da erweckt er den Verdacht, daß er diese erst aus jenen geschöpft oder doch damit sich zu sehr jenen angeschmiegt habe, bei welcher Entschiedenheit auch die Phantasie leicht wieder verleitet wird, etwas in die Vorbilder hineinzulegen, was sich nicht in ihnen befindet, indem bei philosophischen Untersuchungen über die Kunst die dienstfertige Phantasie überhaupt gern ergänzungsweise, zu früh und parteiisch, nachhilft. Noch mißlicher ist bei einem so angenommenen Standpuncte die Erkenntniß, die aus einer Vergleichung geschöpft werden soll, und die gewöhnlich nur dazu dient, eines durch das andere noch in ein vortheilhafteres Licht zu setzen, wie hier z. B. wohl bei der Zusammenstellung der alten Komödie mit dem neuern Lustspiele der Fall seyn möchte.

Die großen Vorzüge der aristophanischen Komik sind nicht zu verkennen, aber so wie überhaupt die romantische Poesie die antike, plastische nicht erreichen kann, und doch dabei wieder ihre eigenen Vortheile genießt, so ist es auch mit dem Komischen der so ganz anders gearteten neuern Zeit. Wir können dem Eigenthümlichen des Komischen jeder Art nur dann Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn wir es dem Sinne und Geiste nach auf das Gesetzliche und Wesentliche der komischen Poesie überhaupt beziehen, und wenn dieses für sich fest steht, so daß es nach beiden Seiten, sowohl auf

das Antike als auf das Moderne, zur wirklichen Prüfung die Blicke leitet. Und wenn die allgemeinen Sätze von Schlegel auch Wahrheit enthalten, so sind sie doch nicht so bestimmt ausgedrückt, und so genau dem Gegenstande angepaßt, daß sie nicht einen zu weiten Spielraum auch zu Irrthümern und Mißverständnissen frei ließen. Wer nicht den Aristophanes schon kennt, der wird sich nach jenen Sätzen schwerlich eine vollkommene oder richtige Vorstellung von ihm machen und eher die Vorzüge zu weit ausdehnen.

Wir wollen einige Aussprüche Schlegels anführen, die dazu dienen können, die allgemeine Beschaffenheit, den Inhalt, die Behandlungsweise und die Charaktere der aristophanischen Komödien näher ins Auge zu fassen.

„Poetisch betrachtet, heißt es S. 328, sind die scherzhafte Willkür (zu viel gesagt, zu unbestimmt) und die allegorische Bedeutsamkeit der Zusammensetzung (völlig richtig, wenn man sich darunter besonders die Wichtigkeit des Gegenstandes, nicht gerade immer auf unsere Weise die Hoheit eines Gedankens denkt) die einzigen wesentlichen Merkmale der ältern Gattung der Komödie."

S. 329. „Da es blos etwas Verneinendes war, was die neuere Komödie veranlaßte, nämlich die Aufhebung der politischen Freiheit der alten (ein Hauptpunct!), so ist es leicht begreiflich, daß ein Mittelzustand des Schwankens und Suchens nach Ersatz stattgefunden haben wird, bis sich eine neue Kunstform entwickelt und festgesetzt hatte."

S. 330. „Die neue Komödie läßt sich allerdings in gewisser Hinsicht als die zahm gewordene alte bezeichnen, allein in Bezug auf Genialität pflegt Zahmheit nicht eben für einen Lobspruch zu gelten. Die durch Verzichtleistung auf die unbedingte Freiheit des Scherzes erlittene Einbuße (dies gilt zunächst von der politischen Freiheit, die auf innere allerdings großen Einfluß hat, besonders, was die Ausübung betrifft, aber die mit dieser doch nicht zu eng verknüpft werden darf, indem die innere Freiheit aus einer hohen Ansicht der Welt hervorgeht, wie gerade die spätere, d. h. die romantische Zeit sie begünstigte, welche daher auch der spätern Komik, bei ihrer Beschränktheit, wieder einen ganz andern Geist einflößen mußte) suchten die neueren Komiker durch eine Beimischung von Ernst (wahr und unwahr, je nachdem man es historisch auf überwiegende Einzelnheiten, oder philosophisch auf den Sinn der neuern Komik überhaupt bezieht, und in Rücksicht auf Aristophanes wieder zum Theil unwahr, indem er den Ernst gar sehr einmischt, und zwar auf eine Weise, daß dieser den ersten Gesetzen eines Kunstwerks, der Einheit und Harmonie, oft ganz zuwiderläuft) zu ersetzen, welche sie von der Tragödie

entlehnten, sowohl in der Form der Darstellung (in diesem Stück steht es mit Aristophanes nicht viel besser, indem seine Chöre nicht nur eine pflichtmäßige Nachahmung des tragischen, sondern obendrein sogar mehr ernsten als komischen Inhalts sind) und in der Verknüpfung des Ganzen, „als in den dadurch bezweckten Eindrücken“ (die Zwecke bei Aristophanes sind meist so praktischer Art, als sie irgend nur seyn können, nur haben sie ein würdiges Ziel.)

S. 331. „Das Lustspiel — so will ich die neue Gattung zur Unterscheidung von der alten nennen — ist demnach eine Mischung von Scherz und Ernst. Der Dichter treibt nun nicht mehr selbst mit der Poesie und der Welt seinen Scherz, (mit der Welt? allerdings. Dies ist der poetische Zweck aller Komik, und besonders der romantischen, die sich in ihrer Ansicht weit mehr über die Welt erhebt, als die alte, und eben deshalb — des Humors fähig ist, in welchem Worte schon der ganz andere Geist der neuern Komik liegt. Wenn viele neuere Producte diesen Geist nicht haben, so beweist dies noch nichts gegen das Wesen und die Richtung der neuern Komik überhaupt. Das Historische gibt selbst mit der Wahrheit nur das Zufällige, wenn die Philosophie nicht in der Gesammtheit das Wesentliche erfaßt), er überläßt sich nicht einer scherzhaften Begeisterung (?), sondern er sucht in den Gegenständen das Scherzhafte auf: (das klingt sehr sclavisch; indeß wenn die Gegenstände das Komische wirklich darbieten, so daß sie eine komische Dichtung herbeiführen können, so ist es doch damit so schlimm nicht.) Er schildert in den menschlichen Charakteren und Lagen dasjenige, was zum Scherz veranlaßt, (warum nicht, da ja das Komische nicht blos in unserer Vorstellung liegt, sondern wirklich in der Welt ist, oder doch nach dem Sinn und Bestreben aller Kunst so gedacht wird!) mit einem Wort, das Lustige, das Lächerliche. (Dies will — in der rechten Bedeutung — alle Komik schildern und darstellen. Hat Aristophanes noch etwas Anders gewollt, so gehört das nicht als etwas Wesentliches zum Komischen.) — — Der höchste tragische Ernst geht letztlich immer auf das Unendliche, und der Gegenstand der Tragödie ist eigentlich der Kampf zwischen dem endlichen äußern Daseyn und der unendlichen innern Anlage. (ist noch zu dunkel und unbestimmt ausgedrückt.) Der gemilderte Ernst des Lustspiels bleibt hingegen innerhalb des Kreises der Erfahrung (?) stehen. An die Stelle des Schicksals tritt der Zufall, denn dies ist eben der empirische Begriff von jenem, als dem, was nicht in unserer Gewalt steht. — Der unbedingten Nothwendigkeit ließ sich nur die sittliche Freiheit entgegenstellen; den Zufall soll

man verständig zu seinem Vortheile lenken. Deshalb ist die ganze Sittenlehre des Lustspiels, gerade wie in der Fabel, nichts anders, als Klugheitslehre. (Das wohl; aber fragt man nach dem höchsten und allgemeinsten (alles umfassenden) Gesetz, als Maßstab des Lächerlichen, so ist dieser nicht blos Klugheit, sondern überhaupt ein vernünftiger (zu billigender) Zweck, nebst Zweckmäßigkeit zugleich.)

„Die Darstellung der alten Komödie ist eine phantastische Gaukelei, ein lustiges Traumbild, das sich am Ende bis auf die große Bedeutung (!) in Nichts auflöset." (Dies trifft das Kleid und nicht den Mann. Hiernach würde man sich von den Komödien des Aristophanes eine sehr lustige, mährchenhaft-wunderbare Vorstellung machen, die von der innern Beschaffenheit derselben auch nicht die entfernteste Ahnung gäbe.) Die Darstellung des Lustspiels hingegen unterwirft sich dem Ernst in ihrer Form. Sie verwirft alles Widersprechende (ja, das Widersprechende, das sich gar nicht vereinigen läßt und absolut eins vom andern ausschließt, dies findet auch nirgends im Komischen Zutritt), und wodurch sie selbst wieder aufgehoben werden würde. (Auch das blos mit der Phantasie Angenommene, Gedachte muß in der Form — im Gange des Stücks — folgerecht seyn und den künstlerischen (anscheinenden) Ernst beobachten. Selbst Aristophanes strebt bei der kühnsten Einkleidung dahin, und wo er den scherzhaften Ernst unterbricht oder zuletzt die Fabel in Nichts auflöst, da ist es grade der materielle Ernst — der praktische Zweck —, der ihn dazu veranlaßt oder verleitet; was dann zur Verherrlichung des vollendeten Kunstwerkes selbst, das in sich geschlossen seyn soll, und zu einer noch höhern — poetischen — Erhebung in der That nichts beitragen kann.) Sie sucht bündigen (mehr ist: einen strengern) Zusammenhang und hat mit der Tragödie eine förmliche Verwickelung und Auflösung gemein. (Das kann ihr nur zum Lobe gereichen; dadurch trifft sie näher mit den Forderungen und Gesetzen eines Kunstwerkes überhaupt zusammen, oder soll das Komische im Reiche der Kunst kein Kunstwerk seyn?) Sie verknüpft, wie diese, die Vorfälle als Ursachen und Wirkungen, nur daß sie das Gesetz dieser Verknüpfung so auffaßt, wie es sich in der Erfahrung vorfindet, ohne es, wie jene (die Komödie), auf eine Idee zu beziehen." (Dies läßt sich vertheidigen und bestreiten, je nachdem man mit dem Worte Idee eine höhere oder eine geringere Vorstellung verbindet. Das Mißverständliche liegt darin, daß das Gemeinte zu hoch und zu allgemein ausgedrückt ist und zwar unwillkürlich wohl deshalb, um desto auffallendere Gegensätze zu bilden.) — —

Wir wollen jetzt — mit Beziehung auf diese Aeußerung —

den Gegenstand bei unserm Dichter selbst betrachten. Die Sache ist also:

Bei Aristophanes werden die Handlungen und Begebenheiten nicht um ihrer selbst willen dargestellt, sondern um damit einen andern, allgemeinern Gegenstand, der außer dem Stücke liegt, anzudeuten oder symbolisch vorzubilden, während das neuere Lustspiel Vorfälle verknüpft, die der Wirklichkeit sehr ähnlich sehen, und die ihr Leben und ihre Bedeutung schon durch die Verknüpfung selbst erhalten. Also ist mit der Idee nur eine praktische Wahrheit, die Würdigung eines vorhandenen öffentlichen Zustandes gemeint. Daß dieser geschilderte oder angedeutete Zustand öffentlich und eine Sache des Staats (des Vaterlandes) ist, das ist es eben, was ihn viel umfassend und somit bedeutender und wichtiger macht, als der Gegenstand von Privatverhältnissen seyn kann, wie sie das spätere Lustspiel behandelt. Das ist ein großer Vorzug der antiken Komödie, der anerkannt werden muß, und der aus der Oeffentlichkeit des Lebens und der Freiheit des Urtheils hervorging. Aber deshalb schon zu sagen, das Lustspiel habe es blos mit der Erfahrung, die Komödie hingegen mit einer Idee zu thun, ist zu viel behauptet oder parteiisch gestellt, so daß es klingt, als ob das Lustspiel keinen Gedanken ausdrücke, sondern ein blos unterhaltender Vorfall sey. Jedes Kunstwerk drückt etwas Allgemeineres aus, und so auch ein gutes Lustspiel. Jedermann wird gleich unwillkürlich fragen, was der Verfasser damit sagen wolle; er setzt also schon voraus, daß der Verfasser beispielsweise etwas allgemein Gültiges, wenn gleich durch Umstände Bedingtes, darzustellen zur Absicht habe. Je mehr dies nun in der Vorstellung umfaßt, und je tiefer es aus der menschlichen Natur geschöpft ist, desto schöner. Ja auch das moderne Lustspiel kann auf seine Weise symbolisch verfahren und dadurch Ausdehnung und Fülle erlangen, wenn es in einem einzelnen Falle viele Fälle, in dem Geringern das Größere, und in einem einzigen Charakter viele Personen sich abspiegeln läßt. Das ideale Streben aller wahrhaften Komiker hat auch kein anderes Ziel, und was ihnen äußerlich versagt ist, das suchen sie nach innen zu erreichen. Viel kommt auf die praktische Wichtigkeit des Gegenstandes und, dieser gemäß, auf das Bedeutungsvolle der Dichtung an; aber der wahren, innern Bedeutung nach trifft alle Komik auf einem weit höhern, geistigern Standpuncte zusammen, von wo aus auch ihre einzelnen Erscheinungen müssen gewürdigt werden. Mag sie nun die Schwäche und den thörichten Wahn des Menschen in Privatverhältnissen oder in Staatsangelegenheiten darstellen: es ist die Mangelhaftigkeit der menschlichen Freiheit, die Unzulänglichkeit der irdischen Welt überhaupt, auf die sie lachend und spottend die Aufmerksamkeit richtet; und wie könnte sie mit fröhlicher Gering-

schätzung sich darüber erheben, wenn sie sich selbst nicht einer höhern Freiheit bewußt wäre und die Absicht hätte, auf eine höhere Harmonie hinzuweisen? Hierin bleibt der Geist der neuern Komik gegen die alte nicht zurück, ja sie hat ihr Ideal noch höher gestellt und erhob sich desto freier über die ganze Welt, je wichtiger ihr diese erscheint. Es ließe sich sogar beweisen, daß die Komik der Griechen nach ihrer plastischen Gesinnung weit mehr am Stoffe klebt, als die romantische Komik, und daß die Größe des Stoffes bei Aristophanes zum Theil nur eine günstige Täuschung hervorbringt, indem die Fülle von Vorstellungen, die mit regsamem Witz den Geist immerfort in Thätigkeit setzt, leicht mit einer geistigern Beschaffenheit überhaupt verwechselt wird; es ließe sich auch wohl die Reinheit und Freiheit der aristophanischen Komik dadurch verdächtig machen, daß er fast durch und durch satyrisch verfährt und immer einen praktischen, nützlichen Zweck vor Augen hat; indeß — das Satyrische ist an sich noch nicht zu tadeln, wenn es nur auch zugleich komisch ist, und durch alle seine Komödien ist ein großer praktischer Geist so unverkennbar, daß wir den Werth der verschiedenen Weise, das Große mit plastischem Witz oder durch Humor zu erlangen, können auf sich beruhen lassen. Nur einräumen und als wahr zugestehen können wir nicht, wenn ein so wichtiger Kritiker, wie A. W. Schlegel, die antike Komödie in jeder Hinsicht über das neuere Lustspiel setzt, und es ist deshalb nöthig, seine Behauptungen mit dem Aristophanes selbst zu beleuchten. — Wenn er die Vorstellung erweckt, als wenn jene Komödien freie Schöpfungen der Phantasie, die Lustspiele hingegen Abbildungen der Wirklichkeit wären, so wird unvermerkt auch auf Inhalt und Gegenstand übergetragen, was nur von der Form, von der Einkleidung entnommen ist. Diese macht aber bei Aristophanes nichts weiter als den Rahmen des Bildes aus. Das Bild zeigt, trotz der seltsamen Einkleidung, die oft nur Einleitung ist, nichts anders, als die Wirklichkeit, ja selbst die nahe Gegenwart, und wo sie nicht ganz in die symbolische Verkörperung hineingehen will, da wird sie noch ausführlich zwischen disputirenden Personen mit Worten abgehandelt, ja es wird die Angelegenheit oft noch ausdrücklich in einer Rede an die Zuschauer vorgetragen, so daß — um nur wenig zu sagen — der Stoff weit über die Form hinweg ragt, und somit auch viel mehr, als diese, in Betrachtung kommt. — Alle Komik schöpft aus der nahen Wirklichkeit, und wenn sie auch den Schauplatz in den Mond versetzte; denn da sie die Beschränktheit der menschlichen Freiheit darstellen soll, wo fände sie dieselbe wohl bestimmter und begrenzter, als gerade in den Einzelnheiten, die eben Sinn und Geist beschäftigen? Je näher diese den Sinnen stehen, desto mehr ist es ein Bedürfniß, sich durch Scherz von ihnen zu befreien. Und so enthalten auch die Komödien des Aristophanes nichts anders, als

das Leben von Athen und was eben die Aufmerksamkeit der Athenienser in Anspruch nimmt. Da dieses das Oeffentliche ist, so erscheint auch das Oeffentliche auf der Bühne. Wir haben hier Volksversammlungen, Gerichte, Opfergebräuche, Feste, Tänze, Mahlzeiten und Redeübungen vor uns. Und werden wir auch zu den Göttern erhoben, es geht hier nicht anders zu, als unten in Athen. Ja viele Auftritte kehren immer wieder. Bei einem Opfer stellt sich gern der hungerige Wahrsager ein, oder der schlechte Musikant; auch der Auflaurer fehlt nicht. Eben so werden in den Worten immer nur dieselben Personen gezüchtigt, Mancher dient zum immerwährenden Stichblatt, und durch den Witz sieht nicht selten eine Gehässigkeit hindurch, die man für den Kunstgenuß einer reinen Komik nicht anders, als störend, nennen kann. Es sind auch selbst ganze Dramen gegen einzelne Personen gerichtet, wie die Ritter gegen Kleon, den Volksbeherrscher, die Frösche hauptsächlich gegen Euripides, der bis in die Unterwelt verfolgt wird. Den in den Wolken preisgegebenen Sokrates kann man nur zum Theil hierher rechnen. Wenn auch der frühere mit seinen Grübeleien über die Natur gemeint seyn sollte, was einige Wahrscheinlichkeit erhält, weil schon andere Komiker vor Aristophanes ihn angegriffen haben, so ist er doch hier nur gewählt, um einen verderblichen Unterricht und eine schlechte Erziehung überhaupt darzustellen und die schädlichen Folgen davon zu zeigen. So wird die Wuth, Gericht zu halten und zu verdammen, — in den Menschen — auch an einem Einzigen vergegenwärtigt, und damit das Volksgericht überhaupt in seiner Blöße dargestellt. Hauptsächlich beschäftigt den Dichter der fortwährende peloponnesische Krieg, und zur Empfehlung des Friedens hat er drei Komödien gedichtet: die Acharner, der Friede und Lysistrata, und man muß bewundern, wie er zu einem so ernsten Gegenstande noch eine so scherzhafte Einkleidung hat finden können. Im ersten Drama verfährt er positiv, indem er gradezu das behagliche Wohlleben, das der Friede gewährt, vor die Augen bringt, und er gelangt dazu durch die Idee, daß ein Einziger für sich Friede geschlossen habe, woraus das Uebrige wie von selbst folgt. In der Lysistrata erreicht er seinen Zweck auf eine negative Weise, indem er durch die Annahme, daß die Weiber durch Enthaltsamkeit die Männer zum Friedensschluß zwingen wollen, in der Entbehrung das Wünschenswerthe des häuslichen Beisammenseyns der Empfindung vorspiegelt. Da er sich aber in das Mittel, als einen frei gewählten Scherz, etwas zu sehr vertieft hat, so scheint er zuletzt besorgt zu seyn, daß man darüber den ernsten, nämlich den praktischen Zweck, ganz vergessen möchte, was wir doch nimmermehr der reinen Komik zum Fehler anrechnen würden. Lysistrata muß deshalb an die Athener

und Lakoner eine Ermahnungsrede halten und schildern, wie schön sie sich einander sonst beigestanden. Sie schließt mit den Worten:

> Warum denn, da des Guten euch gar viel begann,
> So kämpfen, und nicht ruhn von der Erbärmlichkeit?
> Warum euch nicht aussöhnen? Auf! was hindert noch?

Wer kann hier wohl die leibhafte Wirklichkeit leugnen? — Aber der Friede, wo der Dichter durch das Symbolische einen freiern Aufflug nimmt, möchte vielleicht für das Zeugniß einer „phantastischen Gaukelei und eines lustigen Traumbildes" sprechen! Anfangs hat es das Ansehn. Ein Bürger Athens fährt auf einem großen Käfer zum Himmel auf, der Krieg zermalmt die Städte in einem Mörser, die verbannte Friedensgöttin wird aus einer Höhle heraufgezogen. Aber alles dies sind doch nur einzelne Aeußerlichkeiten ohne fortgesetzte Verknüpfung; die Beziehungen, die die Worte ihnen geben, treiben die Hauptsache, und am Ende sehen wir sogar, daß die poetische Einkleidung nur eine Einleitung war, die zu ganz prosaischen Resultaten führt, wo die poetischen Mittel völlig verwischt und vergessen sind, und die angeregte Phantasie in der Hoffnung auf ein vollendetes Gebilde auf das fühlbarste getäuscht wird. Es ist wider die prosaische Wirklichkeit, die hereintritt. Nachdem wieder geopfert und ein hungriger Wahrsager ist fortgeprügelt worden, kommt ein Sensenschmied, der für die Nahrung dankt, die der Friede seinem Gewerbe gewährt, ein Helmbüschler, ein Panzermacher, ein Trompeter, ein Helmschmied, ein Lanzenschäfter, die alle nicht wissen, was sie nun mit ihrem Geräth anfangen sollen, und eine scherzhafte Abtröstung erhalten. —

Das freieste Witz- und Phantasiespiel liefern die Vögel, weil hier wirklich vieles um des Scherzes, um des Witzes selbst willen vorkommt, aber Worte spielen dabei die Hauptrolle; die Sache selbst, die Idee, ist nicht darstellbar: die Vögel sollen mit einer Stadt den Himmel verbauen! dies muß als geschehn erzählt werden; es fehlt der dramatische Fortgang. Zwar senden die Götter zuletzt Botschaft zur Unterhandlung, aber die gelegentlichen Scenen mit Personalsatyre nehmen dazwischen den meisten Raum ein und geben wieder die Wirklichkeit von Athen. Die Einweihung der Stadt erfordert eine Opferhandlung. Ein Poet erscheint, die neue Stadt zu besingen, und wird mit alten Kleidern beschenkt; der Wahrsager meldet sich, dann Meton, ein verdienter Astronom, der seine schlechten Collegen repräsentiren muß und fortgeprügelt wird. Dasselbe geschieht dem Aufseher und Gesetzhändler. — Der kyklische Dichter Kinesias, der öfters vorkommt, sucht nach Dithyramben; seine Gestalt wird verspottet. Ein Auflaurer wünscht Flügel, um von Stadt zu Stadt zu eilen.

Hier geht der Scherz auf einmal in Ernst über; er wird zu redlichen Geschäften ermahnt, dann mit der Peitsche beflügelt. Noch größern Stillstand macht der Scherz, da auch ein Vaterschläger sich einfindet, der sich in der neuen Stadt einbürgern will, um nach dem Beispiel der Vögel desto ungestörter seinen Vater prügeln zu können. Ganz trocken und baar wird ihm gesagt:

Dir aber, Jüngling, rath' ich nun, nicht üblen Rath,
Nein, was mir selber ward gelehrt, als Knaben: du,
Mißhandle nicht den Vater! Hier vielmehr empfah'
Den Flügel und mit der andern hier den Hahnensporn,
Und achtend für eines Hahnes Kamm dies Helmgebüsch,
Halt Wach' und Kriegsdienst, schaffe mit Sold dir Brot, und laß
Den Vater leben.

So wird öfters in den Komödien des Aristophanes der Ernst eingemischt, und der Scherz unterbrochen, auch wohl ganz aufgehoben, was man künstlerisch unmöglich loben kann, da ja die Komödie eben den Zweck hat, den Ernst in Scherz zu verwandeln und es so zu thun, daß die wahre Meinung nicht mißverstanden, sondern nur um so wirksamer wird. Aber dem Dichter lag vor allem die Sache am Herzen, die durch Witz und Phantasie oft gewaltsam hindurchbricht. — Wie weit muß hier die Empfindung von phantastischer Gaukelei und lustigen Traumbildern entfernt bleiben; wie wenig kann hier, auch bei den kühnsten Formen, die Vorstellung davon erhalten werden!

Ueberdies ist selbst von einer symbolischen Darstellung zu verlangen, daß sie für sich schon einen Zusammenhang mit Sinn und Bedeutung gebe; denn wie soll sonst ein Drama entstehen, das der Phantasie doch eine Handlung vorspiegeln will? Hiermit gelingt es — wenn man aufrichtig seyn will — dem Aristophanes nicht immer, so sichtbar auch überall das Streben darnach ist. Die Schwierigkeit liegt in der Sache; der öffentliche Gegenstand ist zu viel umfassend, als daß er sich leicht in einer einzigen fortgehenden Handlung einzelner Personen darstellen ließe. Daher müssen diese Personen gleich selbst symbolisirt und zu Häuptern von ganzen Classen gemacht werden, und ihre Verknüpfung kann dann nicht mehr auf eine gewöhnliche Weise geschehn, sondern durch eine kühne Annahme, die nun die Fabel des Stückes gibt, oder doch durch einen lockern Zusammenhang die Gelegenheit zur Behandlung des Gegenstandes herbeiführt. Bei dieser Weigerung, wo die Personen oft nur als Sprecher von Parteien auftreten, muß daher auch die gegenseitige Wechselwirkung unvollkommen bleiben, und bei dem Eifer, ihre Meinung geltend zu machen, die persönliche Handlung häufig in ein Handheben, bei der Unfaßbarkeit des dramatischen Gegenstandes selbst aber die zu

Hülfe kommende Rede häufig in ein Abhandeln übergehen. So führt in manchen Stücken die dramatische Einkleidung hauptsächlich zu einem Redestreit, der gerade die Entscheidung enthält und also eine Hauptscene ausmacht.

In Absicht der Form und der dramatischen Gestaltung verdienen die Acharner unter allen vorhandenen aristophanischen Komödien den Vorzug, wie auch Schlegel ihnen solchen einräumt. Die symbolische Darstellung hat hier schon für sich Leben und Zusammenhang und spricht zugleich den Gegenstand, den sie meint, deutlich und vollkommen aus; sie verknüpft die Auftritte ohne Zwang, ja sie leitet sie größtentheils aus einander her, so daß ein natürlicher Fortgang der Fabel entsteht, und auch ein fröhlicher Schluß sich ergibt; das, was geschieht, gestaltet sich größtentheils auch als Handlung, und mit beiden ist selbst die zu Hülfe genommene ausdrückliche Vertheidigung der Sache ziemlich glücklich verschmolzen, so daß Stoff und Form hier noch am ersten in einander aufgehen, und sich durchdringend ein harmonisches Ganzes bildet, wodurch jedes Kunstwerk erst seine wahre Schönheit erlangt.

Daß die Charaktere bei Aristophanes wenig Bestimmtheit als Einzelwesen haben, folgt schon zum Theil von selbst aus der Größe und dem Umfange des Gegenstandes, der die symbolische Bedeutsamkeit und Allgemeinheit auch auf sie überträgt, wozu noch kommt, daß die gemeinsame Bildung der Griechen, das gemeinsam Oeffentliche und Freie allen ein ähnliches Gepräge gibt, weshalb denn auch fast alle sprechende Personen, Herren und Sclaven, Städter und Landleute, wenn auch Stand und Geschäft zu besondern Aeußerungen zuweilen benutzt werden, von Zeit zu Zeit auf ziemlich gleiche Weise geistreich und witzig sich vernehmen lassen. — Das Symbolische führt noch den Vortheil mit sich, daß in der Person die Sache schärfer behandelt werden kann. So würde in den Wespen das Benehmen des Sohnes gegen seinen Vater, da er ihn wegen seiner Gerichtswuth als einen Verräther behandelt, unkindlich und fast grausam erscheinen, wenn nicht in beiden überhaupt nur Verblendung und üble Angewohnheit neben richtiger Einsicht, und selbst nach der persönlichen Benennung: Philokleon und Bdelykleon, folgsame Anhänger des Kleon und wahre Patrioten aufträten. Der Chor ertheilt auch dem Sohn zuletzt ein großes Lob.

— große Lobsprüche von mir
Und jedem Wohlgesinnten
Gewann, und geht herrlich hinweg,
Wie ein mit Verstand zärtlicher Sohn,
Dieser des Filokleon.
Denn ein so sehr Freundlicher nie

Hat sich mir gezeigt, nie auch ein Thun
Mich so entzückt ganz außer mir selbst.

Endlich hat auch die symbolische Umfassung des Gegenstandes Einfluß auf Raum und Zeit in der Vergegenwärtigung des Drama's selbst. Die Decorationen mögen nun gewechselt, oder die verschiedenen Oerter der Handlung neben einander bestanden haben, so war bei aller Räumlichkeit der Bühne der Vorgang doch so ausgedehnt, so beweglich und fortschreitend, daß der Ort den Raum, den es bezeichnete, unmöglich immer ganz darstellen konnte, sondern sich wohl mit einer Andeutung begnügen mußte. So beginnen die Acharner gleich mit einer Volksversammlung auf der Pnyx, dann sehen wir den Dikäopolis auf dem Landhofe, wo er dem Dionysos opfert und einen Markt einrichtet, und zuletzt erblicken wir ihn unter Schmausenden vor dem Dionysostempel in Athen. — Und welche Wanderungen gibt es nicht in manchen Stücken, z. B. in den Fröschen! Bei so großer Veränderung und Ausdehnung des Gegenstandes kann denn auch die Zeit nicht immer mit der theatralischen zusammentreffen, und die gerühmte Einheit geht von selbst verloren. Wenn Dikäopolis auf der Stelle einen Boten nach Sparta schickt, um für ihn allein den Frieden zu holen, so wird nicht Stunden lang darauf gewartet, sondern in wenig Augenblicken ist er wieder da, die verschiedenen Sorten des Friedens mit sich bringend. — In den Wolken ist der neue Schüler kaum zum Sokrates eingegangen, so kommt er schon wieder heraus, blaß aussehend, wie einer, der schon lange studirt hat, weshalb der Vater zu ihm sagt:

Wie freut's mich, deine Farbe so einmal zu sehn!

In dem Frieden scheint der Dichter selbst über die Schnelligkeit zu scherzen.

Diener.
Vollbracht ist dieses. Lege du hier die Schenkel auf;
Ich will zum Eingeweide gehn und Opferschrot.

Trygäos.
Ich sorge deß hier; aber kom mir bald zurück.

Diener.
Schau an, da bin ich. Schein' ich saumhaft dir zu sein?

Wie die Idee an keine Zeit gebunden ist, zeigen besonders die Vögel, wo gar bald von Erbauung der Stadt, und wie sie zu Stande gekommen, Bericht erstattet wird; und da bei ihrer Einweihung ein Poet sich einstellt, sie zu besingen, indem er behauptet:

„Vorlängst schon tön' ich dieser Stadt mit Ruhm"; erwidert der Feiernde: „Eben erst doch feier' ich ihren zehnten Tag, und gab dem Kindlein den Namen." Zuletzt begibt er sich in den Himmel, die Basileia (die Oberherrschaft) zu holen, und kaum hat der Chor, der, einen Abschnitt bildend, oft die Stelle unsers Vorhangs vertritt, einige Worte declamirt, so verkündet schon der Bote die Wiederkehr:

— — — O wie naht er stolz
Mit der schönen Gattin, deren Reiz nicht faßt ein Wort;
Wie zuckt in der Hand ihm Zeus geflügelter Donnerkeil!
Namloser Duft auch zieht in des Umfangs Tief' umher:
Ein prächtig Schauspiel!

In der Lysistrata beginnt die Handlung mit frühem Morgen, und am Ende ist von der Nacht die Rede; ja die Lysistrata spricht einmal sogar von gestern:

— — — auf dem Sperlinge
War eine davonzufliegen schon bereit hinab
Zu Orsilochos (dem Kupfer) gestern, als am Haar ich zurück sie zog.

Und so fehlt es überall nicht an Beispielen, daß die Einheit von Raum und Zeit nicht beobachtet wird, sondern beide der Idee unterworfen sind, die in symbolischer Vergegenwärtigung des Gegenstandes sie auch symbolisch behandelt. — —

Nehmen wir nun alles zusammen, so hat allerdings die Komik des Aristophanes gegen die neuere mancherlei Vorzüge, sie fand in der Zeit und in dem Zustande des griechischen Volks mancherlei Begünstigung, aber sie erfuhr auch — wenn wir auf das Wesen und die möglichste Vollkommenheit des Komischen überhaupt sehen — mancherlei Beschränkung.

Was sie so erhebt, ist die Großartigkeit, die Bedeutsamkeit, das Vielumfassende der Dichtung, die den Geist mit wichtigen Gegenständen nährt und kräftigt und ihn mit einer Fülle des Witzes in eine vielseitige Thätigkeit setzt.

Der Dichter wurde durch das öffentliche Leben, durch die Gemeinsamkeit der Bildung und durch die Freiheit begünstigt, Staatsangelegenheiten sowohl als einzelne Staatsbürger, ja selbst den Glauben des Volks mit prüfendem Spott zu behandeln und alles bei Namen zu nennen.

Die nationale Gleichmäßigkeit und Allempfänglichkeit der Zuschauer mußte seiner Dichtung sowohl Eifer und Kühnheit, als, bei der Uebereinstimmung des Geschmacks, große Bestimmtheit verleihen.

Die große Versinnlichung, die das Komische fordert, gewann eines Theils durch das plastische Princip, ging aber mit demselben öfters auch in ein Uebergewicht des Sinnlichen, in Breite und Umständlichkeit und selbst in Grobsinnlichkeit über.

Das nahe Interesse der Sache führte zum Satyrischen, das nicht immer in reine Komik sich auflöst und manchen Ernst sogar unverarbeitet läßt.

Die Größe des Gegenstandes leitet zu einer symbolischen Darstellung, (die andeutend mehr umfassen kann), aber sie ist auch öfters der dramatischen Form überlegen, wird der Bildung einer Fabel und der Gestaltung einer Handlung hinderlich, und gliedert sich nicht ganz zu einem dramatischen selbstständigen Leben. Die Allgemeinheit der Charaktere erschwert die persönliche Wechselwirkung, schließt das Zufällige und (den lebendigen Gegensatz desselben) die Intrigue zum Theil aus, und hindert die Verwickelung.

Die Unfaßbarkeit des zu behandelnden Stoffs macht eine ungewöhnliche Einkleidung erforderlich, welche nun die Phantasie über die Wirklichkeit erhebt, aber sie nimmt diese nicht immer ganz verarbeitet in sich auf, und bringt die dichterische Idee selten ganz zur Ausführung, zur Vollendung einer freien und selbstständigen Dichtung.

In Absicht des Geistes umfaßt diese Komik zwar einen weiten Schauplatz, aber sie erhebt uns nicht bis zu dem höchsten Standpunct einer reinen Weltanschauung, nicht bis zu der Idealität in der Würdigung des Irdischen überhaupt, von welcher der Humor ausgeht. Dazu ist dem Griechen die sinnliche Welt zu lieb; einen so hohen Maasstab legt er nicht an. Doch geht dadurch der Sinn des Komischen an sich keinesweges verloren, weil die Messung und Erhebung immer gradweis geschieht, und auch das Höhere beispielsweise auf das Höchste hinweist.

Wollte man nun die Frage aufwerfen, ob die alte oder die neuere Zeit der Komik günstiger sey, so ließe sich darauf nicht geradezu und unbedingt antworten. Entscheidet man für die neuere Zeit, so ist derselben damit noch kein großes Lob gesagt. Das Komische hat es mit der Beschränktheit und dem Abstand derselben gegen eine höhere Freiheit zu thun. Dazu gibt sie allerdings reichlichen Stoff. Sie will mehr und vollendet weniger. Sie zerstückelt das Ganze in viele Einzelnheiten, bringt vielerlei Stände, vielerlei Verhältnisse und vielerlei Charaktere hervor, gibt das Abgesonderte mehr fremden Einflüssen, mehr dem Zufalle preis, und bereitet bei der Verwickelung und Verwebung des bunt durch einander sich kreuzenden Lebens schon überall in der Wirklichkeit Scenen zu einem Lustspiele vor. Personen, die für sich ihre Selbstständigkeit suchen und schon mit dem Nahen und Nächsten ein Ganzes zu bilden meinen, können um so leichter aus ihrem Gleichgewichte gebracht, in

man verständig zu seinem Vortheile lenken. Deshalb ist die ganze Sittenlehre des Lustspiels, gerade wie in der Fabel, nichts anders, als Klugheitslehre. (Das wohl; aber fragt man nach dem höchsten und allgemeinsten (alles umfassenden) Gesetz, als Maßstab des Lächerlichen, so ist dieser nicht blos Klugheit, sondern überhaupt ein vernünftiger (zu billigender) Zweck, nebst Zweckmäßigkeit zugleich.)

„Die Darstellung der alten Komödie ist eine phantastische Gaukelei, ein lustiges Traumbild, das sich am Ende bis auf die große Bedeutung (!) in Nichts auflöset." (Dies trifft das Kleid und nicht den Mann. Hiernach würde man sich von den Komödien des Aristophanes eine sehr lustige, mährchenhaft-wunderbare Vorstellung machen, die von der innern Beschaffenheit derselben auch nicht die entfernteste Ahnung gäbe.) Die Darstellung des Lustspiels hingegen unterwirft sich dem Ernst in ihrer Form. Sie verwirft alles Widersprechende (ja, das Widersprechende, das sich gar nicht vereinigen läßt und absolut eins vom andern ausschließt, dies findet auch nirgends im Komischen Zutritt), und wodurch sie selbst wieder aufgehoben werden würde. (Auch das blos mit der Phantasie Angenommene, Gedachte muß in der Form — im Gange des Stücks — folgerecht seyn und den künstlerischen (anscheinenden) Ernst beobachten. Selbst Aristophanes strebt bei der kühnsten Einkleidung dahin, und wo er den scherzhaften Ernst unterbricht oder zuletzt die Fabel in Nichts auflöst, da ist es grade der materielle Ernst — der praktische Zweck —, der ihn dazu veranlaßt oder verleitet; was dann zur Verherrlichung des vollendeten Kunstwerkes selbst, das in sich geschlossen seyn soll, und zu einer noch höhern — poetischen — Erhebung in der That nichts beitragen kann.) Sie sucht bündigen (mehr ist: einen strengern) Zusammenhang und hat mit der Tragödie eine förmliche Verwickelung und Auflösung gemein. (Das kann ihr nur zum Lobe gereichen; dadurch trifft sie näher mit den Forderungen und Gesetzen eines Kunstwerkes überhaupt zusammen, oder soll das Komische im Reiche der Kunst kein Kunstwerk seyn?) Sie verknüpft, wie diese, die Vorfälle als Ursachen und Wirkungen, nur daß sie das Gesetz dieser Verknüpfung so auffaßt, wie es sich in der Erfahrung vorfindet, ohne es, wie jene (die Komödie), auf eine Idee zu beziehen." (Dies läßt sich vertheidigen und bestreiten, je nachdem man mit dem Worte Idee eine höhere oder eine geringere Vorstellung verbindet. Das Mißverständliche liegt darin, daß das Gemeinte zu hoch und zu allgemein ausgedrückt ist und zwar unwillkürlich wohl deshalb, um desto auffallendere Gegensätze zu bilden.) — —

Wir wollen jetzt — mit Beziehung auf diese Aeußerung —

den Gegenstand bei unserm Dichter selbst betrachten. Die Sache ist also:

Bei Aristophanes werden die Handlungen und Begebenheiten nicht um ihrer selbst willen dargestellt, sondern um damit einen andern, allgemeinern Gegenstand, der außer dem Stücke liegt, anzudeuten oder symbolisch vorzubilden, während das neuere Lustspiel Vorfälle verknüpft, die der Wirklichkeit sehr ähnlich sehen, und die ihr Leben und ihre Bedeutung schon durch die Verknüpfung selbst erhalten. Also ist mit der Idee nur eine praktische Wahrheit, die Würdigung eines vorhandenen öffentlichen Zustandes gemeint. Daß dieser geschilderte oder angedeutete Zustand öffentlich und eine Sache des Staats (des Vaterlandes) ist, das ist es eben, was ihn viel umfassend und somit bedeutender und wichtiger macht, als der Gegenstand von Privatverhältnissen seyn kann, wie sie das spätere Lustspiel behandelt. Das ist ein großer Vorzug der antiken Komödie, der anerkannt werden muß, und der aus der Oeffentlichkeit des Lebens und der Freiheit des Urtheils hervorging. Aber deshalb schon zu sagen, das Lustspiel habe es blos mit der Erfahrung, die Komödie hingegen mit einer Idee zu thun, ist zu viel behauptet oder parteiisch gestellt, so daß es klingt, als ob das Lustspiel keinen Gedanken ausdrücke, sondern ein blos unterhaltender Vorfall sey. Jedes Kunstwerk drückt etwas Allgemeineres aus, und so auch ein gutes Lustspiel. Jedermann wird gleich unwillkürlich fragen, was der Verfasser damit sagen wolle; er setzt also schon voraus, daß der Verfasser beispielsweise etwas allgemein Gültiges, wenn gleich durch Umstände Bedingtes, darzustellen zur Absicht habe. Je mehr dies nun in der Vorstellung umfaßt, und je tiefer es aus der menschlichen Natur geschöpft ist, desto schöner. Ja auch das moderne Lustspiel kann auf seine Weise symbolisch verfahren und dadurch Ausdehnung und Fülle erlangen, wenn es in einem einzelnen Falle viele Fälle, in dem Geringern das Größere, und in einem einzigen Charakter viele Personen sich abspiegeln läßt. Das ideale Streben aller wahrhaften Komiker hat auch kein anderes Ziel, und was ihnen äußerlich versagt ist, das suchen sie nach innen zu erreichen. Viel kommt auf die praktische Wichtigkeit des Gegenstandes und, dieser gemäß, auf das Bedeutungsvolle der Dichtung an; aber der wahren, innern Bedeutung nach trifft alle Komik auf einem weit höhern, geistigern Standpuncte zusammen, von wo aus auch ihre einzelnen Erscheinungen müssen gewürdigt werden. Mag sie nun die Schwäche und den thörichten Wahn des Menschen in Privatverhältnissen oder in Staatsangelegenheiten darstellen: es ist die Mangelhaftigkeit der menschlichen Freiheit, die Unzulänglichkeit der irdischen Welt überhaupt, auf die sie lachend und spottend die Aufmerksamkeit richtet; und wie könnte sie mit fröhlicher Gering-

schätzung sich darüber erheben, wenn sie sich selbst nicht einer höhern Freiheit bewußt wäre und die Absicht hätte, auf eine höhere Harmonie hinzuweisen? Hierin bleibt der Geist der neuern Komik gegen die alte nicht zurück, ja sie hat ihr Ideal noch höher gestellt und erhob sich desto freier über die ganze Welt, je wichtiger ihr diese erscheint. Es ließe sich sogar beweisen, daß die Komik der Griechen nach ihrer plastischen Gesinnung weit mehr am Stoffe klebt, als die romantische Komik, und daß die Größe des Stoffes bei Aristophanes zum Theil nur eine günstige Täuschung hervorbringt, indem die Fülle von Vorstellungen, die mit regsamem Witz den Geist immerfort in Thätigkeit setzt, leicht mit einer geistigern Beschaffenheit überhaupt verwechselt wird; es ließe sich auch wohl die Reinheit und Freiheit der aristophanischen Komik dadurch verdächtig machen, daß er fast durch und durch satyrisch verfährt und immer einen praktischen, nützlichen Zweck vor Augen hat; indeß — das Satyrische ist an sich noch nicht zu tadeln, wenn es nur auch zugleich komisch ist, und durch alle seine Komödien ist ein großer praktischer Geist so unverkennbar, daß wir den Werth der verschiedenen Weise, das Große mit plastischem Witz oder durch Humor zu erlangen, können auf sich beruhen lassen. Nur einräumen und als wahr zugestehen können wir nicht, wenn ein so wichtiger Kritiker, wie A. W. Schlegel, die antike Komödie in jeder Hinsicht über das neuere Lustspiel setzt, und es ist deshalb nöthig, seine Behauptungen mit dem Aristophanes selbst zu beleuchten. — Wenn er die Vorstellung erweckt, als wenn jene Komödien freie Schöpfungen der Phantasie, die Lustspiele hingegen Abbildungen der Wirklichkeit wären, so wird unvermerkt auch auf Inhalt und Gegenstand übergetragen, was nur von der Form, von der Einkleidung entnommen ist. Diese macht aber bei Aristophanes nichts weiter als den Rahmen des Bildes aus. Das Bild zeigt, trotz der seltsamen Einkleidung, die oft nur Einleitung ist, nichts anders, als die Wirklichkeit, ja selbst die nahe Gegenwart, und wo sie nicht ganz in die symbolische Verkörperung hineingehen will, da wird sie noch ausführlich zwischen disputirenden Personen mit Worten abgehandelt, ja es wird die Angelegenheit oft noch ausdrücklich in einer Rede an die Zuschauer vorgetragen, so daß — um nur wenig zu sagen — der Stoff weit über die Form hinweg ragt, und somit auch viel mehr, als diese, in Betrachtung kommt. — Alle Komik schöpft aus der nahen Wirklichkeit, und wenn sie auch den Schauplatz in den Mond versetzte; denn da sie die Beschränktheit der menschlichen Freiheit darstellen soll, wo fände sie dieselbe wohl bestimmter und begrenzter, als gerade in den Einzelnheiten, die eben Sinn und Geist beschäftigen? Je näher diese den Sinnen stehen, desto mehr ist es ein Bedürfniß, sich durch Scherz von ihnen zu befreien. Und so enthalten auch die Komödien des Aristophanes nichts anders, als

das Leben von Athen und was eben die Aufmerksamkeit der Athenienser in Anspruch nimmt. Da dieses das Oeffentliche ist, so erscheint auch das Oeffentliche auf der Bühne. Wir haben hier Volksversammlungen, Gerichte, Opfergebräuche, Feste, Tänze, Mahlzeiten und Redeübungen vor uns. Und werden wir auch zu den Göttern erhoben, es geht hier nicht anders zu, als unten in Athen. Ja viele Auftritte kehren immer wieder. Bei einem Opfer stellt sich gern der hungerige Wahrsager ein, oder der schlechte Musikant; auch der Auflaurer fehlt nicht. Eben so werden in den Worten immer nur dieselben Personen gezüchtigt, Mancher dient zum immerwährenden Stichblatt, und durch den Witz sieht nicht selten eine Gehässigkeit hindurch, die man für den Kunstgenuß einer reinen Komik nicht anders, als störend, nennen kann. Es sind auch selbst ganze Dramen gegen einzelne Personen gerichtet, wie die Ritter gegen Kleon, den Volksbeherrscher, die Frösche hauptsächlich gegen Euripides, der bis in die Unterwelt verfolgt wird. Den in den Wolken preisgegebenen Sokrates kann man nur zum Theil hierher rechnen. Wenn auch der frühere mit seinen Grübeleien über die Natur gemeint seyn sollte, was einige Wahrscheinlichkeit erhält, weil schon andere Komiker vor Aristophanes ihn angegriffen haben, so ist er doch hier nur gewählt, um einen verderblichen Unterricht und eine schlechte Erziehung überhaupt darzustellen und die schädlichen Folgen davon zu zeigen. So wird die Wuth, Gericht zu halten und zu verdammen, — in den Menschen — auch an einem Einzigen vergegenwärtigt, und damit das Volksgericht überhaupt in seiner Blöße dargestellt. Hauptsächlich beschäftigt den Dichter der fortwährende peloponnesische Krieg, und zur Empfehlung des Friedens hat er drei Komödien gedichtet: die Acharner, der Friede und Lysistrata, und man muß bewundern, wie er zu einem so ernsten Gegenstande noch eine so scherzhafte Einkleidung hat finden können. Im ersten Drama verfährt er positiv, indem er gradezu das behagliche Wohlleben, das der Friede gewährt, vor die Augen bringt, und er gelangt dazu durch die Idee, daß ein Einziger für sich Friede geschlossen habe, woraus das Uebrige wie von selbst folgt. In der Lysistrata erreicht er seinen Zweck auf eine negative Weise, indem er durch die Annahme, daß die Weiber durch Enthaltsamkeit die Männer zum Friedensschluß zwingen wollen, in der Entbehrung das Wünschenswerthe des häuslichen Beisammenseyns der Empfindung vorspiegelt. Da er sich aber in das Mittel, als einen frei gewählten Scherz, etwas zu sehr vertieft hat, so scheint er zuletzt besorgt zu seyn, daß man darüber den ernsten, nämlich den praktischen Zweck, ganz vergessen möchte, was wir doch nimmermehr der reinen Komik zum Fehler anrechnen würden. Lysistrata muß deshalb an die Athener

men gehören, (indem sie sich ebenfalls wie die beiden Pole alles Lebens zu einander verhalten) und alle Dinge sowohl zeitlich als räumlich sich darstellen müssen, so drückt sich das polare Verhältniß auch zeitlich aus, und indem die entgegengesetzten polaren Kräfte einander gegenseitig beschränken, und zugleich jede sich in ihrem Charakter zu erhalten strebt, so entsteht daraus in jedem Lebensprocesse abwechselndes Auftreten und Vorherrschen, bald des positiven Pols, bald des negativen, und daher abwechselndes Steigen und Fallen des Lebens bald nach der höhern, bald nach der niedern Seite. So ist am Tage durch den belebenden Einfluß der Sonne in allem Leben auf der Erde der positive solare Pol (das Tagleben) vorherrschend, in der Nacht dagegen der negative tellurische Pol (das Nachtleben) überwiegend.

Auf diese Gesetze, die ohne Zweifel Jedem einleuchten werden, der nur überhaupt Sinn für Naturwissenschaft hat, gründet nun der Verfasser seine Definition des thierischen Magnetismus. Es ist folgende:

„Thierisch magnetische Einwirkung und thierischer Magnetismus auf unserer Erde ist diejenige (absichtlich erzeugte) lebendige Wechselwirkung zweier lebender Totalitäten (Organismen) unter einander, in welcher nicht die solare Kraft, sondern die tellurische Kraft das Ueberwiegende, Bestimmende ist, wo also das Bestimmende als Ausdruck der Erdtotalität (des Erdganzen), als tellurische Kraft, oder als deren Repräsentant erscheint." (S. 7, 8).

Daher also die Benennung Tellurismus, welche sonach allerdings sehr bezeichnend ist, nur daß man auch ein ihr entsprechendes deutsches Wort wünschen könnte. — Die Verständlichkeit dieser Definition ist durch das Bisherige vollkommen begründet. Vorzüglich muß man sich erinnern, daß jeder Organismus auf der Erde ein Ganzes (eine Totalität), und, als ein von der Erde Erzeugtes, ein Abbild der Erde ist, in welchem daher auch die Kraft des Ganzen, die tellurische Kraft, lebt. Andrerseits ist jedes organische Wesen zugleich von der Sonne erzeugt, ohne welche kein Leben und Seyn entsteht, und es ist daher jeder Organismus auch ein Kind oder Ebenbild der Sonne, in welchem die Kraft dieses höhern Ganzen, die solare Kraft, lebt. „Was daher von dem Verhältnisse der Erde zur Sonne gilt, gilt auch von allen einzelnen Dingen auf der Erde, da in jedem Einzelnen das Gesetz des Ganzen wiederkehrt, jeder in sich geschlossene Lebensproceß (Organismus) Abdruck des Ganzen, Mikrokosmus im Makrokosmus [kleine Welt in der großen Welt] ist; und die, durch das polare Verhältniß der Erde zur Sonne gegeben, im allgemeinsten Ausdruck als Sommer und Winter, Tag und Nacht

erscheinende Oscillation ihres Lebens kehrt auch im Leben jedes einzelnen Organismus wieder." (S. 6).

Zum nähern Verständniß über das Wesen des thierischen Magnetismus dient nun Folgendes:

1) Nach Mesmer, dem Entdecker des th. M. (später auch nach Wolfart), ist „der gegenseitige Einfluß und die Beziehung (Wechselwirkung) aller mit einander existirender Körper das, was man Magnetismus nennt." Nach dieser Bestimmung wäre aber alles Leben magnetisch, (was der obigen Erklärung widerstreitet) und das besondere Wesen des magnetischen Lebens bleibt durch sie unerörtert.

2) Die richtige und vollständige Erklärung des thierischen Magnetismus beruht hauptsächlich auf der Unterscheidung des solaren und tellurischen Lebens, welches zwei qualitativ (der Art nach) verschiedene Lebensformen sind, die sich polar zu einander verhalten. In jeder von diesen beiden Lebensformen ist nun wieder quantitative Polarität oder Entgegensetzung, d. h. ein positiver und negativer Pol, eine Wechselwirkung zwischen Höherem und Niederem, Beherrschendem und Beherrschtem. Diese Wechselwirkung innerhalb des tellurischen Lebens zwischen Positivem und Negativem, Erzeugendem und Empfangendem ist allein thierischer Magnetismus. Das Einwirkende ist also, der Qualität seines Lebens nach, tellurisch, der Quantität nach positiv, beherrschend. Der Magnetiseur also wirkt beim Magnetisiren nur mit seiner tellurischen (nicht solaren) Kraft auf den zu magnetisirenden Gegenstand. Die solare Kraft dagegen wirkt antitellurisch (feindlich, das tellurische Leben aufhebend), und eben so alle Lebensprocesse, welche solarer Natur sind.

3) Zum Begriff des thierischen Magnetismus rechnet der Vfr. auch das absichtliche Einwirken zur Hervorrufung des tellurischen Lebens durch diejenige Behandlung, welche Magnetisiren genannt wird, wodurch die magnetische Einwirkung von jeden ähnlichen, z. B. narkotischen Substanzen in der Medicin, berauschenden Getränken im gewöhnlichen Leben, bestimmt unterschieden wird.

4) Den Proceß der thierisch magnetischen Wechselwirkung nennt man auch den magnetischen Kreis, weil beide in magnetischer Wechselwirkung stehende Organismen (wieder ein Ganzes) zusammen bilden, einen organischen Lebensproceß darstellen. In demselben heißt der positiv einwirkende Organismus der Magnetiseur der negative, empfangende, Somnambul. „Die besondere Beziehung beider zu einander, wodurch Einwirken und Empfangen vermittelt wird, nennt man den magnetischen Rapport, den magnetischen Zustand aber, nämlich das vom Magnetiseeur, als Ausdruck der Erdtotalität, im Somnambul erzeugte und

also tellurische Leben Somnambulismus, auch wohl, doch nicht ganz richtig, magnetische Krisis.

5) Magnetische Potenzen (Stufen) werden alle magnetisch und positiv wirkende Kräfte, Substanzen, Stoffe, Körper oder Organismen genannt, welche, da sie in der Natur bestimmte Stufen vorstellen, beim Magnetisiren mit einer besondern Qualität einwirken und im Somnambul einen magnetischen Zustand von bestimmter Qualität erzeugen. Metalle z. B. und andere Mineralkörper, Pflanzen, Thiere, der Mensch, von organischer sowohl als psychischer Seite, sind, in Beziehung auf den Tellurismus, durch ihre tellurische Kraft magnetische Potenzen. Eine bestimmte magnetische (tellurische) Potenz und Magnetiscur sind daher von gleicher Bedeutung. Denn da alle Dinge auf der Erde nur verschiedene Abbilder der Erde auf verschiedener Potenz (Stufe) sind, so gibt es mehrere und zwar so viele Formen dieser wirkenden Kraft oder des Magnetiseurs, als es Ausdrücke der Erdtotalität, Abbilder der Erde gibt. Ferner: da alle Dinge der Erde entweder dem solaren Pole oder dem tellurischen des Erdlebens (vorzugsweise) angehören müssen, so scheiden sich alle Dinge der Erde in magnetisch-wirkende (tellurische) und in antimagnetisch-wirkende (solare) Kräfte und Substanzen."

6) Die im magnetischen Kreise wirkende Thätigkeit ist die thierisch-magnetische Kraft oder das magnetische Agens. Sie ist nur die lebendige Thätigkeit der Erde, oder deren Vertreter, die tellurische Kraft selbst, welche in der magnetischen Wechselwirkung vom Magnetiseur auf den Somnambul durch Erregung übergeht, wie z. B. der den Willen eines andern Menschen beherrschende (bestimmende) Wille, oder wie ein Körper dem andern seine Bewegung mittheilt. Sie ist nichts Materielles, kein besonderer Stoff, wie Einige annehmen, sondern, wenn wir jede Kraft als die reine Thätigkeit eines Lebensprocesses, im Gegensatz gegen das materielle Substrat derselben (den Körper), Geist nennen, so ist sie der Erdgeist, und, in den besondern Formen des Magnetismus, der Metallgeist, Pflanzengeist, Thiergeist, Menschengeist, aber immer als Ausdrücke des Erdgeistes. Aber eben so ist und wirkt, andrerseits, die magnetische Kraft nicht ohne materielles Substrat, als etwas blos Geistiges in und außer dem Menschen oder einem andern magnetisch wirkenden Körper, sondern der mineralische, pflanzliche, thierische, menschliche Körper u. s. w. erscheinen immer als das materielle Substrat, als der Körper dieses Geistes, von welchem derselbe als wirkende Kraft ausgeht, wie es der gleiche Fall bei allen andern Kräften oder Thätigkeiten ist. — „Wie indessen in den verschiedenen Potenzen (Stufen) des Lebens bald mehr das Geistige (Ideelle, die Thätigkeit), bald mehr das

Körperliche (Reelle, das Substrat) auftritt, ohne daß jedoch dies Mehrauftreten des Einen das Andere ganz ausschlösse; so auch hier. Daher bei der magnetischen Kraft der Metalle mehr der Stoff erscheint, hingegen bei der magnetischen Kraft des Hirnlebens des Menschen (bei der psychischen Einwirkung durch den bloßen Willen, durch den Glauben, die Andacht u. s. w.) mehr die Kraft (das Geistige, die Thätigkeit) auftritt.

7) Der Siderismus ist vom thierischen Magnetismus nicht wesentlich verschieden, sondern nur durch die Qualität der magnetisch wirkenden oder tellurischen Potenzen, welches im Siderismus Producte der anorganischen Natur sind, z. B. Wasser, Metall, Salz, welche, als Ausdruck der Erdtotalität wirkend, ebenfalls tellurisches Leben, Somnambulismus erzeugen. Die Benennung kommt von dem griechischen Worte σίδηρος, Eisen, welches Metall im Siderismus die Hauptrolle spielt.

8) Das allgemeinste Product einer jeden lebendigen Wechselwirkung besteht nun darin, daß die Qualität des in dieser Wechselwirkung als activ oder positiv Erscheinenden auf den Lebensproceß des als passiv oder negativ sich Verhaltenden übergeht, jedoch ohne die Qualität des Letztern ganz zu vertilgen, weil dann die Wechselwirkung selbst aufgehoben seyn würde. Ferner: im allgemeinen Leben der Erde ist die Nacht und der Schlaf Product und Ausdruck des tellurischen Lebens, Tag und Wachen sind Ausdrücke und Producte des solaren Lebens der Erde. Zur Zeit der Nacht und im Schlafe der organischen Geschöpfe überwiegt der tellurische Pol der Erde und jedes besondern Lebens; zur Zeit des Tag und beim Wachen tritt der solare Pol in vorherrschende Thätigkeit. — Da nun, was im Allgemeinen gilt, auch im Besondern wiederkehrt, so kann bei der Einwirkung der magnetischen Kräfte, als Ausdrücke und Repräsentanten der tellurischen Kraft, der allgemeinste Ausdruck der Wirkung derselben, also die allgemeinste, alle besondern einschließende Erscheinung im organischen Leben nur darin bestehen, daß statt des solaren Lebens, Wachen, das tellurische Leben, Schlaf, entsteht.

Der normale (natürliche) Schlaf des Menschen ist daher nur das täglich erscheinende Product der magnetischen Wirkung der Erde auf den Menschen, ist normales (natürliches) tellurisches Leben, normaler Somnambulismus, wie das wachende Leben des Menschen am Tage Product der antimagnetischen Kraft der Sonne auf denselben, solares Leben, ist; und Schlafen und Wachen sind eben so nothwendige Oscillationen des menschlichen Lebens, wie Tag und Nacht des Lebens der Erde. Im wachenden Leben, am Tage, ist die Richtung des Lebens, durch den ideellen positiven Pol, durch den überwiegenden Einfluß der Sonne vermit-

telt, ebenfalls nach dem Ideellen, Höhern. Die Erde wird von der Sonne erleuchtet, und alle ihre Geschöpfe erscheinen auf der höchsten Stufe ihres Lebens, führen ein solares, antitellurisches Leben. — Im schlafenden Leben und zur Nachtzeit hingegen ist die Richtung des Lebens, durch den reellen, negativen Pol des Lebens, durch den überwiegenden Einfluß der Erde bestimmt, ebenfalls nach dem Reellen, Niederen. Die Erdkraft vertilgt das Licht der Sonne, und alle Producte der Erde sinken in den dunkeln Schoos der Erde zurück und führen ein antisolares, tellurisches Leben. Wenn daher der Mensch am Tage und im Wachen, sich dem Einfluß der Erde entziehend, zur Sonne und zum Höheren strebt, so kehrt er zur Nachtzeit und im Schlaf wieder in ihre Arme zurück.

Der künstlich, durch absichtlich angebrachte tellurische Potenzen erzeugte magnetische Schlaf ist also nur ein besonderer, mehr oder weniger gesteigerter Abdruck des normalen (natürlichen) Schlafes, des täglichen tellurischen Lebens des Menschen, also ein künstliches Nachtleben, im Gegensatze des natürlichen. S. 24 — 26.)

Hieraus folgen nun zwei für die Theorie des Tellurismus sehr erhebliche Sätze: nämlich a) auch der höchste Grad des Somnambulismus ist immer ein niedrigerer Zustand, (als der höchste Grad des wachenden Lebens. b) Die Physiologie des Schlafs ist auch die Physiologie des Somnambulismus. Denn da der Schlaf nur die Kehrseite des wachenden Lebens ist, so ist die Physiologie des wachenden Lebens auch die des schlafenden, aber mit der umgekehrten Bedeutung der Gesetze desselben.

Dies ist nun der zusammengezogene Inhalt des ersten Abschnitts im ersten Bande dieses Werks. Es ist die Grundlage der ganzen Theorie des thierischen Magnetismus, soweit sie nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft möglich war, und wie sie von unserm Verfasser mit ächt philosophischem Geiste entworfen und folgerichtig ausgeführt wurde. Wer sich mit dieser Grundlage vertraut gemacht, sie in ihren einzelnen Puncten sowohl als in deren nothwendiger Beziehung gehörig aufgefaßt hat, dem wird auch im Folgenden die Theorie selbst, mit allen Wahrheiten, die aus ihr entwickelt werden, sehr verständlich und überzeugend erscheinen. — Es wird aber dienlich seyn, von hier aus zuvor einen Blick auf den ganzen Inhalt des ersten Bandes zu werfen, um den Leser hinsichtlich der Anordnung des Stoffs auf das Nähere orientirend vorzubereiten.

Der Inhalt des ersten Bandes zerfällt in fünf Abschnitte. Der erste enthält allgemeine Grundsätze, Folgerungen und Bestimmungen, als Uebersicht des Ganzen, wovon im Obigen bereits das Wesentlichste mitgetheilt ist. Der zweite Abschnitt han-

delt von den **allgemeinen Wirkungen der thierisch magnetischen (tellurischen) Kraft**. Hier wird zunächst eine physiologische Entwickelung der Entstehung des Somnambulismus, als Productes jener Kraft, gegeben, und es ist übrigens von der Verschiedenheit der tellurischen Wirkung und den besondern Formen des Somnambulismus beim Menschen, bei Thieren und Pflanzen die Rede, welche Verschiedenheit durch die Qualität des Magnetiseurs, des Somnambuls und durch andere Umstände bestimmt wird.

Dritter Abschnitt: **Darstellung der verschiedenen magnetischen Potenzen für den menschlichen Organismus**. Der sehr mannichfaltige Stoff dieses Abschnitts wird in zwei Capiteln abgehandelt, wovon das erste die **allgemeinen tellurischen Potenzen** betrachtet (die Erde z. B., der Mond, Licht und Wärme, Schall, Elektricität, Galvanismus und mineralischer Magnetismus gehören hieher); das zweite von den **besondern tellurischen Potenzen** (organische, psychische, dynamische, mechanische Potenzen) handelt.

Vierter Abschnitt: **Eigenthümlichkeiten der tellurischen (thierisch-magnetischen) Kraft**. In diesem Abschnitte wird die tellurische Kraft nach ihren Eigenschaften im Allgemeinen und Besondern zu näherer Kenntniß gebracht. Es ist die Rede von der specifischen Verschiedenheit der besondern tellurischen Kräfte, von der verschiedenen Intensität, Quantität und Qualität der magnetischen Kraft, von Magnetophoren (magnetischen Trägern), von Leitern und Isolatoren der magnetischen Kraft, von ihrer strahlenden Wirkung, dem Zurückstrahlen derselben u. s. w.

Der fünfte Abschnitt endlich beschäftigt sich mit dem **Technicismus der magnetischen** Behandlung in drei Capiteln. Das erste verbreitet sich in fünf Artikeln **über die magnetische Behandlung durch den menschlichen Magnetiseur**, und **gibt die Theorie der psychischen und organischen Behandlung**. In diesem wohlgegliederten und geordneten Abschnitte kommen nach einander, erst die allgemeinen, dann die besondern Bedingungen der magnetischen Behandlung durch den menschlichen Magnetiseur, die sehr verschiedenen Manipulationsweisen, praktische Regeln bei der magnetischen Behandlung, das Erwecken des Somnambuls (nämlich nach welchen Gesetzen es erfolgt), auch besondere Manipulationsarten zur Erzeugung besonderer Zustände zur Sprache. Das zweite Capitel enthält die **magnetische Behandlung durch den mineralischen Magnetiseur** und die **Theorie der Behandlung durch's siderische Baquet**. Das dritte Capitel beschließt diesen ersten Band mit der Angabe **der Unterstützungsmittel der magnetischen Behandlung**.

Rec. wird nun versuchen, das Wesentliche des Inhalts von

jedem Abschnitt, soweit es sich in der hier nöthigen Kürze verständlich darstellen läßt, den Lesern des Hermes mitzutheilen, indem er nur bei denjenigen Puncten etwas länger verweilen wird, welche, nach seinem Urtheil, ein vorzügliches und allgemeineres Interesse haben.

Einige physiologische und medicinische Vorkenntnisse, nur das Allgemeine dieser Wissenschaften betreffend, wie sie allenfalls von jedem Gebildeten gefordert werden können, werden freilich zum völligen Verstehen der nun folgenden Mittheilungen vorausgesetzt. Es möge davon vorerst nur Einiges in Erinnerung gebracht werden.

1) Im menschlichen Körper sind drei Hauptsysteme zu unterscheiden, welche von verschiedenem Range sind, oder drei verschiedene Stufen seines Seyns und Lebens bezeichnen, nämlich das vegetative (pflanzliche), animalische (thierische) und sensitive (Empfindungs- oder Nerven-) System. Das vegetative System ist das niederste. Alle Theile und Organe, worin die Haut das Vorwaltende und Herrschende ist, also die Eingeweide des Unterleibes (die vorzugsweise aus Haut oder häutigen Gefäßen gebildet sind) machen dieses System aus. Seine Function besteht im Verdauen und Ernähren, daher im leiblichen Bilden, Zeugen und Wachsen. Das sensitive oder Nervensystem ist dagegen das höchste. Es besteht aus sämmtlichen Nerven und Nervenorganen (welches vorzüglich die Sinnorgane sind); und seine Function ist einerseits Empfindung, andrerseits Anregung oder Bestimmung zur Bewegung. Das Nervensystem ist das Herrschende, Bestimmende im Ganzen des Organismus; denn nicht nur alle organische Bewegungen, sondern auch alle Empfindungen, sinnliche Wahrnehmungen, und selbst alle geistige Gefühle werden durch dasselbe vermittelt. Es theilt sich in zwei besondere Systeme, nämlich in das Kopfnervensystem (Cerebralsystem), wovon das Hirn das gemeinschaftliche Centrum und Hauptorgan ist, und in das Gangliensystem (Eingeweidnervensystem), wovon das sogenannte Sonnengeflecht, Bauchgangliengeflecht (in der Gegend der Herzgrube), als das beherrschende Centrum, gleichsam als das Hirn des Unterleibes zu betrachten ist. Jenes (das Kopfnervensystem) ist das höhere, dem solaren oder Tagleben vorstehende, dieses (das Gangliensystem) das niedere, das tellurische oder Nachtleben vermittelnde und regierende Nervensystem. — Zwischen diesen beiden Systemen, nämlich dem vegetativen und sensitiven, steht nun das animalische in der Mitte, welches von den Blutgefäßen (Adern) und Muskeln (dem Fleische) gebildet wird, und wozu mithin auch die Eingeweide der Brust (Herz und Lunge) gehören. Die Function (bestimmte Thätigkeit, Verrichtung) dieses Systems besteht in der Bewegung

(nämlich des Bluts, der Eingeweide und Glieder). Die Muskeln sind Bewegungsorgane.

2) In jedem Organ wiederholt sich, wie oben schon erwähnt wurde, der ganze Organismus, stellt sich das Ganze dar, d. h. es vereinigen sich in ihm alle wesentliche Kräfte, Theile oder Systeme, welche das Ganze bilden, doch mit dem Vorwalten der besondern Form, oder mit dem Uebergewichte des Systems, zu welchem es gehört. So hat z. B. jeder Muskel seine Nerven und ist mit einer Haut umgeben; es vereinigen sich also in ihm alle drei Systeme, aber die Muskelfaser ist das Vorwaltende in seiner Bildung. Der Muskel wächst (reproducirt sich) und empfindet, aber Bewegung ist seine Hauptfunction. So ist das Auge, für sich betrachtet, ein ganzer Organismus mit allen Systemen, aber die Nervenbildung überwiegt, und unter allen Functionen ist das Empfinden, hier das Sehen, vorwaltend.

3) Gesundheit ist die Harmonie des organischen Lebens oder derjenige Zustand desselben, in welchem beide Principe des Lebens, das positive und negative, einander wechselseitig und gleichmäßig zur Thätigkeit bestimmen, und dadurch eine von beiden gleichförmig abhängende Oscillation (einen normalen Lebensproceß) gestalten. Das Gegentheil ist Krankheit. Krankheit ist Abfall von der Harmonie des Lebens, Abweichung von der normalen, d. h. zum Leben nothwendigen Lebensform, also das vorherrschende Auftreten des Positiven oder Negativen des Lebens. So nach dem Verfasser (in seinem System der Medicin, einem Werke, in dessen erstem Bande man über das Allgemeinere dieser Wissenschaft oder über die Physiologie der Krankheit eine sehr deutliche und vollständige Belehrung findet). Im besondern Sinne ist Krankheit derjenige Zustand, in welchem das negative Princip des Lebens, selbstisch auftretend, die Oscillation des Lebens um seinen Mittelpunct zu gestalten sucht, wo also die durch gleichmäßige Herrschaft beider Principe bestehende Einheit des Lebens [die Gesundheit] gestört wird. — Doch nun zur Sache!

Unter allgemeinen Wirkungen der thierisch magnetischen (tellurischen) Kraft, wovon der zweite Abschnitt (§. 12 — 30. S. 32 — 87) handelt, versteht der Vfr. die allgemeinen Erscheinungen des Somnambulismus überhaupt, und bemerkt zum voraus, daß zur Erklärung dieser allgemeinen Wirkungen der tellurischen Kraft nur die allgemeinen Gesetze der Wechselwirkung lebender Dinge gelten können, da jede besondere Erscheinung des Lebens unter dessen allgemeinen Gesetzen steht.

Bei jeder lebendigen und organischen Wechselwirkung zweier Dinge auf einander sind zu unterscheiden: zwei wirkende Factoren und ein Drittes, das Product beider. — In der magnetischen

Wechselwirkung sind die Factoren der Magnetiseur, als das Positive, und der Somnambul, als das Negative; das Product beider ist der magnetische Zustand, der Somnambulismus.

Das positive Einwirkende (der Magnetiseur) überträgt, als Beherrschendes, seine Qualität auf das Empfangende (den Somnambul); es wirkt auf das Empfangende assimilirend, sich in ihm fortpflanzend. Das Empfangende ist zwar auch thätig, aber seine Qualität nach der des Positiven modificirend und diese Modification im Product der Wechselwirkung darstellend. Mit dieser Wechselwirkung entsteht daher nothwendig ein besonderer, von dem Leben beider Factoren verschiedener, aber von beiden erzeugter, beiden ähnlicher Lebensproceß, der nothwendig am realen Pole, im Leben des Empfangenden erscheint und nach den allgemeinen Gesetzen des Lebens verläuft.

Da nun im thierischen Magnetismus das Einwirkende das tellurische Princip ist, welches dem allgemeinen solaren Princip gegenüber als das Besondere, Negative erscheint, so wird der durch dasselbe erzeugte Lebensproceß auch nur die negative, tellurische Richtung haben, und Erhöhung der besondern Lebensthätigkeit des Organes, Systemes oder Organismus die allgemeine und erste Folge der magnetischen Einwirkung seyn. Da ferner das negative Princip in Beziehung auf das positive auch das Niedere ist, so erscheint der Somnambulismus als ein durch überwiegenden Einfluß des negativen, tellurischen Princips erzeugter, besonderer, niederer Lebensproceß, welcher im Ganzen des irdischen Lebens als Nachtleben und Schlaf sich darstellt, und in den besondern Sphären des Lebens die dem Schlaf homologen (gleichartigen) Zustände bildet.

Der magnetische Zustand (Somnambulismus) ist nun verschieden, theils nach der Intensität (innern Stärke) der Wirkung, also quantitativ, theils nach der Qualität (Beschaffenheit) der Wirkung, also qualitativ.

Es kommt zuerst die quantitative Verschiedenheit des magnetischen Zustandes in Betrachtung. Sie wird bestimmt durch die Quantität der Lebensthätigkeit der Factoren, und hängt also ab theils von der Energie des Erzeugers (Magnetiseurs), theils von der Empfänglichkeit des Somnambuls; je größer die Energie beider, desto intensiver die Wirkung. — Der Vfr. unterscheidet, hinsichtlich der quantitativen Verschiedenheit, zwei Stufen der Wirkung. Die erste, niedere Stufe steht noch innerhalb der Grenzen der Gesundheit und erscheint in dieser Beziehung als Annäherung zur Krankheit, zum magnetischen Schlaf. — Die zweite Stufe überschreitet diese Grenze, erscheint in Beziehung auf die

Gesundheit als Krankheitsproceß, und der allgemeinste Ausdruck ist vollkommenes tellurisches Leben, magnetischer Schlaf, Somnambulismus. — Es mangelt ein bestimmter Name zur Bezeichnung des wesentlichen Unterschiedes beider Stufen. Das Wort Somnambulismus bezeichnet beide; im gewöhnlichen Leben versteht man darunter nur die höhere zweite Stufe dieses Zustandes.

Auf der ersten und niedersten Stufe des magnetischen Zustandes erscheint demnach die Lebensthätigkeit des magnetisirten Organismus oder Organs erhöht, aber noch innerhalb der Grenzen der Gesundheit. Daher z. B. bei allgemeiner magnetischer Einwirkung erhöhte Lebensthätigkeit der niedern Functionen des ganzen Körpers (Vegetation, Wärmeerzeugung 2c.), und bei örtlicher Einwirkung auf einzelne Systeme und Organe erhöhte Lebensthätigkeit der letztern; — aber noch mit Harmonie des Ganzen, mit Wohlgefühl. — Nicht jede magnetische Wirkung hat daher sichtbare Zeichen, und es kann, bei der Anwendung des Tellurismus zur Heilung von Krankheiten, diese schon durch die erste Stufe entstehen, ohne daß Somnambulismus (im gewöhnlichen Sinne) oder eine andere sichtbare Reaction erfolgt.

Der Charakter der zweiten Stufe, welche allein in der Folge Somnambulismus genannt wird, wegen des einmal eingeführten Sprachgebrauchs, ist demnach Erhöhung der besondern Lebensthätigkeit (des tellurischen Lebens) über die Grenze des normalen Lebens hinaus, also auf Kosten oder mit Unterdrückung des positiven Pols (des solaren Lebens), und der Somnambulismus erscheint in dieser Hinsicht als ein besonderer niederer Lebensproceß, als Krankheit. So erscheint bei örtlicher magnetischer Einwirkung der örtliche Somnambulismus, z. B. des Nervensystems, als über die normale Grenze ausgebildetes Ganglienleben, welches mit dem Hirnleben in Disharmonie steht, dasselbe unterdrückt und beherrscht (in Schlaf versetzt).

Die qualitative Verschiedenheit des magnetischen Zustandes wird ebenfalls von der Qualität der Factoren bei der magnetischen Wechselwirkung bestimmt, und diese qualitative Verschiedenheit gibt die verschiedenen Formen des tellurischen Lebens, des Somnambulismus. — Hier wird zum voraus bemerkt, daß auf den Einfluß der Qualität des Magnetiseurs auf die verschiedenen Formen des Somnambulismus vor der Hand keine Rücksicht genommen werden kann, da es hierüber noch an Erfahrungen fehlt.

Hinsichtlich der verschiedenen Formen des Somnambulismus nach der verschiedenen Qualität des zu magnetisirenden Gegenstandes gilt nun folgendes Gesetz: Die besondere Qualität des Lebens des zu magnetisirenden Gegen-

standes bestimmt die besondere Form des Somnambulismus, und die Eintheilung dieser verschiedenen Lebensqualitäten (Lebensformen) ist auch die der verschiedenen Formen des Somnambulismus. Es ist dasselbe allgemeine Gesetz, nach welchem der Vfr. (in seinem System der Medicin 1. B. §. 35. 766.) auch die Krankheiten eingetheilt hat. — In Folge dieses Gesetzes können (vorerst) im menschlichen Körper so viele besondere Formen des magnetischen Lebens entstehen, als es besondere Systeme und Organe desselben gibt. Daher zunächst die Eintheilung in allgemeinen und örtlichen Somnambulismus; der allgemeine ist der magnetische Zustand des ganzen Körpers; der örtliche der gleiche Zustand einzelner Systeme oder Organe; jener zeigt sich als abnorme (krankhafte) Erhöhung der tellurischen Lebensthätigkeit des ganzen Körpers, dieser als die gleiche Erhöhung derselben Thätigkeit, hinsichtlich eines besondern Systems oder Organs. In Beziehung auf die Systeme gibt es daher drei Formen des örtlichen Somnambulismus, nämlich einen vegetativen, einen animalischen und einen sensitiven Somnambulismus. Da aber auch jedes besondere Organ eines Systems für sich in magnetischen Zustand (durch örtliche Einwirkung) versetzt werden kann, so theilt sich auch der örtliche (eines Systems nämlich) wieder eben so in den allgemeinen und örtlichen, wovon jener das ganze System, dieser nur ein besonderes Organ dieses Systems ergreift. Der allgemeine vegetative Somnambulismus z. B. ist tellurisches Leben des ganzen vegetativen Systems, und es stellt sich dieser Zustand in den Erscheinungen der erhöhten Verdauung, Assimilation, Ernährung, Wachsthum, Secretion und Excretion, Geschlechtsfunction dar. Es kann aber auch, durch örtliche Einwirkung Somnambulismus eines einzelnen vegetativen Organs entstehen, und es beruhen darauf z. B. manche sympathetische Heilungsarten vegetativer Afterorganisationen (Gewächse, Auswüchse), wie z. B. das Heilen des Kropfs durch's Handauflegen bei den alten scandinavischen, englischen und französischen Königen.

Zur Ergänzung der bisherigen Darstellung gehören nun noch folgende Bemerkungen: 1) Da beim örtlichen Somnambulismus nur partielles, tellurisches Leben (partieller Schlaf) eintritt, so kann kein allgemeiner Schlaf vorhanden seyn, und es finden also die besondern Formen des Somnambulismus bei übrigens wachem Zustande des Organismus statt. 2) Der natürliche Schlaf und eben so der allgemeine Somnambulismus schließt alle möglichen Formen des örtlichen Somnambulismus ein, daher jener, weil er die Allheit der besondern Formen in sich begreift, unter keiner derselben allein erscheint, und

jede besondere Form des Somnambulismus ist nur besonders ausgebildeter örtlicher Schlaf, örtlicher Somnambulismus einzelner Organe und Systeme. — Das Hellsehen des höchsten Somnambuls ist nur potenzirter (gesteigerter) Traum, und das gewöhnliche Nachtleben ist der reinste Ausdruck des allgemeinen magnetischen Lebens (nämlich des ganzen Organismus).

3) Man hat bisher den Schlaf nur als die Negation des täglichen solaren (wachenden) Lebens betrachtet, und daher nur den unterdrückten Zustand der ideellen Seite desselben berücksichtigt; daher der Name Schlaf. — Da aber der negative Pol eben so selbstständig ist, als der positive, und der Schlaf eben so gut, als das Wachen, einen bestimmten, nur dem Wachen entgegengesetzten Zustand des Lebens bezeichnet; so muß in der Physiologie des Schlafs demselben derselbe Werth beigelegt werden, wie dem wachenden Leben, und es finden in demselben dieselben Stufen der Ausbildung statt, wie im wachen Tagleben. — Eine Physiologie des Schlafs, welche dessen Grundprincip (den negativen Pol) und nicht blos die Negation des Wachens auffaßt, und welche das erhöhte Auftreten des tellurischen Lebens, wodurch das Tagleben zur Negation wird und in Ruhe versinkt, als das Bestimmende und Eigenthümliche ansieht, fehlte bisher noch gänzlich, und kann erst mit der Erkenntniß des Wesens des Somnambulismus gegeben werden, wodurch zugleich dieser seine Erklärung erhält. — Die Folge dieser Darstellung wird zu seiner Zeit mehr Licht über diesen wichtigen Gegenstand herbeiführen, und wenn Rec. behauptet, dem Verfasser gebühre das Verdienst, zu einer Physiologie des Schlafs den ersten Grund in diesem Werke gelegt zu haben, so liefert der Inhalt des letztern selbst, insofern er mit dieser Behauptung in Beziehung steht, den vollständigen Beleg dazu, was sich in der Folge bald offenbaren wird.

4) Welcher von beiden Factoren der magnetischen Wechselwirkung (im magnetischen Kreise) als Magnetiseur, und welcher als Somnambul auftreten soll, hängt von dem quantitativen Verhältniß der Factoren ab, und es können daher durch große Steigerung des Somnambulismus, bei geringer Energie des Magnetiseurs, die Rollen wechseln, so daß der Magnetiseur zum Somnambul wird, indem durch jene Steigerung der Somnambul sich zum positiv Einwirkenden erhebt und nun seinen Magnetiseur beherrscht, ihn zum Somnambul macht, wozu es nicht an Beispielen fehlt.

5) Auch andere nicht menschliche Organismen, z. B. Pflanzen und Thiere, können sowohl unter sich als mit Menschen (vermöge der tellurischen Seite ihres Lebens) einen magnetischen Kreis bilden, oder in magnetische Wechselwirkung treten; und man kann daher annehmen, daß es so viele Formen des magneti-

schen Lebens, also des magnetischen Kreises und des Somnambulismus gebe, als es Organismen (Abbilder der Erde, Abdrücke der Erdtotalität) gibt. Es fehlt aber über diesen Punct, für die Theorie, noch an hinlänglichen Erfahrungen; doch weiß man am meisten von der magnetischen Einwirkung des Menschen und andrer Thiere auf Thiere (die Wirkung der Klapperschlange auf kleinere Thiere gehört z. B. hierher), welche in mancherlei Verhältnissen stattfindet, und es ist merkwürdig, daß man wirklichen magnetischen Schlaf durch magnetische Berührung nur bei höhern Thieren, z. B. beim Affen, Hunde, bei der Katze, aber schon nicht mehr bei Tauben, hervorgebracht hat. — Noch andere interessante Verhältnisse werden in diesem Abschnitte berührt; Rec. muß sie aber aus Raumersparniß übergehen, da sie überdies zur Darstellung der Grundzüge der Theorie nicht wesentlich beitragen können.

Der dritte Abschnitt (§. 31 — 90. S. 87 — 283) enthält eine Darstellung der verschiedenen magnetischen Potenzen für den menschlichen Organismus. Zur Erklärung dieser Ueberschrift ist zunächst Folgendes zu beachten:

Wie die verschiedenen Producte der Erde nur die verschiedenen Entwickelungsstufen des Lebens der Erde bezeichnen (bedeuten, darstellen), also nur verschiedene Stufen (Potenzen) eines und desselben Lebens sind, und von dem allgemeinen Erdleben umfaßt werden: so sind nun auch alle verschiedenen magnetischen (tellurischen) Kräfte nur verschieden potentiirte (abgestufte) Ausdrücke, verschiedene Stufen einer und derselben Kraft, nämlich der tellurischen Kraft, welche alle diese einzelnen Potenzen einschließt. — Alle magnetisch wirkenden Potenzen unterscheiden sich also nur durch die verschiedene Stufe, welche sie in der Bildungsweise der Erde oder ihrer Glieder, der Erdorganismen, einnehmen.

Hiernach zerfallen die magnetischen Potenzen in folgende, ohne Zweifel zweckmäßige, wissenschaftlich bestimmte Abtheilungen, obgleich sie der bescheidene Vfr. nur versuchsweise aufgestellt haben will.

1) Allgemeine tellurische Potenzen, in welchen der Erdkörper selbst, als Totalität, magnetisch einwirkt.

2) Besondere tellurische Potenzen, in welchen einzelne Kräfte und Dinge, als besondere Ausdrücke des Erdganzen, magnetisch wirkend erscheinen. Diese theilen sich wieder in folgende:

a) Organische Potenzen, in welchen die Totalität eines besonderen Leibes und Lebens das Wirkende ist. — Also

aa) des mineralischen Lebens. — Metallgeist, Wassergeist. — Mineralischer Magnetiseur.

bb) Des pflanzlichen Lebens. — Pflanzengeist. — Pflanzlicher Magnetiseur.

cc) Des thierischen Lebens. — Thierischer Magnetiseur.
b) Psychische Potenzen, in welchen die geistige Thätigkeit des Menschen das Wirkende ist.
c) Dynamische Potenzen; — tellurische Kräfte der chemischen Elementarstoffe (z. B. des Sauerstoffs, Kohlenstoffs).
d) Mechanische Potenzen, in welchen die Kraft der Schwere das Wirkende ist.

Bei der nun folgenden nähern Angabe und Bestimmung dieser verschiedenen tellurischen Potenzen nimmt der Vfr. zugleich Rücksicht auf die jeder der besondern Abtheilungen der tellurischen Kraft gegenüberstehende antitellurische Kraft, um so das Wesen der tellurischen Kraft durch ihren Gegensatz deutlicher zu machen. Denn wenn die tellurische Kraft in ihrer Wirkung die besondere Lebensthätigkeit des Organs oder Organismus, auf welchen sie einwirkt, erhöht, also für das besondere Leben eine potentiirende (erhöhende, stärkende) Wirkung äußert, mithin alle magnetische Potenzen in dieser Beziehung als positiv wirkend erscheinen; so wirkt im Gegentheil die solare Kraft, als das allgemeine positive Princip nur auf Dinge und Kräfte von solarer Natur potentiirend, auf das besondere Leben der Dinge dagegen depotentiirend (schwächend, also feindlich), und ist daher für das tellurische Leben negativ einwirkend, antitellurisch, antimagnetisch.

Bei der nun beginnenden ausführlichen Abhandlung über die magnetischen Potenzen, deren eigenthümliche Wirkung und die aus der Wechselwirkung hervorgehenden Erscheinungen, sieht Rec. sich genöthigt, um die Grenzen seiner Darstellung nicht zu überschreiten, nur einzelne (die anziehendsten) Puncte aus dem reichen Inhalte dieses Abschnitts für die Mittheilung herauszuheben.

Unter den allgemeinen tellurischen Potenzen, welche den Inhalt des ersten Capitels ausmachen, steht der Einfluß der Erde, als Totalität, also die Kraft des allgemeinen Erdgeistes, oben an. — Das allgemeinste Product ihrer Wirkung ist Schlaf, und ihr entgegengesetzt ist die Wirkung der Sonne, deren Product das Wachen ist. — Im menschlichen, überhaupt im einzelnen organischen Leben reflectirt, erscheint das Tagleben als Wachen, das Nachtleben als Schlafen, daher jeder Mensch, jedes Thier, jede Pflanze zur Nachtzeit, gleich der ganzen dunkeln Hälfte der Erde, ein tellurisches Leben führt, natürlicher Somnambul ist, und um Mitternacht den Culminationspunct (den Gipfel) des tellurischen Lebens erreicht. — Daher der Glaube an die Geister der Mitternacht, die Phantasiebilder des schlafenden Lebens, welche den finstern Tiefen der Erde zur Nachtzeit entsteigen und mit dem Hahnenrufe des beginnenden Morgens verschwinden. In diesem tellurischen Le-

ben des Menschen erscheint dann die psychische Sphäre als Traum, und der am tiefsten schlafende Mensch träumt am lebendigsten, obgleich, weil vom wachenden Leben am geschiedensten, mit der wenigsten oder mit gar keiner Rückerinnerung desselben im wachenden Leben. — Daher zur Nachtzeit vorzüglich die weissagenden Träume; daher die Erscheinung des Herrn im alten Testamente vorzüglich zur Nachtzeit im Schlafe. Daher auch zur Nachtzeit leichtere magnetische Einwirkung auf Schlafende, und selbst willkürliche Erzeugung ihrer Träume u. s. w. — Tellurischer Einfluß durch das Nachtleben der Erde kann daher nur zur Nachtzeit stattfinden, nie am Tage, nur der zur Nachtzeit Schlafende ist natürlicher Somnambul. — Eine höhere Stufe des natürlichen Somnambulismus ist das Nachtwandeln, wovon später das Nähere.

In einer größern Oscillation gestaltet sich das Erdleben zwischen solarem und tellurischem im Winter und Sommer, welches ebenfalls Darstellungen des tellurischen und solaren Pols des Erdlebens sind. Im Winter ist die Erde tellurisch, im Sommer solar. Die Culminationspuncte sind das solstitium hiemale und aestivale (Winter- und Sommer-Sonnenstillstand): und so müssen die Erscheinungen des tellurischen Lebens auch vorzüglich um das solstitium hiemale eintreten. Daher die magische Bedeutung der heiligen Zeit (Advent) und der 12 Nächte; daher die Seher und Propheten ihre meisten und reinsten Gesichte um diese Zeit erwarten; daher die durch Besprechen Heilenden ihre Heilungen vorzüglich um diese Zeit verrichten.

Auf gleichem Grunde beruht der Einfluß des Mondes und dessen Veränderungen bei seinem Umlauf um die Erde auf Kranke und besonders auf Somnambulen, wovon mancherlei merkwürdige Beispiele angeführt werden. — Ueber den Einfluß des Lichts und der Wärme, oder des Feuers, der Elektricität, des Galvanismus und mineralischen Magnetismus auf das tellurische oder somnambule Leben läßt sich vor der Hand nur noch wenig mit Gewißheit bestimmen, da es noch an entscheidenden Versuchen darüber fehlt. Da diese Processe oder Kräfte (die Chemiker nennen sie imponderable Stoffe) in einer Wechselwirkung entgegengesetzter Pole bestehen, wovon der eine dem solaren, der andere dem tellurischen Pol alles Lebens entspricht; so ist im Allgemeinen anzunehmen, daß in diesen Processen nur der eine Pol tellurisch, der andere aber entgegengesetzt oder antitellurisch wirkt, was auch zum Theil durch Versuche und Beobachtungen bestätigt ist. Doch gehören alle diese Kräfte, insofern sie das thierisch magnetische Leben unterstützen, noch zu den allgemeinen tellurischen Potenzen.

Ueber die besondern tellurischen Potenzen (als den Inhalt des zweiten Capitels) hat dagegen die Theorie, durch mannichfaltige

Erfahrungen und Versuche unterstützt, bereits ein viel größeres Feld gewonnen. Sie werden in der durch die obige Eintheilung bestimmten Ordnung abgehandelt, in welcher zuerst die organischen Potenzen auftreten, d. h., nach dem Vfr., diejenigen tellurisch wirkenden Kräfte, welche weder als psychische Kraft des Geistes, noch als dynamische der Elementarstoffe, noch als mechanische der Schwere erscheinen, sondern welche aus der Totalität eines besondern Leibes und Lebens hervorgehen, und daher blos physiologisch zu erklären sind. Bei den mineralischen Körpern erscheint diese Kraft als siderische Kraft, als Mineralgeist, und das körperliche Substrat derselben als siderischer Körper, als mineralischer Magnetiseur.

Für das Vorhandenseyn der siderischen Kraft liefert der Vfr. im Folgenden (§. 42 — §. 62) den ausführlichen Beweis, und deutet zu diesem Behuf zunächst auf die Mythologie des Volkslebens hin: die bewußtlose Anschauung dieser Kraft liegt in der Sage von den Erdgeistern, Koboldən, Bergmännlein, Wassernixen, Waldfräuleins u. s. verborgen, die entweder in dem Innern der Erde vorzüglich da sich zeigen, wo reiche Erdgänge sind, oder aber zur Nachtzeit oder gegen die Dämmerung der Tiefe der Erde oder des Wassers entsteigen und den Menschen mit unwiderstehlicher, magischer Gewalt in ihr Reich des Schlafs und des Todes hinabziehen. — Der wissenschaftliche Begriff derselben, als einer eigenthümlichen, nicht durch die Kräfte der chemischen Elemente erklärbaren Kraft, welche in der magnetischen Praxis der neuern Zeit bei der Anwendung des siderischen Baquets (einer Zusammensetzung aus verschiedenen siderischen Substanzen, vorzüglich aus Eisen und Wasser) eine große Rolle spielt, ist erst in neuerer Zeit gegeben, und hierdurch der ganzen Lehre des thierischen Magnetismus eine umfassendere Bedeutung, so wie der magnetischen Kraft eine universellere Beziehung ertheilt worden. Die erste wissenschaftliche Entwicklung und deutliche Erörterung des Begriffs der siderischen Kraft verdanken wir unserm Verfasser (nämlich in zwei verschiedenen Abhandlungen über das siderische Baquet und den Siderismus in seinem Archiv f. d. thierischen Magnetismus z. B. 2. Stück, Halle 1818, und 5. B. 2 St. Halle 1819.) — Es zeigen sich an Kranken, die ohne anderweitige magnetische Behandlung mit dem siderischen Baquet in Verbindung gebracht werden, dieselben Erscheinungen, bis zu den höhern Stufen des magnetischen Schlafs, wie sie bei magnetischer Manipulation stattfinden. Die selbstständige Kraft des siderischen Baquets bestätigen unter andern die Erscheinungen der Rhabdomantie oder des Metall- und Wasserfühlens, welche aus des Vfr. Theorie des Siderismus ihre wissenschaftliche Deutung erhalten. Hiervon nur Folgendes: Schon der gesunde

Mensch fühlt sich in einzelnen Augenblicken und Stimmungen beim Anblick des ruhigen Wasserspiegels oder auch in der Nähe eines großen Stroms wunderbarlich und unerklärlich angezogen, und das feuchte Element scheint ihn einzuladen, in seiner klaren Fluth diesen dunklen Trieb zu kühlen, wie Göthe in einem seiner Gedichte mythisch dargestellt hat. Was hier sympathisch und anziehend wirkt, erscheint bei den Wasserfühlern antipathisch und abstoßend. Aus den ältesten Zeiten finden sich Andeutungen und Nachrichten von einer Kunst, unter der Erde verborgene Metall- und Wasseradern zu entdecken, nämlich von einem unmittelbaren Vermögen, das Daseyn derselben unter der Erde zu fühlen; welche Kunst also mit der neuern Rhabdomantie in eins zusammenfällt. Es folgen hierzu mancherlei Belege aus der Geschichte der alten Zeit. — Die Erscheinungen und Gefühle bei den Rhabdomanten, welche letztere, nach eines Metallfühlers eigenem Geständnisse, mit denen bei magnetischer Manipulation ganz gleich sind, und deren Verschiedenheit theils von dem Grade der Empfänglichkeit des Menschen, theils von der Beschaffenheit der einwirkenden Stoffe abhängt, (so daß der Mangel der sinnlichen Wahrnehmung dieser Erscheinungen bei einzelnen Menschen nichts gegen das Daseyn derselben beweist), bestehen im Allgemeinen in Veränderung des Pulses, in Empfindung von Kälte und Wärme, welche in einzelnen Theilen des Körpers zuerst sich zeigt, und oft selbst thermometrisch ist (auf das Therm. wirkt); ferner in Veränderungen des Geschmacks, in krampfigten Zusammenziehungen einzelner Theile, in Zuckungen, oft ganz den elektrischen Schlägen gleich, Schwindel, Uebligkeit, Unruhe, Aengstlichkeit u. s. w. — Aus allen diesen Erscheinungen schließt daher schon Ritter (in seiner Schrift: der Siderismus) mit Recht: daß die Wasser- und Metallfühler nur durch die siderische Wirkung des Wassers und der Metalle erzeugte wahre Clairvoyanten seyen; woraus folgt, daß jene Substanzen als magnetische (tellurische) Substanzen angesehen werden müssen, und daß die am siderischen Baquet somnambul gewordenen Personen nur Rhabdomanten auf höherer Potenz (Stufe) sind.

Es wird nun im Folgenden die selbstständige Wirkung der mineralischen Substanzen auf Somnambulen durch sehr mannichfaltige Beispiele außer Zweifel gesetzt, von der Wirkung der Metalle auf Nachtwandler, von der Wirkung des Wassers zur Erzeugung der Orakel gesprochen, und dann auch der antitellurischen mineralischen Substanzen (Glas, Pech, Harz, Wachs, Papier, Seide) erwähnt. Es folgt (§. 49 — 53) der Begriff und die Beschreibung der siderischen Werkzeuge (nämlich des siderischen Pendels, des bipolaren Cylinders und der Wünschelruthe) und die Anwendung derselben zur Metallo- und Hydroskopie (der Kunst

des Metall- und Wasserfühlens), welche besonders in Italien, der Schweiz und dem südlichen Frankreich häufig angewendet wurde, und wovon die Rhabdomantie ein Theil ist. Besonders wichtig ist aber der Artikel siderisches Baquet, welches in 8 Paragraphen (§. 54 — 61) abgehandelt wird, und worin die Beschreibung von Mesmer's, Kluge's, Prescy's, Wolfart's und Kieser's Einrichtung dieses Baquets vorkommt. Rec. darf das Wesentliche über diesen Gegenstand nicht mit Stillschweigen übergehen.

Vor Kieser hielt man das siderische Baquet eigentlich nur für einen Träger der magnetischen Kraft, d. h. man glaubte, daß ihm diese Kraft erst vom menschlichen Magnetiseur durch Streichen und andere magnetisch wirkende Manipulationen mitgetheilt werden müsse. Seitdem man aber die selbstständige Wirkung der siderischen Substanzen kennt, betrachtet man das Magnetisiren des Baquets als unwesentlich, (allenfalls zur Verstärkung der Wirkung auf einige Zeit dienlich) mithin als unnöthig, was durch Kieser's Baquet und dessen Anwendung vollkommen erwiesen ist. Daher nennt letzteres der Vfr. das unmagnetisirte siderische Baquet. Die Einrichtung desselben ist, kürzlich, folgende:

Ein viereckiger Kasten von 3 Fuß 9 Zoll Höhe und 2 Fuß 6 Zoll Breite, aus starkem Eichen- oder Buchenholz, und mit einem hölzernen Deckel versehen, der mit Nägeln oder Schrauben auf dem Kasten befestigt wird, enthält eine aus starkem Eichenholz verfertigte, mit eisernen Bändern versehene und mit einem hölzernen Deckel bedeckte Kufe, welche bis auf 4 bis 5 Zoll vom obern Rande mit Eisenschlacken, Hammerschlag, altem Eisen jeglicher Art und Brunnenwasser gefüllt ist. — Die ganze Masse enthält etwa 1 Centner Eisenschlacken, 1½ — 2 Centner Eisen, nebst so vielem Wasser, daß es einen Zoll hoch über der Masse steht. Durch den doppelten Deckel führen mehrere eiserne Stäbe von ¼ Zoll Dicke, welche oben knieförmig und nach Bedürfniß gebogen, mit dem einen Ende den Kranken, mit dem andern die Masse des Baquets berühren, und durch die Mitte der Deckel geht eine 5 Fuß lange, ⅝ Zoll dicke Eisenstange durch die Masse des Baquets bis auf den Boden desselben. In dem Oehr des obern Theils dieser Stange befinden sich mehrere wollene Schnüre von ¼ bis ½ Zoll Durchmesser, welche ebenfalls zum Kranken führen. — Zu diesem wie auch zu Wolfarts Baquet ist dem ersten Bande dieses Werks eine Kupfertafel beigegeben. — Der Vf. beschließt diese Abhandlung über die organischen Potenzen des mineralischen Lebens mit der Beschreibung einer merkwürdigen siderischen Vorrichtung in Wien und mit einer kurzen Erwähnung der magnetisirten Teiche, Kübel und Bäder.

Die organischen Potenzen des vegetabilischen Le-

bens (S. 196. §. 63 — 65) glaubt Rec. als einen weniger gehaltreichen Artikel übergehen und von dem folgenden über den thierischen Magnetiseur nur einiges anmerken zu dürfen. — Es gehören hierher zuerst alle Erscheinungen der sogenannten Idiosynkrasie einzelner Menschen gegen gewisse Thiere, welcher zufolge manche Menschen eine angeborne, nicht durch ihren Willen zu besiegende Abneigung gegen Katzen, Hunde und andere Thiere haben (z. B. gegen Mäuse, Schlangen, Spinnen, Frösche u. s. w.). Merkwürdig, aber aus dem Frühern erklärlich ist es hier, daß die genannten und andere dahin gehörige Thiere meist solche sind, die ihrem allgemeinen Charakter nach mehr dem tellurischen Pole des Erdlebens angehören, Nachtthiere sind, die daher auch intensiver tellurisch wirken müssen. — Der Klapperschlangen wurde schon früher erwähnt; der Blick, wodurch sie andere Thiere gleichsam bezaubern und ihnen dadurch die Flucht unmöglich machen, so wie auch die Wirkung der elektrischen Fische, ist als eine organisch magnetische Einwirkung im weitern Sinne zu betrachten. Vorzugsweise gehört aber hierher die rein organische Einwirkung des Menschen durch die magnetische Manipulation, wovon aber das Nähere, soweit dessen Mittheilung dem Rec. hier dienlich scheint, weiter unten beigebracht werden wird.

Bei den psychischen Potenzen dagegen ist es desto nöthiger, etwas länger zu verweilen, da der Inhalt dieser Rubrik für die Theorie des th. Magnetismus vorzüglich wichtig und von allgemeinem Interesse ist. Man versteht unter dieser Benennung die psychischen Kräfte des menschlichen Geistes, insofern sie tellurisch wirken und Somnambulismus erzeugen können. — Philosophisch betrachtet ist der psychische Mensch gleichsam die Blüthe der Erdproduction und der Gipfelpunct des Erdlebens, und daher die psychische Kraft auch die höchste, ideelle und individualisirteste. — Da nun Geist und Körper, Psychisches (Seelisches?) und Somatisches (Leibliches) sich wie Ideales und Reales zu einander verhalten, so unterscheidet sich die psychische Thätigkeit des Menschen von der organischen dadurch, daß bei ersterer der ideale, bei letzterer der reale Ausdruck der Totalität des ganzen menschlichen Körpers und Lebensprocesses thätig ist. — Da indessen keine Kraft für sich ohne ihr körperliches Substrat wirken und existiren kann, so ist auch das Psychische vom Körperlichen nirgends absolut getrennt, sondern bei jeder psychischen Einwirkung ist das körperliche Substrat dieser Thätigkeit, das Gehirn des Menschen, (für die höhern Seelenkräfte, das Gangliensystem für die niedern) immer als das diese Thätigkeit Vermittelnde und als das Organ anzusehen, von welchem letztere ausgeht.

Die psychische Thätigkeit des Menschen oder die menschliche

Seele, als der ideelle Ausdruck des realen Leibes, zerfällt, gleich dem letztern, in verschiedene besondere Functionen — Seelenkräfte —, welche die Urpolarität alles Lebens wieder darstellen und sich als solare und tellurische Kräfte verhalten müssen. Nimmt man mit Weiß und Eschenmayer an, daß die besondern Seelenfunctionen als Erkenntnißvermögen, Gefühls- und Willensvermögen erscheinen, so entspricht das erste dem ideellen, solaren, die letzten dagegen dem reellen, terrestrischen (irdischen) Pole, und es kann von den verschiedenen Seelenkräften nur die Willens- und Gefühlsseite tellurisch, also magnetisch wirken, während die Erkenntnißseite als antitellurisch, also antimagnetisch wirkend erscheinen muß. Der Beweis dieses Satzes, welchen — wie die Folge lehren wird — die Erfahrung vielfach bestätigt, wird durch folgende Gründe angedeutet:

Da sich die Verhältnisse der physischen Welt auch im Psychischen wieder darstellen, und es daher im psychischen Leben eben so gut als im physischen eine Tag- und Nachtseite geben muß, so beantwortet sich die Frage, warum eben die Erkenntnißseite, deren höchste Bildungsstufen Verstand und Vernunft sind, für die Tagseite des psychischen Lebens erklärt wird, fast von selbst. Die Vernunft ist das Licht der Seele, sie erleuchtet, als die höchste Form der Thätigkeit der Erkenntnißseite, die ganze Peripherie (Umfang) des irdischen Daseyns, und diese Erleuchtung der ganzen Natur und des Menschen selbst stellt sich als Selbstbewußtseyn, als Bewußtseyn seiner selbst und der Gesetze alles Handelns, also der Natur, dar, so daß in der Vernunft alle Naturgesetze zur intellectuellen (geistigen) Anschauung gelangen. Das Selbstbewußtseyn hat demnach in seiner Sphäre dieselbe Bedeutung, wie die Sonne im Sonnensysteme, und wie diese und alle solaren Kräfte nur antitellurisch wirken können, so auch die psychische Kraft der Intelligenz, wenn sie im magnetischen Kreise auftritt. Geht daher die intellectuelle Thätigkeit vom Magnetiseur auf den Somnambul über, so kann sie, wie bei jeder Einwirkung, sich nur in demselben fortpflanzen und die Intelligenz erwecken, wodurch nothwendig das tellurische psychische Leben, das Gefühlsleben des Somnambuls, vertilgt werden muß. — Eben so ist auch jedes Erwachen aus dem Traume nichts anders, als das Auftreten des bewußten und intelligenten Lebens aus der Sphäre des unbewußten Gefühlslebens des Schlafs; wo also das solare Leben, als antitellurisch, das tellurische Leben vertilgt und aufhebt.

Beim Magnetisiren hat sich also der Magnetiseur, so viel möglich, aller intelligenten Thätigkeit, alles reflectirenden Denkens zu enthalten, und nur durch Mitleiden, Wohlwollen, Trieb und kräf-

tigen Willen, zu helfen, kann er seinen organischen Einfluß durch magnetische Manipulation, zugleich psychisch einwirkend, verstärken.

Hinsichtlich der Willens- und Gefühlsseite der menschlichen Seele, deren Thätigkeit sich als Wollen und Gefühl (Glaube, Andacht rc.) darstellt, lassen es unsere Psychologieen unentschieden, ob erstere oder letztere vorzugsweise den tellurischen Pol der psychischen Kräfte darstellt, und also vorzüglich als magnetisch wirkend auftritt. Was der Vf. in dieser Beziehung in einer Note sagt, ist dem Rec. — wie man sich auszudrücken pflegt — aus der Seele gegriffen, und er ist der Meinung, der Vf. hätte den Inhalt dieser Note unbedenklich an die Spitze seiner Theorie der psychischen Potenzen stellen dürfen. Er fand nämlich, nach genauerer Untersuchung der polaren Verhältnisse der Seelenkräfte zu einander, das bisherige, von Weiß und Eschenmayer aufgestellte Schema, nach welchem Willens- Gefühls- und Erkenntnißseite die Hauptvermögen bilden, unrichtig, indem er erkannte, daß vielmehr in der Psychologie das Verhältniß des Nacht- und Taglebens zuerst zu berücksichtigen, und Gefühlsseite und Erkenntnißseite als Hauptvermögen der Seele angenommen werden müssen, die sich wie Negatives und Positives, Nacht- und Tagleben der psychischen Sphäre zu einander verhalten, und daß die Willensseite als untergeordnet und in jeder dieser beiden Hauptvermögen auftretend erscheine. Weil nämlich jede Lebenssphäre wiederum polar zerfällt, so bildet sich die Thätigkeit, sowohl des Gefühlslebens als des intelligenten Lebens, ebenfalls in polarer Richtung, die man centrifugale und centripetale nennen kann, und von denen jene die Richtung nach außen, die das Innere nach außen gestaltende Thätigkeit (das Willensvermögen), deren Product als äußere That erscheint, diese die Richtung nach innen, die das Aeußere im Innern auflösende Thätigkeit bildet, deren Product Offenbarung der Außenwelt im Innern ist. — Es gibt dann in der Erkenntnißseite eine centrifugale Richtung = freier intelligenter Wille (selbstbewußtes Handeln), und eine centripetale Richtung = freie intelligente Erkenntniß (Selbsterkenntniß); und eben so in der Gefühlsseite eine centrifugale Richtung = unfreier Instinctwille (magisches Wirken und Handeln), und eine centripetale Richtung = unfreie Gefühlsanschauung (magisches Hellsehen), und das Schema ist dann folgendes:



Dieses Schema ist durch die obige Begründung vollkommen evident, und Rec. hält es für die erste — nur etwa in der Folge weiter auszubildende — Basis einer bessern, naturgemäßern, und daher wissenschaftlichern Psychologie. — In Beziehung auf dieses Schema setzt der Vf. noch Folgendes hinzu: Jede negative (—) Thätigkeit erschiene dann tellurisch (magnetisch) wirkend, daher zuerst die der Gefühlsseite, dann aber auch jede handelnde (nach außen gerichtete) Thätigkeit, gehe sie nun aus vom freien selbstbewußten Tagmenschen, oder vom unfreien Gefühlsmenschen (als gläubiges Handeln), obgleich das gläubige Handeln kräftiger magnetisch wirkt, als das intelligente, weil es dem tellurischen Pol des psychischen Lebens angehört; und die Psychologie der Gefühlsseite wäre auch die des psychischen Somnambulismus.

Nach dieser Begründung der Theorie der psychischen tellurischen Kräfte im Allgemeinen, kommt vorerst der Wille in nähere Betrachtung, und es dient zunächst Folgendes zur bessern Einsicht in dessen magnetische Wirksamkeit und die daraus folgenden mannichfaltigen Erscheinungen: Im gewöhnlichen Leben des Menschen erscheint diese Wirksamkeit des bewußten Willens im willkürlichen Handeln, und, in Beziehung auf die denkende Thätigkeit des Gehirns, als willkürliches Denken. Wenn daher z. B. der Wille auf den der Willkür unterworfenen Muskel wirkt und in ihm dadurch Bewegung erzeugt, oder wenn er, zur Erzeugung des willkürlichen Denkens, auf das entsprechende Hirnorgan wirkt, so kann diese Einwirkung als ein Magnetisiren des Muskels oder Hirnorgans betrachtet werden, in welcher Beziehung dann der willkürlich bewegte Muskel oder das in denkende Thätigkeit versetzte Hirnorgan als der Somnambul des wollenden Gehirns erscheint. Es erhellt daraus zugleich, daß die oft sehr wunderbar scheinenden Phänomene bei somnambulen Personen, welche bloß durch den Willen des Magnetiseurs erzeugt werden, im Grunde nicht schwerer zu erklären sind, als die alltäglichen Erscheinungen des willkürlichen Denkens und Handelns.

Da nämlich im magnetischen Kreise der Somnambul seine selbstständige Persönlichkeit verliert, in der er sich dem beherrschen-

den Einfluß des Magnetiseurs unterordnet, so müssen die im magnetischen Kreise wechselwirkenden Menschen als ein Organismus betrachtet werden, in welchem sich der Magnetiseur zum Somnambul, wie das Haupt zum Rumpfe, oder vielmehr wie das wollende Gehirn zu allen der Willkür unterworfenen Organen, verhält. Rec. hätte gewünscht, daß der Vf. diesen Satz, der allerdings, dem Sinne nach, in seiner Theorie enthalten ist, auch wörtlich aufgestellt hätte, weil dadurch die Wirkungen des wollenden Magnetiseurs im Somnambul verständlicher werden. Man begreift nun, daß nicht nur einzelne Organe des Somnambuls, nämlich diejenigen, welche im wahren Leben des Menschen der Willkür unterworfen sind, sondern der ganze Somnambul (alle Systeme und Organe desselben) unter der Herrschaft und Willkür des Magnetiseurs stehen müsse, und dies um so mehr, je energischer der Wille des Magnetiseurs ist. Es ist daraus klar, wie der Magnetiseur nicht nur in jedem Organ oder System des Somnambuls Veränderungen hervorbringen könne, indem durch die besondere Richtung seines Willens auf das Organ oder System die besondere Thätigkeit desselben erhöht wird, sondern auch wie er im Somnambul psychische Thätigkeiten, z. B. bestimmte Gedankenbildungen und Phantasiebilder erzeugen könne.

Die Gefühlsseite der menschlichen Seele, deren verschiedene Bildungsstufen sich als Einbildungskraft, Gefühl und Phantasie darstellen, und deren Thätigkeit im höchsten Ausdruck gläubige Anschauung gibt, steht demnach der Erkenntnißseite polar gegenüber und verhält sich als die reale, tellurische Form des psychischen Lebens, wenn jene die ideale, solare Form desselben ist. Hinsichtlich ihrer zwiefachen Richtung erscheint sie als unbewußtes Aufnehmen der Außenwelt im Gefühle (die centrale Richtung) und als unbewußtes Handeln, als magisches Handeln (die peripherische Richtung); und das Product ihrer Thätigkeit erscheint in der ersten Richtung als Phantasiebild, welches als der reale Gegensatz der Vernunftidee gegenübersteht, und in der zweiten Richtung als unbewußtes Erzeugniß durch magische Wirkung nach außen, als Kunstproduct (z. B. als Heilung der Krankheiten, Genesung.).

Daher die magnetische Eigenschaft und Wirksamkeit der verschiedenen Stufen des Gefühlslebens, also nicht allein des Willens, sondern auch der Einbildungskraft, der Phantasie, besonders aber der höchsten Stufen des Gefühls, nämlich der Andacht (Steigerung des religiösen Gefühls) und des Glaubens, als der höchsten Form der im Gefühlsleben sich darstellenden Offenbarung der höhern und höchsten Kräfte oder des Göttlichen, wobei weder Reflexion noch freies Handeln, als Aeußerungen der intelligenten Seite der Seele, stattfindet. — Hierin liegt nun der Grund, daß wohl-

wollendes Gefühl, Glaube und Zutrauen zu sich selbst als ein wesentliches Erforderniß des praktischen Arztes angesehen wird, und daß der Mangel dieser Eigenschaften theils die Wirkung des Arztes behindert, theils selbst dem Kranken das Zutrauen zu seinem Arzte raubt, indem bei jeder Behandlung eines Kranken der Arzt zugleich durch seine Person organisch- und psychisch-magnetisch wirkt, und hierdurch die dynamische Wirkung der Arzneimittel unterstützt.

Noch deutlicher tritt die magisch heilende Kraft des Glaubens bei den Wunderheilungen im neuen Testamente auf, wo der Erfolg nur an die Bedingung eines festen Glaubens geknüpft ist. — Doch da von dem Näheren dieses und ähnlicher Gegenstände auch in folgenden Abschnitten die Rede seyn wird, so übergeht es Rec. vor der Hand und glaubt übrigens durch das Bisherige des Vfs. Theorie der psychischen (tellurischen) Potenzen hinlänglich angedeutet zu haben. — Nur eins muß noch bemerkt werden: daß nämlich durch Rückwirkung des magnetischen Einflusses der Potenzen auf den Magnetisirenden selbst in ihm tellurisches Leben erzeugt werden kann, was man schicklich Selbstmagnetisiren nennen kann. — Da nämlich jedes Organ des menschlichen Leibes, für sich betrachtet, als besonderer Organismus und besonderer Lebensproceß erscheint, so kann, wie örtliche Krankheit sich durch Ansteckung von einem Organ auf das andere desselben Leibes fortpflanzen kann, auch hier Erzeugung des tellurischen Lebens in einem Organe durch die tellurische Einwirkung eines andern desselben Leibes entstehen, und dies theils auf organische Weise, theils auf psychische. Hiervon werden sehr merkwürdige Beispiele erzählt. Zum psychischen Selbstmagnetisiren gehören unter andern die seltenen Fälle der willkürlichen Paralysirung (Lähmung) des Herzens, des Stillstehens des Pulses und des Athems, welcher ältere und neuere Beobachter gedenken, der willkürlichen Erzeugung anderer, im gewöhnlichen Leben dem Willen nicht unterworfenen, Functionen des eignen Körpers (z. B. des Schwitzens, Weinens rc.), und die noch seltenern Fälle der willkürlichen Erzeugung eines allgemeinen Somnambulismus, welcher mehr oder weniger unter der Form des Scheintodes eintrat.

Es werden nun noch in den §§. 81—87 die dynamischen d. h. diejenigen magnetischen Potenzen theoretisch abgehandelt, in welchen die Qualität der chemischen Elementarstoffe das tellurische Wirkende ist, worauf dann (§. 88 — 90) die Theorie der mechanischen Potenzen, nämlich derjenigen, bei welchen die Schwerkraft der sogenannten todten Materie als mechanischer Druck wirkt, diesen dritten Abschnitt beschließt. Hiervon nur einiges, nämlich dasjenige, was auch Nichtärzte interessiren kann.

Von den vier chemischen Elementen (Sauerstoff, Kohlenstoff, Stickstoff und Wasserstoff), welche, als die letzten körperlichen Substrate aller materiellen Dinge auf der Erde, in der Sphäre des chemischen Lebens die Totalität des Erdlebens in ihrer Polarität wieder darstellen, erscheinen (soweit bis jetzt Erfahrung und Theorie zusammenstimmen) der Sauerstoff und Kohlenstoff als der realete, lurische Pol, der Stickstoff dagegen und Wasserstoff als der ideale, solare Pol. — Narkotische Stoffe z. B. wirken durch ihren hervorstechenden Kohlenstoffgehalt tellurisch, und die allgemeinste Wirkung derselben ist Schlaf. Daher die bekannten Wirkungen des Opiums. In Beziehung auf letzteres berichtet Kämpfer, daß er in Persien, nachdem man ihm eine eigenthümliche Bereitung gereicht, worin Opium befindlich gewesen, in einen ekstatischen Zustand gerathen sey, in welchem er geglaubt, durch die Lüfte über den Wolken zu fliegen und mit den himmlischen Bewohnern umzugehen. — Plinius berichtet, daß man, um das Zukünftige vorherzusagen, einen Absud von Helicacabus (vielleicht Hyoscyamus) trinke. — Auf ähnliche Weise wirken Räucherungen mit verschiedenen, theils narkotischen, Substanzen, daher auch Räucherungen in der Geschichte der Hexenprocesse und bei den Teufelsbeschwörungen eine große Rolle spielen, indem manche Räucherungen, da sie tellurisch wirken, Somnambulismus und in demselben Visionen rc. erzeugen, daher als Dämonen hervorrufend angesehen und bei Geisterbeschwörungen angewendet wurden, andere hingegen den somnambulen Zustand aufheben, daher als Dämonen vertreibend (antitellurisch) wirkten. — — Endlich erzeugen geistige Getränke bei Menschen, die zum Somnambulismus Anlage haben, im Rausche oft einen dem Somnambulismus ganz ähnlichen Zustand, wie denn der Rausch selbst als tellurisches Leben, vorzüglich des Blutsystems, angesehen werden kann; daher auch häufig Mangel an Rückerinnerung aus demselben. — Selbst schon bei einigen Orakeln der Alten scheinen geistige Getränke angewendet worden zu seyn, wie Macrobius erzählt, daß im Tempel des Bacchus in Thracien das Orakel nicht eher spricht, als bis die Priester desselben Wein getrunken.

Der vierte Abschnitt (§. 91 — 111. S. 284 — 344.) beschäftigt sich mit den Eigenthümlichkeiten, d. h. mit den allgemeinen und besondern Eigenschaften der thierisch magnetischen (tellurischen) Kraft. — Es ist oben erwähnt worden, daß die tellurische Kraft des Erdlebens in den verschiedenen bisher aufgestellten tellurischen Potenzen nach der Qualität des Lebens derselben modificirt wird. Daher die verschiedenen Formen der tellurischen Kraft, und da die verschiedenen Potenzen sich nur durch die verschiedene Stufe der Ausbildung in der Reihe der Erdorganismen,

und durch den hieraus entstehenden verschiedenen Grad ihrer Lebendigkeit unterscheiden, so wird diese Modification sich auch in der magnetischen Kraft nur durch den verschiedenen Grad der Lebendigkeit darstellen. Diese verschiedene Lebendigkeit der tellurischen Kraft nennt man die verschiedene Intensität derselben; und auf einer je höhern Stufe der Intensität eine tellurische Potenz steht, je mehr sich der Erdgeist in derselben vollendet hat, desto intensiver (lebendiger) ist auch die Wirkung derselben.

Die größere oder geringere Lebendigkeit oder Intensität der tellurischen Kraft äußert sich nun vorzüglich in der Erscheinung der Wirkung in Zeit und Raum, also in der Schnelligkeit und Ausdehnung der Wirkung. — Hier gilt nun das Gesetz: daß der höhere, intensivere Lebensproceß weniger in Zeit und Raum beschränkt ist, also in kürzerer Zeit und in größern Räumen wirkt, als der niedere Lebensproceß. Daraus folgt:

1) Die tellurische Kraft wirkt auch in die Ferne, und die Wirkung derselben tellurischen Potenz nimmt, wie beim Lichte, der Wärme und allen lebenden Kräften, mit der Annäherung des wirkenden Körpers zu.

2) Die Schnelligkeit und Ausdehnung der Wirkung der tellurischen Kraft nimmt mit der Intensität der letztern zu. — Die höhern tellurischen Kräfte haben daher eine größere Schnelligkeit der Wirkung und eine größere Wirkungssphäre, als die niedern tellurischen Kräfte, bei welchen das Gegentheil stattfindet. — Unter den besondern tellurischen Kräften ist die psychische Kraft des Menschen, als von dem höchsten Product der Erdschöpfung ausgehend, die höchste und lebendigste, und es muß angenommen werden, daß die tellurische Kraft des menschlichen Geistes mit unberechenbarer Schnelligkeit und in ungemessene Räume wirkt.

Von den nähern Verhältnissen dieser Eigenschaft der psychischen Kraft und von den hierher gehörigen Beispielen wird in der Folge bei der Erklärung des Fernempfindens und Fernwirkens der Somnambulen die Rede seyn. Jetzt müssen noch die übrigen wesentlichen Puncte dieses Abschnitts berührt werden.

Von der verschiedenen Intensität oder Lebensenergie der magnetischen Kraft ist zu unterscheiden die verschiedene Quantität derselben, welche von der Quantität des materiellen Stoffs oder der Masse der tellurischen Potenz abhängt und damit in geradem Verhältniß steht. Mit der Zunahme der Masse nimmt demnach bei den organisch mineralischen, dynamischen und organischen Potenzen auch nothwendig die Quantität der Wirkung, so wie die Ausdehnung derselben, zu; daher eine größere Masse Metall stärker siderisch und in größere Entfernung wirkt, als eine kleinere;

1) Magnetische Behandlung durch die tellurischen Kräfte des menschlichen Lebens, oder durch den menschlichen Magnetiseur.

2) Magnetische Behandlung durch die tellurischen Kräfte des mineralischen Lebens durch den mineralischen Magnetiseur, also vorzüglich durchs siderische Baquet.

3) Unterstützungsmittel der Nr. 1 und 2 angegebenen Arten der magnetischen Behandlung.

Von diesen drei Abtheilungen macht jede den Inhalt eines besondern Capitels aus. Im ersten Capitel ist sonach die Rede von der magnetischen Behandlung durch den menschlichen Magnetiseur, und es tritt also hier die Theorie der psychischen und organischen Behandlung auf. Dieses erste Capitel theilt sich wieder in vier Artikel, wovon der erste die allgemeinen Bedingungen enthält; es sind folgende:

1) Ueberwiegen der tellurischen Kraft des als Magnetiseur auftretenden Menschen über dieselbe Kraft des als Somnambul erscheinenden, so daß jene sich zu dieser wie Positives zu Negativem (wie Beherrschendes zu Empfangendem) verhält.

2) Geistige und körperliche Annäherung, weil die Wirkung jeder Kraft mit der Annäherung des wirkenden Körpers zunimmt.

3) Richtung der tellurischen Kraft des Magnetiseurs auf den zu magnetisirenden Theil.

4) Richtung der vordern Fläche des Körpers des Magnetiseurs gegen dieselbe des Somnambuls.

5) Entfernung aller antimagnetisch (solar) wirkenden Potenzen, und Vermeidung aller den eingeleiteten Zustand störenden Verhältnisse.

Hinsichtlich der ersten Bedingung ergibt sich aus dem Frühern der Satz: daß jeder Mensch magnetisch wirken und als Magnetiseur erscheinen kann, wenn der andere Mensch, auf den er einwirkt, besondere Empfänglichkeit für die magnetische Einwirkung besitzt. Daher kein Geschlecht, kein Lebensalter die magnetische Kraft ausschließt, und daher selbst kranke Personen magnetisiren können, wenn sie auf empfängliche Menschen einwirken, obgleich das Product ihrer Wirkung ebenfalls nur krankhaft seyn kann. Daher Somnambulen (tellurische Menschen) vorzüglich kräftig magnetisch wirken, und daher der Somnambul auch auf seinen Magnetiseur einwirken kann. — Da nur ein gesunder Mensch Gesundes erzeugen kann, so ist körperliche und geistige Gesundheit die Hauptbedingung seiner heilsamen Einwirkung auf den Kranken. Was hier (S. 350 ff.) von den Eigenschaften

des gesunden Magnetiseurs gesagt wird, ist sehr beherzigenswerth für Alle, welche sich mit dem Magnetisiren beschäftigen oder beschäftigen wollen.

Da die reine magnetische Kraft nur die Lebenskraft des normalen (gesunden) Menschen in seiner Nachtseite ist, und da die Qualität des Magnetiseurs auf den Somnambul übergeht, so kann der reine (harmonische) Somnambulismus nur vom reinen (gesunden, in sich harmonischen) Menschen erzeugt werden. — Der kranke Mensch ist theils nur ein unvollkommener Mensch, sein Körper und Geist sind nicht mehr frei und selbstständig, sondern mehr oder weniger von der Krankheit beherrscht, disharmonisch, er ist also unfähig, mit seiner reinen Totalität einzuwirken; theils wird er auf den Somnambul nur seine eigene disharmonische Qualität übertragen, also ein disharmonisches, krankes, somnambules Leben in demselben erzeugen können.

Dies gilt nun sowohl vom physischen als vom psychischen und moralischen Leben, da das Physische, Psychische und Moralische nur verschiedene Formen eines und desselben Lebens sind. — Im physisch kranken Menschen ist das kranke Organ das dessen Leben beherrschende; die Qualität desselben geht daher auch nothwendig auf den Somnambul über und bestimmt den Charakter des Somnambulismus. — Daher Magnetiseure, wenn sie krank wurden, oft allen frühern magnetischen Einfluß verloren, oder nur unangenehm wirkten, Krankheit erzeugten.

Dasselbe gilt vom psychischen Leben. Jede Störung des psychischen Lebens wird auf den Somnambul übergetragen. — Daher Leidenschaften und Affecte, als abnormes Hervortreten einzelner Seelenthätigkeiten, die reine Einwirkung stören.

Ein Gleiches gilt vom moralischen Leben. — Nur der moralisch reine Mensch, der mit freier Willkür nach den göttlichen Gesetzen handelt und den Zweck seines Lebens erfüllt, ist mit sich in Harmonie, ist moralisch gesund und kann reinen Somnambulismus erzeugen. Der unmoralische Mensch, der mit freiem Willen und wissentlich gegen die göttlichen Gesetze, also schlecht handelt, ist mit sich in Disharmonie, ist moralisch krank, und seine magnetische Wirkung kann daher nur disharmonisch seyn, kann dem von ihm erzeugten Somnambulismus nur seinen eignen unmoralischen Charakter aufdrücken.

Sind die physischen und psychischen Störungen des Magnetiseurs in ihren Folgen bekannt genug, so sind es bisher weniger die moralischen gewesen. — Aus Mangel der Kenntniß der höhern Gesetze des Lebens hat man die moralische Reinheit des Magnetiseurs viel zu wenig berücksichtiget und sich oft selbst dem irrigen Glauben hingegeben, daß nur absolut reine magnetische Ein=

wirkung möglich sey. Die Erfahrung hat hier auf traurige Weise den Irrthum gelöst und der Theorie ihr Recht gegeben. Ein moralisch schlechter Magnetiseur kann eine moralisch reine Person moralisch schlecht machen, gleichwie im wachenden Leben Verführung auch des reinsten Menschen möglich ist, und hier um so mehr, da, wenn einmal der magnetische Kreis gebildet ist, der freie Wille des Somnambuls verloren und dem Einfluß des Magnetiseurs hingegeben ist. Und wie eine Einimpfung eines unreinen Zustandes das ganze Leben vergiften kann, so kann eine solche Behandlung durch einen unreinen Magnetiseur ein früheres schuldloses Leben für seine ganze Dauer in Schuld stürzen und verderben. Solche Beispiele sind nicht selten, aber man hat sie, aus Furcht, der Sache zu schaden, und nicht bedenkend, daß auch das Heiligste gemißbraucht werden kann, daß aber der Mißbrauch nicht der Sache, sondern nur dem sie Mißbrauchenden zur Last fällt, gewöhnlich verschwiegen, oder, wenn die Folgen erst langsam und spät erschienen, nicht erkannt. So ging z. B. abnormer Geschlechtstrieb des Magnetiseurs auch auf den Somnambul über und prägte sich in dessen Phantasiebildern aus, die ihn zur Befriedigung desselben unwiderstehlich trieben, und so müssen alle bösen Lüste des Magnetiseurs und seine ganze moralische Eigenthümlichkeit im Somnambul reproducirt werden. Man sollte daher von Staatswegen, wo möglich, nur moralisch reinen und festen Menschen, diese Kunst auszuüben, erlauben — und mit Strang und Schwert die Sünde verpönen, das innerste Heiligthum des Menschen zur Befriedigung seiner Lüste zu mißbrauchen. (Dies dürfte großen Schwierigkeiten unterworfen und die Realisirung dieses Wunsches nicht eher zu erwarten seyn, als bis die Zeit gekommen seyn wird, da man von Staatswegen bei Anstellung der Aerzte nicht nur, sondern überhaupt der Beamten nicht allein auf Kenntniß und Geschicklichkeit, sondern auch vorzüglich auf den moralischen Charakter Rücksicht nimmt. Rec. meint, es sey vorerst nur allgemeinere Verbreitung und Beachtung der Kenntniß dieser wichtigen Seite des magnetischen Kreises zu wünschen, damit sich jeder daraus die Vorsichtsregel zur Maxime machen könne: wähle Niemanden zu deinem Magnetiseur, bevor du ihn von Seiten seines moralischen Charakters genugsam zu kennen überzeugt seyn kannst). —

Wie hier nun die Unreinheit des Magnetiseurs auf den Somnambul übergeht, so kann aber auch gegentheils ein reiner Magnetiseur das unreine Leben des Somnambuls versöhnen, und wie das physisch und psychisch kranke Leben zur Gesundheit, so das moralisch kranke Leben zur Buße und Besserung und zur Tugend zurückführen. Daher die Beispiele ebenfalls nicht selten sich in den Annalen des thierischen Magnetismus finden, daß Menschen, die

früher Sünden und Lastern fröhnten, durch eine magnetische Behandlung eines moralisch reinen Magnetiseurs mit ihrer körperlichen Genesung auch moralisch genasen und die Disharmonie ihres Lebens durch die Harmonie ihres Magnetiseurs ausglichen und vertilgten, wo also Krankheit und Sünde durch die Mittheilung des höhern Lebens versöhnt wurde. Dem höchsten Vorbilde der Menschheit nachstrebend, erscheint der Magnetiseur dann als der Erlöser von der Sünde zur Tugend, vom Tode zum Leben, — und so wird denn hiermit der mögliche Nachtheil des Mißbrauchs reichlich aufgewogen, der ängstliche Menschen den innern Werth der Sache verkennen lassen könnte.

Die große praktische Wichtigkeit der Kenntniß des moralischen Einflusses des Magnetiseurs auf den Somnambül werden sich die Leser des Hermes selbst weiter entwickeln können; Rec. bemerkt nur noch, daß diese Kenntniß auch in theoretischer Hinsicht wichtig ist; dies wird sich in der Folge schon offenbaren, wenn von dem Verhältniß des thierischen Magnetismus zu den Wundern der alten und neuen Welt die Rede seyn wird.

Die weitere Entwickelung dieser ersten allgemeinen Bedingung (der vollkommenen körperlichen und geistigen Gesundheit des Magnetiseurs) bezieht sich auf das zum Magnetisiren geeignetste Lebensalter (als welches das mittlere erkannt wird), auf die verschiedenen Temperamente und Constitutionen, auf das Verhältniß der beiden Geschlechter in magnetischer Beziehung, und endlich auch auf das Verhältniß des schlafenden und wachenden Zustandes. — Zu wichtig und treffend findet Rec., was unser hochgebildeter Verfasser über die letztern Puncte (S. 359 ff.) sagt, um es nicht mitzutheilen.

Wie sich Gefühl und Glaube zur Intelligenz und zur Wissenschaft verhalten, so verhält sich das Weib zum Manne. Weib und Mann bilden die Polarität der Gattung; das erste ist das Negative, Tellurische, der letzte das Positive, Solare. Im weiblichen Körper überwiegt die Extensität und das Volumen der Bildung: beim Manne die Intensität und die Kraft derselben; der Kopf des Weibes verhält sich zum Skelett wie 1: 5⅓, der des Mannes wie 1: 7½, und eben so überwiegt im Gangliengeflechte des Unterleibes das Volumen desselben. Des Weibes Bestimmung ist Reproduction (Wiedererzeugung) und (daher) Fortpflanzung des leiblichen Menschen: des Mannes Bestimmung ist Reproduction und Fortpflanzung des geistigen Menschen (nämlich durch Lehre und Unterricht, bemerkt Rec.); ersteres ist leiblich fortbildend, letzterer geistig fortzeugend. Im Weibe ist das niedere sensitive Leben, das Ganglienleben und die gangliöse Function des Gehirns vorwaltend; im Manne das höhere sensitive Leben, das Cerebralleben (Hirnleben)

und die Cerebralfunction des Gehirns. Das Weib ist in seiner rein weiblichen Form Gefühlsleben, welches auf der höchsten Stufe des religiösen Gefühls Gott schaut: der Mann ist in seiner reinen Form Intelligenz, die auf der höchsten Stufe der wissenschaftlichen Erkenntniß Gott erkennt. — Das Weib wirkt daher kräftiger magnetisch, als der Mann, und um so mehr, je weiblicher es ist. — Dieser Satz steht physiologisch festbegründet, was auch einseitige bisherige Erfahrung, in welcher fast nur Männer magnetisirten, dagegen behaupten mag. — Der Mann beherrscht die Welt durch die Ideen der Intelligenz, das Weib durch die Wunder der Phantasie; und wie Gläubige, Mystiker, Dichter, und alle übrigen Formen des Gefühlsmenschen nur die tellurische Form des männlichen Lebens, die weibliche Bildung im Manne, darstellen, dem die solare Form, die rein männliche Bildung des intelligenten, philosophischen Menschen gegenüber steht, so steht jenen auch eine höhere magnetische Kraft, diesen eine höhere intelligente Kraft zu. Die intelligente ärztliche Praxis ist daher Attribut des Mannes, die magische durch den Tellurismus die des Weibes, und es wird einst, wenn Jedem sein Recht widerfährt, die Zeit kommen, wo die Ausübung der ärztlichen Kunst sich in diese Zweige spaltet (jedoch so, daß der letzte dem ersten untergeordnet, von demselben beherrscht wird); — denn was in der Idee des Menschen begründet ist, muß auch zu seiner Zeit sich im Leben offenbaren.

Gegen diese Prophezeiung und deren Begründung kann Rec. nicht umhin, einigen Zweifel zu äußern. Da nämlich — worauf der Vfr. selbst im Obigen hindeutet — die Polarität der Gattung sich auch in jedem Geschlechte besonders wiederholt, so daß es Männer gibt mit überwiegendem weiblichen Princip, während in manchem Weibe der männliche Pol über den weiblichen das Uebergewicht hat; so fragt es sich, ob nicht der Mann, in welchem die weibliche Form (die tellurische Seite des Lebens) mit Uebergewicht über das männliche Princip auftritt, vermöge des positiven Charakters des ganzen Geschlechts, dennoch positiver und daher kräftiger magnetisch wirken müsse, als das Weib. Der Umstand, daß von jeher — wie die Geschichte bezeugt — gläubige Männer größere Thaten verrichteten und häufiger magisch wirkten, als gläubige Weiber, so auch, daß Weiber in der Dichtkunst (überhaupt wohl in der Kunst) nie die gleiche Höhe und Vollkommenheit erreichten, als Männer, scheint auf diesen Einwurf einiges Gewicht zu legen, welchen Rec. hiermit in aller Bescheidenheit dem Vfr. zur nähern Prüfung vorlegt. — Auch wäre hier die Frage, ob überhaupt Theilnahme an amtlichen Berufsgeschäften in der Bestimmung des Weibes liege, wieder in Anregung zu bringen.

Aus gleichem Grunde — so erklärt sich der Vfr. (S. 361.)

auch über den zweiten Punct, — und weil Schlafen und Wachen sich ebenfalls verhalten, wie Weib und Mann, wie Gefühl und Intelligenz, wie Tellurisches und Solares, wie Negatives und Positives, deren Polarität das Leben bildet, ist der schlafende Mensch auch der kräftigere Magnetiseur, und dies um so mehr, je höher potenziirt der Schlafzustand ist. Daher Somnambulen und Rhabdomanten am kräftigsten magnetisch wirken. Wem daher hellsehende Somnambulen zu Gebote stehen, die zu bestimmen im Stande sind, ob ihre Einwirkung auf Andere auf sie selbst nicht störend wirkt, wird durch sie vorzugsweise die magnetische Einwirkung ausüben lassen. Der Somnambul ist dann das höhere potenziirte menschliche Baquet, dessen Wirkung vom Magnetiseur dirigirt wird.

Die Ausführung der übrigen allgemeinen Bedingungen muß Rec. übergehen, da ihm die nöthigen Grenzen seiner Darstellung zur Kürze mahnen.

Der zweite Artikel, enthaltend die besondern Bedingungen der magnetischen Behandlung, theilt sich in die psychische und organische Behandlung. Die psychische Behandlung zerfällt wieder polar, 1) in die auf den Kranken gerichtete Gefühlsthätigkeit, wohin Einbildung, Glaube, Andacht, Mitleiden ꝛc. gehören, und 2) in die auf den Kranken gerichtete Willensthätigkeit; daher ernster fester Wille, zu helfen, festes Wollen eines bestimmten Zustandes, welches Wollen aber frei von aller Reflexion über sich selbst seyn muß. — Zu merken ist hierbei, daß die bestimmte Richtung der psychischen Thätigkeit durch die gleiche der organischen unterstützt werden kann Hieher gehört besonders das Fixiren des Kranken mit den Augen und die Unterstützung der Wirksamkeit des Willens durch ein ausgesprochenes (befehlendes) Wort, wie denn z. B. widerspenstige Somnambulen durch das Machtgebot: „du sollst" gebändigt würden. (M s. ein Beispiel davon in Kieser's Archiv f. d. th. M. 9. B. 2. St. S. 153, 154).

Von der organischen Behandlung, welche der Vfr. sehr ausführlich (§. 124 — 141) und systematisch abhandelt, kann hier kaum mehr, als die Anordnung, angedeutet werden — Da die verschiedenen Organe des menschlichen Leibes nur verschiedene Ausdrücke des Ganzen sind, so kann auch jedes Organ magnetisch wirken, wenn es dem tellurischen Pol des Lebens angehört, und so werden hier als die vorzüglichsten Formen d r organ magnet. Behandlung folgende unterschieden: 1) Das Adspiriren (Anhauchen). 2) Das Fixiren durch den Blick. 3) Die magnetische Behandlung durch Streichen mit den Füßen. 4) Die magnetische Behandlung durch Streichen und Berühren mit den Händen oder die magnetische Manipulation.

Nur bei der letzten Form oder den Manipulationswei-

sen, da man sie vorzüglich anwendet, muß ein wenig verweilt werden. — Da die vordere und hintere Fläche des menschlichen Körpers und eben so die einzelnen Theile desselben verschieden wirken, die vordere nämlich tellurisch, die andere solar oder antimagnetisch (wovon hier die Gründe nicht mitgetheilt werden können), so entsteht daraus in Verbindung mit der Richtung der verschiedenen Flächen eine große Mannichfaltigkeit der Manipulation, nämlich 1) hinsichtlich der Bewegung oder Ruhe der Hände; 2) hinsichtlich der Richtung der Striche; 3) hinsichtlich der verschiedenen Flächen und Theile der Hand; 4) hinsichtlich der größeren oder geringern Entfernung der Hände vom Kranken; 5) durch Modification und Combination dieser verschiedenen Weisen. In Beziehung auf Nr. 1. entsteht a) die stetige, fixirte Manipulation, bei welcher der kranke Theil mit den Händen oder Fingern stetig und gleichförmig berührt wird; b) die vagirende Manipulation, Behandlung in Bogen. Die Hände oder Finger werden am Körper oder über den kranken Theil in geraden Linien geführt, daher in Strichen.

Bei Nr. 2. ist zu merken, daß die magnetische Wirkung vorzüglich am Endpuncte des Striches auftritt, und daß, da die vordere Fläche der Hand oder Finger magnetisch, die Rückenfläche antimagnetisch wirkt, die Striche mit der vordern oder innern Fläche positive, mit der Rückenfläche, negative Striche oder Gegenstriche genannt werden. — Die gebräuchlichste Manipulationsweise zur Erzeugung des allgemeinen oder örtlichen Somnambulismus des ganzen sensitiven Systems ist die Behandlung in großen Bogen. Hier beginnen nämlich die Striche beim Kopfe des Kranken und endigen in der Gegend des Unterleibes oder an den untern Extremitäten. Dann wird die Hand in größtmöglichster Entfernung vom Körper, und während der Rücken derselben gegen denselben gerichtet ist, wieder nach dem Kopfe zurückgeführt, um so das Streichen oftmals zu wiederholen.

In Beziehung auf Nr. 3 entstehen verschiedene Manipulationsweisen durch Anwendung der verschiedenen Handflächen, nämlich a) die Volarmanipulation (wenn die vordere Fläche angewendet wird), b) die Dorsalmanipulation (durch Anwendung der Rückenfläche), c) die Marginalmanipulation (wenn mit dem äußern Rande der Hand manipulirt wird). — Die Volarmanipulation unterscheidet sich wieder in Palmarmanipulation (wenn die Züge mit den ganzen Handtellern gemacht werden) und Digitalmanipulation (wobei die innern Flächen der Fingerspitzen dem Kranken am nächsten sind).

Bei Nr. 4 kommt die Manipulation mit Contact und die Manipulation *in distans* in Betrachtung; jene berührt den

Kranken oder dessen Theile unmittelbar und wirkt daher am stärksten; jene, da die Berührung fehlt, wirkt um so schwächer, je mehr die streichenden Theile vom Kranken entfernt werden. — Andere Unterschiede und Eintheilungen, so wie die combinirten Manipulationsweisen muß Ref. übergehen. Es kam hier nur darauf an, denjenigen Lesern einen Begriff von der Sache zu geben, welchen derselbe noch fehlte. — Der weitere Inhalt dieses für Aerzte, welche sich mit dem Magnetisiren beschäftigen, sehr lehrreichen Abschnitts ist übrigens im Allgemeinen bereits oben bezeichnet worden.

Der zweite Theil dieses wichtigen Werkes, da er die Theorie des Somnambulismus in allen Graden oder Stufen und aller dahin gehörigen Erscheinungen enthält, ist nun von noch höherm Interesse, als der erste Theil, anziehend besonders durch das Licht, welches die Theorie des Verfassers über die mystische Nachtseite des höhern und niedern Lebens und der Geschichte verbreitet. Der vorliegende zweite Theil hat eben so viel Abschnitte, wie der erste, und da die Zahl der Abschnitte fortlaufend ist, so beginnt er mit dem 6. und endigt mit dem 10. Abschnitte.

Der sechste Abschnitt (§. 184 — 279. S. 3 — 280): „Besondere Erscheinungen des tellurischen Lebens und des Somnambulismus im Allgemeinen", vertheilt die Mannichfaltigkeit seines Inhalts unter drei Capitel.

Erstes Capitel. „Natürlicher Schlaf und dessen Erscheinungen." — Die oben nur angedeutete Theorie des Schlafs wird hier umständlich ausgeführt, und dadurch die spätere Erklärung der Erscheinungen des Somnambulismus besser und vollständiger begründet. Der Schlaf, als Gegensatz und Gegenbild des Taglebens, theilt sich eben so, wie das wachende Leben, in zwei Hälften, nämlich in den Vormitternachts- und Nachmittagsschlaf, deren Erscheinungen einander eben so direct entgegengesetzt sind, als die Erscheinungen der beiden Hälften des Taglebens. Das ganze Nachtleben stellt in sich wieder einen vollständigen Lebensproceß dar, in welchem die beiden Hälften polar mit einander wechseln. Denn mit dem Eintritt der Nacht sinkt, mit dem geminderten Einflusse des Sonnenpols und mit dem erhöhten des tellurischen oder Nachtpols der Natur, das höhere solare Leben, und das niedere tellurische tritt mächtiger hervor, nimmt bis zum Culminationspuncte des Nachtlebens, bis zur Mitternachtsstunde allmälig zu, nimmt dann nach Mitternacht eben so stetig wieder ab, und weicht endlich dem solaren Leben (Wachen) am Morgen, so daß die Mitternachtsstunde den tiefsten Schlaf erzeugt. — Dieses Hervortreten des besondern (tellurischen) Lebens des Organismus im vormitternächtlichen Schlafe drückt sich im Leiblichen

als Contraction (Zusammenziehung), nämlich als Richtung der Thätigkeit der Materie nach dem eignen (besondern) Mittelpunct. — So entsteht im Nachtleben der Pflanze die Contraction der am Tage dem Lichte sich entgegenbreitenden Blätter und das Schließen der Blume, bis sie mit Anbruch des Tages sich wieder dem Lichte öffnet; so erscheint in jeder besondern Muskelpartie erhöhte Thätigkeit der Contractoren (Beugmuskeln), daher das Thier sich im Schlafe kugelig zusammenrollt und wieder die Lage des Embryo annimmt; und so tritt in der Function jedes besondern Organs die Richtung der Thätigkeit nach innen, die besondere tellurische Thätigkeit vorherrschend auf, bis nach Mitternacht die entgegengesetzte Richtung beginnt. — Was im Leiblichen als Contraction sich darstellt, erscheint im Psychischen als Richtung der Thätigkeit nach dem Besondern, Niedern, als niedere Thätigkeit.

Der Vfr. ordnet die Erscheinungen des natürlichen Schlafs, bei der nähern Entwicklung, nach den drei Hauptsystemen des menschlichen Leibes (dem vegetativen, animalischen und sensitiven Systeme), und so erhält seine Darstellung systematischen Charakter, und dadurch die Theorie viel Evidenz. — Die näheren Puncte des Inhalts von diesem Capitel glaubt Rec. übergehen zu können, da sie alle in der Folge an andern Orten zur nähern Entwickelung kommen. — Der Inhalt dieses Capitels ist eigentlich nur die Erörterung der früher schon ausgesprochenen Sätze: 1) Der Schlaf ist der Prototyp (das Vorbild, erste Muster) des Somnambulismus; und 2) auch der höchste Grad des Somnambulismus ist ein über die Grenze des Normalen (natürlichen Zustandes) hinaus gesteigerter Schlaf.

Das nun folgende zweite Capitel: „Idiosomnambule Erscheinungen und Zustände" wird ohne Zweifel jeder Unbefangene, der an höherer Bildung Theil nimmt, mit hohem Interesse lesen, wegen der darin entwickelten philosophischen Ansicht der Weltgeschichte, welche nur aus dem durch die praktische und theoretische Entwicklung des thierischen Magnetismus herbeigeführten Standpuncte möglich war.

Der Vfr. untersucht zunächst die Frage: Gibt es Idiosomnambulismus im strengen Sinne, d. h. Somnambulismus, der, ohne Einfluß äußerer Potenzen, durch die eigne Kraft des Organismus entsteht? Das Resultat ist die Verneinung der Frage in diesem Sinne, und es darf unter dieser Benennung nur derjenige Somnambulismus verstanden werden, der nicht absichtlich zur Heilung von Krankheiten erzeugt wird. Hierher werden denn eine Menge Erscheinungen und Zustände gerechnet, die, aus Unkenntniß des Somnambulismus, bisher unter verschiedenen Namen gewöhnlich als unerklärbare Phänomene aufgeführt wurden. —

Nicht von allen Formen des Idiosomnambulismus, deren Mannichfaltigkeit durch die Verschiedenheit der Systeme und Organe des menschlichen Leibes bestimmt wird, ist hier die Rede, sondern nur von denjenigen, die im sensitiven Systeme, als sensitiver Somnambulismus sich bilden, oder wenigstens demselben sich annähern. — Es folgt die zuvor erwähnte Ansicht, nämlich eine Zusammenstellung oder vielmehr Gegenüberstellung der allgemeinen Charaktere der alten und neuen Welt in welthistorischer Beziehung.

Da Schlafen und Wachen nothwendige Formen der Existenz des Menschen sind, und da die tellurischen Einflüsse (wodurch das Daseyn und der Wechsel dieser Zustände bedingt ist) stetig vorhanden, so sind die Erscheinungen des Somnambulismus so alt, als das Menschengeschlecht selbst, und man kann selbst behaupten, daß in der Kindheit des Menschengeschlechts oder auch einzelner Völker, Wachen und Schlafen weniger von einander geschieden waren, und das ganze Leben derselben mehr ein unvollkommener somnambuler Zustand gewesen sey. — Jede Entwickelung des Lebens ist Entwickelung seiner Idee, welche Entwicklung, vom Niedern beginnend, allmälig zum Höhern fortschreitet. Aber erst mit der Entwicklung und Bildung des Höhern kann sein Gegensatz mit dem Niedern (im Selbstbewußtseyn des Menschen) erkannt und offenbar werden. Dies ist allgemeines Gesetz alles Lebens (allgemeines Naturgesetz). — Man kann daher sagen und in der Geschichte des Menschengeschlechts nachweisen, daß die alte und neue Welt (von denen die erste den morgenländischen Cyklus bildet, und in der Periode des Auftretens des Christenthums ihren Culminationspunct erreichte, die zweite, dem Abendlande eigenthümlich, diejenige ist, in welcher wir uns befinden) sich wie Negatives und Positives (Niederes und Höheres) gegen einander verhalten. „Der ganze Orient steht" — wie sich Passavant (in seinen Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen) ausdrückt — „wie ein im magnetischen Schlafe ruhender, beschauender Seher dem ewig wandelnden, räsonnirenden und nach außen thätigen Abendlande gegenüber; aber erst alle Völker der Erde und alle Zeiten der Geschichte entwickeln vereint, jedes an seinem Theile, die Gesammtheit menschlicher Seelenkräfte." Der allgemeine Charakter der alten Welt war tellurisches Leben und tellurisches (magnetisches) Wirken, und das psychische Leben erschien als Vorherrschen des Gefühlslebens und der Phantasie, welchem das Selbstbewußtseyn der Vernunft fehlte; der allgemeine Charakter der neuen Welt hingegen ist solares Leben und solares (intelligentes) Wirken, und das psychische Leben derselben stellt sich als Vorherrschen der intelligenten Seite der menschlichen Seele, als bewußtes Vernunftleben

bar. — In der alten Welt herrschte daher das Ganglienleben statt des Gehirnlebens; der Allsinn des Nachtlebens, statt der individuellen Sinne des Taglebens; der Instinct statt des freien Willens; die Phantasie statt der Vernunft; das Selbstgefühl statt des Selbstbewußtseyns (daher auch keine geschichtliche Ueberlieferung aus der frühern Zeit, die nur mit dem beginnenden Selbstbewußtseyn beginnt, sondern Mythus und Hieroglyphe); die Poesie statt der Prosa; der Bilderdienst statt der Ideenanschauung; die symbolische Darstellung statt der rein idealen; die Kunst statt der Philosophie; der religiöse Glaube und dessen Offenbarung statt der philosophischen Erkenntniß und dessen Wissen; dagegen in der neuen Welt das Gegentheil stattfindet und sich immer mehr entwickelt u. s. w. — Nachdem der Vfr. durch die Entwicklung dieser Ansicht den Leser auf den folgenden Inhalt dieses Capitels zweckmäßig vorbereitet hat, läßt er als idiosomnambule Erscheinungen und Zustände nach einander auftreten: das Nachtwandeln und die Mondsucht, die Traumweissagungen, den Tempelschlaf der Alten, die Weissagungen im alten Testamente, die Ahnungen und Prophezeiungen, deren Wesen entwickelt wird. Es folgen ferner die Inspirirten, Heiligen, Sybillen, Zigeuner, Orakel der Alten, die Anzeichen und Vorbedeutungen, der warnende Dämon, Schutzgeist, das zweite Gesicht, Doppelgänger, Visionen im Momente geschehender Ereignisse, vom Teufel Besessene, Dämonische, Verzückte, Ekstatische und andere Erscheinungen, die man bisher, aus Mangel an Kenntniß des somnambulen oder Nachtlebens, theils für Betrug erklärte, oder in die Kategorie des Aberglaubens stellte, und die nun hier an ihrer rechten Stelle, im Lichte wissenschaftlicher Theorie, in ihrer wahren Bedeutung erscheinen.

Das dritte Capitel hat den künstlich erzeugten Somnambulismus und dessen Erscheinungen zum Gegenstande. Es theilt sich dieser Inhalt unter zwei Artikel. Der erste betrachtet den allgemeinen Typus (Zeitgesetz) des Somnambulismus und dessen Stadien. Da nämlich alles in der Welt nur in der Zeit erscheint, und da nichts ohne Gesetz ist, so kann es auch nur typisch seyn, d. h. nach bestimmten Gesetzen in der Zeit sich entwickeln, und so hat auch jeder Lebensproceß, und also auch jeder Krankheitsproceß und jeder Somnambulismus sein bestimmtes Zeitgesetz, seinen bestimmten Typus, nach welchem sich der ganze Verlauf in der Zeit gestaltet, obgleich, wie überall im Leben, das Gesetz selten rein erscheint und häufig durch äußere und innere Einflüsse getrübt wird.

In jedem Lebensprocesse sind zwei Hälften zu unterscheiden, die sich als zeitliche Ausbildung und Rückbildung, als Zunahme und Abnahme desselben im Krankheitsprocesse als Erkrankung und Genesung darstellen. — Die Stadien des Lebens,

und so auch des Krankheitsprocesses, und hier des Somnambulismus, sind die verschiedenen Stufen der Ausbildung in der ersten und der Rückbildung in der zweiten Hälfte des Verlaufs derselben, und man hat diese Stufen auch Grade des Somnambulismus genannt. — So sind z. B. die Stadien des Lebens überhaupt die Lebensalter, welche, nach dem Vfr. ihren physiologischen Grund in der allmäligen Ausbildung des Lebens in den drei Hauptsystemen des menschlichen Leibes haben, so daß es drei Lebensalter in aufsteigender Richtung (das kindliche, jugendliche und männliche) und eben so viele in absteigender Richtung bis zum natürlichen Tode gibt. Demzufolge ist das erste Lebensalter durch die vorherrschende Ausbildung des niedersten, vegetativen Systems charakterisirt, wie durch die gleiche Ausbildung des animalischen Systems das Jugendalter, durch die des sensitiven das Mannesalter bestimmt wird. Da nun jeder Krankheitsproceß und eben so der Somnambulismus ein besonderer Lebensproceß ist, so hat jeder Krankheitsproceß, wie auch der Somnambulismus, eben so viel Stadien, als das Leben. — Auf diese philosophische Ansicht oder Grundlage, deren nähere Entwicklung Rec. übergehen muß, hat nun der Vfr. seine physiologische Darstellung der Stadien des Somnambulismus und deren Erscheinungen gegründet und er theilt, um seine Darstellung durch Vergleichung noch evidenter zu machen, die bisherigen Eintheilungsversuche der Stadien des Somnambulismus, namentlich die von Mesmer, Kluge, Eschenmayer und de Lausanne, zuvor kritisch-geschichtlich mit.

Der zweite Artikel (S. 122 ff.) handelt demnach von den Erscheinungen des Somnambulismus in den verschiedenen Stadien desselben. — Das erste Stadium (nämlich der Ausbildung) ist, nach dem Obigen, vegetatives Nachtleben, kindliches Lebensalter des Somnambuls; das zweite Stadium, animalisches Nachtleben, jugendliches Lebensalter des Somnambuls. — Die Erscheinungen beider Stadien folgen größtentheils aus der erhöhten Thätigkeit des vegetativen und animalischen Systems, zum Theil aber auch aus der consensuellen oder sympathischen Anregung der höhern Systeme. — Im ersten Stadium entsteht daher im vegetativen Systeme erhöhte Vegetation, die aber keine äußern, sinnlich bemerkbaren Zeichen geben kann, und nur bei langdauernder magnetischer Behandlung, bei Kindern als vermehrtes Wachsthum, größere Energie des Körpers und allgemeines Wohlbefinden sich darstellt, oder auch bei Kranken sich in Wiederherstellung einer normalen Vegetation ausdrückt u. s. w. — Die dahin gehörigen besondern Erscheinungen oder Symptome werden nun namentlich aufgeführt. — Im animalischen Systeme entsteht zugleich erhöhte Thätigkeit im Blutgefäße und Muskelsysteme,

daher Gefühl von Wärme, zunehmende Röthe der Haut, Congestion (Andrang) nach einzelnen (den schwächern) Theilen, Gefühl von Schwere in den Gliedern, langsamerm, tieferem Athem, vollerm, härterm Puls, oft alle Symptome des Fiebers u. s. w. — Im sensitiven Systeme beziehen sich die Erscheinungen des ersten Stadiums im Allgemeinen auf das Unterliegen des solaren, sensitiven Lebens, des Hirnlebens, also der Thätigkeit der äußern Sinne und der Organe der Intelligenz, und auf das allmälige Auftreten des tellurischen sensitiven Lebens, des Ganglienlebens, also Müdigkeit und Annäherung zum Schlaf. — Schilderung der hieraus folgenden Erscheinungen und derjenigen, welche durch örtlich hervorstechende Ausbildung des Somnambulismus in einzelnen reizbaren Organen entstehen, was im ersten Stadium häufig der Fall ist.

Im zweiten Stadium erscheint das Nachtleben auf der Stufe des animalischen Lebens ausgebildet, und mit dem Unterliegen des Taglebens tritt das Nachtleben im animalischen Systeme (vorzugsweise) auf, so daß Blutgefäßsystem, Bewegungs- und Empfindungsorgane von demselben ergriffen werden. Dabei nothwendig zugleich bedeutendere Affection des sensitiven Systems. Hinsichtlich des psychischen Lebens erwacht daher gleichsam die Seele des Menschen in ihrem Nachtleben aus dem vegetativen Schlafe des ersten Stadiums, aber nur erst als thierische Seele (wie sie im vegetativen Stadium nur vegetative Seele war), die Bewegungs- und Empfindungsorgane bestimmend, während die sensitive Nachtseele in den Organen der Intelligenz noch unausgebildet schläft, und ein träumendes, sich seiner Existenz noch nicht völlig bewußtes, instinctmäßig handelndes, thierisches Daseyn des psychischen Nachtlebens ist der allgemeine Charakter dieses Stadiums. — Der Schlaf ist also tiefer, der Zustand vom wachenden Leben entfernter, als im vorigen Stadium. — Es folgt die Beschreibung der besondern Erscheinungen dieses Stadiums, wobei zum voraus bemerkt wird, daß in den Organen des vegetativen Lebens und eben so in den niedern Organen des animalischen keine neuen Symptome eintreten, indem die vorhandenen Erscheinungen sich nur höher ausbilden, während sich neue in den höhern Systemen hinzugesellen. — Sehr treffend erklärt der Vfr. den Nachtwandler auf der höchsten Stufe für das reinste Bild des Zustandes, durch welchen das zweite Stadium des Somnambulismus charakterisirt ist.

Einen großen Theil dieser Abhandlung über das zweite Stadium des Somnambulismus nimmt die Theorie der merkwürdigen Erscheinungen ein, welche aus der Abhängigkeit des Somnambuls vom Magnetiseur folgen, deren höhere Grade zwar eigentlich dem dritten Stadium angehören, aber des Zusammenhangs und der

gleichen Erklärung wegen schon hier erörtert werden. — Im Allgemeinen ist der Grund dieser Abhängigkeit bereits oben berührt worden. Dieser Grund ist die (im magnetischen Kreise entstehende) Identität (Einheit) des Somnambuls mit dem Magnetiseur und das beherrschende Verhältniß des letztern zu ersterm, welches dem Verhältniß des wollenden Gehirns zu einem Bewegungsorgan im Organismus der Qualität nach ganz gleich, der Quantität nach aber noch ausgedehnter (weniger beschränkt) ist. — Der natürliche Nachtwandler — sagt der Vfr. in dieser Beziehung — hat zu seinem Erzeuger die allgemeine Kraft des Nachtlebens der Erde, der Mondsüchtige den tellurischen Einfluß des Mondes, der künstliche Somnambul aber seinen Magnetiseur. — Wie nun die Erde von der Sonne, der Mensch von seinem Schöpfer, der Embryo von seiner Mutter, der natürliche Nachtwandler von der Nacht abhängt: so der Somnambul von seinem Magnetiseur, dieser sey nun mineralischer Magnetiseur (siderisches Baquet) oder menschlicher Magnetiseur. — In ihm wurzelt der Grund seines Lebens, und jener ist die bestimmende, erzeugende und erhaltende Kraft desselben; er ist das solare Centrum, um welches sich das planetare Leben des Somnambuls bewegt, und zwar, gleich dem Planeten und dem Monde, sich selbst bestimmt, aber in dieser Selbstbestimmung jenem höhern Einflusse folgt. — Nicht nur wegen dieser Abhängigkeit, sondern auch wegen des vorwaltenden Gefühlslebens glaubt der Vfr., müsse der Somnambul, selbst des höchsten Grades, in allen seinen Handlungen als unfrei, und daher als keiner moralischen Zurechnung fähig betrachtet werden, weil nach ihm die moralische Freiheit nur Selbstbestimmung des wachenden Menschen durch die eigne Vernunft ist. — Nach dieser Ansicht, meint Rec., fände moralische Freiheit blos beim wissenschaftlichen Menschen statt, der sich der Gründe seines Handelns bewußt ist und es müßte dann auch der gemeine Mann so wie im Ganzen das weibliche Geschlecht in seinen Handlungen als unfrei betrachtet werden, insofern es hier auch nur zum Gefühl des Guten und Bösen, des Rechten und Unrechten, nicht aber zur Entwicklung der Gründe des Handelns kommt. Diese engen Grenzen dürfen aber wohl der moralischen Freiheit nicht gesetzt werden, und letztere findet schon statt, sobald das Selbstgefühl den Grad der Entwicklung erreicht hat, in welchem klare Unterscheidung des Guten und Bösen im unmittelbaren Gefühl vorhanden ist. Unfrei wäre nach dieser Bestimmung das Handeln des Menschen nur, wo dieser Gegensatz auch im Gefühl noch nicht wahrgenommen wird, und also der blinde Instinct das Bestimmende ist, wie beim Thiere und auch beim Kinde vor dem Eintritt des Bewußtseyns. Moralische Freiheit muß daher auch dem höhern gesunden Gefühlsleben und den höchsten Graden des psychischen Somnambulismus,

wenigstens des Idiosomnambulismus zugeschrieben werden, insofern hier kein nothwendig bestimmender Einfluß eines Magnetiseurs die Selbstbestimmung aufhebt; oder es dürfte überhaupt nicht von moralisch reinen und moralisch unreinen Somnambulen die Rede seyn, da Moralität ohne moralische Freiheit undenkbar ist. — Eben so dünkt es dem Rec., der Vfr. habe auch den Begriff der Vernunft zu sehr beschränkt, indem er ihn blos in das Vermögen der selbstbewußten (wissenschaftlichen) Erkenntniß zu setzen scheint. Nach rein wissenschaftlicher Bestimmung ist Vernunft das Vermögen der Wahrnehmung der höhern, göttlichen, universalen Verhältnisse, es sey nun im Wissen oder im Gefühl, und wir müssen daher eine selbstbewußte und selbstfühlende Vernunft unterscheiden, so wie innerhalb des Gefühlslebens der blinde von dem vernünftigen Instinct unterschieden werden muß, da in letzterm nur Urtheil und Wahl stattfinden, vermöge der Unterscheidung des Guten und Bösen. — Doch es ist Zeit, nach dieser kritischen Abschweifung den Faden der Theorie wieder zu ergreifen. — Rec. bemerkt nur noch in Beziehung auf das zweite Stadium des Somnambulismus, daß in der vortrefflichen Durchführung der Theorie durch alle merkwürdigen Erscheinungen jener Abhängigkeit des Somnambuls von seinem Magnetiseur der Vfr. jeden denkenden Leser, hinsichtlich der Aufklärung dieser Erscheinungen, vollkommen befriedigen wird.

Drittes Stadium. Sensitives Nachtleben. Männliches Lebensalter des Somnambuls. (Das Vorhergehende war das Jünglingsalter). — Umfaßt die höchsten Formen des Somnambulismus. — Der allgemeinste Ausdruck ist psychischer Somnambulismus, magnetisches Schlafdenken. — Wie der wachende Tagmensch durch die Stufen seines Lebens vom Kinde zum Jünglinge und von diesem zum Manne reift und allmälig zum klaren Selbstbewußtseyn der Vernunft erwacht: so erwacht hier der schlafende Nachtmensch durch die Uebergangsstufen der früheren Stadien zum klaren Selbstgefühl der Phantasie des männlichen Lebensalters des Nachtlebens; und sich selbst fühlendes, zur höchsten Potenz gesteigertes Gefühlsleben ist der allgemeine Charakter dieses Stadiums. —

Diese Gegend des Werks, nämlich die Abhandlung über das dritte Stadium des Somnambulismus oder dessen Erscheinungen, und der folgende siebente Abschnitt: Theorie des Somnambulismus im Allgemeinen und insbesondere des sensitiven Somnambulismus, ist so inhaltreich und inhaltschwer, daß es unmöglich ist, auch nur das Wesentlichste daraus mit einiger Vollständigkeit auszüglich mitzutheilen, ohne die Grenzen einer kritischen Darstellung zu weit zu überschreiten. — Im dritten Stadium treten die mannichfaltigsten, auffallendsten und merkwürdigsten Erscheinungen des

Somnambulismus hervor, und Rec. ist hier in dem Fall, unter dem Wichtigsten das ihm am wichtigsten Scheinende auszuheben, auf dessen Erklärung es hier ankommt. Dahin gehört:

1) Aeußere Sinnesfunctionen des Nachtlebens. Allsinn desselben. Nachtauge. Fernsehen im Raume. Uebrige Nachtsinne. (§. 245 — 249). — Während die Sinnesorgane des Tages immer tiefer in Schlaf versinken, bilden sich die Sinnesfunctionen des Nachtlebens immer mehr aus, aber als Nachtsinne, nicht in einzelne bestimmte Organe (Sinnorgane) individualisirt, sondern als der alle individuellen Sinne vicariirende Allsinn des gesteigerten Gefühlslebens. (Der Allsinn ist nämlich gleichsam die Wurzel der individuellen Sinne — des Gesichts, Gehörs, Geruchs u. s. w. —, aus welcher diese sich entwickelt haben, wie sich aus der Pflanzenwurzel oder dem Keim die Organe der Pflanze — Stengel, Blatt, Blüte, Frucht — entwickeln). Das Gewahrwerden, selbst entfernter Gegenstände, durch den gesteigerten Allsinn unterscheidet sich daher von dem Gewahrwerden der äußern Welt durch die Tagsinne dadurch, daß es im Allgemeinen ein Fernfühlen ist, so daß der Somnambul nicht eigentlich sieht, hört, riecht, schmeckt, sondern nur, indem er die Verschiedenheit der Formen seines Gewahrwerdens ausdrücken will, sich der Sprache des Taglebens bedient und das qualitativ verschiedene Fernfühlen als Hören, Sehen, Riechen, Schmecken bezeichnen muß.

Wie das Hirn das Centrum der Tagsinnesfunctionen, so ist der Centralpunct der Sinnesfunctionen des Nachtlebens (in der Regel) das Bauchgangliengeflecht (plexus solaris); daher alle Sinnesfunctionen vorzüglich in der Nähe desselben auftreten und in der Magengegend am intensivsten sind. Da jedoch jedes Ganglion, wenn seine besondere Thätigkeit gesteigert wird, das Hirn repräsentiren und als Centralpunct des sensitiven Lebens erscheinen kann, so können die Sinnesfunctionen auch in jedem Gangliennerven sich bilden, und in einzelnen Fällen sind es die Fingerspitzen, die Knöchel, die Nase, die Augenlieder, die Stirne, die Ellenbogen &c., mit welchen der Somnambul sieht, hört, schmeckt, riecht, so daß man behaupten kann, jeder Theil der Oberfläche des Körpers kann zum Nachtsinnorgan potenziirt werden.

Hinsichtlich der Gesichtsfunction bildet sich der Allsinn des Gefühlslebens zum Nachtauge. Es ist das Tastorgan des Leibes, welches mit dem Schlafe des Auges höher potentiirt an allen Theilen hervorbricht. Jede Nervenpapille der Haut kann ihre Thätigkeit zur Gesichtsfunction steigern und dies sowohl in Beziehung zum Tageslichte und zur Wechselwirkung mit demselben (der seltenere Fall), als auch (was in der Regel ist) zum Lichte der Nacht, das hier die tellurische Kraft ist. — In den meisten Fäl-

len also ist die tellurische Kraft die an die Stelle des Tageslichts tretende und daher auch die Gesichtsfunction vermittelnde Potenz. — Nur in diesem Nachtlichte und durch dasselbe sieht der Nachtmensch, und was nicht von demselben durchdrungen und also erleuchtet ist, ist ihm dunkel und undurchsichtig. — Denn durchsichtig sind alle Gegenstände, welche die die Gesichtsfunction vermittelnde Potenz durchströmt; undurchsichtig, die für diese Potenz (oder Medium) undurchdringbar sind. — Da nun die tellurische Kraft (das Licht des Nachtauges) unsperrbar und unisolirbar, und alle irdischen Substanzen (obgleich bald mehr bald weniger) für dieselbe durchgänglich sind, so sind dem Nachtauge des Somnambuls alle Gegenstände, selbst solche, die dem wachenden Tagauge undurchsichtig sind, durchsichtig, und um so mehr, jemehr sie von der tellurischen Kraft des Magnetiseurs durchdrungen, tellurisch angesteckt, magnetisirt sind. — Ist nämlich der Somnambul ganz abhängig von seinem Magnetiseur und lebt er sein Nachtleben nur durch die belebende Kraft desselben, so erscheint dem Nachtauge des Somnambuls die strahlende tellurische Kraft des Magnetiseurs als Licht, das vom Magnetiseur ausgeht. Der Magnetiseur erscheint dem Somnambul in einem Lichtglanze. — Die magnetischen Striche strömen eine Lichtfluth auf den Kranken; beim Spargiren werden Feuerfunken auf ihn geworfen; — alle magnetisirten Substanzen sind durchsichtig, die nicht magnetisirten dunkel, und also dem Somnambul unsichtbar. — Eben so sieht der Somnambul nur das, was der Magnetiseur berührt hat, in andern Fällen nur das, was derselbe sieht, und nur dann, wenn der Magnetiseur es will; daher zuweilen der Somnambul meilenweit entfernte Gegenstände nur dann sieht, wenn der Magnetiseur seine Gedanken dahin richtet, und die Richtung der psychischen Kraft erscheint hier ebenfalls als ein Lichtstrahl, der vom Magnetiseur auf das zu sehende Object fällt, und welcher den Blick des Somnambuls erzeugt und leitet, während alle nebenliegenden Gegenstände nicht gesehen werden. — Bei größerer Selbstständigkeit des somnambulen Lebens tritt auch dies Fernsehen im Raume selbstständiger und freithätiger auf; der Somnambul bedarf nicht mehr der besondern Vermittelung des Magnetiseurs, und die allgemeine tellurische Kraft ist dann das ihm Licht Gebende, die Objecte Erleuchtende und sein Sehen Vermittelnde. — Aus diesen Andeutungen der Theorie werden sich denkende Leser die mancherlei einzelnen hierher gehörigen Erscheinungen selbst erklären, und es wird ihnen z. B. kein Räthsel mehr seyn, wie die Hellsehenden oft alle Organe im Innern ihres Leibes deutlich unterscheiden und beschreiben können, dasjenige ausgenommen, womit sie eben sehen.

2) Innerer Nachtsinn. Fernsehen in der Zeit. Divination. — Auch diese Gattung auffallender Erscheinungen des

Somnambulismus wird, wie die vorhergehende, von unserm Vf. in befriedigendes Licht gestellt, indem er bei dem somnambulen Fernsehen in der Zeit an den Gegensatz des Fernsehens in der Zeit beim wachenden Menschen erinnert. Das Letztere geschieht durch die Erkenntnißseite der menschlichen Seele durch Operation des Verstandes und der Vernunft; das somnambule Fernsehen in der Zeit wird dagegen durch die Gefühlsseite vermittelt, ist nur ein Fernahnen, ein instinctmäßiges Fühlen der Naturgesetze, nach welchen sich ein vergangenes Ereigniß gestaltete und ein kommendes bilden muß. — Wie daher das Fernsehen des Somnambuls im Raume nur ein Fernfühlen im Raume ist, die hier aus dem Gefühlssinn, als Allsinn, sich entwickeln, so ist das Fernsehen in der Zeit auch nur ein Fernfühlen in der Zeit durch den innern Sinn, der hier ebenfalls als innerer Allsinn erscheint und der Erkenntnißseite der menschlichen Seele gegenüber steht.

Bei der nähern Entwicklung dieses Gegenstandes kommt die Rede (§. 254. S. 182) auch auf das Voraussehen sogenannter zufälliger Ereignisse, worüber sich fast in jeder Geschichte hellsehender Somnambülen Beispiele finden. Um nun sowohl die Möglichkeit dieses Vermögens der Divination, als auch die Schranken desselben zu erklären, stellt der Vf. der Naturnothwendigkeit (dem Fatum der Alten), gemäß welcher es keinen Zufall gibt, sondern *alle* Ereignisse nach bestimmten Gesetzen geschehen, die Freiheit des Menschen (als Selbstbestimmung) gegenüber und betrachtet beide in dem Verhältniß gegenseitiger Beschränkung, so daß das Fatum durch den freien Willen des Menschen beherrscht, und im Gegentheil der freie Wille durch die Naturnothwendigkeit beschränkt werden könne. Die hellsehenden Somnambulen sehen demnach nur die Begebenheiten voraus, insofern sie nothwendig nach Naturgesetzen erfolgen müßten, aber sie sehen nicht die Beschränkung eines Naturgesetzes durch die Freiheit voraus, wodurch ein sonst nothwendiges Ereigniß ungeschehen gemacht werden kann; daher das Voraussagen zufälliger Begebenheiten niemals unbedingte Gewißheit haben kann.

Rec. kann diese Ansicht, wenn er sie recht verstanden hat, mit dem Vf. nicht theilen. Die Freiheit scheint hier als etwas Gesetzloses genommen zu werden, wodurch zugleich eine objective Ungewißheit, mithin nicht bloß scheinbar, sondern wirkliche Zufälligkeit der geschichtlichen Begebenheiten gesetzt wäre. — Vernunft und freier Wille handeln so gut nach Gesetzen, als das, was wir als Natur der Freiheit entgegensetzen, nur nicht nach solchen, die, als von außen gegeben, zwingend den Willen bestimmen, sondern nach Gesetzen, die von ihnen selbst ausgehen und mit Liebe, also frei befolgt oder ausgeübt werden. Rec. kann unmöglich glauben, dem

Vf. hiermit etwas Neues zu sagen, er meint daher bloß gegen des Vfs. Darstellung dieses Verhältnisses zu sprechen, insofern sie dem Mißverständniß ausgesetzt ist. Es kann nur von einer gegenseitigen Beschränkung der Gesetze des höhern und niedern Lebens, des Psychischen und Organischen, und eigentlich nicht der Gesetze, sondern der gesetzmäßigen Erfolge die Rede seyn, nicht aber von einer Wechselbeschränkung des Gesetzmäßigen und Gesetzlosen. Rec. erkennt so gut, wie der Vf., den Glauben an das Fatum der Alten für einen einseitigen Glauben; aber er ist darum nichts destoweniger überzeugt, daß die Ungewißheit des somnambulen Weissagens allein in der Beschränktheit des Divinationsvermögens liegt, vermöge welcher die Hellsehenden die Verhältnisse und Gesetze des höhern psychischen Lebens nicht so leicht durchschauen können, als die des niedern organischen.

3) Prosopopöie und Hypostasirung der innern Anschauungen. — Da nur die Vernunft des intelligenten wachenden Menschen sich selbst und die Außenwelt erkennen und das Erkannte auf seine Idee zurückbringen und im Begriffe darstellen kann, das Gefühlsleben der Phantasie aber alles plastisch gestaltet und nach außen objectivirt, ohne jedoch diese Objectivirung der eignen Thätigkeit (als solche) zu erkennen, so stellen sich alle innern Gefühle und Anschauungen als Producte der Phantasie, als Phantasiebilder unter symbolischer Form, dar. — Die Erkenntnißseite ist ferner die alles auf seine Idee, auf sein inneres Wesen zurückbringende, also idealisirende, Raum und Zeit vertilgende, vereinfachende, centrale Richtung der psychischen Thätigkeit; die Gefühlsseite hingegen ist die die Idee plastisch gestaltende, ihr reale Form gebende, die Idee in Raum und Zeit bildende, peripherische Richtung der psychischen Thätigkeit; alle innere Gefühle und Anschauungen müssen daher dem Somnambul nach außen real gebildet erscheinen, stellen sich als von außen gegebene Gestalten dar, und in so bestimmterer Form, jemehr das Gefühlsleben zur Phantasie ausgebildet ist. — Hierauf beruht nun die dem gewöhnlichen Verstande unerklärbare Erscheinung des Anthropomorphismus der Anschauungen des Somnambuls, so wie die hypostatische (verkörpernde) Darstellung des Phantasielebens überhaupt. Sieht man diese Erscheinungen nicht vom Standpuncte der Vernunft, sondern von dem des Gefühlslebens an, oder vom Standpuncte der gläubigen oder religiösen Ansicht, die nur im Gefühle wurzelt, wie sie auch nur die alte Welt vermöge ihres vorwaltenden Gefühlslebens ansehen konnte, und wie sie der ungebildete Mensch und das Kind betrachtet, so sind sie allerdings persönliche Gestalten, die unter der Form geliebter Personen, Verwandten u. s. erscheinen, und insofern hier das Leben auf höherer Potenz erscheint, stellen sie sich dem diese Visionen Habenden als dämonische und göttliche Gestalten dar; daher auch diese Hypostasirungen in allen Re-

ligionsdogmen vorkommen. Dem die Gesetze der Natur und die Verschiedenheit des Nacht- und Taglebens kennenden Vernunftmenschen erscheinen sie aber in ihrer wahren Gestalt, als individuelle ausgebildete Traumbilder.

4) Religiöse und satanische Stimmung. — Nur diejenige Stimmung, welche im wahren Leben des Somnambuls bisher die vorherrschende war, wird auch im Somnambulismus als vorherrschend auftreten. — Wenn daher bei manchen Somnambulen eine hohe religiöse Stimmung vorwaltet, so tritt dagegen im Somnambulismus nicht selten auch eine satanische Stimmung auf. Die Somnambulen nähern sich in diesem Zustande den Besessenen und Hexen, haben mit bösen Wesen Verkehr, sind zu schädlichen Handlungen geneigt, fluchen und stoßen Gotteslästerungen aus. Es ist daher nur irrige Meinung, daß bei allen Somnambulen die religiöse Stimmung vorwalte, indem diese, wie im wachenden Menschen, nur dann vorhanden seyn kann, wenn die allgemeine Richtung des Lebens zum Höheren ist.

5) Poetische Sprache. — Sehr schön sagt der Vf. (S. 207) in dieser Beziehung: die Sprache ist nur der durchs tönende Wort dargestellte Ausdruck des Innern, die Plastik des Geistes in idealer Form, und die Poesie drückt die Anschauung des Göttlichen durch die Sprache aus. — Da im Somnambul das plastische Gefühlsleben vorwaltet, so ist die Sprache desselben auch um so veredelter, reiner, je harmonischer sein Leben ist, und geht auf höherer Stufe in poetische Sprache über. Somnambulen, auch selbst aus den ungebildeteren Volksclassen, reden daher nicht nur eine reinere Sprache mit größerem Wohllaut der Stimme, sondern auch gerne in Versen, in poetischen Bildern und Schmuck der Sprache, auf gleiche Weise, wie bei Künstlern sich oft im Schlafe und Traume die künstlerische Productionskraft in enormer, im wachenden Leben nicht gekannter Stärke zeigt, und umgekehrt jeder wahre Dichter sich in einem ekstatischen, also somnambulen Zustande befindet. Daher sind die Weissagungen der Orakel der Alten ebenfalls immer in poetischer Sprache gegeben u. s. w.

6) Magnetische Wirkung nach außen. — Eine andere Eigenthümlichkeit des Somnambuls besteht darin, besonders kräftig auf Andere magnetisch zu wirken, welche Wirkung, da sie nicht mit Bewußtseyn der wirkenden Kraft auftritt, als magische Wirkung, und so lange sie unbegriffen ist, als Wunderwirkung erscheint. — Doch Rec. sieht sich — obwohl sehr ungern — genöthigt, hier abzubrechen, um noch einigen Raum für den folgenden Abschnitt zu ersparen, welcher, da er vorzüglich wichtigen und allgemein interessanten Inhalts ist, in dieser Darstellung nicht ohne alle nähere Bezeichnung bleiben darf.

Es ist der siebente Abschnitt, von welchem jetzt die Rede ist, enthaltend die Theorie des Somnambulismus im Allgemeinen und insbesondere des sensitiven Somnambulismus (§. 280 — 315. S. 281 — 364). In der Einleitung entwickelt der Vf. mit ächt wissenschaftlichem Geiste und in der gemäßen Form die Nothwendigkeit der wissenschaftlichen Erkenntniß. Dann zerfällt das Ganze dieses Abschnitts in zwei Artikel, wovon der erste die vergleichende Physiologie und Psychologie des wachenden und schlafenden Lebens im Allgemeinen gibt, der zweite die Physiologie und Psychologie des Somnambulismus darstellt. — Der Inhalt ist aber so reich und gediegen, daß, wenn auch nur von diesem einzigen Abschnitt ein treuer Auszug mitgetheilt werden sollte, er allein den Raum von einigen Bogen im Druck des Hermes erfordern würde. — Daher nur einige Züge, zunächst aus der Einleitung!

Diese Einleitung dient theils zur Begründung der Nothwendigkeit der von unserm Vf. in diesem Abschnitte dargestellten Ansicht des Somnambulismus, indem sich in dieser Nothwendigkeit eben die Wissenschaftlichkeit der Ansicht bewährt, theils zum Beweise, daß die Theorie des Somnambulismus in vollkommener Form noch nicht möglich ist, theils sollen diese Bemerkungen zugleich über die weltgeschichtliche Bedeutung der Entdeckung des Tellurismus einige Winke geben.

Es gibt im Leben überhaupt, mithin auch in jedem besondern, und daher auch im Leben des Geistes, insofern es als Offenbarung des Göttlichen im psychischen Leben des Menschen erscheint, zwei Formen, die sich nach der Urpolarität des Lebens bilden und im allgemeinsten Ausdruck sich wie Negatives und Positives, Reales und Ideales zu einander verhalten. — Von diesem Urgegensatz war schon zu Anfang des vorliegenden zweiten Theils die Rede; er wird hier in seiner höchsten Beziehung, als zwei entgegengesetzte (eine niedere und eine höhere) Offenbarungsweisen des Göttlichen im Menschen betrachtet. Die erste und niedere ist die sogenannte unmittelbare (d. h. nicht durch die Reflexion des Verstandes und durch die Idee der Vernunft vermittelte) Offenbarung durch den Glauben, deren Wesen in der Gefühlsanschauung des innern Naturgesetzes liegt. Gemäß der plastischen, realen Natur des Gefühlsvermögens, nimmt sie auf der höchsten Stufe die Gestalt einer von außen kommenden (daher unmittelbaren) höheren (daher göttlichen) Eingebung an, die dem Menschen das höchste, daher göttliche Gesetz des Lebens enthüllt und als von einem persönlichen, realen Wesen, von der Gottheit ausgehend. — Die zweite Weise der Offenbarung des Göttlichen, die sogenannte mittelbare, entsteht durch die intellectuelle Thätig-

keit der menschlichen Seele. Gemäß der idealen Natur der Erkenntnißseite reducirt diese die reale Form der Gottheit, welche sich die gläubige Offenbarung bildet, auf die unpersönliche Idee derselben, und sie erscheint auf der höchsten Stufe als Bewußtwerden des göttlichen Gesetzes oder Idee in der Natur. — Die erste Weise der Offenbarung ist die höhere natürliche Religion, und als die reale, niedere Form des geistigen Lebens, das Eigenthum der alten Welt, als der Kindheit des Menschengeschlechts. Die zweite ist höchste wissenschaftliche Erkenntniß, und als die ideale, höhere Form des geistigen Lebens die zweitgeborene und das Eigenthum der neuen Welt.

Werden diese Formen der Offenbarung des Göttlichen auf die Formen des Nacht- und Taglebens der Erde oder des Menschen (Schlafen und Wachen) bezogen, so kann man sagen: Somnambules Hellsehen des Nachtlebens (als Operation des höchsten Gefühlslebens) ist die reinste Form der unmittelbaren Offenbarung, und da jedes Leben mit der niedern, realen Form beginnt, so muß auch jede Offenbarung Gottes und der Natur in dieser Form beginnen; daher die herrschende Offenbarungsform der alten Welt als somnambule Anschauung erscheinen muß, daher alle erste Offenbarung religiös ist, und Gott überall zuerst im Gefühle offenbar wird. — Gegentheils, ist wissenschaftliche Erkenntniß des Taglebens (als Operation des höchsten intelligenten Lebens) die reinste Form der mittelbaren Offenbarung, sie entsteht erst, nachdem jene erste Form vollendet ist; die herrschende Offenbarungsform der neuen Welt muß als intelligentes Wissen erscheinen, und daher strebt jede frühere Offenbarung zur Auflösung durch die Wissenschaft. — Das gläubige Leben ist daher auch somnambules Nachtleben, das wissenschaftliche Leben ist wachendes Tagleben; und wie der schlafende Mensch einst erwachen muß, so muß jeder Glaube einst zur Wissenschaft verklärt werden.

Vom höchsten Standpuncte der philosophischen Anschauung erscheinen beide Formen der Offenbarung (wie die beiden Pole des Lebens) als gleich nothwendig zum Leben, insofern von gleichem Werthe, stellen sich aber in ihrem Verhältniß zu einander als höhere und niedere dar. — In ihrer Einseitigkeit und in verschiedenen Individuen erscheinend, treten sie mit einander in Opposition, suchen sich wechselsweise zu vertilgen, wie die Nacht den Tag und der Tag die Nacht aufzuheben strebt; — daher der bekannte Streit zwischen Wissen und Glauben. — Die vollendetste Lebensform ist die über beiden gegensätzlichen stehende und beide vereinigende, nämlich die des gläubigen (religiösen) Wissens und des erkennenden (wissenschaftlichen) Glaubens, die aber nirgends rein erscheint, sondern, wie alles Irdische, nach dem einen oder andern Pole sich hinneigt.

Vf. hiermit etwas Neues zu sagen, er meint daher bloß gegen des Vfs. Darstellung dieses Verhältnisses zu sprechen, insofern sie dem Mißverständniß ausgesetzt ist. Es kann nur von einer gegenseitigen Beschränkung der Gesetze des höhern und niedern Lebens, des Psychischen und Organischen, und eigentlich nicht der Gesetze, sondern der gesetzmäßigen Erfolge die Rede seyn, nicht aber von einer Wechselbeschränkung des Gesetzmäßigen und Gesetzlosen. Rec. erkennt so gut, wie der Vf., den Glauben an das Fatum der Alten für einen einseitigen Glauben; aber er ist darum nichts destoweniger überzeugt, daß die Ungewißheit des somnambulen Weissagens allein in der Beschränktheit des Divinationsvermögens liegt, vermöge welcher die Hellsehenden die Verhältnisse und Gesetze des höhern psychischen Lebens nicht so leicht durchschauen können, als die des niedern organischen.

3) Prosopopöie und Hypostasirung der innern Anschauungen. — Da nur die Vernunft des intelligenten wachenden Menschen sich selbst und die Außenwelt erkennen und das Erkannte auf seine Idee zurückbringen und im Begriffe darstellen kann, das Gefühlsleben der Phantasie aber alles plastisch gestaltet und nach außen objectivirt, ohne jedoch diese Objectivirung der eignen Thätigkeit (als solche) zu erkennen, so stellen sich alle innern Gefühle und Anschauungen als Producte der Phantasie, als Phantasiebilder unter symbolischer Form, dar. — Die Erkenntnißseite ist ferner die alles auf seine Idee, auf sein inneres Wesen zurückbringende, also idealisirende, Raum und Zeit vertilgende, vereinfachende, centrale Richtung der psychischen Thätigkeit; die Gefühlsseite hingegen ist die die Idee plastisch gestaltende, ihr reale Form gebende, die Idee in Raum und Zeit bildende, peripherische Richtung der psychischen Thätigkeit; alle innere Gefühle und Anschauungen müssen daher dem Somnambul nach außen real gebildet erscheinen, stellen sich als von außen gegebene Gestalten dar, und in so bestimmterer Form, jemehr das Gefühlsleben zur Phantasie ausgebildet ist. — Hierauf beruht nun die dem gewöhnlichen Verstande unerklärbare Erscheinung des Anthropomorphismus der Auschauungen des Somnambuls, so wie die hypostatische (verkörpernde) Darstellung des Phantasielebens überhaupt. Sieht man diese Erscheinungen nicht vom Standpuncte der Vernunft, sondern von dem des Gefühlslebens an, oder vom Standpuncte der gläubigen oder religiösen Ansicht, die nur im Gefühle wurzelt, wie sie auch nur die alte Welt vermöge ihres vorwaltenden Gefühlslebens ansehen konnte, und wie sie der ungebildete Mensch und das Kind betrachtet, so sind sie allerdings persönliche Gestalten, die unter der Form geliebter Personen, Verwandten u. s. erscheinen, und insofern hier das Leben auf höherer Potenz erscheint, stellen sie sich dem diese Visionen Habenden als dämonische und göttliche Gestalten dar; daher auch diese Hypostasirungen in allen Re=

ligionsdogmen vorkommen. Dem die Gesetze der Natur und die Verschiedenheit des Nacht- und Taglebens kennenden Vernunftmenschen erscheinen sie aber in ihrer wahren Gestalt, als individuelle ausgebildete Traumbilder.

4) Religiöse und satanische Stimmung. — Nur diejenige Stimmung, welche im wahren Leben des Somnambuls bisher die vorherrschende war, wird auch im Somnambulismus als vorherrschend auftreten. — Wenn daher bei manchen Somnambulen eine hohe religiöse Stimmung vorwaltet, so tritt dagegen im Somnambulismus nicht selten auch eine satanische Stimmung auf. Die Somnambulen nähern sich in diesem Zustande den Besessenen und Hexen, haben mit bösen Wesen Verkehr, sind zu schädlichen Handlungen geneigt, fluchen und stoßen Gotteslästerungen aus. Es ist daher nur irrige Meinung, daß bei allen Somnambulen die religiöse Stimmung vorwalte, indem diese, wie im wachenden Menschen, nur dann vorhanden seyn kann, wenn die allgemeine Richtung des Lebens zum Höheren ist.

5) Poetische Sprache. — Sehr schön sagt der Vf. (S. 207) in dieser Beziehung: die Sprache ist nur der durchs tönende Wort dargestellte Ausdruck des Innern, die Plastik des Geistes in idealer Form, und die Poesie drückt die Anschauung des Göttlichen durch die Sprache aus. — Da im Somnambul das plastische Gefühlsleben vorwaltet, so ist die Sprache desselben auch um so veredelter, reiner, je harmonischer sein Leben ist, und geht auf höherer Stufe in poetische Sprache über. Somnambulen, auch selbst aus den ungebildeteren Volksclassen, reden daher nicht nur eine reinere Sprache mit größerem Wohllaut der Stimme, sondern auch gerne in Versen, in poetischen Bildern und Schmuck der Sprache, auf gleiche Weise, wie bei Künstlern sich oft im Schlafe und Traume die künstlerische Productionskraft in enormer, im wachenden Leben nicht gekannter Stärke zeigt, und umgekehrt jeder wahre Dichter sich in einem ekstatischen, also somnambulen Zustande befindet. Daher sind die Weissagungen der Orakel der Alten ebenfalls immer in poetischer Sprache gegeben u. s. w.

6) Magnetische Wirkung nach außen. — Eine andere Eigenthümlichkeit des Somnambuls besteht darin, besonders kräftig auf Andere magnetisch zu wirken, welche Wirkung, da sie nicht mit Bewußtseyn der wirkenden Kraft auftritt, als magische Wirkung, und so lange sie unbegriffen ist, als Wunderwirkung erscheint. — Doch Rec. sieht sich — obwohl sehr ungern — genöthigt, hier abzubrechen, um noch einigen Raum für den folgenden Abschnitt zu ersparen, welcher, da er vorzüglich wichtigen und allgemein interessanten Inhalts ist, in dieser Darstellung nicht ohne alle nähere Bezeichnung bleiben darf.

Es ist der siebente Abschnitt, von welchem jetzt die Rede ist, enthaltend die Theorie des Somnambulismus im Allgemeinen und insbesondere des sensitiven Somnambulismus (§. 280 — 315. S. 281 — 364). In der Einleitung entwickelt der Vf. mit ächt wissenschaftlichem Geiste und in der gemäßen Form die Nothwendigkeit der wissenschaftlichen Erkenntniß. Dann zerfällt das Ganze dieses Abschnitts in zwei Artikel, wovon der erste die vergleichende Physiologie und Psychologie des wachenden und schlafenden Lebens im Allgemeinen gibt, der zweite die Physiologie und Psychologie des Somnambulismus darstellt. — Der Inhalt ist aber so reich und gediegen, daß, wenn auch nur von diesem einzigen Abschnitt ein treuer Auszug mitgetheilt werden sollte, er allein den Raum von einigen Bogen im Druck des Hermes erfordern würde. — Daher nur einige Züge, zunächst aus der Einleitung!

Diese Einleitung dient theils zur Begründung der Nothwendigkeit der von unserm Vf. in diesem Abschnitte dargestellten Ansicht des Somnambulismus, indem sich in dieser Nothwendigkeit eben die Wissenschaftlichkeit der Ansicht bewährt, theils zum Beweise, daß die Theorie des Somnambulismus in vollkommener Form noch nicht möglich ist, theils sollen diese Bemerkungen zugleich über die weltgeschichtliche Bedeutung der Entdeckung des Tellurismus einige Winke geben.

Es gibt im Leben überhaupt, mithin auch in jedem besondern, und daher auch im Leben des Geistes, insofern es als Offenbarung des Göttlichen im psychischen Leben des Menschen erscheint, zwei Formen, die sich nach der Urpolarität des Lebens bilden und im allgemeinsten Ausdruck sich wie Negatives und Positives, Reales und Ideales zu einander verhalten. — Von diesem Urgegensatz war schon zu Anfang des vorliegenden zweiten Theils die Rede; er wird hier in seiner höchsten Beziehung, als zwei entgegengesetzte (eine niedere und eine höhere) Offenbarungsweisen des Göttlichen im Menschen betrachtet. Die erste und niedere ist die sogenannte unmittelbare (d. h. nicht durch die Reflexion des Verstandes und durch die Idee der Vernunft vermittelte) Offenbarung durch den Glauben, deren Wesen in der Gefühlsanschauung des innern Naturgesetzes liegt. Gemäß der plastischen, realen Natur des Gefühlsvermögens, nimmt sie auf der höchsten Stufe die Gestalt einer von außen kommenden (daher unmittelbaren) höheren (daher göttlichen) Eingebung an, die dem Menschen das höchste, daher göttliche Gesetz des Lebens enthüllt und als von einem persönlichen, realen Wesen, von der Gottheit ausgehend. — Die zweite Weise der Offenbarung des Göttlichen, die sogenannte mittelbare, entsteht durch die intellectuelle Thätig-

keit der menschlichen Seele. Gemäß der idealen Natur der Erkenntnißseite reducirt diese die reale Form der Gottheit, welche sich die gläubige Offenbarung bildet, auf die unpersönliche Idee derselben, und sie erscheint auf der höchsten Stufe als Bewußtwerden des göttlichen Gesetzes oder Idee in der Natur. — Die erste Weise der Offenbarung ist die höhere natürliche Religion, und als die reale, niedere Form des geistigen Lebens, das Eigenthum der alten Welt, als der Kindheit des Menschengeschlechts. Die zweite ist höchste wissenschaftliche Erkenntniß, und als die ideale, höhere Form des geistigen Lebens die zweitgeborene und das Eigenthum der neuen Welt.

Werden diese Formen der Offenbarung des Göttlichen auf die Formen des Nacht- und Taglebens der Erde oder des Menschen (Schlafen und Wachen) bezogen, so kann man sagen: Somnambules Hellsehen des Nachtlebens (als Operation des höchsten Gefühlslebens) ist die reinste Form der unmittelbaren Offenbarung, und da jedes Leben mit der niedern, realen Form beginnt, so muß auch jede Offenbarung Gottes und der Natur in dieser Form beginnen; daher die herrschende Offenbarungsform der alten Welt als somnambule Anschauung erscheinen muß, daher alle erste Offenbarung religiös ist, und Gott überall zuerst im Gefühle offenbar wird. — Gegentheils, ist wissenschaftliche Erkenntniß des Taglebens (als Operation des höchsten intelligenten Lebens) die reinste Form der mittelbaren Offenbarung, sie entsteht erst, nachdem jene erste Form vollendet ist; die herrschende Offenbarungsform der neuen Welt muß als intelligentes Wissen erscheinen, und daher strebt jede frühere Offenbarung zur Auflösung durch die Wissenschaft. — Das gläubige Leben ist daher auch somnambules Nachtleben, das wissenschaftliche Leben ist wachendes Tagleben; und wie der schlafende Mensch einst erwachen muß, so muß jeder Glaube einst zur Wissenschaft verklärt werden.

Vom höchsten Standpuncte der philosophischen Anschauung erscheinen beide Formen der Offenbarung (wie die beiden Pole des Lebens) als gleich nothwendig zum Leben, insofern von gleichem Werthe, stellen sich aber in ihrem Verhältniß zu einander als höhere und niedere dar. — In ihrer Einseitigkeit und in verschiedenen Individuen erscheinend, treten sie mit einander in Opposition, suchen sich wechselsweise zu vertilgen, wie die Nacht den Tag und der Tag die Nacht aufzuheben strebt; — daher der bekannte Streit zwischen Wissen und Glauben. — Die vollendetste Lebensform ist die über beiden gegensätzlichen stehende und beide vereinigende, nämlich die des gläubigen (religiösen) Wissens und des erkennenden (wissenschaftlichen) Glaubens, die aber nirgends rein erscheint, sondern, wie alles Irdische, nach dem einen oder andern Pole sich hinneigt.

ter allen Glaubensformen vorzüglich magisch heilend und Wunderwirkung verrichtend. — — Da nun Krankheit nur die niedere Form des Lebens ist, welche die höhere vertilgt, Abfall vom Leben zum Tode, von Gott zum Teufel, und sowohl im physischen als psychischen und moralischen Leben stattfinden kann, so ist Heilung auch Besiegung des niedern Lebens der Krankheit durch die höhere Form des Lebens, Wiedergeburt vom Tode zum Leben, Erlösung von der Gewalt des Teufels zu Gott, und die Heilung überhaupt, hier die magische Heilung durch den religiösen Glauben, umfaßt sowohl leibliche als geistige Krankheit, mithin auch Krankheit des moralischen Menschen, die Sünde, wo sie als Vergebung der Sünde erscheint; so daß, nach dem Ausspruch Christi (Matth. 9, 5.) es eben so leicht ist, Krankheiten zu heilen, als Sünde zu vergeben.

Diese erste Form der magischen Heilung, die bewußtlose durch den religiösen Glauben und durch die göttliche Kraft desselben ist nun — nach dem Frühern — vorzugsweise Eigenthum der alten Welt. — Wie nun Christus der Culminationspunct der alten Welt ist, in welchem deren höchste Entwickelung sich zeigte, der leuchtende Mittelpunct, auf den alle Seher der Vorzeit hinweisen, und dessen Strahlen die Nachwelt erhellten, so erscheint auch in ihm der Culminationspunct der ächt gläubigen, magischen Heilung. — Weder vor Christo, noch nach ihm ist die Kraft des Glaubens in solcher Intensität, Reinheit und Ausdehnung erschienen, als in diesem Sohne Gottes, und die Wunderkraft Christi erstreckte sich nicht blos auf das Individuum, heilte nicht blos einzelner Menschen Krankheiten, sondern als Culminationspunct der ganzen alten Welt, umfaßte er das ganze Menschengeschlecht, erlösete es von der Sünde zur Tugend, von dem niedern Leben zum höhern in Gott, und erschien als Heiland der Welt.

Die weitere Entwicklung dieses wichtigen Gegenstandes dürfte sich etwa in Folgendem concentriren lassen: Leibliche und geistige Krankheit sind die Uebel, auf welche sich das Erlösungswerk bezieht. — Leibliche Krankheit ist Abfall von der Harmonie des physischen Lebens, der Gesundheit, indem letztere durch das selbstische Auftreten und Herrschen der niedern Kräfte gestört und vertilgt wird. — Sünde ist psychische, moralische Krankheit, also Abfall von der Harmonie des höhern psychischen Lebens in Gott durch gleiches Vorherrschen der niedern psychischen Kräfte. — Heilung oder Erlösung besteht in der Wiedererzeugung, Wiederbelebung der höhern (natürlichen und göttlichen) Kräfte, zur Wiederherstellung ihrer normalen Herrschaft über die niedern, zur Wiederherstellung der Harmonie des Lebens. — Da nun von einer Seite die menschliche Natur die Richtung zum Niedern, die Anlage und Neigung zur Krankheit, sowohl in psychi-

scher als physischer Hinsicht hat, und daher die Menschheit einerseits in stetigem Erkranken ist, so erhellt daraus die Nothwendigkeit der Erlösung, und die ganze Entwicklung des Lebens der Menschheit erscheint, nach der welthistorischen Ansicht, als eine stetig fortschreitende Erlösung des ganzen Menschen vom Niedern zum Höhern, von der Sünde zu Gott. — Die nothwendige Bedingung zum Erlösungswerke ist aber die Menschwerdung Gottes auf einzelnen Puncten der Menschheit, d. h. die Darstellung und Offenbarwerdung Gottes in einzelnen Menschen von ausgezeichneter Anlage zum höhern Leben, zur Entwicklung des Göttlichen. — In Christo erreichte die Menschwerdung Gottes die höchste Stufe für die alte Welt, d. h. von religiöser Seite, als der höchsten Form des psychischen Gefühlslebens. Seine Wunderheilungen durch die Kraft seines Glaubens stellten nur bildlich dar, was er für die ganze Menschheit wirkte. Er war Erlöser und Heiland der Welt, indem er sein göttliches Leben und Wirken durch Lehre, Beispiel und wundervolles Handeln auf psychische Weise in Andern, zunächst in seinen Jüngern, erzeugte und dadurch allmälig auf die Menschheit fortpflanzte. — Um den Lesern diese das Wesen des Gegenstandes enthüllende Ansicht zu vervollständigen, gibt Rec. nun wieder die eignen Worte des Verfassers:

„Durch die ganze Zeit des alten Testamentes vorbereitet, von Propheten und Sehern vorher verkündet, ist mit der Menschwerdung Christi (in Christo) die erste und reale Form der Menschwerdung Gottes im psychischen Leben und die Erlösung des Menschengeschlechts in der ersten Form erfüllt. — Die alte Welt ist die des vorwaltenden Gefühlslebens, wie die neue die des vorherrschenden intelligenten Lebens wird und die Menschheit vom Niedern zum Höhern erlöset. In Christo erschien das Göttliche des Lebens in der reinsten, höchsten und vollkommensten Form, welche die Entwicklung der Menschheit jener Zeit, die Zeit seiner Erscheinung, erlaubte, also in der gläubigen Anschauung des höchsten Gefühlslebens. — Mit dieser Erscheinung des Göttlichen im Menschenleben war der Culminationspunct der ersten Entwicklungsstufe der Menschheit erreicht, Gott war im Fleische wiedergeboren, war Mensch geworden, und die Erlösung des Menschen in dieser jetzt allein möglichen Form des Lebens war vollbracht, welche alle wissenschaftliche Erkenntniß ausschließt."

Die wahre Bedeutung der Wunder Christi ist nun aus Obigem klar. Sie sind der Ausdruck und die Darstellung seiner großen weltgeschichtlichen Bestimmung im Einzelnen und für seine Zeit, durch gläubige Heilung leiblicher und geistiger Krankheiten an einzelnen Menschen. — Die Wunderkraft Christi in Heilung von Krankheiten ist nur nothwendiges Attribut seiner

die Menschheit erlösenden und heilenden göttlichen Kraft, und die Wunderheilungen Christi sind nur Abbild seines allgemeinen Erlösungswerkes im Einzelnen. — Hier aber behaupten wollen, Christus habe diese göttliche Kraft erkannt, wie sie die gegenwärtige Zeit (wissenschaftlich) erkennt, und diese Einsicht den Seinigen verschwiegen, hieße die ganze weltgeschichtliche Bedeutung der Erlösung durch Christum verkennen und den Glauben vernichten, welcher den Culminationspunct der alten Welt bezeichnet, in welchem von keiner wissenschaftlichen Erkenntniß die Rede seyn kann. —

Jede moralische Heilung — Vergebung der Sünde — durch den Priester Gottes, in welcher der Gläubige Gott wieder in sich aufnimmt und die Sünde besiegt, und jede physische Heilung durch den reinen und wahren Glauben, durch den reingläubigen Magnetiseur, in welcher vermittelst der magischen Kraft des Glaubens das niedere Leben der Krankheit durch das Höhere vertilgt wird, ist daher Abbild der moralischen Welterlösung durch Christum, Wiederholung und Wiedererzeugung der Wunderwerke desselben. — Jeder Heilige, der Wunder verrichtet, jeder Priester, der Sünden vergibt, jeder Gläubige, der magnetisch heilt, ist daher noch jetzt ein Nachfolger Christi, und was Christus für das Menschengeschlecht ist, das ist der Sünden vergebende Priester für den wiedergeborenen Sünder, und der gläubige Magnetiseur für den von ihm durch den Glauben geheilten Kranken, indem sie im Gefolge der Verheißung Christi und in dessen Namen gleiche Wunderwirkung verrichten.

Allein die Entwicklung des Menschengeschlechts vom Niedern zum Höheren ist eine fortschreitende, das kindliche Alter des Menschengeschlechtes der alten Welt reift heran zum männlichen Lebensalter der neuen Welt, nach dem ewigen Gesetz des Lebens, welches nirgends Stillstand, sondern ewiges Annähern zum Höheren (vollständige Entwicklung der Idee des Lebens) fordert; und so ist die Menschwerdung Gottes eine stetige, nothwendig fortschreitend von der realen Form zur idealen. Gott muß daher auch in der neuen Welt wiedergeboren werden, aber nicht im Fleische, sondern im Geiste, und die Erlösung des Menschengeschlechts durch den Glauben der alten Welt muß in die Erlösung durch die Wissenschaft der neuen Welt übergehen, damit Glauben und Wissen sich vermählen, und beide die Gottheit offenbaren: und diese Erlösung in idealer Form, die Offenbarung und Menschwerdung Gottes im Geiste und in dem Wissen ist die Endtendenz und Forderung der neuen Welt. — Was der Glaube ist für die alte Welt, der Angel der Welt und das Centrum des Lebens, welches alles beherrscht, das ist für die neue Welt die Wissenschaft. — Was der Glaube unbewußt schaut, muß in der Intelligenz zum Bewußtseyn kommen, und der Mensch, der im Glauben Gott

in sich fühlt, muß ihn hier im Wissen erkennen; auf daß die Worte des größten der Apostel erfüllt werden: „Unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören ꝛc. (1. Corinth. 13, 9 — 12.)“ — Und hiermit entsteht nun, in der Geschichte der Menschheit begründet und nach göttlichen und ewigen Gesetzen geboren, nothwendig die zweite Form der magischen Heilung, die selbstbewußte wissenschaftliche Heilung. —

Nach dieser sehr gehaltvollen Einleitung gibt der Vf. zunächst das Theoretische über die bewußtlose gläubige Heilung (§. 320 — 322) und verbreitet sich dann umständlich in 15 Paragraphen über die bewußte wissenschaftliche Heilung (§. 323 — 338), und ein Anhang zu diesem achten Abschnitt gibt Auskunft über die Befugniß zur Ausübung der magnetischen Heilkunst und über den Mißbrauch derselben. — Der neunte Abschnitt (§. 344 — 368. S. 449 — 486.) enthält Regeln bei der Anwendung des thierischen Magnetismus, der zehnte (letzte) Abschnitt (§. 369 — 386. S. 487 — 550.) einen Entwurf der Geschichte des Tellurismus. Nämlich 1) Zur Geschichte des tellurischen Lebens. 2) Zur Geschichte der magnetischen Heilung, A. der unbewußten, B. der bewußten (wissenschaftlichen Heilung. 3) Zur Geschichte der Theorie und Wissenschaft des tellurischen Lebens. 4) Zur philosophischen Geschichte des Tellurismus. 5) Zur Literargeschichte des thierischen Magnetismus.

Rec. glaubt in diesen Mittheilungen, wobei er sich — soweit es der Kürze wegen thunlich war — der eignen Worte und des Vortrags des Verfassers bedient hat, den Lesern des Hermes einen vorläufigen Begriff von diesem wichtigen, ungemein inhalt- und lehrreichen Werke gegeben zu haben, welcher ausreichend seyn mag, um ihre Aufmerksamkeit darauf zu spannen; denn anders als unvollständig wird, wegen jener Eigenschaften des Werkes, keine auszügliche Mittheilung und kritische Darstellung ausfallen können. — Das Werk ist übrigens mit so tiefer philosophischer Einsicht und umfassender allseitiger Kenntniß des Gegenstandes ausgearbeitet, der Gegenstand mit so großer wissenschaftlicher Sorgfalt und Umsicht durchgeführt, der Inhalt in einer so deutlichen, der Sache so angemessenen und würdigen Sprache abgefaßt, daß jeder gegründete Tadel eines Recensenten nur von geringer Bedeutung seyn kann. Sollte Rec. außer den wenigen Bemerkungen in der Darstellung, deren Werth oder Unwerth er überdies noch dahingestellt seyn lassen muß, einen Tadel aussprechen, so wäre es blos in Beziehung auf die Darstel-

lungsweise des Verfassers, welcher man mehr Kürze, Gedrängtheit und Vermeidung öfterer Wiederholungen wünschen könnte. Was aber in der einen Beziehung ein Fehler ist, kann in der andern eine Vollkommenheit seyn, insofern z. B. in vorliegendem Falle durch öftere Wiederholung der Wahrheiten in verschiedener Stellung und Beziehung der Vortrag einer noch neuen Ansicht und wissenschaftlichen Entwicklung den Lesern faßlicher gemacht wird. — Einzelne Momente und Züge der Theorie hat der Verfasser schon früher in seinem Archiv für den thierischen Magnetismus mitgetheilt; sie treten aber daselbst, eben der Vereinzelung wegen, unvollkommener und weniger einleuchtend auf, hier erscheinen sie dagegen zum Ganzen vereinigt und durch den Zusammenhang in verstärktem Lichte der Wahrheit. — Auch muß Rec. noch bemerken, daß, wenn in irgend einem Werke sich der Werth, die Nothwendigkeit, Unentbehrlichkeit ächter Naturwissenschaft für die Entwicklung der idealen oder Geisteswissenschaften kund gibt, es in diesem der Fall ist. Man zeige uns z. B. ein theologisches Werk, in welchem, gestützt auf die einleuchtendste Entwicklung des wesentlichen Unterschiedes der alten und neuen Zeit, das Wesen und die welthistorische Bedeutung des Christenthums, der in dieser Bedeutung hervortretende Charakter seines großen Stifters und die universale Beziehung seines Erlösungswerks so schön und wahr gezeichnet und ins Licht gestellt wäre, als es hier aus Bedürfniß des naturwissenschaftlichen Zusammenhangs geschehen ist. — Der Zeitpunct, da die idealen Wissenschaften ihren Grund und ihre Wurzel in der Naturwissenschaft erkennen, hat bereits begonnen, und die alles entwickelnde Zeit wird diese Erkenntniß immer mehr entwickeln und zum Vortheil der Ausbildung jener Wissenschaften unter den Pflegern derselben verbreiten. Werke, wie das vorliegende, sind geeignet, auch von dieser Seite in die fortschreitende Bildung der Wissenschaften und dadurch der Menschheit kräftig und fördernd einzugreifen.

Für die Bequemlichkeit des Gebrauchs und das Aeußere des Werks ist, in letzterer Hinsicht, durch die Größe und Correctheit des Drucks, durch Güte und Weiße des Papiers, in ersterer Hinsicht aber durch zweckmäßige Gliederung mittels der Abschnitte, Paragraphen und Ueberschriften, durch ein vollständiges, systematisches Inhaltsverzeichniß und ein Sachregister, welchem auch ein Namenregister der citirten Autoren und Schriften beigefügt ist, sehr wohl gesorgt.

13.

III.

Der Organismus der Behörden für die Staatsverwaltung. Mit Andeutungen von Formen für die Geschäftsbehandlung in derselben, vorzüglich in den Departements des Innern und der Finanzen. Von C. A. Freiherrn von Malchus, königl. würtemberg. Präsidenten ꝛc. 1. B. X und 462 S. gr. 8. 2. B. Formulare enthaltend, 134 S. 1821. Heidelberg A. Groos. 4 Rthlr. 16 Gr.

Die Staatsverwaltungslehre ist unter allen Theilen der Staatsweisheit unstreitig diejenige, welche noch am wenigsten wissenschaftlich bearbeitet worden ist. Man experimentirt in den einzelnen Staaten, so gut oder übel es geht, wie es die Umstände und Verhältnisse eben zu erheischen scheinen, und wie der Verstand und die Neigungen derer, welche Einrichtungen zu treffen haben, es eben angemessen finden, um mit Selbstzufriedenheit auf das geschaffene Werk zu sehen. Grundsätze, welche auch hierin absolut oder bedingt befolgt werden müssen, um ein der menschlichen Vernunft würdiges Werk zu gründen und auszuführen, sind fast noch gar nicht entwickelt oder festgestellt worden, und bei ihrem Mangel kann es natürlich kein System derselben geben. Wie in allen Fächern, so geht auch hier die Praxis der Theorie voraus, und diese letztere ist wiederum zuerst eine empirische Wissenschaft, bevor sie sich auf den rationellen Standpunct zu erheben und selbstthätig der Praxis Gesetze vorzuschreiben vermag.

Die ersten Schritte der Wissenschaft sind, die mannichfaltigen Erscheinungen in der Zeit und im Raume, in der Vergangenheit und in der Gegenwart zu sammeln und nebeneinanderzustellen. Es ist ein Schritt weiter, wenn ihre Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten untersucht, den Veranlassungen dazu nachgespürt, und die Folgen davon beobachtet werden. Es ist ein noch größerer Schritt, wenn darauf hypothetische Betrachtungen gebaut, die Möglichkeit mit ihren Folgen im Geiste an die Stelle der Wirklichkeit gestellt, die Gründe des absoluten und relativen Werthes jeder Einrichtung erforscht, und am Ende die Gesetze für die Bildung dieses Theiles der Weltordnung entdeckt werden. Ist man auf diese Weise zu der Ueberzeugung gelangt, daß eben diese Gesetze nur Anwendungen der allgemeinen Regeln der Gerechtigkeit und Weisheit auf bestimmte Verhältnisse sind, so wendet sich der Gang der Wissenschaft, indem sie, was sie mit vieler Mühe durch Abstraction und Analysis ausgemittelt hat, nunmehro leichter synthetisch zu erfinden und zuverlässiger zu begründen die Aussicht hat. Allein die Menge der Fehler, welche in Folge unhaltbarer Voraussetzungen und unrichtiger Folgerungen, mehr noch wegen der Nichtbeachtung und Nichtahnung von mancherlei Bedingungen

und Modificationen, hierbei begangen werden, verursacht, daß die Theorie den Praktikern häufig unanwendbar und unbrauchbar erscheinen muß, bis dieselbe erst mehr gesäubert und berichtiget ist, was hauptsächlich geschieht, indem das, was in abstracto für wahr erkannt worden ist, mit dem in concreto Vorhandenen verglichen wird, um die Ursachen der Verschiedenheiten zu entdecken und weiter zu untersuchen, ob solche zureichende Gründe zur Modification der allgemeinen Grundsätze enthalten, oder die Veranlassung von Mißgriffen in der Empirie gewesen sind. Dann erst kommt die Wissenschaft auf diejenige Höhe, wo sie lehrt, mit Selbstbewußtseyn und Freiheit über die Verhältnisse zu gebieten, die Umstände zu beherrschen und, wenn auch nicht sogleich das Beste herzustellen, doch alles zum Besseren hinzuwenden. Ist es so weit gebracht, alsdann verschwinden aus dem materiellen Leben selbst allmälig immer mehr die Verschiedenheiten, und die Herrschaft der Vernunft, die immer ein und dieselbe ist, wird immer sichtbarer.

Bevor indessen Wissenschaft und Praktik sich so vereinigen, und in der Wirklichkeit mit deutlicher Einsicht des Grundes und des Zweckes überall oder doch meistentheils verfahren wird, führt die höhere Hand der allgütigen Vorsehung die Menschheit, noch unbewußt, durch den Drang der Umstände zu dem Besseren fort, indem dadurch, wenn auch nur theilweis und nur in dunklen Ahnungen und Gefühlen, die Vorstellungen von dem erweckt werden, was die Zeit bedarf. Wer die Zeiträume der Geschichte in größerm Maße und synchronistisch zu überblicken vermag, findet überall die Bestätigung davon, daß der Geist der Zeit die Menschen unwillkürlich zu allen Zeiten und überall regiert, und daß dadurch die ziemlich gleichzeitigen Veränderungen in dem Zustande der in Wechselwirkung stehenden Länder hervorgebracht werden. Welch ein Unterschied waltet zwischen der Verwaltung der Staaten der alten und der neuen Zeit! Welch eine andre Art der Staatsverwaltung bietet der Lehnsstaat gegen die monarchische Verfassung dar, die aus ihm hervorgegangen ist! Ist nicht die geographische Ministerial-Departements-Vertheilung mit dem 19. Jahrhunderte fast überall verschwunden? War nicht die Bureaukratie mit der politischen Größe Frankreichs über die Hälfte von Europa zu Ansehn gelangt? und scheint es nicht, als wenn sie nur darum diesen Durchflug gemacht habe, um das Collegialsystem aus dem Schlafe zu rütteln, in den dasselbe allgemach versunken war? Ist es nicht vorherzusehen, daß dieses nicht zu beschwichtigende Verlangen der Völker nach einer bestimmten Staatsverfassung auch für die Staatsverwaltung wichtige Folgen nach sich ziehen werde?

Man kann wohl behaupten, daß die Staats-Verfassungs- von der Staats-Verwaltungs-Lehre mehr getrennt worden sey, als ihrem Wesen nach geschehen darf. Kein Staat, der wirklich den Namen

eines Staates verdient, kann ohne Verfassung seyn; die Verfassung aber ist die Richtschnur der Verwaltung, und diese die Ausführung der ersteren. Es ist ganz unrichtig, wenn der Verf. die Staats-Verwaltungslehre durch Staats-Regierungskunst übersetzt (§. I.), und hiernach Verfassung und Verwaltung in das Verhältniß des Handelnden zu seinen Handlungen stellt. Abgesehen davon, daß Kunst und Wissenschaft nicht verwechselt werden dürfen, ist die Regierungskunst von weiterem Umfange, als die Verwaltungskunst; dahingegen, die Organe der Regierung vorausgesetzt, man auch den materiellen Theil der Staatsverwaltungslehre die Regierungswissenschaft nennen kann. Gerade mit dieser aber hat das vorliegende Werk gar nichts zu thun, da sich dasselbe lediglich auf den formellen Theil der Staatsverwaltungslehre beschränkt, nämlich auf die Regeln für die Form der Bildung der Organe der Regierung und für die Form ihrer Thätigkeit oder des Geschäftsbetriebes.

Schon daraus, daß alle Verwaltungsbehörden nur Organe des Souverains sind, erhellet ganz deutlich, daß es weder für ihre Einrichtung, noch für ihre Wirksamkeit selbstständige Regeln geben könne; sondern daß die Gestaltung und der Gebrauch aller Werkzeuge sich durchaus nach dem Berufe und der Beschaffenheit dessen richten müsse, der dadurch sein Werk vollbringen soll. Es kann daher nur eine abstracte Staatsverfassungslehre geben, insofern es eine abstracte Staatsverwaltungslehre gibt; für jede concrete Staatsverfassung muß hingegen auch die Form der Staatsverwaltung sich nach der Individualität der ersteren besonders gestalten. Durch die Staatsverfassung wird die Person des Souverains, die Form seiner Thätigkeitsäußerungen, und seine Rechte und Pflichten gegen alle Unterthanen bestimmt. Könnte der Souverän diese seine Rechte so wie seine Pflichten allein überall ausüben und ihnen vollständig genügen, so würde es gar keiner Verwaltungsbehörden bedürfen. Er kann dies aber nicht, und zwar nicht blos darum, weil seine Kräfte dazu nicht hinreichen, sondern schon an und für sich darum, weil die Gesetzgebung und die Autorität, welche über die Heilighaltung der Gesetze wacht, nicht in ein und derselben Person mit dem vereinigt seyn darf, dem die Anwendung und Vollstreckung der Gesetze obliegt. Für die Ausübung der Gesetze muß es also im Staate nothwendigerweise Behörden geben, welche dem Souverän untergeordnet sind und von diesem zur Rechenschaft gezogen werden können. Nichtsdestoweniger ist die Quelle ihrer Autorität in der Souveränität selbst enthalten und von dem Souverän nur auf sie delegirt worden, damit er nicht in der Nothwendigkeit sey, der Richter über seine eigenen Handlungen zu seyn. Es versteht sich daher auch von selbst, daß diese Organe seines Berufes durchaus so beschaffen seyn müssen, wie die Verfassung solches erheischt; daß alle ihre Attributionen und ihre ganze Wirksamkeit den

Bestimmungen der Verfassung durchaus angemessen seyn müssen, und daß sie weder unerfüllt lassen dürfen, was der Souverän darnach zu leisten verbunden ist, noch daß den Verwaltungsbehörden Befugnisse zustehen können, welche dem Souverän versagt sind. Die ganze Art und Weise der Einrichtung der sämmtlichen Verwaltungsbehörden, mit Einbegriff ihrer Dienstinstructionen und aller Gesetze über die Form des Verfahrens, ist dieserhalb nichts anders, als die weitere Ausführung, der angewandte und specielle Theil der Verfassungslehre selbst. Es ist deswegen ein logischer Fehler, wenn, wie doch so häufig geschieht, Verwaltungsvorschriften den organischen Gesetzen gegenübergestellt, jene wohl gar der Willkür des Souveräns oder seiner Minister überlassen und so behandelt werden, als gingen sie der Staatsverfassung nichts an. Ist es wahr, daß durch die Constitution nicht blos die Rechte, sondern auch die Pflichten des Souveräns bestimmt werden, so ist nicht die allerkleinste Verwaltungs-Vorschrift denkbar, die nicht ein integrirender Theil der Constitution wäre. Wenn aber werden unsere Staatsrechtslehrer überhaupt anfangen, das Capitel von den Pflichten des Souveräns dem von den Rechten desselben, welches in so vielen Stücken von jenem abhängig ist, ohne Menschenfurcht voranzuschicken?

Mit nichten folgt hieraus, daß in der Wissenschaft nicht die Staatsverwaltungslehre von der Staatsverfassungslehre getrennt werden dürfte; vielmehr muß dies geschehen, da die letztere von der Organisation der höchsten Staatsgewalt überhaupt, die erstere hingegen von der Delegation eines bestimmten Theiles derselben handelt. Nur muß dabei keinen Augenblick vergessen werden, daß beide Theile Einer Wissenschaft sind und in dem Verhältnisse zu einander stehen, wie überhaupt ein angewandter und specieller Theil derselben Scienz zu dem allgemeinen.

Bei dem dermaligen Standpuncte der Staatsverwaltungslehre, und besonders ihres formellen Theiles, muß eine gute Statistik der Staatsverwaltungen ganz vorzüglich willkommen seyn. Ob eine rationelle Bearbeitung dieser Lehre überhaupt schon an der Zeit sey, kann auf sich beruhen bleiben. Daß aber derselben durch die historische Sammlung und sachgemäße Zusammenstellung dessen, was vorhanden war oder noch ist, ungemein vorgearbeitet werde, daß es nur dadurch möglich wird, diejenige Einseitigkeit, Allgemeinheit und Unfruchtbarkeit zu vermeiden, welche die gewöhnlichen Ursachen sind, daß die Theorie so schwer zur Praktik wird, kann nicht dem mindesten Zweifel unterliegen.

Der Verf., der als ehemaliger Minister selbst ins praktische Leben eingegriffen hat, gibt durch diese Schrift den Beweis, daß er wenigstens sich eine reiche Erfahrung angeeignet und sich in den

Stand gesetzt hat, aus vielem, das er kannte, zu wählen. Derselbe liefert hier

I. eine Uebersicht der Eintheilungen der Staatsverwaltungsgeschäfte und der dadurch bedingten Organisation der dafür bestimmten Behörden, abstrahirt aus den Erscheinungen, welche die Geschichte und Statistik der europäischen Staaten darbieten, und welche zweckmäßig neben einander gestellt sind.

II. Andeutungen über die Formen der Geschäftsbehandlung in dem Departement des Innern, und noch mehr der Finanzen.

III. Ausführliche Darstellungen des Staatsverwaltungs-Organismus in Frankreich, Preußen, Baiern, Würtemberg, Baden, Oesterreich, Sachsen, Hannover, Hessen-Cassel und Nassau, hauptsächlich Behufs ihrer Vergleichung und der Veranschaulichung der verschiedenen Organisations-Systeme.

IV. Eine Sammlung von Formularen und den Abdruck einiger neuern Dienstinstructionen, zum deutlicheren Verständniß, zur Versinnlichung und zur eventuellen Benutzung des Vorgetragenen.

So wie des Verf. Absicht überhaupt dahin gegangen ist, sich auf dem historisch-statistischen Felde zu erhalten, ohne seine eigenen Vorschläge oder Erfindungen einzumischen: so sind auch diese Formulare alle aus der Praxis der verschiedenen Staaten entnommen. Nur in der Einleitung hat der Verf. einige rationelle Betrachtungen vorausgeschickt, um sowohl für den Umfang des Gegenstandes, noch mehr aber für die Beurtheilung der Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit der anzuführenden mancherlei Formen einen Maßstab an die Hand zu geben. Hieher gehört vornämlich, was wir bereits über die Abhängigkeit der Formen der Staatsverwaltung von der Staatsverfassung vorausgeschickt haben. Aber auch hiervon abgesehen, glauben wir, daß der Verf. keine gute Wahl getroffen habe, indem er Zachariä's vierzig Bücher vom Staate zum Leitfaden für die Aufstellung der allgemeinen Begriffe von Staat und Staatsverwaltung und ihrer Merkmale erwählte. Nicht als wenn wir Hrn. Zachariä zu den verwerflichen Schriftstellern rechneten; aber zu denen gehört er unstreitig, die weit mehr Gegner als Verehrer haben, und das hauptsächlich aus dem Grunde, weil er allzuhäufig bloße Hypothesen für Axiome ausgibt. Wenn z. B. in §. II. demselben nachgesprochen wird, „daß die mechanische Vollkommenheit einer Regierungsform darin bestehe, wenn der öffentlichen Stellen verhältnißmäßig nur wenige sind; wenn die Geschäfte nicht gesammtheitlich, sondern von Einzelnen besorgt werden; wenn ein jeder einzelne Beamte in seinem Wirkungskreise die gesammte Staatsgewalt, und unmittelbar unter dem Fürsten oder der obersten Staatsbehörde zu verwalten hat; wenn gleichwohl alle wichtigeren Angelegenheiten dem Fürsten oder dessen unmittelbaren Stellvertretern vorbehalten sind; wenn das Ge-

setz einem jeden Beamten das, was er zu thun oder zu lassen hat, bestimmt vorzeichnet; wenn gleichwohl die bestehende Ordnung in jedem Augenblicke von dem Fürsten abgeändert werden kann, und jedes Amt nur ein jederzeit widerruflicher Auftrag ist;" — so muß der Verf. wohl übersehen haben, daß hier auch nicht ein einziger Satz so, wie er da steht, zugegeben werden kann. Denn nicht auf das Wenige oder Viele, sondern auf das activ und passiv Zureichende kommt es an; ob die collegialische Geschäftsführung räthlich sey, oder nicht, bedarf noch einer weiteren Untersuchung; die Theilung der Geschäfte macht es unmöglich, daß irgend ein Beamter die ganze Staatsgewalt ausüben könne, so wie die Masse der Geschäfte, daß nur Eine Instanz Statt fände; der Fürst und dessen Räthe dürfen sogar nicht selbst die Vollstrecker der Gesetze seyn, die nicht für alle vorkommenden Fälle bestimmte Vorschriften enthalten können; ein Fürst endlich, der nach Gefallen die bestehende Ordnung und die Diener des Staats abändern kann, würde Despot oder Herr, aber nicht Regent seyn. Vor allen Dingen aber enthält es einen Widerspruch, von der mechanischen Güte eines Verwaltungs-Organismus zu reden, oder kürzer, von einem mechanischen Organismus. Besser entwickelt der Verf. selbst die allgemeinen Bedingungen der Güte der Verwaltungsbildung, indem er dazu erfordert: 1) die Unterscheidung der verschiedenen Hauptzweige von Geschäften; 2) richtige Neben- und Unterordnung der Behörden; 3) scharfe Trennung und Bestimmung der Attributionen einer jeden; 4) möglichst freie und selbstständige Wirksamkeit in der angewiesenen Sphäre und Maße; 5) Beschränkung der Behörden und des Personals auf den wohlberechneten Bedarf; 6) möglichste Einfachheit in der Form des Geschäftsganges. Wir würden aber unsrer Seits zu diesen Erfordernissen noch als unentbehrlich hinzusetzen: 7) völlige Angemessenheit an die Verfassungsgrundsätze; 8) genaue Controle und Unmöglichkeit der Hintergehung der Aufsichtführenden; 9) möglichste Benutzung der Selbstthätigkeit der Staatsbürger, wenn auch nur durch Repräsentanten, oder im Wechsel der desfallsigen Obliegenheiten. In diesem letztern Stücke gibt uns die Verwaltung von England ein in vielem Betrachte nachahmungswürdiges Beispiel. Gerade hierin ist dieses Land ganz eigenthümlich, und diese Eigenthümlichkeit hat den Verf. vermocht, wie er selbst sagt, dies Land in seinem Gemälde fast ganz zu übergehen und seine Leser blos auf die meisterhafte Vinck'sche Beschreibung davon zu verweisen (S. 22.). Sollte nicht aber in dieser Eigenthümlichkeit ein Grund des größesten Interesse bei Ziehung der Parallelen, so wie zu den fruchtbarsten Beobachtungen enthalten gewesen seyn?

Treffend ist die Bemerkung, daß das ehemalige Provinzialsystem, besonders in den germanischen Staaten, aus der Entstehung

derselben sich herschreibe und bei ihrer inneren Consolidirung unvermeidlich dem Realsysteme der Departementsvertheilung habe weichen müssen. Ziemlich vollständig sind die Vortheile und Nachtheile des Bureau- und Collegialsystems (§. III.) aufgezählt, aber ein Argument, das das entscheidenste von allen seyn dürfte, und worauf schon Montesquieu aufmerksam gemacht hat, ist ausgelassen, nämlich daß der Despotismus sich mit dem Collegialsysteme, die Verwaltung eines constitutionellen Staates nicht mit der reinen Bureaukratie auf die Dauer vereinbaren und erhalten lasse. Daß ein ehemaliger westphälischer Minister, auch ohne ausdrücklich zu entscheiden, sich doch zur Bureaukratie hinneigt, nimmt kein Wunder. Es scheint aber, als wenn die Fragen über die Vorzüglichkeit des Provinzial- oder Real-, des Bureau- oder Collegial-Systemes, überhaupt gar nicht absolut, sondern immer nur relativ aufgestellt werden dürften, weil die Zweckmäßigkeit des einen oder des andern nach der Bestimmung der Behörden gewürdigt werden muß. So z. B. ist in Sachsen und in Preußen für die Eintheilung der höchsten Verwaltungsstellen die des Realsystems durchgeführt; dort aber sind die Kreis- und Amtshauptleute, und noch mehr die Aemter und Stadträthe die Organe aller Landesbehörden: und hier verfügen alle Ministerien, mit Ausnahme des Justiz- und Kriegsministerii, an die Provinzialregierungen, und diese, die doch noch in zwei Abtheilungen zerfallen, haben die Landräthe zum gemeinschaftlichen Organ in jedem Kreise. Daß das Collegialsystem kostbarer sey, als die Bureaukratie, will noch bewiesen seyn. Vorausgesetzt, daß alle Mitglieder und Subalternen bei den Collegien vollauf beschäftiget sind, muß ja dieselbe Zahl von Arbeitern auch in den Bureau's angestellt werden. Mithin würden nur der Gehalt der Directoren und die auf die Zeit der Sessionen fallenden Kosten eine Mehrausgabe verursachen, die aber dadurch vollständig aufgewogen werden dürfte, daß einmal die mehrern Chefs der Bureau's besser bezahlt werden müssen, als die Räthe eines Collegii, und daß die Arbeiter in von einander gänzlich getrennten Bureau's nicht einander so subleviren und so vollständig beschäftiget werden können, als bei einem Collegium. Die totale Unrichtigkeit der von Benzenberg über den Haushalt der Rheinprovinzen aufgestellten Berechnung, worauf unser Verf. sich ebenfalls allzu leichtgläubig beruft, hat der Hermes schon im III. Stücke S. 222 gerügt. Was aber noch außerdem nicht aus den Augen zu lassen ist, ist, daß bei allen solchen Vergleichungen nicht blos das Fas, sondern auch das wahrscheinliche Nefas veranschlagt werden muß. Es ist für den Beutel des Publicums ganz gleich, ob das, was daraus in den Säckel der Beamten übergeht, den Weg unmittelbar, oder erst durch die öffentlichen Cassen geht. Blos in moralisch-politischem Betrachte ist zwischen beidem

ein großer Unterschied. Daß aber große und zahlreich besetzte Collegien den Geschäftsgang ungemein aufhalten, die Uebersicht erschweren, und gleichwohl für die Reife der Ueberlegung und die Unabhängigkeit des Urtheiles gar keinen Gewinn bringen, (S. 12) ist eine Bemerkung, die den erfahrnen Geschäftsmann beurkundet. Nicht gern unter 5, nicht gern über 9!

Bei der Bestimmung des Wirkungskreises der Ministerien (S. 12) will der Verf. das Justizministerium von den gesammten übrigen Ministerien unterscheiden, und jenem blos eine aufsehende, (S. 29) diesen hingegen selbst die oberste Administrationsgewalt in ihren Departements beilegen, dergestalt, daß die ihnen untergeordneten Behörden sämmtlich ihren Anweisungen und Befehlen unbedingt Folge zu leisten gehalten sind. Der Verf. glaubt, daß dies darum nothwendig sey, „weil, wenn der Minister allein für sein Departement verantwortlich seyn soll, er auch nothwendig allein entscheiden, also in höchster Instanz die Verwaltung leiten müsse." Es ist hier nicht die Rede von dem, wie es ist, sondern wie es seyn soll. Wäre jenes, so würden wir dem Verf. die administrative Gewalt der übrigen Minister zugeben, aber die behauptete Einschränkung des Justizministers bestreiten. Einmal ist diese Beschränkung an sich unthunlich; aber leider, selbst so weit sie ausführbar und löblich ist, in der Wirklichkeit in den meisten Ländern nicht vorhanden. Sie ist unthunlich, weil dem Justizminister nicht nur, wie allen übrigen Departementsministern, der Vorschlag und die Vorbereitungen für die gesetzgeberische Thätigkeit obliegen, sondern auch alle Angelegenheiten der allgemeinen Verwaltung des Justizwesens, als die Einrichtung und Vertheilung der Gerichte, die Ernennung und Besoldung der Beamten, die Anschaffung und Verwendung aller Fonds der Justizverwaltung, der Schutz seiner Departementsangelegenheiten gegen die Eingriffe andrer Staatsgewalten, endlich die materielle Bearbeitung derjenigen Sachen, die entweder keiner untergeordneten Behörde zuständig sind, (z. B. das Präsidium bei Urtheilen über Standesherren oder Mitglieder der fürstlichen Familie) oder welche der Minister in specieller Vertretung des Landesherrn zu expediren hat, (z. B. die Bestätigung der Criminalurthel). Allein, hiermit nicht zufrieden, haben die Justizministerien meistentheils sich in den Besitz eines Rechts der Einmischung, der Abberufung oder gar der Reformation in dem materiellen Geschäftsbetriebe der Gerichtshöfe zu setzen gewußt. Da die Justiz nur heilig seyn kann, insofern sie unverletzlich ist, und da es gar zu sichtbar ist, daß sie nicht unverletzlich seyn könne, wenn sie nicht unabhängig ist, so hat man sich wohl gescheut, den Schein der Selbstständigkeit ihr ganz zu rauben; aber den Schein bestehen lassend, hat man allerlei Mittel erfunden, sie dennoch dem höheren Ermessen des Justizministerii

unterzuordnen, theils indem man einen in dieser Beziehung ganz grundlosen Unterschied zwischen Decreten und Sentenzen machte, theils indem man Zurechtweisungen, verbunden mit der Anweisung zur nochmaligen Erwägung der Sachen, ergehen ließ, theils indem man die Rechtskraft der Erkenntnisse aufhob, dagegen noch neue Rechtsmittel gestattete und für dieselben die Behörde bestimmte, oder endlich auch wohl, indem die Vollstreckung der Erkenntnisse versagt wurde. Wo alles und jedes, was zum Betriebe der Rechtspflege gehört, nicht durchaus unabhängig ist von allem Einflusse des Justizministerii, da gibt es keine Justiz in ihrer ganzen Heiligkeit. Eben so gewiß aber ist es auch, daß, wo alle übrigen Minister hierunter nicht mit dem Justizminister auf ganz gleichen Fuß in ihren Departements gesetzt werden, es weder eine unverletzliche bürgerliche Freiheit, noch einen gesetzmäßigen Staat gibt. Heißt verwalten nichts andres, als nach den gesetzlich bestimmten Regeln in allen vorkommenden Fällen verfahren, so ist schwerlich ein Grund zu entdecken, warum in der Justizverwaltung eine strengere Beobachtung des Gesetzes stattfinden müßte, wie in allen andern Verwaltungszweigen. Beruht die bürgerliche Freiheit auf der Unverbrüchlichkeit der Gesetze ohne alle Ausnahme, und gehören, wie wir schon gesehen haben, die administrativen Reglements und Instructionen sogar zu den organischen Gesetzen, so kann ein Minister eben so wenig, als der Fürst selbst, sich davon dispensiren oder durch seine Entscheidung darin etwas ändern. Es liegt in der Sache selbst, daß denjenigen Behörden, denen die Anwendung und Ausführung der Gesetze obliegt, auch die Beurtheilung ihrer Anwendbarkeit zustehen müsse; es wird ihnen die wesentliche Eigenschaft einer Behörde entzogen, wenn ihnen eben dies Urtheil genommen wird, und sie in bloße Maschinen verwandelt werden, die sich nach dem Urtheile der vorgesetzten Behörde bewegen müssen. Alsdann können sie für die Beobachtung der Gesetze in der ihnen angewiesenen Geschäftssphäre dem Staate weder weiter verantwortlich seyn, als daß sie etwa sofort einberichten, was sie mit ihren Sinnen wahrnehmen, und daß sie ausrichten, was ihnen anbefohlen wird; noch kann der Staat von ihnen, als geistigen und denkenden Wesen, sondern nur als Automaten, Dienste erhalten. Alle Verantwortlichkeit fällt alsdann allerdings allein auf den Minister. Eben darum aber, weil diese Verantwortlichkeit viel zu groß ist, ist sie in der Wirklichkeit so gut als gar keine. So sehr wahr es ist, was der Verf. (§. 2) sagt, „daß die Ministerien nicht collegialisch eingerichtet seyn dürfen, wenn die Responsabilität der Minister sich nicht in ein Schattenbild auflösen soll;" so folgt doch daraus nicht, daß man den Satz auch dahin ausdehnen müsse, daß, um der Responsabilität des Ministers willen, auch alle diejenigen Behörden, die

gar nicht zum Ministerium gehören, ihre Selbstständigkeit aufgeben und willenlose Werkzeuge des Ministers werden müssen. Umgekehrt folgt daraus: daß keine Behörde bestehen dürfe, außer zur Besorgung nothwendiger Verrichtungen; daß von dem Staate alle und jede Kräfte einer jeden unentbehrlichen Behörde in Anspruch genommen und benutzt werden müssen; daß jede dem Staate selbst verantwortlich sey für die bestmöglichste Ausrichtung der ihr aufgetragenen Geschäfte; daß eben darum der Wirkungskreis einer jeden genau bestimmt, und die Regeln ihres Verfahrens vorgeschrieben seyn müssen; daß aber auch sie durch keine andre Behörde von deren pünctlicher Befolgung entbunden, noch behindert werden dürfe, und keine ermächtiget seyn könne, der andren vorzugreifen und einen Theil der ihr anvertrauten Geschäfte an sich zu ziehen. Der Minister eines jeden Departements kann ebenfalls nur für das verantwortlich seyn, was sein Amt und Dienstinstruction mit sich bringt. Man verfehlt seinen Zweck, sobald ihm mehr aufgebürdet wird, als er leisten und von ihm billigerweise gefordert werden kann. Man muß ihn um so gewisser verfehlen, da wohl für das, was die Minister gethan, aber nicht für das, was sie nicht gethan haben, ausreichende Staatscontrolen möglich sind. Nichts ist zweckloser, als diese von den selbst verwaltenden Ministern dem Regenten periodisch vorzulegenden Verwaltungsberichte, in denen sie sich mittelbar selbst loben müssen, indem sie nicht umhin können, den guten Zustand der Verwaltung ihres Departements herauszustreichen, weil sie sofort sich der Verantwortung aussetzen würden, wenn sie irgend einen Uebelstand aufdecken wollten, dessen Abstellung in ihrer Macht stand. Aber diese Berichte erhalten ein ganz andres Ansehn, wenn der Minister nicht für alles einzustehen hat, sondern jede Behörde ihre Schritte verantworten muß, und jener nur aus der Uebersicht des Ganzen das Resultat zieht, was in den bestehenden Einrichtungen sich als zweckmäßig bewährt, und was nicht. Der Wirkungskreis der Ministerien kann deshalb sich nur darauf erstrecken:

1) den ganzen Organismus ihres Departements im Gange zu erhalten, und für die Abstellung der dabei sich offenbarenden Gebrechen die nöthigen Anstalten zu treffen;

2) die Aufsicht auf alle Verwaltungsbehörden ihres Departements, theils unmittelbar, theils mittelbar, in der Maße zu führen, daß keine Uebertretung der gesetzlichen Anordnungen leicht unentdeckt und ungeahndet bleibt, daß sie widerrechtliche Verfügungen ihrer Untergebenen suspendiren, daß sie die Thätigkeit aller Behörden beobachten, und endlich, daß sie dieselben belehren, wo diese in zweifelhaften Fällen ungewiß sind;

3) aus der in Folge dieser Aufsichtsführung erlangten Kenntniß des Ganges der Geschäfte und ihrer Erfolge auf die Zweck-

mäßigkeit und Vollständigkeit der vorhandenen gesetzlichen Anordnungen zurückzuschließen, zur Abhülfe der entdeckten Mängel Anträge zu machen und die anderweiten Gesetzvorschläge auszuarbeiten; endlich

4) die Reibungen mit andern Departements auszugleichen oder deren ungebührliche Eingriffe zu hintertreiben.

Alles Uebrige bleibt füglich den ausführenden Behörden überlassen, auf ihre eigene Verantwortung und auf ihre eigene Pflichtmäßigkeit. Darin besteht ja der wesentliche Unterschied zwischen Subordinirten und Subalternen, daß die letztern keine Selbstständigkeit und eignes Urtheil haben, sondern überhaupt nur zu mechanischen Hülfsleistungen angestellt sind, oder doch ihre Amtsverrichtungen nach den speciellen Anweisungen und Aufträgen ihrer Vorgesetzten auszurichten haben, dahingegen die ersteren vermöge ihres Amtes eine eigene Autorität besitzen und selbstständig, wenn gleich der höheren Aufsicht und Weisung untergeordnet, in allen Geschäften, wie es ihre Vollmacht mit sich bringt, verfahren. Dieser Unterschied ist von Bedeutung, indem er die Gränzen der Unterordnung und der Disciplin über eine jede von diesen beiden Arten von Untergebenen vorschreibt. Der Verf. hat denselben ganz außer Acht gelassen. Er behauptet auf jeden Fall etwas, was erst eines Beweises bedürfte und sogar bedenklich scheint, wenn er (S. 15) „die ganze Disciplin in das alleinige Ermessen der Chefs der Behörden stellen, jede Einmischung und Provocation auf gerichtliches Gehör, als die Interessenten der Verwaltung compromittirend und den Organismus des Dienstes in einen anarchischen Zustand versetzend, untersagen und selbst die würtembergische Verfassungsurkunde tadeln will (S. 53), daß darnach bei Recursen gegen Disciplinarstrafverfügungen das Gutachten des höchsten Gerichtshofes vom Staatsrathe eingeholt werden muß." Wenn freilich die Untergebenen nur die Handlanger und willenlosen Werkzeuge ihrer Vorgesetzten seyn sollen, dann muß diesen eine uneingeschränkte Gewalt über jene im Dienste zustehen. Wenn aber jenen Selbstständigkeit und eigene Verantwortlichkeit zusteht, alsdann muß auch die Form für die letztere gesetzlich bestimmt seyn und darf nicht von der bloßen Anordnung der Vorgesetzten abhängen. Selbst in dem zuerst gesetzten Falle ist doch durchaus dafür zu sorgen, daß wenigstens die gemachten Beschuldigungen wahr sind, und daß nicht unter dem Vorwande von Disciplinarverfügungen ganz willkürliche Bedrückungen verübt werden dürfen. Denn wenn Schutz der Person und des Eigenthums eine allgemeine Pflicht des Staats gegen jeden Unterthan ist, so kann keiner von diesen dadurch rechtlos werden, daß er ein Staatsamt übernimmt. Niemand, auch der Staat nicht, noch weniger einer seiner Diener kann Richter in eigener Sache seyn. Sobald daher ein Vorgesetzter

des Mißbrauches seiner Disciplinargewalt angeklagt wird, muß darüber unparteiisches Gericht gewährt werden. Es ist ein blos scheinbarer Einwand, wenn der Verf. hiergegen vorbringt: „daß ja jedes Gericht in allen Rechtssachen, worin es auf technische Kenntnisse ankommt, das Gutachten Sachverständiger vernehmen müsse, es mithin auf einen bloßen Umweg hinauslaufe, wenn die Gerichtshöfe nach dem Gutachten der vorgesetzten Dienstbehörde erst erkennen sollten, die in Dienstangelegenheiten doch die alleinige technische Instanz seyn könne." Denn einmal wird nie ein gerichtliches Erkenntniß auf das Gutachten eines betheiligten Sachverständigen gebaut; zweitens ist kein Gericht verbunden, das Gutachten eines Sachverständigen unbedingt anzunehmen, vielmehr werden dessen Gründe geprüft, und, wenn solche nicht concludent sind, ein anderes Gutachten eingeholt; drittens kommt es nicht blos auf das technische Urtheil in Disciplinarsachen an, sondern auch auf die Richtigkeit der dabei vorausgesetzten Thatsachen und selbst darauf, ob wirklich es sich um einen Disciplinarfall handelt. Daß aber die vorgesetzte Dienstbehörde allein im Stande sey, in Dienstsachen ein technisches Urtheil zu fällen, ist eine ungegründete Voraussetzung. Denn entweder gibt es im Staate noch ähnliche Behörden, deren Sentiment vernommen werden kann, oder es muß der Ausspruch des Staatsrathes vernommen werden, in welchem die Kenntniß aller Verwaltungszweige concentrirt ist. Die Sicherheit aller Staatsbeamten vor Chicanen und Willkürlichkeiten, verbunden mit strenger Verantwortlichkeit, ist dem Dienste gewiß weit förderlicher, als die blinde Unterwürfigkeit unter die Oberen. Diese ist eine Erstreckung des Despotismus durch die ganze Beamten-Hierarchie; jene die Anwendung des Systems der Gesetzmäßigkeit auf dieselbe. Und wie der Baum beschaffen ist, so sind auch unausbleiblich seine Früchte!

Bei dem ersten Abschnitte hat der Verf. zweckmäßig die Eintheilung und Einrichtung der höchsten Verwaltungs- und Centralbehörden von der inneren Organisation der einzelnen Departements selbst getrennt, zugleich auch in der Zusammenstellung der Erfahrungen für beide Abschnitte einen andern Plan befolgt, indem er für den ersten Abschnitt die Beispielsammlung über die allermeisten christlichen Staaten von Europa ausgedehnt, im zweiten aber sich mehr nur auf die deutschen Staaten beschränkt hat, „vorzüglich aus dem Grunde, weil die Bildung der Ministerien, obgleich willkürlicher, in der Mehrzahl der Staaten dennoch gleichartiger ist, wogegen die Organisation der einzelnen Verwaltungszweige mehr von der Verfassung und den sonstigen Verhältnissen eines jeden Staates abhängt, die in den deutschen Staaten ähnlicher sind, von jenen in andern Staaten aber zu sehr abweichen, als daß die Kenntniß der Verwaltungseinrichtungen in denselben von erheblichem praktischen Nutzen seyn könnte."

Wenn der Verf. (§. 2) die sachgemäßeste und dem Staatszwecke am meisten entsprechende Ministerialeintheilung also angibt: 1) für die auswärtigen Angelegenheiten, 2) für die Justiz, 3) für das Innere, 4) für die Finanzen, 5) für das Kriegswesen, einschließlich der Marine; so scheint uns noch ein Departement für die Haus- und Hoheitssachen zu fehlen. Die Verbindung der Hausangelegenheiten mit dem auswärtigen Departement ist offenbar nur willkürlich, so weit von inneren Familienverhältnissen die Rede ist. Die Hoheitssachen theilt zwar der Verf. nach §. 5. dem Ministerium des Innern zu; allein es ist leicht einzusehen, daß sie ihrer Natur nach von demselben nicht insgesammt verwaltet werden können, wie z. B. das Begnadigungs- und Dispensationsrecht, die Standeserhöhungen, Ordensverleihungen, das Münzwesen ꝛc. Es ist aber nicht einerlei, welchem Ministerium ein solcher Zweig etwa zugetheilt wird. Hat z. B. das Finanzministerium die Münze zu besorgen, so wird man sehr Gefahr laufen, daß der Geist der Fiscalität auch dabei nach einem Gewinne strebe, der der Natur eines Hoheitsrechtes widerstrebt. Es ist sehr zu wünschen, daß alle Hoheitssachen von einem eignen Ministerium verwaltet werden, damit nicht blos die äußere Hoheit dabei geltend gemacht, sondern der Geist wahrer innerer Hoheit und Würdigkeit in der Ausübung der vorherrschende bleibe und von keiner andern Betrachtung oder Rücksicht überwogen werde. Vorzüglich gilt dies, wenn man sich die Staatsverwaltung den Ständen eines Landes gegenüber denkt, wo die Wahrnehmung der Hoheit des Staats über dieselben mit der höchsten Achtung vor ihren constitutionellen Gerechtsamen und vor der Freiheit ihrer Entschließungen gepaart, und keine blos theilweis und nach einer besondern Beziehung zu rechtfertigende Ansicht geltend gemacht werden muß, was doch bei jedem, nur einem Theile der ganzen Staatsverwaltung vorstehenden Minister nicht zu erwarten ist.

Es dürfte aber bei der Organisation des gesammten Ministerii schwerlich die höchste Aufgabe seyn, die sachgemäße Sonderung der Geschäfte zu bewerkstelligen; vielmehr möchte die Erhaltung der Einheit im Geschäftsbetriebe bei der unvermeidlichen Theilung desselben, die Uebereinstimmung in den Grundsätzen und Zwecken und die Beobachtung der absoluten oder relativen Rangordnung derselben bei eintretenden Collisionen eine noch schwerere und höhere Aufgabe seyn. Getheilt ist bald, aber die Reibungen und Collisionen unter den getheilten Departements, die Entfernung und Entfremdung derselben in Maximen, im Verfahren und in der ganzen Tendenz, ja das sich bald einfindende Streben nach Superiorität zu verhüten, das erfordert, wie die Erfahrung zeigt, außerordentliche Vorsicht und Klugheit; und es reicht dazu die gemeinschaftliche Berathung der Ministerien in den Fällen gemeinsamen Interesses (S. 39) auf keine Weise

aus, sondern es ist hierzu eine Einrichtung erforderlich, welche es jedem Minister unvermeidlich macht, nur in der Eigenschaft des Verwalters eines gewissen Theiles der dem gesammten Staatsministerium obliegenden Vorsorge für den Staatshaushalt zu handeln, so wie eine Autorität, welche diese Einigkeit erhält und jede Abweichung davon verhindert. In diesem Geiste ist in Preußen die Verordnung vom 3. Septbr. 1817 gegeben, durch welche wenigstens dem ersten der eben erwähnten beiden Desiderien im Wesentlichen genügt ist.

Als controlirende Behörden des Ministerii führt der Verf. den Staatsrath, die Generalcontrole und die Oberrechenkammer auf, wobei er bemerkt, daß die zweite Behörde nur allein in Preußen völlig ausgebildet sey (§. 17), in andern Ländern aber entweder noch ganz fehle, oder zum Theil mit der Oberrechenkammer verbunden sey. Wir müssen bekennen, daß wir weder die Nothwendigkeit, noch die Nützlichkeit der Trennung der Generalcontrole von der Oberrechenkammer einzusehen vermögen. Wenn das Geschäft der letztern blos in der Prüfung der formellen Richtigkeit aller Rechnungen von Staatscassen bestehen soll, so ist das lediglich eine calculatorische Verrichtung, und die Oberrechenkammer nichts weiter, als die Calculatur der Generalcontrole. Warum aber soll denn die materielle Prüfung der Rechnungen überhaupt von der formellen getrennt werden? oder warum soll jene von einer andern Behörde vorgenommen werden, als von eben der, die das Soll des Einkommens und der Ausgabe festgestellt hat und deswegen schon im Besitze aller der Kenntnisse ist, die zur materiellen Revision dessen, was wirklich eingekommen oder ausgegeben worden ist, nöthig sind? (S. 245) Außer der Prüfung und Genehmigung der Etats für alle Departements, außer der daraus zu beschaffenden Zusammenstellung nnd Uebersicht des ganzen pecuniären Zustandes des Staatshaushaltes, und außer der materiellen Aufsicht auf die richtige Verrechnung und Wahrnehmung aller Staatseinkünfte und Ausgaben, legt der Verf. der Generalcontrole noch ein Attribut bei, das wenigstens derselben nicht uneingeschränkt zustehen kann, nämlich die Justification derjenigen Rechnungsposten, welche außer dem Etat unvermeidlich nothwendig werden. Wenn aber ein Budget eingeführt ist, so ist solches ein Verwaltungsgesetz, und es versteht sich von selbst, daß Ausnahmen und Uebertretungen eines Gesetzes nur von eben der Autorität gutgeheißen werden können, durch welche das Gesetz selbst gegeben worden ist. Ist daher zur Gültigkeit des Budgets nur die Genehmigung der Generalcontrole und die Bestätigung des Regenten erforderlich, so erlangt auch jede außerordentliche Rechnungspost dadurch ihre Justification. Bedarf es aber zum Budget der Zustimmung und Verwilligung der Stände, so versteht es sich, daß die von diesen sanctionirten Etats nicht durch alleinige Justificatorien der

Generalcontrole und des Regenten durchlöchert und außer Kraft gesetzt werden können, sondern daß außerordentliche Vorfälle nur Veranlassung geben können, nachträglich die Vervollständigung des Budgets bei den Ständen in Antrag zu bringen. Wie aber, wenn die Ausgaben so dringend sind, daß keine Zeit vorhanden ist, die Bewilligung der Stände einzuholen? Die Minister in England thun in diesem Falle, was allerwärts geschehen muß, sie schießen vor und legen die Sache demnächst dem Parlamente zur Genehmhaltung vor, vollkommen sicher, daß Verfügungen, welche unabwendbar waren, oder deren Nützlichkeit augenscheinlich ist, niemals die Mißbilligung der Nationalversammlung erfahren können. Daß jeder Behörde ohnehin ein nicht unverhältnißmäßiger Dispositionsfond im Etat sogleich ausgeworfen werde, gehört zu den Klugheitsregeln, auf welche die Erfahrung in den meisten Ländern schon hingeführt hat.

Bei dem Organismus der Verwaltungsbehörden (§. 29) fällt es auf, daß die Administration der Domainen nicht ebenmäßig, wie die der Forsten und Bergwerke, besonders abgehandelt worden ist, zumal da auch hier das staatswirthschaftliche Interesse von dem finanziellen, und die technische Geschäftsführung von der Renterei ganz getrennt werden kann, auch in manchen Staaten gerade für die Verwaltung der Domainen und Regalien die Cammer-Collegien ganz hauptsächlich bestimmt sind. Es ist um so mehr zu verwundern, daß bei der Beschreibung des Behörden-Organismus die Domainenverwaltung übergangen ist, da ihr in dem 2. Abschnitte über die Geschäftsbehandlung die gebührende Aufmerksamkeit bewiesen worden ist. (§. 41 — 49).

Bei der Einrichtung des Cassenwesens hat der Verf. (§. 34) allerdings darauf aufmerksam gemacht, daß dieselbe hauptsächlich davon abhängig sey, ob die Verwaltung der Einnahme und Ausgabe gänzlich abgesondert werden soll, oder nicht. In dem letztern Falle macht es aber noch einen großen Unterschied, ob eine Netto- oder Brutto-Verwaltung beabsichtiget wird, so wie in welcher Instanz die Hebungskosten von der Einnahme abgesondert werden, namentlich ob die Elementarcassen für eigene Rechnung, oder nur auf Anweisung Zahlungen zu machen haben. Denn hiernach richtet sich die Rechnungslegung. Der Verf. stellt zwar (§. 64) den sehr richtigen Grundsatz auf, daß der Haupt-Finanz-Etat eine ganz vollständige Uebersicht des ganzen Finanz-Zustandes in allen seinen Theilen liefern, mithin auch das Verhältniß der Verwaltungskosten zur Einnahme in jedem Zweige darstellen müsse, so wie daß die Rechnungen aller Cassen mit dem für sie angefertigten Etat in der Form übereinstimmen müssen (§. 72). Allein hieraus folgt noch nicht, daß die Special-Etats für die einzelnen Cassen in derselben Form, wie der Haupt-Finanz-Etat, angefertiget werden müssen, da

dieser letztere überhaupt mehr für die Staatsbuchhalterei, als für die Hauptstaatscasse (§. 70) zur Richtschnur dient, indem es für die letztere, rücksichtlich des Cassenzustandes, ganz gleich ist, wo die Ausgaben geleistet und berechnet werden, wenn sie nur etatsmäßig geleistet werden. Der Verf. selbst erwähnt den Unterschied in der Einrichtung des Haupt- und der Specialetats (§. 66) und gibt zu, daß in den letzteren die Ausgaben aufgeführt seyn müssen. Wenn es daher gleich zweckmäßig ist, daß alle außerordentliche Ausgaben und selbst diejenigen, welche nur approximativ im Etat aufgenommen werden können, auf diejenige Casse angewiesen werden, welche derjenigen Behörde zunächst steht, durch welche dieselben definitiv festgestellt werden, oder in welcher sich die Verwaltung dieses Geschäftszweiges centralisirt, so ist auf keine Weise abzusehen, warum nicht alle fixirte Ausgaben ein für allemal auf den Etat der Elementarcassen gebracht werden könnten. Dies würde vielmehr besonders in Betreff der in einem Jahre öfter, und namentlich monatlich, gleichmäßig wiederkehrenden Zahlungen eine nicht unbedeutende Ersparung von Zeit und Arbeitern herbeiführen, weil alle Elementareinnehmer so viel Zeit haben, die Rechnung über die wenigen Ausgaben, die aus ihrer Casse zu leisten sind, am Jahresschlusse anzufertigen, dahingegen die Arbeiten bei den Centralcassen, wenn hier alle diese einzelnen Zahlungen gebucht werden müssen, z. B. alle monatliche Gehaltszahlungen, sich dergestalt häufen, daß zu ihrer Bestreitung mehrere Arbeiter angestellt werden müssen, was denn wieder die Folge hat, daß die Buchhaltung mehr getheilt werden muß und eben dadurch complicirter wird. Der ganze Unterschied der einen oder der andern Methode besteht aber eigentlich nur darin, ob dergleichen Zahlungen nur bei den Elementarcassen, oder zugleich auch bei den Centralcassen gebucht werden, oder auch, ob die Buchung bei den letztern auf den Grund der einzelnen Quittungen der Empfänger, oder auf den Grund der Jahresrechnung der Elementarcassen geschieht. Denn in ihrem Cassenbuche müssen diese letzteren doch immer jede geleistete Zahlung vermerken, sie mögen solche für eigene Rechnung oder auf Anweisung der Centralcasse geleistet haben. Daß aber die sämmtlichen von ihnen berechneten Zahlungen in die Bücher der Centralcasse demnächst eingetragen werden, geschieht in der Absicht, um eben diese Bücher dem Etat zu conformiren. Es wäre aber dieses nicht nothwendig, da die Jahresrechnungen der Centralcassen ohnehin keine bloßen Abschriften ihrer Manualien seyn können, theils weil häufige stückweise Zahlungen vorkommen, theils weil sich auch Irrthümer und Rückzahlungen ereignen, endlich weil die Einnahmen und Ausgaben nicht in der Ordnung wirklich erfolgen, wie sie im Etat aufgeführt stehen (S. 241). Es werden daher die Jahresrechnungen den Central-

cassen füglich, nach der im Etat angegebenen Ordnung, theils aus den eignen Manualien derselben, theils aus den Jahresrechnungen der untergeordneten Elementarcassen zusammengestellt, und solchergestalt die letztern als integrirende Theile der erstern betrachtet werden können. Man wird offenbar der Natur der Sache am gemäßesten verfahren, wenn alle Cassen, die zu einer höheren einzurechnen haben, lediglich nur als Abtheilungen oder Bureau's dieser letztern, oder als deren Commis angesehen werden, welche nur darum an andern Orten etablirt sind, um die Einzahlungen und Auszahlungen im ganzen Lande zu erleichtern und, so zu sagen, die Hauptcasse überall zu vergegenwärtigen. Hiernach wird also die General-Staatscasse aus ihrem Hauptetat jeder von ihr abhängigen Central- oder Specialcasse einen Auszug über alle in ihrem Geschäftskreise zu bewerkstelligenden Einnahmen und Ausgaben zufertigen; diese aber werden hiernach die Verwaltung zu führen und, wie solches geschehen ist, durch ihre Jahresrechnung unter eigener Verantwortlichkeit nachzuweisen haben, weshalb eben diese Rechnungen von der Ober-Rechenkammer, als der Controlbehörde der General-Staatscasse, revidirt und justificirt werden müssen. Jede Centralcasse hingegen steht wiederum in demselben Verhältnisse zu den Elementarcassen, instruirt dieselben durch Extracte aus ihrem Etat, in welche alles aufgenommen wird, was den Elementarcassen committirt werden kann. Die letztern sind daher ihrem ganzen Wesen nach nur als Geschäftsführer der Centralcassen zu behandeln, legen auch nur diesen über ihre Geschäftsführung Rechnung ab, welche von den mit den Centralcassen verbundenen Verwaltungs- und deren Rechnungsbehörden revidirt und justificirt werden, und sodann resp. als Theile der Buchführung der Centralcassen selbst, oder als Belege der von diesen aufzustellenden Rechnungen dienen. Wie die Etatsformation sachgemäß von unten herauf erfolgen und sich in einer höchsten Behörde concentriren muß, so muß von eben dieser aus die Cassenverwaltung, als die Realisation der Etats, nun wieder zurückgehen und von oben herabsteigen. Eine einfachere Methode dürfte schwerlich zu finden seyn.

In dem II. Abschnitte sind die gegebenen Andeutungen für die Formen des Geschäftsbetriebes um so reichhaltiger, je mehr der Verf. die Kunst versteht, seinen Vortrag systematisch zu ordnen, die Einzelnheiten unter allgemeine Kategorien zu bringen, und dadurch regulirende Gesichtspuncte für sie ausfindig zu machen. Die nahe Verbindung, in der Form und Materie stehen, hat es mit sich gebracht, daß auch die letztere zuweilen mit beleuchtet worden ist. Für das Departement des Innern sind in der That indessen nur Andeutungen gegeben worden, welche gerade deswegen, weil sie den gründlichen Kenner verrathen, bedauern lassen, daß man darüber

von demselben nicht mehr erfährt. Ausführlicher verbreitet sich der Verf. über das Finanz-Departement. Man kann unmöglich verkennen, daß diese Anweisungen von einem Manne herrühren, der diesen Geschäftsbetrieb aus langer Erfahrung bis ins kleinste Detail kennt, aber nicht sich mit der Erfahrung begnügt, sondern sie benutzt hat, in der Theorie fortzuschreiten. Blos in zweien Stücken glauben wir zu einer Gegenbemerkung Veranlassung zu haben.

Für die finanziellen Rücksichten, besonders für die Erhebungsart ist es unstreitig vortheilhaft, wenn die Consumtions-Abgaben (S. 203) auf einige wenige Artikel gelegt werden. Aber die finanziellen Rücksichten dürfen nie im Staate die höchsten seyn; sie müssen immer den staatswirthschaftlichen und politischen, und mit diesen zugleich den staatsrechtlichen untergeordnet werden. Man hat ohnehin den Consumtionssteuern den Vorwurf der Ungerechtigkeit nicht ohne allen Grund gemacht, weil es kaum zu vermeiden ist, daß die Consumtion der Nothdurft nicht weit mehr an die Staatscasse abwerfen müsse, als die Consumtion des Luxus, mithin der Grundsatz der proportionirlichen Besteuerung des Einkommens dabei nicht befolgt werde. Je mehrere Artikel aber man von der Steuer frei läßt, desto mehr wird dieser Vorwurf Platz greifen, weil die Artikel des allgemeinen Bedürfnisses nicht freigelassen werden können, ohne auf den Ertrag der Steuer zu verzichten.

Wenn Theorie und Erfahrung darin übereinstimmen, daß für die Buchführung der Kaufleute die einfache Buchhaltung da die angemessenste sey, wo der Principal entweder selbst solche besorgt, oder wenigstens das Journal und die Prima Nota führt und die übrigen Bücher daraus stets unter seinen Augen nachtragen lassen kann; dahingegen die italienische Buchhaltung da unentbehrlich ist, wo dies nicht geschehen kann, weil der Principal als Disponent vollauf beschäftiget ist, die Cassenverwaltung Andern überlassen muß, und der Geschäfte so viele sind, daß zu deren Buchung mehrere Arbeiter angestellt werden müssen: so kann es auch keinem Zweifel unterliegen, daß in eben derselben Art es sich mit der Buchhaltung bei den Staatscassen verhalten müsse (§. 72), da die politische Cassenverwaltung von der commerciellen sich in Ansehung der innern und äußern Form durch nichts unterscheidet. Jeder Rendant einer Staatscasse ist der Principal derselben; nur daß seine Dispositionen über dieselbe nicht von seiner Willkür, sondern von den ihm gegebenen Vorschriften geregelt werden. Es würde daher eben so unzweckmäßig seyn, in den Elementarcassen die doppelte Buchhaltung in der Regel einzuführen, als sie bei den Central- und größeren Specialcassen nicht anwenden zu wollen. Schon die unvermeidliche Absonderung der eigentlichen Cassenverwaltung von der Buchhalterei

macht dies unvermeidlich, worüber der Verf. billig mehr, als geschehen ist, hätte anführen sollen.

In einem Staate, wo die Stände ein Aufsichtsrecht auf die Verwaltung mit dem Regenten gemeinschaftlich ausüben, kann nichts nützlicher seyn, als die Vorlegung öffentlicher Verwaltungsberichte aller Departementschefs an dieselben. Die Wissenschaft der Stände von alle dem, was hier vorzutragen ist, und eventualiter deren Vervollständigung durch das Organ der Oeffentlichkeit, nöthigen hier die Berichterstatter von selbst, in diesen Berichten einmal darüber eine der Wahrheit getreue Rechenschaft abzulegen, was mit den disponiblen Kräften an Menschen und an Gelde geleistet worden ist, und zweitens darüber sich zu verantworten, warum den obwaltenden Gebrechen nicht habe abgeholfen werden können, und darauf Anträge zur Verbesserung der Gesetze, Einrichtungen, Anstalten oder Fonds zu gründen. Daß umgekehrt geheime, von Niemandem controlirte und von dem Regenten selbst nur ausnahmsweise und höchst selten zu controlirende Verwaltungsberichte der Minister in einem absolut monarchischen Staate nur wenig nutzen, wohl aber viel schaden können, wenn sie dem Regenten weiß machen, daß es in der Verwaltung gehe, wie es gehen soll, ist schon dagewesen.

Wenn die beiden ersten Abschnitte des Buches sachgemäße Zusammenstellungen der Mannichfaltigkeiten des Organismus in der Staatsverwaltung, wie solcher sich im Leben der Staaten ausgebildet hat, liefern, so muß die im III. Abschnitte folgende Darstellung des ganzen Organismus eines jeden der bedeutenderen deutschen Länder in seinem ganzen Detail, Zusammenhange und Verbindung schon darum wichtig seyn, um daraus zu abstrahiren, theils wie die verschiedenen Einrichtungen einander bedingen oder doch aushelfen, theils wie auch in diesem Stücke sich die Wahrnehmung bestätiget, daß sich alle menschliche Gestaltungen nach und nach immer mehr einem allgemeinen Typus nähern und folglich auch unter sich immer ähnlicher werden.

Die Länder, deren Verwaltungs-Organismus beschrieben ist, sind schon oben genannt worden. Die Nachrichten sind vollständig, übersichtlich und sehr richtig. In Hauptsachen ist uns gar keine falsche Angabe aufgestoßen, und selbst in Nebendingen nur sehr wenige, wie z. B. (S. 273) in Preußen ein Fiscalat unter dem Justizministerium aufgeführt ist, und von der sächsischen Obersteuereinnahme (S. 110) gesagt ist, daß sie sich in drei Hauptcassen, die Trank-, Schock- und Quatembersteuerhauptcasse, theile. Ueberall hat der Verf. die Quellen angezeigt, aus denen er geschöpft hat, entweder die Gesetze und Reglements selbst, oder statistische Werke von gutem Rufe. In den Noten kommen gelegentliche

Winke, Urtheile und Belehrungen vor, die dem Kenner ungemein interessant sind und vielfache Belehrung geben.

Für den praktischen Geschäftsmann sind noch die Formulare und Schema's eine sehr angenehme und wichtige Zugabe, zumal da über verschiedenartig behandelte Gegenstände von Erheblichkeit die Schema's, nach welchen sie in verschiedenen Ländern bearbeitet worden sind, sich hier nebeneinandergestellt befinden. So z. B. sind für die Grundsteuerarbeiten Schema's aus Frankreich (S. 37 und 67) Baiern (S. 51), Baden (S. 53 und 69), Nassau (S. 63) und Darmstadt (S. 65); für die Abänderungen dieses Katasters aus Frankreich (S. 93), Baiern (S. 97), und Baden (S. 98); für die Einrichtung der Gewerbesteuer aber aus Frankreich (S. 73), Baiern (S. 75), Nassau (S. 77), Baden (S. 79), Würtemberg (S. 85), und Darmstadt (S. 91) entnommen worden. Für das Budget des Staats (S. 120) und die Rechnungsauszüge der Generalstaatscasse sind die Formulare blos aus der französischen Gesetzgebung entlehnt, wobei die besondere Stellung des französischen Finanzministerii gegen die übrigen Ministerien sowohl, welche der Mangel einer selbstständigen General=Controle nothwendig machte, als die Art der Disposition der General=Staatscasse über die disponibeln Summen bei den Generalempfängern durch kaufmännischen Wechselverkehr, wovon die genaueste Gleichstellung der Summe der Anweisungen mit den terminlich fälligen Wechselzahlungen die Folge ist, nicht außer Acht gelassen werden darf. Bei den Schema's zu Domainen=Pacht=Anschlägen (S. 9) wäre zu wünschen gewesen, daß der Verf. solche nicht aus Nicolai's Grundsätzen ausgezogen, sondern lieber der neueren Methode gefolgt wäre, welche dabei in Preußen beobachtet wird. So ungemein classisch jenes Werk zu seiner Zeit war und zum Theil noch ist, so ist man doch im Capitel von der Veranschlagung längst davon abgekommen, solche auf imaginaire Verhältnisse und Zahlen zu gründen, indem es der Wahrheit gemäßer ist, die Quantität und Qualität aller Ansätze nach der wirklichen Beschaffenheit auszumitteln, und bei deren Unbeständigkeit, namentlich bei den Preisen der Dinge, durch Fraction Mittelzahlen zu suchen und zu gebrauchen.

Gewiß verdient diese Schrift, sowohl wegen der Neuheit und Nutzbarkeit des Planes als wegen der Gediegenheit seiner Ausführung, die Aufmerksamkeit aller derer, welche die Staatsverwaltungslehre zu ihrem Geschäfte machen. Sie wird hoffentlich ein Wegweiser für Manche seyn, nicht blos unter denen, welche davon praktische Anwendung zu machen, nach ihrem Standpuncte berufen sind, sondern auch für andre Sachkundige, welche auf ähnliche Art die Statistik und Geschichte des Staatsorganismus zu bereichern und zu berichtigen veranlaßt werden, um durch Abstractionen aus

der Erfahrung die Theorie zu vervollständigen und zu vervollkommnen. Zu wünschen ist hierbei, daß die weitere Bearbeitung dieses Faches vornämlich den pragmatischen Gesichtspunct ins Auge fasse und sowohl die Ursachen als die Folgen dessen, was in der Wirklichkeit dawar oder noch besteht, ins Licht stelle. Es kann in dem lebendigen Organismus eines Staats kein Theil anders gestaltet werden, ohne eine Aenderung in vielen andern Theilen nach sich zu ziehen, die allerkleinste Veränderung in irgend einem Theile ist nicht ohne Einfluß auf den Gesundheitszustand, das Kräftemaß und die Lebensdauer des Ganzen.

Denen, welche in die Einfachheit des Organismus die höchste Vollkommenheit setzen, sollte doch nicht entgehen, wie die Natur überall nur durch künstlichere Verbindung und Zusammensetzung in den Theilen des Organismus und durch weitere Ausbildung und Ausdehnung der Organisation selbst zur größeren Vervollkommnung emporzusteigen und die Selbstständigkeit der Wesen zu vermehren im Stande ist. Welch' eine andre Einrichtung in dem Pflanzen- und im Thierreiche; welch ein andrer Organismus im Polypen, der noch an seine Stelle gefesselt ist, und im Menschen, der theilweis selbst schon die Natur seiner Kraft unterwirft! Kann in der Schöpfung und den Einrichtungen des menschlichen Geistes eine andre Regel die vernünftige und die wahre seyn, als eben diejenige, wornach das höchste Wesen seine Welt geschaffen und geordnet hat, und die es durch dieselbe uns offenbart? Immer aber bedenke man, daß der Staatskörper kein Mechanismus, sondern ein Organismus ist; daß folglich kein Theil seiner Beschaffenheit von dem Willen des Werkmeisters abhängig seyn kann, sondern in innerer Nothwendigkeit aus dem Vorhandenen hervorgehen und sich darnach richten muß!!

14.

IV.

Anthropologie von Henrich Steffens. Zwei Bände. Breslau, im Verlage von Josef Max. 1822. Gr. 8. 476 S. u. 456 S. 4 Thlr. 18 Gr.

Wenn wir über dieses Werk, eine Erscheinung in der literarischen Welt, die auf jeden Fall der größten Aufmerksamkeit würdig ist, ein Urtheil fällen wollen, so müssen wir es durchaus von verschie-

denen Seiten betrachten. Einmal, insofern es sich als eine Anthropologie ankündigt, müssen wir die Tendenz, den Inhalt, die innere Einrichtung desselben mit dem Begriffe zusammenhalten, den wir von einer Anthropologie haben, um zu sehen, inwiefern es den Forderungen entspricht, die wir dann an dasselbe zu machen berechtiget werden; dann aber haben wir auch die Hauptidee desselben, das Ziel, wornach alles Streben des Werkes gerichtet ist, besonders zu betrachten, zu prüfen, ob sie die leitende Idee einer Anthropologie seyn kann, ob sie überhaupt zuläßig ist, ob sie in sich consequent, mit andern anerkannten Wahrheiten in Harmonie steht oder mit ihnen in Widerspruch geräth, ob sie dem Zweig der Wissenschaft, für den sie aufgestellt ist, zum Gedeihen hilft, oder nicht; endlich haben wir Rücksicht zu nehmen auf den Inhalt des Werkes selbst, gleichsam die Ausfüllung des innern Fachwerkes, auf die Behandlungsweise, die Art der Darstellung, auf den Werth des Enthaltenen, ohne Beziehung auf den Werth der Hauptidee desselben. So schwer überhaupt, vielleicht für den hier verstatteten Raum unmöglich, es seyn möchte, über dieses Werk eine vollständige und alles berührende Kritik zu liefern, so werden wir doch wenigstens von einem jeden dieser Standpuncte aus unsere Ansicht nach individueller Ueberzeugung anzeigen, ohne uns im geringsten anzumaßen, im Namen der Wissenschaft ein allgemeines Urtheil aussprechen zu wollen.

Von der Anthropologie, als einer ausschließlich der Kenntniß des Menschen gewidmeten Lehre, erwarten wir Betrachtungen, Untersuchungen und Belehrungen über das leibliche und geistige Leben des Menschen in allen seinen Verhältnissen nach allen Seiten hin, also auch mit, aber nicht ausschließlich über sein Verbindungsleben mit der Natur außer sich. Manche (wie z. B. Fries) theilen deshalb diese Lehre in die psychische Anthropologie (Psychologie) und in die physische, oder eigentlich Physiologie, indem sie unter der erstern das geistige Leben des Menschen in allen seinen Verhältnissen, insoweit es sich im Leben hier äußert, abhandeln, wie in dem in No. XI. des Hermes angezeigten Handbuch der psychischen Anthropologie von Fries geschehen ist, — unter der letztern aber das leibliche Leben des Menschen in der Erscheinung den Darstellungen der eigentlichen Physiologen überlassen. Ob diese Trennung ganz gerechtfertigt werden könne, läßt sich gerade nicht behaupten, doch vieles dafür sagen. Das geistige Leben des Menschen zeigt sich in vieler Hinsicht so sehr von dem leiblichen verschieden, so ausgezeichnet und hervorragend, es gibt dem Menschen als solchem so bestimmt seinen eigentlichen Werth und seine Bedeutung, es ist für die Untersuchung ein so reichhaltiger, ja unerschöpflicher Stoff dargeboten, daß sie wohl einer abgesonderten Behandlung bedarf.

Auf der andern Seite aber ist das leibliche Leben, seine Darstellung im Organismus, seine Entwickelung in demselben, sein Zusammenhang mit der ganzen Natur nicht nur als der Träger des geistigen für das irdische Leben, sondern auch in seiner Mannichfaltigkeit und doch Zweckmäßigkeit, in seiner wundervollen Künstlichkeit, unermeßlichen Reichhaltigkeit wichtig genug, um gleichfalls einer besondern Behandlung völlige Arbeit zu geben. Dazu kommt, daß gewöhnlich solche Männer, welche der Bearbeitung letzterer Abtheilung vermöge ihres Berufs näher stehen und gewachsen sind, zu den eigentlich psychologischen Darstellungen weniger geneigt sind, so wie umgekehrt derselbe Fall eintritt.

Wir können indessen, sobald wir die Absicht, den Menschen als ein Ganzes zu schildern, durch den Gebrauch des Wortes Anthropologie angedeutet sehen, auch die Forderung machen, daß die Darstellung sich über alle Lebensverhältnisse desselben verbreite und ein harmonisches Ganzes ausmache. Die einzelnen Glieder dieser Darstellung dürfen also eben so wenig bis zu der in das genaueste Einzelne gehenden Weitläuftigkeit sich auslassen, welcher derjenige bedarf, dessen Beruf es insbesondere erfordert, gerade diese eine Seite des menschlichen Lebens zu erforschen; — die Physiologie z. B. darf nicht in der Ausführlichkeit abgehandelt werden, deren der Anatom und der Physiolog von Profession bedarf, denn diese Zweige müssen dann einer eigenen und erschöpfenden Bearbeitung unterworfen werden; — als, was selbst im erstern Fall unvermeidlich wäre, einer einseitigen Betrachtung darf Raum gegeben werden, um etwa in ein Gebiet vorzüglich auszuschweifen, in welchem der Vf. etwa besonders heimisch ist, wobei denn andere Verhältnisse des leiblichen oder geistigen Lebens des Menschen vernachlässigt würden. Wir verlangen also in der Anthropologie eine umfassende und harmonische Darstellung des Menschen für den Menschen, nicht für den Theologen, Juristen, Arzt, Anatom, Physiologen, Philosophen, Geologen, Zoologen, Physiker, Chemiker, u. s. w. allein, sondern für jeden so viel, als ihm als Mensch zur Belehrung und Aufklärung über sein Leben, über die Verhältnisse desselben wichtig ist, zur Genüge, und außerdem, was denjenigen, deren Beruf nicht eine erschöpfende Kenntniß einzelner Zweige erfordert, von dem Menschenleben zu wissen hinreichend ist. Der Jurist z. B. muß hier gerade soviel finden von Anatomie und Physiologie, als ihm in seinem Berufe als Richter nothwendig ist, für den Anatom von Profession darf es aber nur als übersichtliche Schilderung dastehen, u. s. w. Endlich müssen wir aber noch eines nach unserer innigsten Ueberzeugung unerläßlichen Erfordernisses erwähnen, welches aus dem Begriffe, den wir von der Anthropologie aufstellen, herfließt. Sie soll nämlich eine dem gegenwärtigen Zustande der Wis-

senschaft entsprechende Zusammenstellung der sichern, aus den Untersuchungen und Beobachtungen, der Natur und des Menschen geschöpften Resultate, durch eigenthümliche Reflexionen zu einem Ganzen verbunden, darstellen; sie soll sich aber enthalten, diese oder dergleichen Untersuchungen erst vor dem Leser auf- und auszuführen, indem dadurch eine Weitschweifigkeit des Werkes entsteht, die den Ueberblick des Lesers hindert, und indem dieser selbst in das Einzelne gezogen wird, was in der Anthropologie nicht stattfinden soll; sie soll sich überhaupt aller Untersuchungen, die in irgend ein bestimmtes Fach gehören, auf dem Papiere enthalten, indem ein Fach vor dem andern begünstigt wird, und eine übelstehende Disharmonie in dem Werke dadurch entsteht; sie soll sich endlich besonders hüten, unsichere und schwankende Hypothesen vorzutragen, einem bestimmten Systeme der Philosophie so unbedingt zu huldigen, daß nicht nur Inhalt, sondern auch Vortrag ganz nach der Schule eingerichtet ist. Das Publicum für eine Anthropologie muß immer als ein gemischtes gedacht werden, das viele Leser und selbst Leserinnen enthält, die nicht eigentlich gelehrte, wenigstens nicht schul- und philosophisch-gelehrte Bildung besitzen, die folglich nicht im Stande seyn können, Hypothesen von ausgemachten Sätzen, Irrthum von Wahrheit — zu unterscheiden, Leser, welchen die philosophischen Schulausdrücke und damit verbundenen Begriffe nicht bekannt oder doch nicht geläufig sind, die folglich von dieser Lectüre nichts verstehen, oder doch keinen Nutzen aus ihr schöpfen können. Eine in solchem Geist und solcher Sprache geschriebene Anthropologie hat keinen dauernden Werth, sie verliert ihn, so wie die Schulphilosophie, auf welche sie sich stützt, außer Credit kommt.

Auch sollte sich die Anthropologie besonders solcher Hypothesen enthalten, am wenigsten aber dergleichen zum Stützpuncte und zur herrschenden Idee des Ganzen machen und gleichsam an die Spitze stellen, welche vielleicht zwar durch Neuheit reizen, durch Scheingründe blenden, dadurch der Eitelkeit des Vf. schmeichelten, die aber in sich weder gehörig begründet, noch jemals begründet werden können, und doch mit einem bisher angenommenen vernunftmäßigen Glauben in einer Art von Mißverhältniß stehn, so daß aus diesem eine Beunruhigung der Gemüther entsteht, welche durch das Werk selbst nicht auf den Punct der innern genügenden Ausgleichung gebracht wird, und zu deren Befriedigung auch nicht jeder Leser genug Umsicht, Kenntniß, Streitkunst oder Selbstständigkeit besitzt. Glaube und Wissen gehen in dem Menschen nicht immer gleichen Schritt; das menschliche Gemüth ruht in den meisten am sichersten im Glauben, — im Glauben an die Wahrheiten und Hoffnungen, die ihm das Heiligste und Theuerste sind. Das Wissen, die Verstandeserkenntniß, geht oft irre, und wenn der Glaube ihm folgen sollte,

würde er eben so oft eine falsche Richtung nehmen, oder mit seinem Trost das Gemüth verlassen. Wo aber der Glaube das Gemüth verläßt, da zerfällt es in und mit sich selbst, es ist kein innerer Friede und keine Freudigkeit in ihm, denn das Verstandeswissen genügt ihm nicht, und anstatt der milden Lebenswärme tritt eine Todtenkälte in ihm ein. Aus diesem Grunde muß der Vf. einer Anthropologie für ein größeres Publicum sich hüten, mit Hypothesen aufzutreten, welche dem vernunftgemäßen Glauben der Menschheit verletzend nahe treten.

Was wir aber von jeder Darstellung verlangen, einen klaren, heitern, leicht verständlichen Vortrag, und daß alle Reflexionen zu einem bestimmten, offen vorliegenden Resultat, als dem Gewinn für die angewandte Mühe, dem Vf. in seinem Ideengang gefolgt zu seyn, muß um so mehr von einer solchen Schrift zu fordern seyn, die ihrer Ankündigung nach nicht blos für Gelehrte geschrieben seyn soll. Reflexionen, die zu keinem beruhigenden Resultat führen, wirken auf das Gemüth, wie Dissonanzen ohne Auflösung, wie eine Musik ohne Schluß in dem Grundton. So müssen auch Reflexionen, die zumal über außergewöhnliche Gegenstände, über die Größe und Wunder der Natur, so wie über auffallende Begebenheiten und Lebensverhältnisse des Menschen, angestellt werden, vorzüglich die dadurch entstehende Spannung in dem Gemüthe durch ein beruhigendes Resultat zur harmonischen Ausgleichung bringen; sonst bewirken sie blos ein starres Erstaunen und lassen ein unheimliches Grauen, das Gefühl von Nichtbefriedigung in dem Leser zurück, das ihm ein schlechter Lohn für seine Aufmerksamkeit ist.

Insofern nun das angezeigte Werk sich als eine Anthropologie ankündigt, können wir nach unserer, so eben ausgesprochenen Ueberzeugung von den Forderungen, die an eine solche zu machen wären, ihm diesen Rang nicht zugestehen, da es diesen Forderungen nicht hinreichend entspricht. Es ist kein harmonisches, über alle Lebensverhältnisse des Menschen sich gleichförmig verbreitendes Ganzes, in dem Verhältnisse, wie jedes dieser Verhältnisse zu dem Menschenleben es zweckgemäß bedarf. Der Vf. hat seit einer Reihe von Jahren in seiner Geistesthätigkeit eine entschiedene Richtung und Vorliebe für speculative Betrachtung der Natur, und dieser überläßt er sich auch hier in vollem Maße. Das Menschenleben muß allerdings in seinem Zusammenhang mit der dasselbe umgebenden Natur, in seinem Wechselverhältniß zu derselben betrachtet werden, und wir sind damit einverstanden, daß dies bisher zu wenig geschah, daß in den meisten Anthropologieen zu wenig auf das Wechselleben des Menschen mit der äußern Natur Rücksicht genommen wurde. Daß aber in diesem Werke, für jetzt noch abgesehen von der dem Ganzen zum Grunde liegenden speculativen Idee, der Betrachtung des

Lebens der äußern Natur zu viel Raum gelassen wird, fällt in die Augen, und vieles, was man mit Recht in einer Anthropologie erwartet, sucht man hier vergebens. Eine vorläufige nur flüchtige Uebersicht des Inhalts beider Bände wird dies Urtheil rechtfertigen.

Der erste Band enthält von S. 17 bis 292 (s. g.) geologische Anthropologie, in welcher man, außer einigen genialen Aeußerungen und witzigen Bemerkungen der Aehnlichkeit im Erdleben mit dem Menschenleben, natürlich nichts Anthropologisches findet. Dann folgt erst der Uebergang zur physiologischen Anthropologie, von S. 292 bis S. 454, welcher sich mehr mit Darstellung des Zusammenhangs der Revolutionsgeschichte der Erde mit der räthselhaften Menschengeschichte in der Urzeit beschäftigt, — zuletzt von S. 454 noch einiges über die Zukunft der Erde. Der zweite Band gibt nun erst von S. 1 bis 364 (s. g.) physiologische Anthropologie; man erwartet aber auch hier vergebens, daß der Vf. sich vorzüglich mit dem Menschen beschäftigen werde, denn über drei Viertheile von dieser Seitenzahl nehmen die Betrachtungen über das Leben überhaupt, die Vegetation, animalische Vegetation, die Insectenwelt, die Sinne überhaupt hinweg, und erst von S. 306 an wird von den menschlichen Sinnen gesprochen. Zuletzt noch von S. 365 bis 456 die Rubrik psychologische Anthropologie, unter welcher über das menschliche Geschlecht überhaupt, Entstehung des Menschen, Geschichte der Verbreitung über die Erde, die Raçen u. s. w. gesprochen wird.

Ueber den eigenthümlichen Bau des Menschen, eine zweckgemäße Anatomie, die nähere Angabe der organischen Functionen, den Zweck derselben, das gegenseitige Verhältniß derselben zu einander, über den geistigen Organismus, alles das, was wir in der Physiologie (zum Zweck der Anthropologie gehörig) zu erwarten gewohnt sind, über das gesellige Verhältniß der Menschen zu einander, über die geistige Einwirkung auf die Menschen, über die Verschiedenheit des geistigen und leiblichen Lebens im Menschen, über den wechselseitigen Einfluß beider auf einander, über die Wichtigkeit dieses gegenseitigen Einflusses für leibliche und geistige Gesundheit und Krankheit, die Hauptzüge der Abweichungen vom Normalzustande des Organismus, die Gründe der Möglichkeit und die verschiedenen Wege zur Wiederherstellung der Harmonie in demselben, — noch manches, was — wenigstens in den Hauptzügen in einer Anthropologie erwartet werden kann, fehlt hier. — Wie wenig dabei die Art der Behandlung der hier vorgetragenen Gegenstände, der Vortrag selbst, die dem Ganzen zum Grunde liegende speculative Idee unsern Forderungen an eine zweckmäßige Anthropologie entspreche, wollen wir nur kurz berühren und uns übrigens auf die folgende Darstellung

des Inhalts berufen, zugleich aber auch die Leser auf das Werk selbst hinweisen. Die Behandlung der einzelnen Gegenstände ist beinahe durchgängig ermüdend weitläuftig; dies erhellt zum Theil schon aus obiger Uebersicht des Inhalts. Wem — wer über Anthropologie lesen will, — kann es angenehm seyn, — zumal über Gegenstände, die gar nicht hierher gehören, oder nur in den Hauptzügen aufgeführt werden sollten, bis ins Einzelne sich durcharbeiten zu müssen, z. B. 110 Seiten über die Hypothese erst lesen zu müssen, daß der Kern der Erde metallisch sey? Der Vortrag des Vf. ist auch hier zu breit, oft dunkel, versteckt den eigentlichen Sinn unter — wenigstens scheint es so — gesucht dunkeln Ausdrücken, die oft als Widersprüche hervortreten, oft nur auf einer tief versteckten Aehnlichkeit beruhen, so z. B. die Vergleichung der Gediegenheit der Metalle mit — dem Gediegenen im Menschen, (I. S. 71) die Dammerde heißt, (II. S. 90) die universelle Pflanze, (II. S. 159) wird das Gehäuse der Schnecken völlig todt, von dem Leben durchhaucht genannt; die Insecten sind (II. S. 248) ganz Rückgrat — und zugleich nicht Rückgrat, u. s. f.

Die leitende Idee des ganzen Werkes ist die der Einheit des menschlichen Geistes und der Natur. Diese Idee soll schon, (S. 8.) wenn auch bewußtlos, den bisherigen Darstellungen der Anthropologen zum Grunde gelegen haben. Der Vf. führt die Anthropologieen von Loder, Ith, Kant und Ludwig's Naturgeschichte der Menschenspecies an. Besonders glaubt er diese Idee in der kantischen Anthropologie nachweisen zu können. Kant — sagt der Vf. S. 5 — unterscheidet zwar die Metaphysik mit großer Strenge von der Anthropologie, (die metaphysische Seele von der physischen) — dennoch wage er es nicht bestimmt zu läugnen, daß die letztere auch eine solche (eine besondere unkörperliche Substanz) sey. Selbst der innere Sinn, der sich selbst zu ergreifen sucht, finde nicht blos jene reine (metaphysische) Seele, sondern auch die physische, welche in jedem Menschen eine andere, oder anders modificirte zu seyn scheine. Trennen könne er beide nur durch Abstraction. — Da Kant selber in der teleologischen Urtheilskraft die Einheit der Vernunft im Menschen mit der Einheit der bildenden Kraft in der Natur ahnete, so wäre es natürlich, daß ihm diese Einheit, wo sie in dem Innersten des Menschen selbst sich offenbare, ebenfalls, ja noch entschiedener entgegentreten mußte. — Die menschliche leibliche Gestalt sey unmittelbar mit geistigen Functionen verbunden; das geistige und leibliche Daseyn erscheine als eine Einheit, nur durch Reflexion zu trennen; aber selbst diese vermöge die Trennung nie vollständig zu bewirken. Kant sehe wohl die Unmöglichkeit ein, (S. 7) das Geistige (z. B. in den Vorstellungen) mit dem Körperlichen in einen äußeren Zusammenhang zu bringen, — daß er aber dem ohn-

erachtet genöthigt sey, eine solche unmögliche physiologische Anthropologie der pragmatischen gegenüber zu stellen, beweise, welche Gewalt die Idee der wirklichen Einheit der Natur und des Geistes über ihn gehabt habe — u. s. w. Daß Kant über die Art der geheimnißvollen Verbindung des Geistigen im Menschen mit dem Leiblichen nichts Näheres zu bestimmen wagte, und daß er die Verbindung des Menschenlebens mit dem Naturleben erkannte, leuchtet allerdings aus seiner Anthropologie hervor, ohne daß man ihm zugleich die Ahnung der Idee einer Einheit beider unterzulegen Grund hätte. Diese Verbindung beider haben allerdings auch andere Anthropologen und alle Physiologen anerkannt, ohne Einheit der Natur und des Geistes daraus folgern zu wollen. Wir könnten noch mehrere, wollen aber nur Eschenmayer, Fries und Salat anführen, welche etwas Aehnliches noch bestimmter aufstellen, ohne daß man annehmen kann, daß ihnen die Idee der Einheit der Natur und des Geistes in dem Sinne, wie der Vf. sie hat, vorgeschwebt habe. Eschenmayer *) nimmt nicht nur für den menschlichen Organismus den Satz an, daß, wie der allgemeinen Proportion von Materie, Form und Wesen die drei Weltordnungen correspondiren, so auch im Organismus Materie und Geist durch die Form vereinigt seyen, — sondern er sucht auch in seiner angewandten Psychologie nachzuweisen, wie die drei Urideen des Geistes auch in der Natur zur Realität gelangt sind. Allein er unterscheidet genau und bestimmt die Objectivität, als ein der Seele Fremdes, dem Inbegriff der Natur, der Nothwendigkeit überwiegend zugehörig, von der Seele, als der Subjectivität, dem Uebergewicht des Freien. (§. 410). Fries (dessen Handbuch der psychischen Anthropologie, zweiter Band) nimmt gewissermaßen eine Einheit des menschlichen Geistes und Leibes an, indem er (S 8) behauptet, daß uns in den Geistesthätigkeiten und im körperlichen Leben dasselbe Wesen erscheine. Allein eines Theils unterscheidet er bestimmt die Thätigkeit der Seele im Leiblichen, als die äußere Erscheinungsweise durch den Lebensproceß des menschlichen Körpers, von der höhern Geistesthätigkeit des Menschen (S. 5), andern Theils ist nirgends eine Stelle zu finden, welche auf die Idee einer Einheit des menschlichen Geistes mit der Natur hindeutete; das Gegentheil finden wir in der sehr wahren Aeußerung (S. 2): „Wir bringen durch die Erkenntniß, daß Natur, Größe, Raum und Zeit dem ewig wahren Wesen der Dinge nicht angehören, die Ideen der ewigen Wahrheit nur in den Ideen des Absoluten, Freien und Ewigen in Verbindung mit unsern Ueberzeugungen, und so lebt uns die ewige Wahrheit nicht im Wissen, sondern nur im Glauben.“ Salat (s. dessen Lehrbuch

*) Psychologie. 1817.

der höhern Seelenkunde oder psychische Anthropologie, 1820) nimmt zwar auch eine wechselseitige Einwirkung von Geist und Körper an, (S. 224), die Physis wirkt auf die Psyche, diese wird von jener angeregt, — und diese regt hinwieder jene an) und führt die Betrachtung des Psychischen in seinem Verhältnisse zum Physischen sehr vollständig durch; allein er ist so weit davon entfernt, eine Einheit der Natur und des Geistes anzunehmen, daß er vielmehr auf eine Unterscheidung des Geistigen (Göttlichen) im Menschen von dem Leiblichen (seiner Physis) sehr bestimmt dringt und gegen die Mischung beider eifert. — Der Mensch kann in Verbindung und wechselseitiger Einwirkung mit der Natur gedacht werden, ohne daß man eine völlige Einheit des menschlichen Geistes annehmen muß, und deswegen können allerdings sowohl die letzt genannten als die vom Vf. angeführten Männer ein besonderes, der leiblichen Erscheinung zum Grunde liegendes geistiges Princip (Einheit einer physischen Seele mit dem Körper), selbst eine Einheit des leiblich bildenden und des höhern geistigen Wesens angenommen haben, ohne darunter Einheit des menschlichen Geistes mit der Natur überhaupt zugeben zu wollen; denn auch im letztern Fall kann immer noch der menschliche Geist als unterschieden von der Natur und über diese hinausgehend gedacht werden.

Diese Idee, aus der neuern s. g. Naturphilosophie oder Identitätsphilosophie geboren, ist aber auch keineswegs geeignet, die Grundlage einer Anthropologie zu werden. Sie ist eine unsichere und zweideutige Hypothese, kann als ein noch nicht einstimmig angenommenes, ausgemachtes Resultat in eine solche nicht aufgenommen, vielweniger zur leitenden Idee angenommen werden. Eine solche Hypothese gehört in eine metaphysische Abhandlung, blos für die Philosophie in der Schule. Die Entstehung des Menschen, sein inneres Wesen, die Erscheinung seines leiblichen Wesens in Verbindung seines höhern Geistes wird uns in diesem Leben immer ein Geheimniß bleiben. Meinungen können darüber vorgetragen, es kann dafür und dawider gestritten werden, aber nicht vor dem ganzen gemischten Publicum, sondern da, wo dergleichen Verhandlungen hingehören, in der Schule. Noch weniger dürfen hier Meinungen, wie jene s. g. Idee, vorgetragen werden, denn diese Idee ist so wenig, wie die Identitätsphilosophie überhaupt, frei von dem Vorwurf, daß sie zum feinern Materialismus, oder wie ihr Vorgänger, der Spinozismus, zum Atheismus, führen könne, (könne — sagen wir, ohne behaupten zu wollen, daß sie es müsse) daß sie folglich das, was dem Menschen am heiligsten und theuersten ist, gefährde, und dies besonders bei denen könne, welche, ohne eigentlich schulgelehrte philosophische Ausbildung, nicht gewohnt sind, philosophische Hypothesen gehörig zu würdigen, welche nicht daran denken,

wie in der Schule die Meinungen von jeher gewechselt haben, wie mitunter gar wunderliche Vorstellungen hier aufgesprossen, und bald wieder in ihr Nichts zurückgesunken sind; bei solchen, deren Glaube im Gemüth noch nicht fest gewurzelt und über das ganze geistige Leben sich verbreitet hat, denen noch nicht klar geworden ist, daß nur der (ächte) Glaube zu Gott führt, der Verstand aber mit seinen Meinungen, mit seinen Irrthümern in seiner Beschränktheit den Menschen häufig von Gott abführt.

Wir wollen damit keinesweges dem Vf. den Vorwurf machen, als wenn bei ihm die Absicht vorwalte, durch diese Idee einem feinen Materialismus huldigen zu wollen. Der Vf. gehört unter die, welche das Verwerfliche, was in der Identitätslehre steckt, erkennen und sich davon zu befreien streben, ohne das Ganze lassen zu müssen. Er scheint uns zu dieser Lehre in demselben Verhältnisse zu stehen, wie weiland die Bearbeiter der Erregungstheorie zu der reinen Brownschen Lehre. Auch diese suchten der Einseitigkeit und Mangelhaftigkeit desselben durch die Masse von anderweitig schon vorräthigen Kenntnissen abzuhelfen, und den daraus resultirenden nachtheiligen Folgen vorzubeugen, und es dadurch, um seiner übrigens nicht abzuleugnenden Genialität willen, in Ehren und zum Gebrauch zu erhalten. Allein sie mußten endlich, troz vieler angewandten Mühe, Abfassung dickleibiger Bände, vieler Verhöhnung Andersdenkender, doch abstehen, weil sie das, was in sich den Keim der Verderbniß hatte, durch den Aufwand vieler Gelehrsamkeit und Streitkunst nicht vollkommen machen konnten. Die Zeit übte ihre Rechte über diese Theorie (mit Unrecht System genannt) wie über jedes Menschenwerk, und es verschwand, — doch nicht ohne auch etwas Gutes bewirkt zu haben. Die Identitätslehre hat etwas Verwerfliches in sich, und dies wird der Keim zu ihrem Untergang. Auch diese Idee des Vf., über deren Werth oder Unwerth wir jezt noch nicht urtheilen wollen, ist aus ihr entsprungen. Der Vf. erkennt wahrscheinlich dieses und sucht sie über ihren Ursprung gleichsam zu erheben: er nimmt einen persönlichen Gott an, er sucht die Persönlichkeit und Freiheit des Menschen zu retten, er stellt den Menschen an die Spitze der Natur, er macht ihn zur höchsten Blüthe des enthüllten Erdlebens u. s. w. Dies alles geschieht mit einer großen Weitläuftigkeit, mit einer Masse von Naturkenntnissen, mit imponirenden, dunkeln, mystischen, tiefsinnigen Phrasen, mit blendendem Witz und Scharfsinn, mit genialen Bildern der Phantasie, und (— für den Augenblick um so schlimmer) gibt dadurch seiner Hypothese den Anstrich des Empfehlenden, der Wahrheit. Wird aber dadurch nicht Mancher, der nicht fest steht in seiner bessern Ueberzeugung, jezt schließen: Ist der Mensch Eins mit der ganzen Natur, so verschwindet er in dem All, wie ein Nichts, so ver-

sinkt er, wie das Moos, wie das Infusionsthier, denn längere oder kürzere Zeit kommt hier nicht in Betrachtung, und steht der Mensch als höchstes Naturproduct höher, wie andere, so ist dadurch nur sein Fall um so schrecklicher für ihn. Wir wiederholen es, daß dies nicht in der Absicht des Vf. liegt, vielmehr will er eben diesen Gedanken, sie scharf ins Auge fassend, entgegen arbeiten. Seine Anthropologie will (S. 8. ff.) „durch die Betrachtung der erscheinenden Natur die äußere Gewalt der Erscheinung, als einer solchen, vernichten, indem sie die innere, unendliche Naturfülle des menschlichen Daseyns entwickelt; will eben zeigen, daß die Natur, in ihrer höchsten Bedeutung genommen, nichts der Freiheit, dem Geistigen, ja dem Göttlichen in dem Menschen Fremdes, daß sie vielmehr, im tiefsten Sinne des Worts, das Geheimniß seiner höheren Natur in sich verbirgt, in der Vergänglichkeit das Unvergängliche, in der scheinbaren Entfremdung seine wahre Heimath. Nicht so, als wenn die Vergänglichkeit der erscheinenden Welt das Räthsel seines Daseyns löste; so vielmehr, daß diese Lösung erst hervortritt, wenn der Schein der Erscheinung durchbrochen wird." — Wenn aber nun die Leser (wie von vielen, für welche eine Anthropologie bestimmt ist, zu erwarten steht) es gerade so nehmen, daß eben in dieser Vergänglichkeit der erscheinenden Welt auch die Bedeutung des Menschenlebens als Naturlebens zugleich mitgegeben sey? Wenigstens werden nicht viele sich es mit dem Vf. klar vorstellen, wie die wahre Lösung erst hervortritt, wenn der „Schein der Erscheinung" durchbrochen ist. Und schwerlich wird es für die meisten Leser anders seyn, als wenn Ein Räthsel (welches einmal als Geheimniß anerkannt, und dessen Aufklärung mit Gott ergebenem Gemüth erst in einer höhern Zukunft erwartet wird) durch eine Menge anderer gelöst werden soll. Das Geheimniß in dem Verhältniß des Menschen zur Natur malt der Vf. einmal sehr furchterregend (S. 9), dann wieder (S. 15) freundlicher aus, beides, um dadurch darzuthun, wie sich der Gedanke, daß der Mensch Eins sey mit derselben, sich aufdringen müsse. Das speculative Interesse, sagt er (S. 9), sey keinem Menschen, der nur über sich selbst nachzudenken anfängt, fremd. Sein Verhältniß zur Natur dränge sich ihm auf. Erscheine sie ihm fremd, dann sey er unvermeidlich ihr Knecht. (Dies ist ganz und gar nicht nothwendige Folge. Unter denen, die, so lange Menschen über sich und den Einfluß der sie umgebenden Natur nachgedacht haben, sich bis jetzt noch nicht für Eins mit derselben genommen haben, sind gewiß sehr viele, und gerade um so mehr, welche demohngeachtet die ursprüngliche Freiheit des Göttlichen in ihnen anerkannt und bewahrt haben. Und ist denn nicht schon der Kampf des Menschen gegen die Lockung der Begierden, sein Niederdrücken der Leidenschaften, der Sieg des Edle-

ren über das Unedle, ja selbst die Erhaltung des Menschenlebens in dem Schutz gegen die Einwirkung des äußern stürmenden Naturlebens, u. s. w. Beweis genug des Gegentheils?) „Die große, erhabene Ordnung — sagt der Vf. weiter — das quellende Leben in Allem, zieht ihn unwiderstehlich an, und ihre Strenge stößt ihn zurück. Unbekümmert um unsere Freude und Kummer, geht sie ihren unwandelbaren Gang, richtet sich nicht nach unsern Wünschen, zertrümmert erbarmungslos unsere schönsten Hoffnungen. Ja, in das Innerste der Seele drängt sie sich hinein, erregt, wie ein lockender Dämon, Begierden, die wir nicht abweisen können, und je reicher sie scheint, je harmonischer Gebirg und Luft und Meer und Pflanzen und Thiere in glühender Eintracht ein überschwengliches Leben entfalten, desto furchtbarer scheint sie den freien Geist in ihre Fesseln, wie durch geheimen Zauber, fest zu bannen, durch ein grausames Spiel das geistige Auge verschließend, indem sie höhnend die Fülle aller ihrer Reichthümer für die Stumpfsinnigen ausbreitet." Eine Probe von den Phantasiegemälden des Vf. Die Natur geht ihren unwandelbaren Gang. In ihr waltet das Gesetzmäßige. Wie kann sie sich den Wünschen der Menschen fügen, die sich tausendfach kreuzen! Wir müssen indessen noch mehr von dem Vf. anführen, um zugleich darzuthun, wie er selbst die Freiheit des Menschen hervorzuheben sucht, um zugleich ihm in Hinsicht der Absicht bei seiner Darstellung Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. (S. 10 ff.) Ist die Natur uns fremd, sagt der Vf., waltet ein anderer, fremder Geist in ihr, wie können wir von Freiheit träumen? (Daß die Natur uns ganz fremd sey, wird auch Niemand behaupten. Es waltet ein Geist in ihr, der dem unsern verwandt ist. Jeder Physiolog erkennt ja schon die Verbindung des menschlichen Körpers mit der Natur, jeder Psycholog den Einfluß derselben auf den Geist des Menschen, aber dies ist noch nicht Einheit des Wesens beider.) Können wir die äußere, eiserne Nothwendigkeit abwehren, die uns festhält, welche die Zeit bestimmt, deren Verirrungen wir theilen, das Volk, dessen Schranken wir anerkennen, die Aeltern, deren Fehler wir erben müssen? Nicht blos, wie dieser Mensch geboren wird in einer heitern Umgebung, unterstützt wird von belehrenden Mustern, sein Verstand erleuchtet, sein Wille veredelt, seine Begierden gemäßigt werden durch die ordnende, erhaltende Welt, die ihn trägt, während ein anderer düster hingeworfen ist in eine unklare Welt, die durch Täuschungen aller Art seinen Verstand verfinstert, seinen Willen verpestet, seine Begierde unmäßig steigert, — ängstigt und quält den Menschen, der mit gleicher Liebe sich und das Geschlecht umfaßt. Mehr noch jene schauderhafte Gewalt der Natur, die aus ihrer reichsten Fülle eine furchtbare geistige Armuth entwickelt, daß das, was ein Segen scheint,

ein Fluch wird, der hart und grausam auf ganzen Geschlechtern ruht und jede höhere geistige Blüthe wie mit einem verpestenden Hauch streift. Wer die Freiheit in der Nothwendigkeit, die das ganze Geschlecht umwindet, retten will, der darf es nicht scheuen, diese in ihrer härtesten Gestalt ins Auge zu fassen. Wie ist die Freiheit in den verwahrlosesten Raçen zu retten? Dieses ist das wahre höchste Problem der Anthropologie, nicht gelöst durch metaphysische Untersuchungen über das Wesen der Freiheit. Indem wir das ganze menschliche Geschlecht in den räthselhaften Verschlingungen seines Daseyns betrachten, wird die ganze Gewalt der Natur in die Mitte des Geschlechts versetzt. Es muß mit ihr gerettet werden; ohne sie kann es nicht gerettet werden; als kämpfend gegen sie, eben so wenig." — Das Schicksal eines jeden Menschen, das innerste, heiligste, ist mit dem Schicksale des ganzen Geschlechts auf das innigste verflochten. Selbst in den Wahnsinnigen ist die Freiheit zwar für die Erscheinung verdrängt; aber es liegt schon in dem Begriffe des Wahnsinns, daß sie nicht als vernichtet betrachtet werden kann. Eine jede mögliche psychische Heilkunde gründet sich auf die Voraussetzung, daß Spuren der Freiheit noch vorhanden sind. Diese nämliche Voraussetzung, ja, der heiligste Glaube, daß sie das Gesammtgut des Geschlechts sey, durchdringt jene frommen Männer, die, allen äußern Gütern der Erde entsagend, sich der Bekehrung wilder Stämme widmen. Befreiet kann nur werden, wer ursprünglich frei ist."

(S. 11). Auch in uns selber erkennen wir die tiefgreifende Gewalt der Natur, und zwar, je reiner und klarer wir unser Daseyn fassen, desto vollkommener zeigt sich eine unüberwindliche Bedingung, eine besondere Form des Daseyns, die so ganz mit uns selber gegeben ist, daß der Thor, der ihr zu entrinnen sucht, eben dadurch ihre Gewalt über ihn am deutlichsten darthut und als eine Verzerrung offenbart, was da, wo Freiheit und Natur in völliger Einheit eine erhabene Sicherheit des Daseyns erzeugt, die heiterste Gesundheit ist. Dieser Genius in uns, die erzeugende und bildende Kraft, die hier in größeren, dort in kleineren Kreisen, allenthalben mit ursprünglicher, geheimnißvoller Sicherheit waltet, — das Talent des Menschen — müssen wir, in einer Rücksicht Natur, und zwar ganz und gar Natur nennen, uns, der Erscheinung nach, gegeben, wie alle äußere Bedingungen des Daseyns, — in einer andern Rücksicht aber Freiheit, ja so ganz und durchaus Freiheit, daß der Mensch nur frei erscheint, insofern er sich jener bildenden Thätigkeit ganz ergibt." —

Der Künstler, der Dichter, wie jeder Mensch, der sein Daseyn klar ergriffen hat, (S. 12) „fühlt er sich durch die besondere, eigenthümliche Bestimmtheit seiner geistigen Thätigkeiten etwa beengt?

Ist sie eine Kette, die er zersprengen, oder eine Verführung, die er abweisen soll? Allerdings ruht in einem jeden Talente, wie in allem Daseyn, insofern es erscheint, eine geheime Verführung: ist diese aber eins mit jenem? Fühlt der Mensch sich nicht befreit durch diese Bestimmtheit seiner Natur, geheiligt selber durch die Einheit mit ihr? — Dieses tiefe Gefühl, daß die Form des Daseyns eine über aller Erscheinung liegende Gabe sey, — ist es nicht die Quelle, wie der Freiheit, so des Glaubens und der heiligsten Religiösität?" — Ueber das Verhältniß der Sinne zum Verstande in Beziehung auf die äußere Erscheinung sagt der Vf. (S. 14): „Die Sinne eröffnen uns eine unendlich reiche Natur; die Fülle ihres Lebens drängt sich uns auf, ja, wir erblicken durch ihre Herrlichkeit hindurch eine erhabene Intelligenz, deren schaffender Geist, so scheint es, sich in uns wie außer uns offenbaren will. Der ordnende Verstand verwandelt diese Offenbarung in eine bloße Erscheinung, zieht alles in getrennte Formen der Anschauung hinein, beurtheilt alles nach den engen Regeln des blos reflectirenden Verstandes, und jener überschwengliche Reichthum selber verkehrt sich in die dürftigste Armuth. Eben was uns in der Natur am meisten anzog, was ein heiliges, tiefes Gefühl uns als den innersten Schatz des Daseyns ganz nahe brachte, erscheint in unerreichbarer Ferne, und jene erhabene Intelligenz ist keine, ist wenigstens für uns keine, sie scheint nur, sie ist für das Gefühl nur als Schein, sie bleibt dem Verstande ewig fremd, absolut fremd, weil sie nie Erscheinung werden kann. Aber jenes Gefühl, welches uns in die Fülle der Natur versenkt, jenes heilige, reine Frühlingsgefühl, welches das quellende Leben der Natur, als das eigene, umgibt, und alle Reichthümer, als unsere, ist das Fundament der Anthropologie. Wer dieses Gefühl, das reinste, das herrlichste, das tiefste des Menschen, welches ihn nie ganz verläßt, welches eine wunderbare Freudigkeit über sein ganzes Daseyn verbreitet, festzuhalten vermag, der entdeckt unmittelbar, daß hier die Quelle seiner wahren Freiheit, der Punct ist, wo jene Scheinfreiheit, die er durch den trennenden Verstand, durch die selbstsüchtigen Begierden im Gegensatz gegen die Natur thöricht behaupten möchte, völlig vernichtet wird, wo alle Ketten zersprengt, alle Wünsche erfüllt sind, alle Sehnsucht gestillt ist, indem das selig erweiterte Gefühl sich in und mit dem All über allen Wechsel des irdischen Daseyns erhaben fühlt." (?)

Endlich (S. 15) widerspricht der Vf. noch bestimmt der Folgerung, die man aus dieser Ansicht, welche den Menschen mit dem All der Natur verschmelzen würde, zur Begünstigung des Materialismus herleiten könnte. „Frage dich doch selbst, wenn Himmel und Erde mit aller Herrlichkeit sich an dein Herz drängt, wenn im erquickenden Frühlingssonnenschein alle schlummernde, heilige Gefühle

deiner Seele dir wie Frühlingsblüthenknospen erscheinen, und jede stille Blüthe wie ein sehnsuchtsvoller Blick der eröffneten Erde nach dem ewigen Lichte, — ob nicht die Erde selbst dich wie ein befreundeter Geist begrüßt? ob du irgend etwas von jener Trennung der Dinge von den Gedanken findest, die ja erst den Materialismus erzeugt? (?) Der Materialismus ist ja erst die Aftergeburt eines verirrten Denkens, eines vielfach, durch geheime Schuld, in sich zerrissenen Gemüths. Erst wenn der Mensch sich selbstsüchtig trennt von der Natur, trennen sich die Dinge; und wie die Dinge, einmal getrennt, nur durch ein strenges Gesetz, dem Leben, der Liebe fremd, auf einander bezogen werden können: so kann auch das Denken, die getrennte Seele, nur äußerlich bezogen werden auf die Dinge; und da diese als das Ursprüngliche erscheinen, so muß der Mensch, als unterwürfig, als Product seines eigenen Schattens, als das Erzeugniß seines eigenen Gespenstes erscheinen. — Aber was hat jenes reine Gefühl, am heitersten und lebendigsten in den unschuldigsten Gemüthern, mit jener Sünde eines verirrten Denkens gemein? Habt ihr einen andern Ausdruck für jenes Gefühl, als Andacht, Religion, heilige Zuversicht und Glauben?" —

Ob nun dieses Gefühl sich festhalten lasse, ob es möglich sey, durch eine Betrachtung der Natur ihr inneres Wesen, zwar nicht in seiner Unendlichkeit und Fülle ganz zu fassen, aber doch als eins mit unserm Wesen zu erkennen, dazu hat nun der Vf. den Versuch mit dieser Anthropologie gemacht.

Daß eine solche Hypothese aber nicht der Gegenstand einer Anthropologie seyn soll, haben wir oben schon berührt, weil sie nicht allgemein angenommenes sicheres Resultat bisheriger Forschungen, im Gegentheil schwankend und irreführend ist. Daß sie das erstere sey, erhellt daraus, weil sie in dieser Anwendung und Allgemeinheit noch von keinem der bewährtesten Anthropologen aufgestellt und angenommen worden ist, und sich vieles dagegen einwenden läßt. Wir haben des Vf. Worte größtentheils selbst angeführt, theils um den Lesern, welche noch nicht mit dessen Darstellungsweise bekannt sind, von derselben sogleich eine Probe zu geben, theils um sie mit seiner Ansicht vertraut zu machen, und erlauben uns nun noch, in genauer Beziehung auf das eben Angeführte, einige Bemerkungen darüber.

Die Hauptidee des ganzen Werkes, das Band, welches alle die ausführlichen geologischen, physiologischen u. a. Abhandlungen zu einer Anthropologie verbinden soll, ist die Hypothese der Einheit des Menschengeistes mit der Natur. Auch schimmert diese Hypothese allenthalben hindurch, und da, wo der Leser sie gar nicht suchen würde, hebt sie der Vf. in Vergleichungen, sollte sie auch nur auf Wortspielereien (z. B. bei der Gediegenheit der Metalle mit dem Gediegenen im Charakter des Menschen) beruhen, hervor. Wir

haben schon oben erwähnt, wie wir den Ursprung dieser Hypothese aus der neuern Naturphilosophie herleiten müssen. In dem Vf., welcher im Geiste dieser Philosophie sich mit der Untersuchung der Natur vorzüglich beschäftigt, auch seit einer Reihe von Jahren (S. die Vorrede) die Anthropologie in demselben Sinne, wie er sie in vorliegendem Werke behandelt, vorgetragen hat, (also ganz als integrirenden Theil der eigentlichen Naturgeschichte des Erdlebens, wenn auch als den s. g. Schlußpunct desselben) setzte sich auf diese Weise die Vorstellung fest, daß in dem Menschen, so wie in den übrigen Naturwesen, geistiges und leiblich erscheinendes Leben Eins sey; und da das leibliche Leben des Menschen, in seiner Verbindung mit dem Naturleben vereinigt, d. h. nach dem Vf. als Eins, erscheint, so muß nothwendig auch der Geist desselben mit der Natur als Eins angenommen werden. Daß aber der Mensch von den übrigen Naturwesen, und besonders von den höhern Thieren nicht etwa blos gradweise, sondern specifisch verschieden sey, behauptet der Vf. selbst an mehreren Orten seines Werkes; dann aber bestimmt er auch wieder diese Verschiedenheit blos durch das Hervortreten der Persönlichkeit auf der dritten Stufe, als das Höchste, die Blüthe des Erdenlebens. Wir können aber dieser Hypothese des Vf. von der Einheit des Menschengeistes mit der Natur, abgesehen davon, ob sie für eine Anthropologie geeignet sey, oder nicht, schon für sich nicht beistimmen. Worin besteht denn nun das eigenthümlich Verschiedene in dem Menschen von den auf den untern Stufen der Persönlichkeit befindlichen Naturwesen? Die weitere Erklärung darüber (z. B. II. B. S. 363 4.) und die Vermengung des mystisch-Religiösen von der Erlösung mit dem Physischen kann hier nicht genügen und würde wahrscheinlich dem Vf. selbst nicht genügen, hätte er sich mehr mit der Untersuchung des höhern geistigen Lebens des Menschen, als mit den physischen Lebensverhältnissen desselben und mit den verschiedenen Zweigen der eigentlichen Naturgeschichte beschäftigt. Was ist denn die ewige Persönlichkeit in uns? Doch wohl das höhere Geistige, Psychische, das Göttliche in uns. Was ist denn aber das Göttliche in uns, ist es etwa blos eine Redensart? Sind wir nicht wirklich aus Gott geboren, ist nicht Gott in uns, sind wir nicht näher zu Gott verwandt, als das Thier? Der Mensch hat ja Gott nicht erfunden, aber er hat ihn gefunden in sich, durch den Glauben, durch die Tugend und Frömmigkeit. Ist denn etwa Gott auch Eins mit der Natur? nämlich mit dem uns sichtbar erscheinenden körperlichen Weltleben? Keinesweges. Vielleicht auch nicht in dem Sinn der Allphilosophie, wenn sie recht verstanden wird. Wer aber den Menschengeist mit der Natur für Eins hält, der muß auch Gott mit der Natur für Eins annehmen, oder er trennt den Menschen eben so von Gott, als die übrigen Naturwesen. Gott ist wirksam in der Natur, er hat die

Welt geschaffen, er läßt das Leben in unendlicher Mannichfaltigkeit sich entwickeln nach den Ideen, die er als Kräfte und Gesetze in diese Natur gelegt hat, nach welchen auf nothwendige und gesetzliche Weise nun alle Entwickelungen und Lebensbewegungen vor sich gehen. Er ist aber über der Natur als Schöpfer, als ewig freies, höchstvollkommenes Wesen, als ewiger Inhaber der Ideen. Der Mensch ist in Gott, als ein Gott ähnlicher, vernünftiger Geist, mit Freiheit und Selbstständigkeit versehen. Er ist in der Natur, als leibliches Leben, mit dem Erdleben in Verbindung gesetzt. Was hilft uns, was erklärt uns die Vermengung der Natur-Nothwendigkeit und der Freiheit? Wie kann die Freiheit aus der Nothwendigkeit hervorgehen? Und woher sollte dem Menschen dann der freie, ewige, vernünftige Geist kommen? Wir können das Ursprüngliche, Ewige, Göttliche im Menschen jetzt nicht ergründen, eben weil es das ist. Aber die Thätigkeiten im geistigen Leben können wir uns bei gehöriger Aufmerksamkeit auf unser Inneres so vorstellen, wie sie sind, wie sie vor sich gehen. Die Thätigkeiten des leiblichen und Naturlebens aber sind und bleiben uns essentiell hier verborgen, nur formell werden sie uns offenbar, weil wir von diesen nur durch die sinnlichen Wahrnehmungen, von jenem aber durch die geistige Anschauung in uns selbst Kenntniß bekommen. Wenn der Menschengeist, in seiner höhern Würde, mit seinem höhern Vermögen, Eins wäre mit der Natur, so müßte er von dem innern Leben der Naturdinge, von dem Vorgange der innern Functionen derselben, insofern diese den äußerlich erscheinenden Veränderungen vorangehen, unmittelbare geistige Anschauung haben können. Das Verhältniß des höhern geistigen Lebens in dem Menschen zu seinem leiblichen, und durch dieses zu der Natur, ist und bleibt wohl für uns jetzt in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt, und keine Vorstellungsweise, die wir darüber aufstellen, wird dieß ganz aufhellen. Wenn es aber Thorheit ist, das Höhere wegzugeben, um das Geringere zu erhalten, so können wir auch, zumal wenn wir die Wahl unter mehreren Theorieen haben, keiner beistimmen, die eine Aufklärung über die Verhältnisse des Geringern erleichtert, aber zugleich die des Höhern herabzieht oder doch die Vorstellung von der Würde desselben schwankend und unsicher macht. Die Neuheit einer solchen Lehre (wenigstens für das größere Publicum), die Art des Vortrags kann wohl eine große Menge von Lesern anziehen, die Fülle von interessanten Gegenständen, die ihnen zugleich mit vor die Augen geführt werden, kann sie blenden, der Denker aber läßt sich dadurch nicht irre führen und sucht vor allem, zu welchen Resultaten die Hauptidee durch weitere Folgerungen hinführen muß oder doch führen kann. Wir können aber auch deshalb nicht anders, als solche Darstellungsweisen für nachtheilig halten, welche, wie die gegenwärtige s. g. An-

thropologie, für ein gemischtes Publicum bestimmt, unter vielem Wahren und selbst Vortrefflichen so manches Irrige mit vorbringt, ja selbst jenes zur Unterstützung und Begründung des letztern benutzt; wo dann noch dazu blühender Vortrag, lebhafte Phantasiebilder, die sich jedoch nicht selten in Träumereien verlieren, dunkle, scheinbar tiefsinnige Phrasen u. dergl. m. die Darstellung desto reizender und verführerischer machen. Wir beziehen uns desfalls nicht nur auf die schon mitgetheilten, sondern auch auf unzählige andere im Verfolge des Werkes vorkommende Stellen, von denen wir weiterhin noch einige mittheilen werden. So ist z. B. allerdings der Mensch durch sein leibliches Leben in der innigsten Berührung mit der ihn umgebenden Natur, er fühlt sich in ihr mit jedem Athemzuge, das Bedürfniß des Leibes führt ihn zu ihr; allein er erhebt sich auch über sie durch sein geistiges, höheres Leben, er trennt sich von ihr durch sein Selbstbewußtseyn, und wir halten es für Einseitigkeit und Irrthum, wer von jenem Verhältnisse auf Einheit des Menschengeistes mit der Natur schließen will. Ferner sind die Eigenthümlichkeiten des Menschen überhaupt nicht von der irdischen Natur allein bestimmt, sondern von der Verbindung des Psychischen im Menschen mit dem Physischen in ihm; die Eigenthümlichkeiten der Völker sowohl als der Individuen werden theils von den Verhältnissen ihrer Umgebungen, theils von ihren Entwickelungsverhältnissen bestimmt, sind übrigens so zusammengesetzt, daß der, welcher diese dunkle Region durchaus erforschen wollte, sich unnützerweise in ein Labyrinth verirren würde, woraus der beschränkte Verstand ihm keinen Ausweg zeigt. Soviel aber können wir annehmen, daß es eben so einseitig geurtheilt ist, wenn wir die Eigenthümlichkeit des Menschen als blos von der äußern irdischen Natur hervorgebracht ansehen wollten, wozu uns die Betrachtung der noch auf niedern Stufen der Ausbildung befindlichen Menschheit, der s. g. Wilden, der Raçen (nach dem Vf. I. 10, II. 388 ff.) verleiten könnte, als wenn wir sie blos von psychischen Ursachen — nach Betrachtung der zu den höhern Stufen entwickelten Menschen — ableiten wollten. Wir müssen uns begnügen, nur die Grundzüge einer — die innern und äußern Einwirkungen aufnehmenden — Theorie entwerfen zu können, ohne das Einzelne, das uns in unergründbares Dunkel führen würde, zu verfolgen. Eben so dürfen wir von dem Gefühl, das uns auf eine eben so innige als verschiedene Weise bei unserm Leben in der Natur, besonders bei besondern Vorfällen in derselben, bei besonderer eigenen Stimmung, oder einem im gewöhnlichen Gang des Naturlebens sich auszeichnenden Verhalten desselben ergreift, nicht einseitig urtheilen. Die aufgeregten Elemente, der Sturm des Gewitters, die heftigen Explosionen des Erdlebens erfüllen uns mit Unruhe und Schrecken; das friedliche, ruhige, in Harmonie gleichmäßig fortschreitende Erdle-

ben, der heitere Himmel, die blühende Vegetation erwecken in uns das Gefühl von Wohlbehagen; es macht uns Vergnügen, diese Natur anzuschauen, die erquickende Luft einzuziehen. Ein Beweis, wie sehr unser leibliches Leben mit dem äußern Naturleben in Verbindung steht, aber nicht von Eins seyn des ganzen (geistigen so wie leiblichen) Menschen. Theils ist jenes Gefühl ursprünglich rein körperlich, theils rein geistig, theils vermischt, — dann aber kommt dabei sehr viel auf die individuelle körperliche Beschaffenheit, geistige Stimmung und Ausbildung an. Nach einem schwülen Tage z. B. ist uns die kühlere Abendluft erquickend, der heitere Abendhimmel, die nach einem Gewitterregen erfrischte Pflanzenwelt gewährt uns einen angenehmen Anblick, der mehrere ähnliche Vorstellungen in uns hervorruft, das Anschauen eines schönen Gemäldes erfreuet uns und verschafft uns behagliche Gefühle. Indessen sind diese Einwirkungen weder bei jedem Menschen sich gleich, noch nothwendig. Dem kränklichen, dem ältern, dem vorher schon fröstelnden Menschen ist die Abendkühle nicht erquickend, bei langer Trockenheit der Witterung erregt der heitere Himmel keine angenehmen Vorstellungen, das Anschauen einer schönen Landschaft, eines schönen Gemäldes erfordert eine heitere Stimmung, innere Ruhe, Empfänglichkeit für Naturschönheit, selbst einen gewissen Grad von höherer geistiger Ausbildung, denn der noch rohe, ungebildete Mensch bleibt ungerührt von ihnen. Das tiefere, das ganze Gemüth des Menschen ergreifende Gefühl vom Anschauen der Natur ist die verborgene Ahnung der der Natur im verborgenen zum Grunde liegenden innern Bedeutung, der Ideen, welche dadurch in dem Erdleben dargestellt werden. Der Mensch ahnet in ihr die Wirksamkeit des göttlichen Wesens, den Ausdruck seines allmächtigen schöpferischen Willens, er sieht in ihr die sichtbare Darstellung der Unendlichkeit der unsichtbaren Lebensideen, als der wahren Lebensgeister. Dieses Ansprechen des Unsichtbaren in der Natur an den höhern Sinn des Menschen ist es, was ihm das tiefe unnennbare Gefühl beim Anblick des Schönen und Erhabenen in der Natur erregt. Dies Gefühl aber steht sehr im Verhältniß der geistigen und gemüthlichen Entwickelung und Ausbildung des Menschen, obwohl wir es keinem Menschen absprechen können, indem es sich auch bei dem Ungebildeten, wenn gleich nur schwach rührt, — so können wir doch behaupten, daß es nur bei dem, dessen höhere Geisteskraft sich schon entwickelt hat, recht lebhaft erscheint und zum höhern Bewußtseyn gelangt. Der rohe Naturmensch, gerade der, welcher nach seinem leiblichen Leben noch inniger in die Natur versenkt ist, hat es weit weniger. — Könnte dies Gefühl überhaupt entstehen, könnte es zu der Lebendigkeit gelangen, könnte das Bewußtseyn es erfassen und sich in ihm von der betrachteten Natur unterscheiden, wenn der menschliche Geist mit dieser Natur Eins

wäre? Wenn er es wäre, wenn er ein Product der Erde, wenn auch das Höchste derselben, der Schlußpunct des entwickelten Erdlebens (I. B. S. 179, 280, 345, 409 u. s. w.) wäre, so würde er derselben ganz angehören, er wäre das höchste Thier, man nenne es übrigens, wie man wolle, sein Organismus wäre die höchste Wiederholung des Planetarlebens, aber der geistige Mensch würde sich von der Natur nicht abscheiden durch das Selbstbewußtseyn der Persönlichkeit, er würde in seinem Gefühl nicht die Ahnung der höhern Ideen, die in der Natur niedergelegt sind, haben, er würde sich von der in derselben herrschenden Nothwendigkeit nicht losringen zur Freiheit, er würde sich nicht emporheben bis zur Betrachtung über dieses Erdleben zu dem All, es würde in ihm sich nicht erheben der Glaube an Gott, an Ewigkeit und Unsterblichkeit. — Was wir an dem Menschen, wenn auch nur an wenigen, nur an Einem finden, ist der Möglichkeit nach in allen, ist Eigenthum der Menschheit, — mehr oder weniger entwickelt, thut nichts zum Beweise und nimmt nichts davon weg, und die Auseinandersetzung der Ursachen gehört jetzt nicht hierher. Und wenn auch noch ganze Völker (besonders die nach dem Vf. s. g. verwahrlosten Raçen,) in dieser geistigen Entwickelung zurück sind, so wird die ewige Gottheit (so gut wie der Mensch) (I. S. 10) das ganze Geschlecht mit Liebe umfassen und wohl wissen, warum sie diese früher, jene später zur Entwickelung von den niedern Stufen zu den höhern führt, warum sie manche wieder zurücksinken läßt, und wohl wissen, wie sie alle — der ewigen Persönlichkeit, Freiheit und Seligkeit zu erhalten sind. —

So wie wir dieser Hypothese des Verf. überhaupt nicht unbedingt beistimmen können, so müssen wir sie aus obigen Gründen besonders der Anthropologie gänzlich unpassend halten, gesetzt auch, daß der Verf. sich dieselbe in einer Art gedacht habe, daß die Würde des Menschen und sein Glaube dabei bestehen können, und durch seine Darstellungsgabe sie annehmlich und überredend aufgestellt habe.

Den Versuch, das innere Wesen der Natur als Eins mit dem Wesen des Menschen zu erkennen, stellt nun der Verf. in dieser Schrift in einer dreifachen Richtung an, indem er den Menschen 1) betrachtet als Schlußpunct einer unendlichen Vergangenheit der Natur (Entwickelungsgeschichte der Erde, geologische Anthropologie); 2) als Mittelpunct einer unendlichen Gegenwart (organische Epoche der Erde, physiologische Anthropologie); 3) als Anfangspunct einer unendlichen Zukunft (geistige Offenbarung des Göttlichen in einem Jeden, psychologische Anthropologie). „Wie die strenge Hineinbildung einer unendlichen Gegenwart in eine unendliche Zukunft (durch das Gesetz) sich verklärt in der ewigen Gegenwart (der Liebe), soll der

Schluß der Schrift, mit der Andacht des Erkennens endigend, wie sie mit der Andacht des Gefühls anfing, anzudeuten streben."

Wenn wir aber dem Ganzen aus oben angedeuteten Gründen den Rang einer vollständigen und wahren Anthropologie nicht zugestehen können, so müssen wir der Bearbeitung der einzelnen Gegenstände, als geologische und naturhistorische Abhandlungen betrachtet, um so mehr einen vorzüglichen Werth beilegen, als in ihnen ein Reichthum von Kenntnissen, sowohl aus der Bekanntschaft mit allen dahin einschlagenden Schriften gesammelt, als aus eigenen Beobachtungen erworben, eine Menge origineller Ansichten, tiefe Blicke in das Naturleben, enthalten sind, welche die höchste Bewunderung und Achtung für den Verf. erregen. Von dieser Seite betrachtet, verdient diese Schrift nicht nur von denen, für die sie passend ist, gelesen, sondern studirt zu werden. Letzteres muß besonders mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit geschehen, denn nicht nur der Gegenstand der Betrachtung selbst bringt es so mit sich, sondern auch die reiche, gedrängte, oft aber dunkle Sprache des Verf. erfordert es, die dem Leser nicht selten es schwer macht, den wahren Sinn derselben zu finden.

Durch eine möglichst gedrängte Darstellung des Inhalts des Werkes wollen wir nun versuchen, den Leser mit demselben näher bekannt zu machen und ihn zugleich in Stand zu setzen, selbst zu urtheilen, wobei wir noch hie und da einige weitere Bemerkungen mit einschalten werden.

Geologische Anthropologie. I. Beweis, daß der Kern der Erde metallisch sey. (S. 17 bis 128). Das Leben soll als allgemein verbreitet angesehen werden. Auch die Masse der Erde soll (S. 21) nicht als todtes Residuum betrachtet, sondern soll für das Leben gewonnen werden, ja als die Wurzel des Lebens hervortreten. — (S. 22) Die Beschaffenheit des Innern der Erde kennen zu lernen, ist keine Hoffnung vorhanden, — dennoch bestrebt sich der Forscher auch das Verborgene zu ergründen. Die bisherigen Versuche waren unzulänglich. Der Verf. sucht (S. 23) die Vorstellung zu begründen, daß das Innere der Erde metallisch sey. Das Licht, sagt er, ist dem Leben, die Schwere der Masse näher verwandt. „Wo das belebende Sonnenlicht wirkt, da wird die starre Masse überwältigt, da entsteht jenes lebendige Spiel mannichfaltiger Kräfte; während die Schwere, wo sie vorwaltet, alles aus diesem wechselnden Spiele herausreißt und in die ununterscheidbare Masse, deren Centrum der Schwerpunct der Erde ist, hineinzieht. Wenn wir also dasjenige, was die Masse der Erde am reinsten darstellt, kennen lernen wollen, was ist natürlicher, als es da zu suchen, wo jener Zug nach der Tiefe vorherrscht, unter den schwersten Körpern der Erde, unter den Metallen? So wie die

Metalle der Schwere am stärksten unterliegen, scheinen sie für das Licht unter allen Körpern am verschlossensten. In ihrem reinsten Zustande werfen sie das Licht zurück, und das farbige Spiel, welches eine Verwandtschaft mit dem Lichte anzeigt, wie die Durchsichtigkeit, zeigt sich erst, nachdem das Metall von lebendiger Processen ergriffen, von diesen verhüllt ist.“ — In den Metallen ist ferner der Gegensatz, der alle Thätigkeit auf der Erde bedingt, am meisten gebunden. In der Art, wie die Theile bei den Metallen unter sich zusammenhängen, ist etwas Eigenthümliches, was, bestimmt herausgehoben und erwogen, über die Natur derselben wichtige Aufschlüsse verspricht. Wichtig ist in dieser Beziehung der Unterschied der Körper zwischen dehnbar cohärenten Körpern und spröden Körpern. Das erstere zeigt offenbar ein Verschmolzenseyn aller Theile mit einander, eine Unbestimmtheit des bildenden Triebes, der dagegen im letztern schon eine bestimmte Richtung angenommen hat (S. 24 — 26). Das Verhältniß der Metalle zu den bildenden Processen der Erde betreffend, welche, offenbar der Schwere entgegen, die scheinbar todten Körper der anorganischen Natur gegen einander bewegen, — liegt der Beweis, daß der Gegensatz, welcher in allen Formen dieser Bildungsprocesse vorausgesetzt wird, am meisten in den Metallen, besonders in den edlen, gebunden ist, darin, daß Wärme, Elektricität durch sie geleitet wird, ohne daß zumal die letztere in ihnen entbunden wird, — und daß in ihnen selbst der chemische Proceß ruht. — Von hier wendet sich die Betrachtung auf das Wasser, (S. 48 ff.) Die allgemeine tellurische Bedeutung desselben, Vergleichung mit den Metallen, — beweglich, in alle Erdprocesse hineinspielend, formverändernd, veränderlich in der Temperatur u. s. w. Abnahme der Metallbildungen zugleich mit Abnahme des Wassers. Entstehung der Erd- und Luftbildung durch die Wechselwirkung des Metalls und des Wassers. — Um diese geologische Abhandlung in Verbindung mit dem Zweck der anthropologischen Darstellung zu erhalten, deutet der Verf. zuweilen auf den Parallelismus zwischen dem Aeußern der Natur und dem Innern des Geistes, z. B. S. 59 die Sonderung eines jeden Lebens aus dem Urgrund alles Seyns, sich selber zu ergreifen, und die empfundene Abhängigkeit von dem Urgrunde, von welchem es sich losreißt, mit dem Gefühl, — womit zugleich das Streben entsteht, durch welches die innere Unendlichkeit des Lebens erst sich kund gibt, sich in sich selber zu ergreifen, den ganzen Reichthum eines unendlichen Daseyns aus sich selber zu enthüllen. Dieses Streben, welches in und mit dem Gefühl entsteht, nehmen wir in uns selber wahr. — So ferner (S. 65): die äußere Natur soll Vorbild des Geistigen seyn, was nur zu verstehen sey, wenn wir eine höhere Einheit beider annehmen; daß aber, was im tiefsten Grunde eins ist, deswegen doch

nicht einerlei genannt werden könne. Wie die Schwere das Unveränderliche, Beharrende in allem Wechsel, die unerschütterliche Einheit alles Seyns darstelle, eben daher ein unmittelbar angeschautes Unendliches sey, so entspreche ihr im Geistigen das Unveränderliche, Feste der Gesinnung, welches dasselbe Eine in und mit dem scheinbaren Wechsel darstellt, was wir das Gediegene nennen. So entspreche das Licht der äußern Natur (S. 67) dem Bewußtseyn des geistigen Lebens, — die Wärme, als schaffendes, lebendig sonderndes Princip, dem Gemüth, das Wasser (S. 73 ff.) der Sehnsucht u. s. w. — Weiter entwickelt der Verf. weitläuftig das Verhältniß der Metalle unter sich, die Extreme, die sich in entgegengesetzter Richtung, in der sondernden und verallgemeinernden Richtung zur festen Form und zur Gasform, — darstellen, ihr Verhältniß zum chemischen Proceß. Der Diamant wird (S. 96) als das reinste Extrem der sondernden Richtung, in welcher die Metalle den starren Gegensatz festhalten, erkannt, — ihm verwandt der Quarz (Bergkrystall), als allgemeinere Form (S. 99) und Fundament des festen Landes, eigentliche Grundlage aller Gebirge. Dann folgt der Granit u. s. f. Der Kohlenstoff wird demnach (S. 104) als die reinste Darstellung des Elements des festen Landes, oder das, was die Alten Erde als Element nannten, anerkannt; das Extrem der andern Richtung, der verallgemeinernden, ist (S. 104) der Stickstoff, das Nitricum, der sich an die flüchtigen Metalle anschließt (S. 108) und das Element der Luft ist. — Besonders macht der Verf. auf die Wichtigkeit der Lehre des Magnetismus, auf die Verbindung desselben in den Bildungsprocessen der Erde mit dem Elektricismus und Chemismus, und auf die von ihm schon längst aufgestellte Behauptung, daß der Magnetismus, der sich durch das Eisen darstellt, der ganzen Metallreihe zukomme u. s. w., aufmerksam.

In der Entwickelungsgeschichte der Erde (von S. 128 an) stellt der Verf. zuerst die Bildungsformen, dann die Bildungs- und Zerstörungszeiten dar. Die Formationsreihen reducirt der Verf. (S. 139) auf drei: 1) die Schieferformationsreihe, die Kiesel- und Thonerde vorwaltend enthält, 2) die Kalkformationsreihe, die in den Urgebirgen fast ganz aus Kalk besteht, in Flötzgebirgen mit großen Salzmassen (Gips- und Steinsalz) sich verbindet; 3) die Porphyrformationsreihe, die einerseits sich dem Schiefrigen nähert. Die Bedeutung dieser drei Hauptreihen wird genau entwickelt. Die Schieferformation wird als Grundlage aller bekannten Gebirgsschichten der Oberfläche der Erde betrachtet (S. 140). Verwandtschaft derselben mit der Vegetation, die keine eigene Gestaltung zu gewinnen vermochte, vielmehr im Entstehen schon von der Masse ergriffen ward. — Die Kalkformation — einförmig und doch in ungeheuern Gebirgsmassen, ein Product der thierischen Or-

ganisation (S. 150), das zurückgelassene Knochengerüste des sich durch alle Stufen entwickelnden Lebens. Die Porphyrformation (S. 160 ff.) mit der ihr ähnlichen Basaltbildung, — in welcher die Massenbildung der Erde von neuem mächtig ward, in deren Gliedern das Metall immer deutlicher hervortritt. — Die Meteorsteine sollen eine Fortsetzung der Porphyrformation darstellen (S. 177, 229, 263).

Die Bildungs- und Zerstörungszeiten (S. 179 ff.). Die Naturforscher, sagt der Verf. gleichsam als Einleitung in diesen Abschnitt, was diesen zugleich charakterisirt, haben von jeher ihre allgemeinen Naturansichten an jene räthselhaften Ueberlieferungen der Urgeschichte der Menschen anzuknüpfen gesucht. — Diese seltsamen Erinnerungen, die in der Urzeit der Geschichte das menschliche Geschlecht an das Leben der Erde binden, die auf eine so klare Weise darthun, daß die Entwickelungsgeschichte der Erde mit der Erzeugung der menschlichen Gestalt, wie mit ihrer Blüthe, sich schloß, sind eben so ursprünglich gegeben, eben so unmittelbar, wie die Natur selber. Der schaffende Geist Gottes, der allen Kräften gebot, daß sie sich ordneten, mäßigten und das Maß der Gestaltung finden sollten durch die Menschen, wird in diesen Ueberlieferungen offenbar. — Diejenige Ueberlieferung, die wir vorzugsweise als göttliche Offenbarung verehren, müsse wie ein lebendiger Theil aller der mannichfaltigen Mythologien der Völker betrachtet werden, die, jede auf ihre Weise, eine halbverklungene Erinnerung dunkler Träume festhalten wollten. „Es ist, als wäre das dämmernde Bewußtseyn früher da gewesen, als die menschliche Gestalt; als wäre ihre Erscheinung das Sichbesinnen, das erste Erwachen, in welches die Erinnerung des nächtlichen Daseyns noch hineinspielte." Erklärung des heiligen Mythus (S. 182 ff.) — Aus der lebendigen Entwickelungsgeschichte der Erde werden zugleich die weiteren Folgerungen auf die Natur des Menschen angewandt. Zuerst der Typus der geistigen Entwickelung (S. 192 ff.). Alles, was sich in der Seele entwickelt, kann nie betrachtet werden, als wenn es blos von außen käme. — Die erscheinende Welt gibt nur den Stoff dazu, welcher (wie bei der leiblichen Ernährung und Entwickelung) die Bedingung der erscheinenden Entwickelung enthält. Zur Betrachtung der Stadien dieses Entwickelungsprocesses müssen wir (S. 193) ein bestimmtes eigenthümliches, sich wirklich und auf eigenthümliche Weise entwickelndes Daseyn wählen, das uns demnach dasjenige ist, was wir Natur nennen müssen — (S. 195). Es gibt nun zwar einen Zwiespalt in dem Menschen, indem er sein eigenes Daseyn von dem der Welt, als eines fremden, unterscheidet, aber auch einen innern, der den Menschen von sich selber trennt, der, nach außen geworfen, als ein Zwiespalt seiner Welt in sich selber erscheint; der Friede wird aber

nicht gefunden durch einen Act des Selbstbewußtseyns (wie nach Fichte), der durchaus keine erzeugende Kraft hat, sondern dadurch, daß der Mensch erkennt, daß sein Ich zugleich Natur und zwar eine besondere Natur sey, ja, daß aller Zwiespalt und alle Verwirrung eben daher entspringt, daß die besondere Natur, die sich als eine solche erkennen soll, eine allgemeine — ein Ich schlechthin — seyn will. Dieses Besondere, gewöhnlich Naturgabe, wird vom Verf. Gottesgabe genannt, weil es seinen reinen, über aller Erscheinung liegenden Grund aus der ewig erzeugenden Liebe habe, die auch durch die Welt und ihre Herrlichkeit durchblicke. Und gerade die Menschen, die mit strenger Sonderung der göttlichen Gabe hervortreten, die nur innerhalb der Grenzen derselben in reiner, geistiger Eigenthümlichkeit sich entwickelten, die keineswegs das Talent als ein blos äußeres Mittel, um einen Zweck zu erreichen, den sie sich erdacht haben, ansehen, die vielmehr ganz und gar in der Gewalt des Talents so erscheinen, als wollte die Natur sich durch sie offenbaren, sind die edleren und besseren Naturen, weil sie nichts wollen, weil alle Thätigkeit des reflectirenden Verstandes, alle Beziehungen von Mittel zu einem erdachten, ersonnenen Zweck, ihre Bedeutung erhalten von jenem organisirenden Centro. Auch sey in einer solchen Natur alle wirklich erzeugende Kraft und das geheime Lebensprincip, welches in den verschiedenen Epochen der Erdbildung das Leben in immer bedeutendern Formen entwickelte und die Massenbildung zurückdrängte, in der gegenwärtigen organischen Epoche der Erde alles Leben erhält und alle in äußern Verhältnissen befangene Elemente ordnet, daß sie dem Leben dienen müssen, welches auch in der Geschichte von einem jeden Punct des Lebens aus alles höhere Leben der Völker ordnet, verborgen. Diese Naturgabe sey zugleich, wo sie völlig frei walte, seine Freiheit, die ewige Persönlichkeit, die nicht geworden sey, in der wir vielmehr, wenn sie völlig rein erschienen, (was unter Menschen nicht möglich sey), dasjenige erzeugende Princip erkennen würden, durch welches erst alles geworden ist. — Bei der weitern Betrachtung dieses erzeugenden Princips, als Natur, soll nicht von der Freiheit abstrahirt werden; denn diese Natur, wo sie sich völlig rein darstellt, — das klar erkannte, alles belebende, jede geistige Natur in ihrer Art bestätigende, befreiende Bild der ewigen Liebe — sey ja die Freiheit, und die Naturwissenschaft werde erst dadurch Anthropologie; ja eine Anthropologie [nach dem Sinn des Verf.] sey nur dann möglich, wenn wir die Keime der Freiheit, die verborgene Stätte des sich entwickelnden Geistes in der Natur selber erkennen. [Diesem müssen wir hier widersprechen; es kann recht gut eine Anthropologie durchgeführt werden, ohne diese Hypothese des Verf. anzunehmen!] Dem gemäß verfolgt nun der Verf. (v. S. 197) die Entwickelungsepochen des Talents nach dem Grundsatze, daß es

hier so betrachtet werden müsse, wie es in seiner völligen Reinheit sich entwickelt, nicht wie es, gehemmt durch innere Uneinigkeit des Gemüths, durch das Böse in uns, durch die Mannichfaltigkeit der Hemmungen einer äußern Umgebung, gestört durch Irrthümer, die es nicht zu überwinden vermag, zerrüttet durch Begierden, die es irre leiten, also nicht so, wie es in der gewöhnlichen Wirklichkeit unter uns sich zeigt. Ein solches Talent ist ein gebornes, d. h. es ist mit der leiblichen Erscheinung gegeben und kann von ihr nicht getrennt werden, es kann auf keine irdische Weise erzeugt werden. Es ist mit der leiblichen Erscheinung gegeben, aber es entwickelt sich erst aus dieser, u. s. w. — aus Abend und Morgen der erste Tag (S. 199). Dann wendet sich das Talent gegen die äußere Welt, um sich zu fassen in und mit ihr. Die Strenge der Lehre, das Gesetz, das Leben soll es bilden. Aber die stillen Keime fühlen den eigenen Trieb und sondern sich im Gegensatz und verhärten sich immer mehr und scheinen dem allgemeinen Leben entfremdet in der innern Verhärtung. Eine Ahnung, daß diese strenge Sonderung eine zukünftige Versöhnung vorbereitet, blickt als ein allgemeines Licht aus der erstarrten, dennoch durchsichtigen Masse, u. s. w. — aus Abend und Morgen wird der zweite Tag. Dann kehrt der unstete Trieb in sich selber zurück, und die Sehnsucht will in der Masse des Erkannten ihre Ruhe suchen, — die starre Verhärtung der Seele schließt sich auf, — seltsame Träume erzeugen sich, die mit dem gereiften Erkennen einer fremden Welt entgegen reifen; sie ragt mit tausend Zweigen in eine grüne hoffnungsvolle Blätterwelt hinein, die sie willig opfert, um durch bunte Blüten in wechselnder Farbenpracht sich dem Lichte näher zu fühlen. — Sie sucht aber das Licht, daß es als ihr Inneres, als ihre Naturgabe, die eigne That erzeugend, hervorbreche, — Besitzthum, nicht Gegenstand der Sehnsucht sey. So will das Talent sich mit dem innern Lichte gegen die fremde Welt der Masse wenden, daß sie eine innere, eigene werde. Aber der Augenblick des Erwachens führt den Schlummer herbei, und der dämmernde Tag der Träume ist nun auch verschwunden. Während das Bewußtseyn gefesselt ist von der träumenden Sehnsucht, sucht es sich in der unentschiedenen Mitte zwischen dieser und der Erstarrung bildend zu bewegen. Diese erzeugten Gestalten aber können sich von der schwebenden Unbestimmtheit nicht losreißen und verschwimmen, von dem schwankenden Bewußtseyn unsicher ergriffen, in dem allgemeinen Meer wechselnder Gefühle, oder erstarren in sich. So keimt das Talent, wie in einer eigenen reichen Traumwelt. — Noch immer ist das Besondere nur als ein keimendes Leben zu betrachten, und die göttliche Kraft hat keine feste Stätte gefunden, daß es offenbar werde, — doch der unendliche Reichthum der innern Gabe, die Fülle der herrlichen Natur, die Verheißung einer bedeutenden Zukunft umgibt

den Hochbegabten in seligen Träumen, und jene fröhliche Zeit der ins Unendliche strebenden Seele, die mit gläubiger Hingebung alles Erlangte opfert, um in der tiefen Nacht der innern Beschauung das Licht zu ergreifen, welches als ein Fremdes, durch die Sehnsucht die keimende Seele befruchtete, erscheint selbst dem bewußten, völlig in eignem Licht verklärten Talent als eine selige Zeit unendlicher Verheißung. — Aus Abend und Morgen der dritte Tag. — Jenes stille Besinnen des Talents in sich selber ist eine wahre innere Reue — über die Hingebung an das Gränzenlose der verführerischen, bunten Traumwelt in seiner anscheinenden Schuldlosigkeit, was eben die besonnene Gestaltung hemmt. Selbst der Höchstbegabte muß sich beschränken. Mit schwerer Entsagung muß er selbst dasjenige von sich ausscheiden, was aus seiner Eigenthümlichkeit geboren ist, damit es Keim einer zukünftigen werde. Dieses tritt in die Ferne, ihn begleitend, als die Verheißung einer fremden Zukunft — und jetzt erst, nachdem das Talent sich selber gefunden in der Welt, die ihm zu offenbaren vergönnt ist, gereinigt von der gränzenlosen Unendlichkeit der Träume, die keine Schranken kennen, erkennt es mit fröhlichem Erschrecken, daß die göttliche erzeugende Kraft aus ihm selber hervorquillt. Das fremde Licht ist jetzt erst die Sonne seines Wachens, seines eigentlichen Tages, und wenn die Fülle der Sehnsucht aus ihm hervorbricht, da strahlt sie, die er nicht befriedigen kann, ihm befriedigt aus andern Wesen seiner Art entgegen, und das Gränzenlose hat seine Heimath gefunden in einer Welt, die von jetzt an nicht mehr eine fremde ist, die in der entschiedenen Trennung die innigste innere Vereinigung verspricht. Auch das, was aus ihm entstanden, eine zukünftige Entwickelung verspricht, begleitet ihn freundlich still, und was in ihm keine bestimmte Gestaltung erlangen kann, das schwankende Gefühl der frühern Kindheit, welches nie ganz verschwindet, wird nach jener Zukunft hingewiesen, die ein fremdes Daseyn in innerer Unendlichkeit enthüllen] soll, welchem er entsagen mußte. Diese Epoche bildet den vierten Tag. (S. 201). — Dieses fröhlich erwachte Bewußtseyn, eins mit der ursprünglichen Natur, ergießt sich in einem mannichfaltigen, fruchtbaren Leben. Gestalten und Thaten quellen hervor, und jedes Leben hat einen eigenthümlichen innern Geist. Das Unendliche ruht befriedigt in einer jeden Form, und Sehnsucht und bewußte That haben sich wechselseitig erkannt. Doch die entdeckte Unendlichkeit der Selbstthat kennt ihre eigenen Schranken nicht, sie will selbst in das Unendliche hinaus streben, und was die Traumwelt reuig aufgab, will das selbstsüchtige Bewußtseyn frech und in titanenartigem Kampfe für sich gewinnen. Da tritt die Gewalt der finstern Kräfte wieder hervor: monströse Gestalten erzeugen sich in verzerrtem Wechsel, die Sehnsucht wendet sich unbefriedigt von der unseligen Verwirrung ab, und die hohlen Erzeugnisse vergehen

in sich selber. Auch das herrlichste Talent, so wie es irdisch erscheint, wird von dieser Lockung ergriffen; — aber derjenige, in welchem die Gnade Gottes, die ewige Liebe thätig ist, der erkennt sie wohl, und sie bereitet das letzte Opfer, die härteste Reue vor; diejenige nämlich, in welcher der Mensch die Selbstthat selber in ihrem Ursprung, alles, was der Mensch vermag und zu bilden strebt, in seiner Einheit mit der Liebe erkennt, in welcher Gottes ewige Persönlichkeit als der leitende Stern, als die Sonne der Sonnen hervorleuchtet und das Talent mit allem Thun und Treiben — zur stillen Unschuld der Kindheit zurückführt. In dieser Entsagung wird die Verhärtung des Gemüthes in den innersten, verborgensten Tiefen erst wahrhaft gebrochen und ausgeschieden. — Aus Abend und Morgen der fünfte Tag (S. 202). Das Talent, dem Gott es vergönnte, daß es die letzte Stufe der Entwickelung erreichte, wäre nun wahrhaft in seinem Bilde geboren, und nun würden, wo es sich zeigt, die äußern Verwirrungen des Lebens sich ebnen, und wie die als Thiere gestalteten Begierden dem ersten Menschen dienten, würden Haß und Verfolgung und Irrthum sich in Liebe und Wahrheit verwandeln, wo es erschiene; durch dieses würden sich alle Menschen erkennen, wie es sich erkannte, jeder auf seine Weise; und die Zeiten würden sich ordnen, — der sechste Tag, den siebenten großen Feiertag der Schöpfung vorzubereiten.

Wir haben diesen ganzen Typus der Entwickelung dessen, was der Verf. das Talent nennt, mit Vorbedacht ganz mit den eigenen Worten des Verf. mitgetheilt, sowohl um den Ideengang desselben über diesen Entwickelungstypus, der gewissermaßen als der Prototypus der ganzen Bildungs- und Entwickelungsgeschichte der Erde, wie ihn der Verf. darstellt, so wie als die Tendenz und den Inhalt der Schrift gleichsam in nuce angesehen werden kann, wie aus der folgenden Auseinandersetzung erhellt, genau beizubehalten, als auch dem Leser abermals ein Beispiel von der (zuweilen wohl traum-) bilderreichen, dunkeln und oft unbestimmten Vortragsart des Verf. zu geben. Sollte übrigens das, was in dieser Darstellung eines sogenannten Entwickelungstypus des Talents Wahres enthalten ist, wenn man aus den Bildern und den sinnverhüllenden Wortspielen den wahren Sinn hervorsucht, etwas andres enthalten seyn, als eine nur etwas anders gestaltete Ansicht der längst bekannten Entwickelung des psychischen höhern Lebens, der Erfahrung, daß die Psyche, wenn sie einmal zum höhern Bewußtseyn erwacht ist, auf mancherlei Irrwegen die Wahrheit sucht, sich selbst oft und ihre Productionen (auch Träume und Hypothesen) vergöttert, dann wieder das Nichtige davon einsehend, zur Reue und Erkenntniß kommt, mit der eigenen und umgebenden Natur oft in Kampf und Zwiespalt geräth, bald als Siegerin, bald als Besiegte erscheint, bis endlich nach manchen Sor-

gen, Streit, Reue und Erhebung, die innere Klarheit und Ruhe, der Gottesfriede, durch das sich erhellende Licht der Vernunft, das Ineinsleben in Gott erfolgt. Auf ähnliche Weise nach der reinen Normalgestalt finden wir z. B. die psychische Entwickelung, aber freilich ohne Traum= und Bildergestaltungen, mit klaren, Jedem verständlichen Worten einfach und wahr dargestellt in Eschenmayer's Psychologie. Hier ist alles naturgemäße Entwickelung; bei dem Durchlesen der Vorstellung des Verf. dringt sich dem Leser beinahe der Gedanke auf, daß es wie in einem Schauspiel sey, in welchem der Held des Stücks zu dem ihm schon voraus bestimmten Ziel, das er auf geradem Wege recht bald erreichen könnte, durch mancherlei Umwege und Zwischenbegebenheiten, auf blumigen Gefilden und Sandwüsten, in anmuthigen, zum Genuß lockenden Thälern und an Schrecken erregenden Abgründen sich erst durcharbeiten müßte, und doch zwischen allem diesen und seinem Ziele nur eine papierne Wand befindlich wäre, wie oft ein Roman schon im ersten Viertheil zu Ende wäre, wenn die Hauptpersonen Ein Wort gesagt oder gefragt hätten, das der Leser lange errathen hatte. Wozu diese Umwege, kann man fragen, wenn der Menschengeist mit der Natur Eins seyn soll? Warum entwickelt sich der Mensch, wenn er das höchste Product des Erdlebens ist, nicht eben so, wie die übrigen Producte desselben, in gerader, gesetzmäßiger Richtung bis zu seiner höchsten Blüte? Wozu die Verirrung durch die lockenden Traumgestalten, die innere Reue, das abermalige Abweichen, durch einen Aufstand finsterer, feindlicher Kräfte erzwungen, von einer noch schmerzlichern Reue gefolgt? Soll hieraus erst die Freiheit, das selige Selbstgefühl der ewigen Persönlichkeit in dem höhern Bewußtseyn sich emporkämpfen, wie kann dies aus der Nothwendigkeit und strengen Gesetzmäßigkeit der Natur, mit welcher der Menschengeist Eins seyn soll, geschehen? Wir kommen immer wieder auf den Punct, auf welchen wir, auch andern Vorstellungsweisen dieser Gegenstände folgend, stoßen, daß diese Fragen zu einem geheimnißvollen Dunkel führen, dessen Aufhellung über der Grenze unsers Aufklärungsvermögens liegt, und daß jede Darstellungsmethode, sie trage eine Hypothese an der Spitze, welche sie wolle, diese Grenze respectiren muß, obgleich wir recht gern zugeben, daß dem Verf. nach subjectiver Ueberzeugung seine Ideen zu innerer klaren Anschauung gediehen, diese Zweifel und Widersprüche gelöst sind.

Die Epochen der eigentlichen Entwickelungsgeschichte der Erde (als Schöpfungstage bezeichnet) werden nun genauer und ausführlich beschrieben (von S. 204 bis 292), wir aber (dem Gebot des beschränkten Raums gehorchend) müssen uns beschränken, nur den Gang des Verf. anzudeuten und noch einige Hauptmomente

herauszuheben, weil das Ganze zu reichhaltig ist, als daß es eine weitläuftigere Mittheilung gestattete.

Versuch, die geognostischen Thatsachen mit den Sagen der Vorwelt (z. B. einer alten Sage orientalischer Völker, welche einen Winkel der Ekliptik von 90 Gr. annimmt S. 223) mit der Bedeutung der dritten Entwickelungsepoche der mosaischen Schöpfungsgeschichte zugleich darzustellen. Die Sonne war in der Urzeit selbst Planet und kreiste mit ihren Planeten, damals Monden, um eine ferne Sonne (S. 209). Mondperiode der Erde. Uebergang aus derselben (S. 225) in die Cometenepoche (S. 229). Uebergang aus dieser (S. 247) in das ordnende Leben der Planetenepoche (S. 249). Erzeugung des Mondes (S. 259). Verschiedenheit der Planeten (S. 261). Besondere Bedeutung der Erde, als Stätte der vollendetsten Ordnung göttlicher Offenbarung (S. 264). Spätere Gebirgsbildungen, Pflanzenbildung, Thierbildung, Menschenbildung. Der Mensch, der wahre ordnende Schlußpunct der Schöpfung (S. 279). „Der Anfang des Geschlechts, der Mittelpunct einer neuen, innern, geistigen Schöpfung, die, nachdem sie als das Ordnende der leiblichen erschienen, sich entfaltete, war nicht die Art, die Gattung, sondern der Mensch, die ewige Person, und selbst der Gegensatz des Geschlechts entwickelte sich aus diesem reinen, ungetrübten Mittelpunct der Persönlichkeit. Durch die Schöpfung des Menschen war jenes gemeinschaftliche Maß aller Bewegungen (die Schiefe der Ekliptik), jenes wechselseitige Verständniß aller Elemente, jene Harmonie aller Gestalten gefunden, durch welche aller äußere Widerstreit gehoben ward, so daß jede Form des Daseyns sich in die andere fand, in ihr erkannte und in ihrer Art bestätigte, — die stille, freudige Sabbathsfeier der Schöpfung" (S. 280). — Die ewige Ordnung des Universums ist Eins mit der stillen Ordnung des menschlichen Geistes, wenn dieser ein wahres Bild Gottes ist; das ganze Universum ist innerlich geworden in seiner Seele, und die ganze Unendlichkeit der Seele ist äußerlich aufgeschlossen, offenbar geworden in der Natur (S. 282). Der Mensch das Bild Gottes. In den frühern Bildungsepochen der Erde, ehe der Mensch erschaffen ward, war das Bild Gottes nicht erschienen, nicht offenbar geworden, das Universum ruhete in dem mächtigen Wesen des verborgenen Gottes, als er beschloß, das All zu schaffen, damit sein ewiges Leben ein Bild fände in der erscheinenden Natur. Aber die Andeutung dieses göttlichen Bildes sehen wir dämmernd in allen Bildungsstufen früherer Zeiten. Wie es da war, erkannte sich die Welt in dem Menschen und der Mensch in der Welt (S. 282). Fortdauernde lebendige Entwickelung der Natur (S. 283 ff.). —

Die Unschuld — (S. 285 ff.) — Die völlige ununterscheidbare Einheit des schaffenden Willens Gottes und des Menschen, wodurch

alle schaffende Thätigkeit des Alls sich zusammendrängt in dem Menschen — ist das Ordnende der Welt. Sie ist es, die noch immer, vorübergehend zwar, ein Paradies schafft und Heiterkeit und freudiges Daseyn aller Welten, — die „Gebirg und Fluß und Wald und Blumen und Thiere auf die Seele hineinströmen läßt, daß alle Sehnsucht sich löse, und alle Wünsche befriedigt, und alle Begierden gestillt" werden, — die uns als Herrn der Schöpfung in ihre heitere Mitte stellt, und alle Seligkeit der verborgenen Kräfte, die das All durchdringen und schaffen in der Tiefe, und formen und bilden in Pflanzen und Thieren, aufgehen läßt in der Seele, wenn sie sich in die Wonne des Schöpfers versenkt. Die Unschuld bildete die Welt. Für sie schien die heitere Sonne, und als sie hervortrat, jauchzten die Engel, und eine Freudigkeit brach aus allen fernen Welten hervor; die klare Luft, die strömenden Flüsse, die fruchtbare Erde dienten dem Leben u. s. w. (S. 286 ff.) Die menschliche Gestalt ward nicht allein ein Mittelpunct aller Thiere, sondern auch ein Gleichmaß aller Thiere und Pflanzen, — ein Gleichmaß des Lebens und aller Elemente, — auch ein Gleichmaß aller Himmelskörper. So war sie rein getrennt von jedem Einzelnen, von jeder endlichen Beziehung, eben weil sie auf eine unendliche Weise bezogen wurde auf alles. — Dadurch erhält sie eine mehr als leibliche Bedeutung. Dasjenige, was sich durch sie ausspricht, was offenbar wird durch die Anordnung der Gliedmaßen, durch die gerundete Form der ganzen Gestalt, was aus dem verklärten Antlitz nicht allein, sondern auch aus dem Ganzen herausstrahlt, tritt mit jener unendlichen Fülle hervor, die niemals aus einer bloßen Vergleichung des Körperlichen und Erscheinenden mit sich selber erzeugt werden kann, die vielmehr, als das über alle Erscheinung Erhabene, nicht dem blos sinnlichen, sondern dem geistigen Auge sich offenbart. Dieses ist das Räthsel der Schönheit. So wie der Mensch aufhört, das reine Bild Gottes zu seyn, hört er auch auf, die reine Schönheit der menschlichen Gestalt, die göttliche Schönheit, darzustellen.

Die verlorne Unschuld, oder wieder erneuerter Naturkampf nach der Schöpfung des Menschen (S. 292 ff.). In den neuesten Gebirgen finden wir die Spuren einer neuen wilden Zerstörung, nachdem die alte verdrängt war. Nähere Untersuchungen der Ursachen und Verhältnisse dieser Revolutionen, die in der Entwickelungsgeschichte der Erde sichtbar sind durch neue Massenbildungen (Porphyrformationen), neue Gebirgszüge, — Vulkane, — Versinkungen großer Erdstriche u. s. w. Zusammenhang dieser Begebenheiten mit der Geschichte der Menschheit (S. 345 ff.). Die Geschichte als ein Ganzes, als eine Totalorganisation aller menschlichen Verhältnisse, und die Natur, als ein Ganzes, sind in einer beständigen,

innern geheimen Verbindung. Da der Mensch das ordnende Princip der ganzen Natur ist, so treten, wo dieses Princip trübe und verfinstert erscheint, die unruhig bewegten Elemente in ihrer Gewalt hervor. — Weitere Entwickelung dieser Ansicht und Verständigung über dieselbe; Nachweisung der Spuren der Sündfluth und der Bedeutung derselben (S. 446); die Meinung, daß das menschliche Geschlecht vor der großen Katastrophe, die eine Urwelt, eine riesenhafte Vegetation und monströse Säugthiere begrub, schon da war, und daß es an der Vernichtung durch zerstörende Elemente theilnahm, wird gegen die entgegengesetzte (S. 440) wahrscheinlicher durch das vom Dr. Schottin in Köstritz entdeckte Vorkommen fossiler Menschenknochen in der dortigen Gegend. — Lösung des Problems, der plötzlich hervorbrechenden Katastrophe der Ueberschwemmung, zugleich mit einer plötzlichen Veränderung des Klima's (S. 448 ff.). Nach der Cometenepoche der Erde trat die Sonne als belebender Mittelpunct des Systems erst hervor, nachdem die Thierwelt mächtig ward. Diese war es, die, indem sie eine innere Unendlichkeit aufschloß, auch die innere Unendlichkeit für das System als Sonne fixirte. Alles Leben aber ist vegetativ, und alle Vegetation hat ein Streben in das Unendliche. Wie das Massenleben in den frühern Epochen der Erdbildung sich hervordrängte, als das vegetative Leben sich gestalten wollte und den vegetativen Trieb in seine einseitige Erstarrung hineinriß, so riß auch das vegetative Leben das thierische in sein unendliches Leben hinein. Wie der frühere Kampf nur dadurch entstand, daß die Vegetation die Masse für das Unendliche aufschloß, so entstand der Kampf zwischen vegetativem und thierischem Leben nur dadurch, daß die thierische Begierde den Trieb der Vegetation zehrend ergriff. Aber in der Thierwelt hat die Begierde keinen Mittelpunct, in welchem sie sich fassen kann. Die höchste Ordnung der Dinge entwickelte sich, als die Unschuld als die Blüte der Erde erschien, und alle Herrlichkeit des innern und äußern Lebens erschien. Jetzt erst hatte die geheime Begierde den Mittelpunct gefunden, daß sie sich begriff, sich in sich selber faßte und von diesem Centro aus sich wild bäumte in allem Leben; — die unendliche Begierde, wie sie sich in der menschlichen Gestalt fand, ergriff die ganze Natur ansteckend, — der wüste Geist riß alles elementarische Leben in eine wilde Vegetation hinein, alle Vegetation in eine monströse Thierbildung, — gegenüber mußte diesem einseitigen Leben, welches von der ruhigen Urwurzel des ordnenden Universums sich abwandte, ein Gegensatz eben so einseitiger kosmischer Verhältnisse sich bilden. Daher nach dem Extrem der Basaltbildung in der Cometenepoche der Erde zugleich ein Entzünden vulcanischer Processe; „und wir finden also ein kosmisches Erzeugniß der Erde in ihrer finstern Erstarrung dem glühenden Leben gegenüber, wenn wir annehmen, daß jene Basalt-

bildung in Südosten, von unserm Standpuncte aus angesehen, stattfand, während die üppigste Vegetation, eine monströse Thierwelt und alle höllische Gewalt menschlichen Lebens sich nordwestlich zu gestalten suchte." — Diese Stellung des Gegensatzes deutet aber auf eine Abhängigkeit von dem magnetischen Pol der Erde, der die nämliche Richtung hat. — Dies gewaltsame Hervortreten eines glühenden Lebens und die kosmische Massenbildung war also ein Versuch, das durch die Thierwelt von der fremden Sonne losgerissene Leben der Erde in die verdrängte Cometenepoche wieder hineinzustürzen. — Diese Richtung blieb aber jetzt gebunden an den eigenen Mittelpunct, — innerhalb der Gränzen des gegenwärtigen Systems, — ein qualitatives Verhältniß zur Sonne, — daher eine Vergrößerung der Excentricität der Erdbahn; — die lebendige Bildung nach der Sonne gewandt, die Massenbildung von der Sonne abgewandt. Indem die Excentricität zunahm, wuchs zugleich die Schiefe der Ekliptik; — damit war zugleich eine Abnahme, Verzögerung, Ungleichheit der Achsendrehung verbunden (S. 452). — Diese einseitige Entwickelung konnte aber nur eine bestimmte Gränze erreichen, durch die Eigenthümlichkeit des Systems bedingt (S. 453). Die Erde mußte jenem relativen Haltpunct an der Sonne entsagen, — dadurch entstand eine plötzliche Veränderung des Klima's, denn das früher schon erlangte Maß der Schiefe der Ekliptik, mit diesem die freie Achsendrehung, mit dieser die Concentricität der Erdbahn trat wieder hervor, — jene Gegenden erhielten aber zugleich den starren nördlichen Charakter, den sie jetzt haben. — Wie Meer und Metall auf der südlichen Hälfte sich anhäufte, so verhüllte das gewaltsame Leben alles Metall und verzehrte alles Wasser auf der nördlichen. „Als diese einseitige Richtung des Lebens sich in sich selbst zerstörte, mußte eine Mittelepoche das alte Gleichgewicht wieder herstellen, und daher strömte das Meer über die jetzt erstarrte Gegend und begrub die Welt, die durch ihren eigenen Uebermuth ihren Untergang bereitet hatte" (S. 454).

Zukunft der Erde (S. 454 bis 476). Bei dem zukünftigen Untergange der Erde soll ein Comet thätig seyn (S. 475). Das Leben der Erde wird in einem großen Verbrennungsproceß zu Grunde gehen; aber auch ein neues Leben, ein neuer Himmel und eine neue Erde werden aus der großen Reinigung hervorgehen, in welcher die Liebe mächtig ist. —

So beschäftigt sich also dieser ganze erste Band blos mit der räthselhaften Urzeit, und nur wenige Seiten zuletzt mit Muthmaßungen über die Zukunft der Erde. Geologische Abhandlungen und Hypothesen, die, für sich betrachtet, gut und vortrefflich seyn können, aber für eine Anthropologie — wenigstens in dieser Ausdehnung — ganz unpassend sind. Denn wenn auch die Hypothese des

Verf., den Menschengeist ganz mit dem Erdleben in Eins zu verschmelzen, das Band abgibt, welches in Anspielungen, Vergleichungen und aufgefundenen Aehnlichkeiten in der Natur mit Thätigkeiten und Qualitäten des Menschengeistes, zuweilen besonders sichtbar gemacht werden und diese geologischen Abhandlungen zu einer Anthropologie verbinden soll, so hält es für den Leser doch immer schwer, sich dies mitten in der Breite von dergleichen Untersuchungen zu vergegenwärtigen, und wir behaupten, daß vielleicht der achte Theil des Volumens dieses Bandes hinreichend gewesen wäre, das für die Anthropologie, selbst nach dem Bedarf dieser Hypothese des Verf., Nothwendige aus der Bildungs- und Entwickelungsgeschichte des Erdlebens vorzutragen.

Der zweite Band beschäftigt sich dann mit der Gegenwart und enthält die physiologische Anthropologie von S. 1 bis 365. Obgleich man nun auch hier nicht etwa ausschließlich oder nur vorzüglich die Physiologie des Menschen erwarten darf, sondern, wie aus der nähern Darstellung des Inhalts erhellen soll, der größte Theil sich abermals mit einer für den vorliegenden Zweck zu großen Ausführlichkeit über die Pflanzen- und allgemeine animalische Physiologie verbreitet, so ist denn doch dies alles schon in näherer Beziehung zur Physiologie des Menschen gestellt, und enthält einen großen Schatz von den dahin einschlagenden Kenntnissen und von originellen Ideen, nur erscheint auch hier oft die Darstellung bald zu gedrängt, und dann wieder zu unbestimmt und schwankend.

Das Leben (S. 1 bis 61). Tod und Leben in ihren verschiedenen Beziehungen zu einander. Tod soll die Richtung aller bildenden Kräfte nach dem Universum, deren reinsten Typus wir in dem Magnetismus, deren Einheit wir in der Schwere erkennen." Was wir lebendig nennen, ist die Richtung aller bildenden Kraft nach dem innern Mittelpunct eines besondern eigenthümlichen Daseyns. Mit der Richtung ist zugleich das Product der Einheit unmittelbar als Erscheinung gegeben. Typus dieser Richtung — Sensibilität; Einheit derselben die Seele für das sondernde Leben selbst. — S. 4. Leben und Tod bedingen sich einander wechselseitig. S. 5. Das Leben in dem Tod und der Tod in dem Leben ist der Funke der Entwickelung, die in der Urzeit der Erde keimte, und die Gewalt der Masse, die alles erscheinende Leben ergriffen hat, im weitesten Sinne, die Vegetation. — Die Vegetation ist lebendiges Fundament alles Lebens, aber nicht das Leben selbst. Das Leben selbst will die ganze äußere Unendlichkeit als eine innere offenbaren, nicht als ein Allgemeines, sondern in der unendlichen Mannichfaltigkeit des Besondern. Dadurch entsteht das thierische Leben, welches, insofern es leiblich erscheint, ganz Masse, also ganz den Kräften des Universums einverleibt, aber zugleich

Vegetation ist, also das Leben durch den Tod bestätigt, und umgekehrt; insofern es aber eine innere Unendlichkeit des Allgemeinen in der besondern Form seelenartig als reine Thätigkeit enthüllt, das Erzeugende der Zeit in sich darstellt. Licht ist allgemeine Seele, Seele des leiblich Werdenden; Seele ist individuelles Licht, Licht des geistig Seyenden. — (S. 6) Animalisches und vegetabilisches Leben haben keinen Uebergang in einander. — (S. 19) Generationstheorie. — Universelle Generation der Infusorien und Eingeweidethiere. — Anfang der gegenwärtigen Epoche mit der universellen Generation (S. 28). Erscheinungen auf der Gränze der anorganischen und organischen Natur (bis S. 35). Priestleysche Versuche (S. 36). Gegensatz des Thierischen und Vegetativen (S. 42). Andeutung der animalischen Form durch die Kugelgestalt der Oxydation, der vegetativen durch die dendritische der Hydrogenisation (S. 45). Bedeutung des Galvanismus (S. 46 ff.).

Die Vegetation. (S. 61 bis 126). Von vorzüglichem Werthe ist die Darstellung des Pflanzenlebens in seinem ganzen Umfang, des Zwecks und der Bedeutung desselben für die Entwickelung des gesammten Erdlebens, so wie der Verhältnisse desselben zum Elementarleben und der Thierwelt. Totalvegetation der Erde, in der uralten Vergangenheit ihrer Entwickelung wurzelnd, — der Schieferform, mit dem Granit anfangend, als dem gemeinschaftlichen Stamm der gesammten Vegetation. (S. 62). In allen Pflanzen ist ein liegender Baum zu erkennen, dessen Wurzel nach den magnetischen Polen mit der ganzen Erde an universale kosmische Verhältnisse geknüpft, dessen blättrige Krone sich in den tropischen Aequatorialgegenden entfaltet (S. 64 ff.). Hauptzüge des großen elementaren Lebens der Pflanzen, des vegetativen Lebens der Elemente, — Darstellung des Bestrebens des von der Vegetation ergriffenen Thierlebens, sich aus dem Versunkenseyn in den Abgrund des elementaren Lebens hinauszubilden (S. 68 ff.). Assimilation, ursprüngliche Darstellung derselben in dem Totalorganismus aller Thiere und Pflanzen, — Vegetation, Assimilation der Elemente, — die eigentliche thierische Assimilation, erst in der zweiten Stufe, im Wiederkäuen der Totalorganisation, Pflanzen — oder Thiernahrung. — Leben der Elemente, nach den Pflanzen hingewandt, — die Atmosphäre vor allen, in welche die Pflanze hineingetaucht ist mit ihrem glühendsten Leben, während die Wurzel von der Erde festgehalten wird, und das Wasser vermittelnd in beiden waltet, muß als lebendig mit dem Lebendigen betrachtet werden (S. 71). Die Vegetation hat die Elemente geordnet (S. 71). Die fruchtbare Erde als eine allgemeine Pflanze —; die Luft das Bild der unendlichen Zukunft, voll unergründlicher Keime, — mit dem Wasser das vermittelnde Glied (S. 72). Allgemeines Princip, als belebendes, das Sonnenlicht (S. 73), aber nicht als äußeres, — die Sonne ist der Widerschein des allgemeinen

innern Lebens (S. 73 ff.). Tiefe des allgemeinen elementaren Lebens und seine innere Einheit mit der Vegetation, noch mehr ersichtlich in den Verhältnissen der Atmosphäre. Wechsel der Dichtigkeit und Elasticität, Bewegung des Wassers in der Ebbe und Fluth (S. 74 ff.), allgemein bemerkbar als regelmäßige Bewegung, Folge der ordnenden, belebenden Gewalt der Vegetation (S. 76), zugleich in anderer Rücksicht auch kosmisch (S. 77). Bei kräftigerer Vegetation, wo mächtige Wälder in die Atmosphäre hineinragen, und die unermeßliche Blätterwelt ihre fortdauernde Thätigkeit äußert, da brechen aus der stillen, regelmäßigen Oscillation selber gewaltsamere Krisen hervor, da äußert sich das gemeinschaftliche Leben glühender, brennender, und die Steigerung wechselseitig erzeugter Processe endigt in gewaltsamen Explosionen (S. 81). Die Form der Gestaltung der Pflanze, welche vorzüglich jener Richtung nach dem elementaren Leben entspricht, das eigentlich Vegetative in der Vegetation wird am reinsten und vollkommensten durch die grünen Theile der Pflanze angedeutet (S. 84). Die Saftbewegung der Vegetation ist nicht Kreislauf (S. 86). Hydrogenisation der fruchtbaren Dammerde (S. 92), Aushauchung von Sauerstoff der Pflanzen im Sonnenlicht (S. 93), von Wasser (S. 95). Einsaugung (S. 95). Der Typus der vegetativen Form erscheint schon in dem galvanischen Proceß als eine dendritische Verzweigung, — der Kohlenstoff, als das Verschlossenste der Erde, wird durch die Vegetation für die Unendlichkeit aufgeschlossen, durch Hydrogenisation, — daher die Bedeutung der Richtung der Vegetation nach der Atmosphäre (S. 98). Das Thierische in der Pflanze, als das individualisirende Princip, gibt der Pflanze das Formelle. „Gelänge es der Vegetation, das verschlossene Thier zu vernichten, dann würde sie selbst in eine formlose Unendlichkeit verschwinden." (S. 98). Als Resultat aller bisherigen Betrachtung über die Vegetation kann folgende gedrängte Darstellung angesehen werden: (S. 103). „Der Proceß der reinen Vegetation in der Pflanze ist jene Richtung, die einerseits hineinragt in die harte, strenge, dem bloßen Gesetz unterworfene Außenwelt, und in dieser das Leben, als Vorbild der Liebe, offenbart, während sie andererseits befruchtet wird von dem stillen thierischen Leben, welches, die unendliche Mannichfaltigkeit der individuellen Bildung erzeugend, die assimilirten Elemente für eine höhere Assimilation gewinnt. Diese Richtung keimt, wie auf einer niedern Stufe der Begeistigung, in der Wurzel, wird gesteigert durch die grünen Theile der Pflanze, ist das Bildende des Zellengewebes, überwindet die starre Faser, daß sie sich spiralförmig windet, erreicht aber ihr Extrem in der blos cellulosen Oberhaut der obern Fläche der Blätter. Sie steigert sich mit dem Sonnenlichte; der warme Sommertag ist ihr reinster, allgemeinster Ausdruck, wenn vom Morgen an, wie der Tag immer glühender heraufsteigt, alle

verschlossenen Tiefen der Erde in den Abgrund der vegetativen Welt hineinströmen und sich in die Atmosphäre hineingießen, wenn Himmel und Erde sich freundlich neigen, sich begrüßen, wenn die steigende Wärme die Glut der Umarmung bezeichnet, und alle verborgenen Keime zwar hervorrufen, aber, wie die schönsten Gedanken in ein warmes Gefühl, so in das glühende, grünende Leben wonnetrunken untertauchen. Die grüne Farbe erscheint da, wo ein Helles auf einem dunkeln Grunde ruht, wo die Sonne hineinscheint, gebrochen in die finstere Kammer, als das Mittlere, als das Gemäßigte entgegengesetzter Farben;" u. s. w. Der Oxydationsproceß in der Entwickelung der Vegetation ist weniger deutlich (S. 109). Wahrscheinlich in den Saamen mit dem Stickstoff in Verbindung (S. 110). — Blüthenbildung, und Bedeutung derselben (S. 117 ff.) —, des Saamens; — „das Thierische versinkt in das Vegetative, dieses in jenes, und das höchste Pflanzenleben entsagt der äußern Offenbarung, um die innere festzuhalten, im scheinbaren Tode das höchste Leben der Gattung ergreifend" (S. 124). „So keimt in der unentwickelten Seele die Blätterwelt der äußern Gemeinschaft, aber sie sucht die verborgene Stätte der innern heiligen Heimath, und je fröhlicher diese gedeihet, desto bedeutender versteht die Seele das Geheimniß der Opferung und offenbart sich in der Farbenpracht der äußern That oder in dem unendlichen Blüthendufte des sinnenden Gemüthes, in welchem die Farben sich vermischen; aber je vollkommener ihr diese Offenbarung gelingt, desto inniger zieht sie sich zurück, den unsichtbaren Keim entwickelnd, der über alle Zeit hinausliegt, und findet, wie die Pflanze, das wahre Leben in dem Tode" (S. 125). Alles aber, was das irdische Leben will, ist Ernährung und Bewegung, — aller Instinct stellt sich dar als die Intelligenz der Gattung, aber lebt und ist wahrhaft nur in der ewigen Einheit der Natur, — alle Ströme des Universums, alle Kräfte der scheinbar todten Natur eröffnen sich und bieten durch die Pflanzenwelt alle ihre Schätze den Thieren dar; sie überwindet das verschlossene Innere des strengen Gesetzes, umfaßt liebevoll alles und dringt in das innerste Heiligthum des thierischen Lebens hinein, weiht sich in doppelter Hingebung dem Tode, von der Begierde des Thierischen ergriffen, für das Thier, von der zehrenden Gewalt der Elemente ergriffen, für diese: — so erscheint ihr Leben als das irdische Vorbild der gläubigen Liebe (S. 125 u. w.). (!)

Animalische Vegetation. — Die Insectenwelt. (S. 126). Innerhalb der Sphäre der herrschenden Vegetation bildet sich eine eigene Thierwelt, die sich der Pflanzenwelt gegenüber gestaltet, als die losgerissene Blüthe, als die zehrende Begierde, der liebenden Sehnsucht gegenüber, — die Wiederholung desjenigen Gegensatzes, der sich zwischen Erde und Luft bildet. — Das Insect stellt das Luftleben dar, welches einen festen Punct der sicheren Offenbarung

gefunden hat. — Die Luft schließt die Möglichkeit aller Keime ein, aber nicht ihre Wirklichkeit. Sie sind nur da, wo sie als gesonderte Monaden eine eigene Stätte gefunden haben, von welcher aus sich ein bestimmtes Leben aufzuschließen vermag. Daher die völlige Willkür, das Gesetzlose in der nie ruhenden Beweglichkeit der Luft. Die Zeiten sind in ihr nicht gesondert, weil die Formen nicht gesondert sind; alle Zeiten spielen verworren in einander hinein. — Nur wo eine Unendlichkeit gesonderter lebendiger Formen sich bildet, da tritt für eine jede erscheinende Form, für mehrere derselben Art und für alle größere und kleinere, die Zeit geordnet in gesetzmäßiger Gliederung. Eine solche Enthüllung der Zeit, eine solche Entwickelung, in welcher dasjenige, was rein vegetativ nur in der Zeit sich bildet, auch in der Vegetation sich zumal, zugleich entwickelt und als lebendige Gliederung erscheint, ist das Insect (S. 128).

Die Insectenwelt bildet eine eigene, eigenthümliche Welt (S. 128), in einem ganz andern Sinne, als die übrigen Thiere. — Sie ist ganz nach der Vegetation hingewiesen (S. 129), sie bildet sich in einem Gegensatze gegen sie. Der fliegende Sommer, wahrscheinlich ein Product universeller Bildung (S. 130), ein atmosphärisch- und eben daher thierisch-vegetatives Erzeugniß, welches sich (im Spätherbst) der sterbenden, verwelkenden Vegetation gegenüber bildet (S. 131). Weitere Nachweisung des Gegensatzes zwischen vegetativer und thierischer Bildung, auf geringeren Stufen anhebend und sich immer deutlicher darstellend. — Um die Bedeutung dieser Thierwelt zu fassen, folgt eine allgemeine Uebersicht über die Gewebe und Systeme der thierischen Bildung überhaupt, deren vollkommenste Ausbildung in der menschlichen Gestalt zu finden ist (S. 135 ff.). Zellgewebe, — seröse Häute, — Schleimhaut — Oberhaut — Faserform, — Blut- und Nervensystem. — Verhältniß der Sensibilität zum Magnetismus (S. 148) — Bildung eines erscheinenden Mittelpunctes im Nervensystem, daher Hervortreten der Symmetrie der Organe (S. 150), Bedeutung der Duplicität (S. 153). Stufen der Entwickelung der höheren Thiere (von S. 155), Ausbildung der Gewebe und Systeme für sich und ihr wechselseitiges Verhältniß gegen einander bei dem Menschen, von seinem embryonischen Anfang bis zu seiner vollendeten Ausbildung, desgleichen von den niedern Thieren bis zu dem Menschen aufwärts. — Functionen des Athmens, — der Ernährung; — Geschlechtsverhältnisse; Entwickelung beider Geschlechter durch die verschiedenen Thierstufen bis zu dem Menschen hinauf (v. S. 214 ff.). — Genauere Betrachtung der Eigenthümlichkeit der Insectenbildung und ihrer Bedeutung (v. S. 235 ff.) — Tadelnd führt es der Vf. (S. 264) als Quelle vieler Irrthümer an, wenn die Naturforscher in einer jeden eigenthümlichen Welt, die sich in unendlicher Mannichfaltigkeit aufschließt, einen sichtbaren Urtypus

annehmen wollen, so daß irgend eine Gestalt, wenn sie ihn auch nicht rein darzustellen vermag, doch ihm sich nähert. Weder in der Pflanzenwelt, noch unter den Insecten könne man irgend eine Bildungsform hervorheben, als wenn sie den Urtypus (z. B. die Idee der Insectenbildung) reiner, als die übrigen, darstelle (S. 265). Der Urtypus einer solchen eigenthümlichen Welt sey vielmehr die schlechthin nie erscheinende Einheit aller Formen, — dieser trete zwar allerdings reiner hervor in den mehr ausgebildeten Pflanzen oder Insecten, und zeige sich in geringern Gestalten gehemmt; — aber je mehr diese Entwickelung gelungen ist, desto mannichfaltiger ist die Welt, die sich aufschließt, desto reicher an Gestalten von gleicher Bedeutung (S. 265 ff.); dasselbe zeigt sich in einer jeden eigenthümlichen Richtung der Naturbildung (S. 266). — Auch hier fügt der Vf. der Betrachtung eine Andeutung (Anspielung) auf das Höchste mit bei (S. 266): „Der einzige Urtypus, der sich in seiner Entwickelung verfolgen läßt, ist derjenige, der tief verborgen, von den niedersten Thieren bis zu dem Menschen, sich regt, sich, wie abschweifend, in den eigenthümlichen Welten seltsam spielend (?) aufschließt, ohne die geheimnißvolle Richtung aufzugeben, die auf das Allerheiligste deutet, welches nie blos irdisch erscheinen kann." — Ferner: „Wie der stillen empfangenden Sehnsucht gegenüber sich die zehrende Begierde, so bildet sich der Pflanze gegenüber das Insect." — „Die Begierde, in ihrer Reinheit, ist das Streben, sich ganz zu offenbaren, sich für die Welt völlig zu enthüllen in eigenthümlicher That; und wo sie durch mancherlei Verwandlungen gereinigt erscheint, da fällt sie mit der Sehnsucht zusammen, wie sie sich mit ihr aus einem tief verborgenen Quell erzeugte. Sie opfert sich dann auf der gereinigten Stätte eines eigenen Daseyns ganz dem Geschlecht. So steigert sich die zehrende Begierde der Raupe zur Blüthe, und der Schmetterling, aller Unruhe der Begierde entsagend, opfert sich der Zeugung und vergeht für das Geschlecht."

Die Sinne (S. 267 — 305). Die Animalisation will nichts Körperliches, strebt, obgleich sie nur in und mit dem Körperlichen erscheinen kann, ein Unsichtbares zu enthüllen. Dieses Seelenartige, in welches alles Leibliche der Natur sich, wie in einen innern unsichtbaren Abgrund, versenkt, aus welchem die Welt einer innern unendlichen Thätigkeit, allmälig reifend, hervorquillt, ist die Sinnlichkeit. Durch die Entwickelung der Sinne soll bewiesen werden, daß zwischen Sinn und Objecten nur ein relativer Gegensatz gefaßt werden kann, und deshalb sowohl in der Welt der Objecte, wie in der Welt der Sinne, eine Einheit beider erkannt werden müsse, die weder das Körperliche, wie es dem Sinne gegenübersteht, noch die irdischen Sinne, wie sie der Leiblichkeit gegenüber Eindrücke empfangen, als das an sich Reelle erkennt. — Wiederholung der Verhältnisse in der Orga-

nisation der Sinne, wie sie im Leiblichen die Gewebe untereinander, die Systeme untereinander und beide in ihrer wechselseitigen Beziehung gegeneinander gezeigt haben (S. 270 ff.) — Betrachtung der höhern Sinne und ihrer Bedeutung (S. 287). — Ueberblick auf die Reihe der bisherigen Betrachtungen (S. 301), — hauptsächlich um auf den Mittelpunct des Naturlebens die Enthüllung der „ewigen Persönlichkeit" aus der Entwickelung des Lebens der Erde von der Urzeit an abermals aufmerksam zu machen..

Die menschlichen Sinne (S. 306 — 365). Der menschliche Leib hat, als Mittelpunct aller Verhältnisse der erscheinenden Welt, eine unendliche Bedeutung, und diese ist die Seele, die hervortretende Psyche. Das Herz des Menschen ist die ganze Peripherie der Natur und, insofern es diese ist, durchaus vegetativ; insofern es in unendlicher Beziehung gegen das Centrum gesetzt ist, durchaus animalisch. Das Gehirn ist das unendliche Centrum; insofern es dieses ist, durchaus animalisch, insofern es in unmittelbarer Beziehung gegen die Peripherie gesetzt ist, durchaus vegetativ (S. 306). Verschiedenheit des Menschen von den Thieren (S. 307); Sprache; Offenbarung der ewigen freien Persönlichkeit (S. 309 f.); Sprachforschung wie comparative Physiologie (S. 311); Gehör, als der am genauesten an die Stimme bei den Thieren, an die Sprache bei den Menschen gebundene Sinn, — Ursprung desselben besonders bedeutend (S. 313 ff.). — Ueberwindung des starresten Stoffs in der Organisation der Gehörfunction, — des Knochens. Hierdurch ist „die Masse, die Schwere wahrhaft besiegt, wie die Vegetation besiegt ist durch die Ernährung, und die bewegliche Luft durch das Athmen." Bedeutung des Gehörs (S. 330), Rede und Gesang (S. 331), Gestaltung der Musik (S. 335). Verhältniß des Gehörs zum sinnlichen Daseyn überhaupt (S. 337 ff.). Wichtigkeit des fünften Nervenpaares. — Das menschliche Auge (S. 339), Sonne der höhern Veredlung. Bedeutungsvolle Gestaltung (S. 340) desselben. Zurückblick auf die bisherigen Betrachtungen (S. 344), abermals um auf die Einheit des Menschengeistes mit der Natur hinzuweisen. Mit der menschlichen Gestalt ist alles Ordnende und Erlösende gegeben, — in der menschlichen Gestalt und in dem menschlichen Antlitz, wie in der Blüthe desselben, spricht sich das Ordnende und Erlösende der ganzen Natur in ihrer göttlichen Tiefe aus (S. 345 ff.). Verhältniß der Kunst zur Natur (S. 347 f.), besonders der bildenden Künste und Musik (S. 349). Sie sind „die Elemente, Luft und Erde, Bewegliches und Starres in ihrer tiefsten Bedeutung; und wo sie in innerer Reproduction sich durchdringen, da erzeugt sich die liebliche Vegetation der Poesie." „Rein kosmische Verhältnisse treten dieser Erstarrung in der Kunst, dieser Verflüchtigung in der Musik, dieser anmuthigen Frühlings- und verwelkenden Herbstblüthe in der Poesie

gegenüber, das strenge Gesetz, welches über allem innern Leben waltet, weil sie es nicht in der irdischen Erscheinung zu durchdringen vermag. Wie das Licht und Schwere für die äußere Welt, ruhen Verstand und Sittlichkeit in der innern und umfassen den ganzen Menschen und alle Menschen auf gleiche Weise, das kosmische Verhältniß des Geschlechts. Der irdische Mensch vermag nicht unmittelbar zu erkennen, wie die Schwere der Masse der innere empfangende Boden alles Lebens ist; eben so wenig, wie das Licht sich verbirgt in allem Leben und hervorquillt aus jeder lebendigen Form. Daher erscheinen ihm beide dem Leben fremd, als blos allgemeine kosmische Bedingungen des Lebens überhaupt. — So wissen Kunst und Poesie, als solche, nichts von Sittlichkeit, so wenig, als vom System des Verstandes. Denn ohne beide, in welchen sich die innern kosmischen Verhältnisse des menschlichen Daseyns, das Gesetz, offenbaren, können sie sich in irdisch vollendeter Form darstellen. Deswegen tritt das System des Verstandes, wie die Grundsätze der Sittlichkeit, als rein universelle Bedingungen, ohne innere Einheit mit der Eigenthümlichkeit hervor. Dieses sind die getrennten Elemente, deren wechselseitige Durchdringung erst die ewige Persönlichkeit in ihrer Reinheit offenbaren würde. Die Sittlichkeit würde nicht als ein bloßes Gesetz gebietend dem Menschen gegenüber treten, vielmehr als wahre Lebensfunction aus ihm in völliger Reinheit hervorquellen, nicht blos ein Universelles, die Persönlichkeit Zwingendes und Hemmendes, vielmehr der reinste Ausdruck der Persönlichkeit selber seyn. — Das Innere des Menschen würde klar nach außen treten, und eben daher, was wir jetzt erscheinende Natur nennen, uns nicht als einschränkende Masse entgegenstehen, vielmehr für den äußerlich gewordenen Geist selbst ein Inneres werden; — und da alle Gesetze der Natur als diejenigen des eigenen Geistes sich zeigen würden, so müßte die Gestalt die Urschönheit in einem Jeden darstellen, — die Urgestalt eines jeden Menschen. — In diesem reinen Zustande ist der Mensch in einer seligen Einheit mit der Natur geboren. — Die Urgestalt — auch die ursprüngliche Natur der Seele, wie sie aus Gott geboren ist, — als Vergangenheit — das Paradies, als Zukunft der Himmel, dasjenige, worin, bei allem Wechsel, ewig die höchste Einheit und das Unveränderliche durchblickt. Es ist die wahre Natur der Seele, denn es ist das innerste, heiligste Eigenthum, die eigentliche Welt einer jeden Seele, in welcher sie, oder Gott vielmehr in ihr, gebietet und regiert. Es ist die gemeinsame Welt aller Seelen, das eigentliche Wesen und die Herrlichkeit Gottes, auf eine eigenthümliche Weise bestätigt in einem Jeden." Diese Urgestalt ist der Schlußpunct einer unendlichen Vergangenheit der ganzen Natur, der Mittelpunct einer unendlichen Gegenwart des Universums selber, der verhüllte Anfangspunct einer unendlichen Zukunft zugleich.

Psychologische Anthropologie (S. 352 bis 456). Zuvörderst stellt der Vf. nochmals seine Hypothese gedrängt zusammen, als das Gewisse, wie er es nennt (S. 356 ff.) was bei ihm, aller Gegenreden, Einwendungen, Prüfungen u. s. w. ohngeachtet, fest steht. Wir geben nur noch die Hauptzüge davon: Die Schöpfung ist die Offenbarung des göttlichen Willens; — dieser ewige Wille manifestirt sich ursprünglich an einem widerstrebenden, der, aus ihm entsprungen, sich von ihm zu trennen strebt, den klaren unergründlichen Frieden des ewigen Gottes aber nicht zu stören vermag. Aller Wille setzt eine ewige Person voraus. Der Schöpfer hat sich also als ein persönlicher Gott offenbart, und auch der böse Geist ist nicht ein bloßer Gedanke, keine leere Negation, vielmehr das Seyn des Nichtseyns, das, was in der Trennung von Gott schaffen will und eben daher genöthigt wird, seinen Willen zu offenbaren. Die Natur hat eine Geschichte, — eine lebendige Entwickelung, — zeigt ein Schicksal, welches nur möglich ist, wo ringende Kräfte ein noch zweifelhaftes Heil suchen. Spuren von diesem Kampfe zeigt die ganze Schöpfung von Anbeginn an. Der Sieg ist gewiß. Er ist da, das wahrhaft Seyende in allen Dingen, und ist nicht da zugleich, damit er sich offenbare. Das Ueberwiegende der Selbstsucht in der Natur ist das Gesetz, das Unabänderliche in der Natur wie in der Seele. Die Schöpfung ist ein Unendliches; — alles, was aus Gott erschaffen ward, war daher ursprünglich frei, und diese verhüllte Freiheit, die als eigner Wille des Geschöpfs sich offenbart, ist das Bildende, — das Geschichtliche in der Natur. — Der Sohn Gottes — die Liebe Gottes — ewig von Anfange an, das Wort, durch welches alles geworden ist. Durch ihn wird der Eigenwille des Geschöpfs als Eins mit dem ewigen Willen gesetzt, — das Einigende in aller Sonderung, das erlösende Princip. — Das Gesetz tritt in uns als Mathematik hervor. — Die Geschichte waltet da, wo Willkür herrscht, — sie offenbart den Kampf der erlösenden Liebe. — Die verhüllte erlösende Liebe bricht in der Natur hervor. — Die erste Stufe der dämmernden Erlösung ist die Welt der Vegetation, in welcher die harte Beziehung äußerer Verhältnisse zerschmilzt in der stillen, fortdaurenden Wiederholung der erzeugenden Kraft, — während die Masse, dem Gesetz unterworfen, aufblüht in ihrer kalten, starren Herrlichkeit. — Der Pflanze gegenüber bildet sich das bewegliche Insect, jene als das venöse, dieses als das arterielle System; jene als Verdauung, dieses als Respiration. Wie das vegetative, so ist auch das thierische Leben ein allgemeines Leben der Elemente. Es ist aber verhüllt und kann in ihnen nicht erkannt werden. — Die zweite Stufe der verhüllten weißagenden Liebe bildet sich in den höhern Thieren, im Herz und Gehirn einander gegenüber, vereinigend, was in Pflanze und Insect sich getrennt darstellt, und die Sinne entwickelnd. — Die

dritte Stufe ist die der hervortretenden Persönlichkeit. Aber auch hier ist noch keine Versöhnung und Erlösung und keine wahre Freiheit, als in der Vereinigung mit dem Sohne Gottes, als dem Heiland aller Menschen, — dem versöhnenden Mittelpunct der Geschichte, — wie der irdische Mensch der versöhnende Mittelpunct der Natur. „In der innigen Vereinigung mit ihm hat allein alles Erkennen seine Bedeutung, alle Sittlichkeit ihren Werth, alle Schönheit ihren höhern Sinn, tritt allein die Urgestalt in ihrer Reinheit hervor, das Herz als erlöster Abgrund, die Stätte der Liebe, das verklärte Antlitz als der enthüllte Himmel, das innere Licht, das Wesen der Seele, die Seligkeit.“ (S. 365).

Das menschliche Geschlecht (S. 365 ff.), „wie es auf der Erde lebt und sich gestaltet, sich bildet und verbildet, gefangen, der Erscheinung nach, von einer mächtigen Natur, ergriffen von dem allgemeinen Leben.“ — Verbreitung über die ganze Erde, — doch Kleinheit des Kreises höherer geistiger Bildung (S. 366), — Gewalt des Klima's, — davon befreiete Geschlechter (S. 367). Begriff der Gattung (S. 368), — Entstehungsgeschichte des Menschen (S. 369), Uebereinstimmung der verschiedenen Raçen, — nach Stämmen verschieden; — Schwierigkeit der Ableitung aus einem Menschenpaare (S. 382); Sprache (S. 385); — religiöse Ueberlieferung für Eine Raçe (S. 392); — religiöse Ansichten mit der Bildung der Raçen in Zusammenhang (S. 396) — Urgeschichte des menschlichen Geschlechts (S. 398); — Gewalt der geschichtlichen Völker über die Autochthonen (S. 399); — Völkerwanderungen (S. 400); — hervorstechende Züge der Raçen (S. 418); Gegensatz in dem vegetabilischen und thierischen Götzendienst. — Charakter der Mongolen, — traurige Stimmung nordischer Völker (S. 424); der amerikanischen Urvölker, — stumpfe Gleichgültigkeit (S. 426); die Raçen stellen die kosmische, alle Elemente des höhern Daseyns gewaltsam in einseitiger Richtung zertrennende Macht dar; — die wahre Urzeit des Geschlechts (S. 428). — Die Uebergänge in dem Verhältnisse der Raçen zu einander deuten auf ein gemeinschaftliches Centrum, — das innerste Schicksal des Geschlechts liegt in ihrer Gestaltung verborgen (S. 429). — Entstehung der geschichtlichen Völker aus demselben Mittelpuncte der Erde, aus welchem in der Urzeit des Geschlechts sich die Raçen, der Natur unterworfen, entwickelten. Uebereinstimmung mancher Urvölker (S. 434 ff.). Spuren einer vergangenen geschichtlichen Welt. — Uebergangsperiode der urgeschichtlichen Völker, — hieraus die Erzeugung des Keims der Erlösung, der eigentlichen Geschichte, im engsten Sinne, der mit Bewußtseyn verbundenen Entwickelung des Geschlechts. Wahrhaft anthropologische Bedeutung dieser Entwickelung (S. 437). Uebereinstimmung der Natur und der Ent-

wickelung des Menschen, — prästabilirte Harmonie (S. 438). — Richtung der Raçen in den Temperamenten wiederholt (S. 440). — Stufen der irdischen Entwickelung, bezeichnet eben so durch die Temperamente (S. 447) in den Lebensaltern. — Alle Alterstufen sind am herrlichsten, je reiner sie ihrem Wesen nach ergriffen werden (S. 451). Temperament und Talent sollten in höherer Einheit die innere, heilige Gestalt darstellen, das Bild Gottes, welches nicht im Streite der Natur, vielmehr das Erlösende der Natur selber wäre (S. 452). — Abweichungen davon — als Sünde und Krankheit (S. 453). — Vierfache Richtung in der menschlichen Gestalt, als Urtypus der gesetzlichen Ordnung der ganzen Natur, wiederholt sich in den Temperamenten, eine höhere Triplicität der Functionen deutet auf die innere Einheit des Lebens, — so ist auch eine dreifache Function der Urgestalt in uns, — aber von hieraus auch dreifache Verirrung, in Menschen und Völkern (S. 454). — Offenbarung der ewigen Persönlichkeit Gottes, der Sohn von Ewigkeit her, die wahre Urgestalt, die innere Fülle alles Gesetzes, vom Uranfange, — der Herr und Heiland, Jesus Christus. „Seine verhüllte Persönlichkeit war vom Anfang an und blickt als Andeutung zukünftiger Seligkeit aus der Natur her“ (S. 456). — Wir hoffen durch diese möglichst gedrängte Darstellung unsere Leser in den Stand gesetzt zu haben, theils schon hieraus selbst eine Vorstellung von dem Inhalt dieses Werkes sich machen zu können, theils bei der Lesung desselben sich jener als eines Leitfadens bedienen zu können, indem die Methode des Vf., ohne gehörige Abtheilungen, selbst mit bedeutenden Einschaltungen, die Abhandlungen bis ins Einzelne ausführlich vorzutragen, das Lesen derselben nicht wenig erschwert und keine leichte Uebersicht gestattet, zumal wer nicht mit dieser Methode des Vf. von seinen frühern Schriften her bekannt ist. Durch diese Inhaltsdarstellung wird der Leser zugleich im Stande seyn, über das im Anfang dieses Berichts aufgestellte Urtheil über dieses Werk, insofern es sich als Anthropologie ankündigt, selbst zu urtheilen. Wie viele Bände müßte eine Anthropologie einnehmen, welche z. B. der Untersuchung und dem Beweis, daß der Kern der Erde metallisch sey, allein über hundert Seiten, der Entwickelungsgeschichte der Erde über anderthalb hundert Seiten widmet, — wenn sie consequent und verhältnißmäßig alles so durchführen wollte, was in eine Anthropologie gehört! Und was ist das Band, welches alle diese Abhandlungen zu einer Anthropologie verbinden soll? Die Idee des Vf.: das ganze Erdleben bis zum Menschengeist ist Eins, und alle Stufen des sich äußernden Lebens sind Spuren der von der Gewalt der Masse erlösenden Liebe, die in dem Menschen ihren höchsten Punct erlangt hat. Die Idee eines allgemeinen Erdlebens ist allerdings, obgleich nicht neu, von dem Vf. vorzüglich aufgefaßt und mit allem Reichthum seiner großen Be-

lesenheit, seiner Naturkenntnisse und lebendigen Phantasie herrlich dargestellt. Manches Paradoxon, oder wenigstens so erscheinende, mag an seinen Ort gestellt seyn, wenn z. B. das unbestimmt allgemeine Leben der Luft als das allgemeine Thierische dargestellt wird, das der ewigen Verwirrung nicht zu entrinnen vermag, II. B.; wenn die fruchtbare Dammerde die allgemeine Pflanze genannt wird; wenn von dem verborgenen Thier in der Pflanze gesprochen; der fliegende Sommer als kosmisches Product der Atmosphäre aufgestellt wird, und dergl. mehr. Bei tieferem Eindringen in den Sinn des Vf. verschwindet das Auffallende und Dunkle in solchen Ausdrücken, und wenn auch nicht immer einverstanden mit ihm, versteht man doch, was er damit sagen will. Mehr haben wir an seinen Darstellungen in anderer Hinsicht auszusetzen, nämlich, daß manches Räthselhafte in dem Natur- und Menschenleben in noch schauerlichern Zügen hervorgehoben wird, z. B. (S. 9. I. B.) das Verhältniß des Menschen zur Natur, — dann das Lebensverhältniß der uncultivirten s. g. Wilden, I. B. S. 10., II. B. S. 412. u. a. m., das Walten finsterer dämonischer Kräfte in der Natur, u. a. m., ohne deren Auflösung durch die aufgestellte Theorie näher zu kommen, als bisher auch von Andern geschehen konnte. Denn die Annahme eines ursprünglich Widerstrebenden, eines Gott sich widersetzenden, bösen Geistes, (das Seyn des Nichtseyns?! S. 356 II.) dem die Masse angehört, an welcher Gottes schöpferische Allmacht als ewige Liebe nun sich äußert, ist doch blos Hypothese, aufgestellt, um die Erscheinungen der Natur zu erklären, ohne daß man die innere Nothwendigkeit derselben einsieht. Ferner dünkt uns ganz unstatthaft die stete Einmischung des Religiösen in die naturgeschichtlichen Untersuchungen, das Hervorgehen der Religionslehre von der Erlösung gleichsam als Resultat physikalischer Untersuchungen, und verbreitet, gemein gemacht über das ganze Naturleben. Die Lehre von der Erlösung gehört dem Glauben, die Untersuchung des Naturlebens der Wissenschaft an; man lasse jeder Sphäre, was ihr zukommt, denn immer wird jeder Versuch, jenen auf diese zu gründen, vermöge der Eigenthümlichkeit beider und des Bedürfnisses des menschlichen Geistes, mißglücken und nur zu Irrwegen führen. Aber freilich, ist nach dem Vf. der Menschengeist mit der Natur Eins, so muß, was für diesen gilt, schon in der Natur voraus angedeutet seyn! Wir haben uns schon oben dahin erklärt, daß wir dieser Ansicht des Vf. nicht beistimmen können. Wir können die Uebereinstimmung der Gesetze, welche wir in den Naturerscheinungen entdecken, mit dem, was wir in unserm Geiste wahrnehmen, eben so befriedigend erklären, wenn wir annehmen, daß jene Gesetze, nach welchen das Welt- und Erdleben von Statten geht, auch in der Seele des Menschen als ewige und Urideen verborgen liegen, und sonach von der Psyche in der fortgehenden Entwickelung ihres Lebens zur Verklärung des Be-

wußtseyns bei der Betrachtung der Natur und der Erforschung ihrer Bedeutung entweder im Gefühl geahnet oder im Wissen klärer geschaut werden. Wir finden daher keinen Grund, von der Ueberzeugung abzugehen: wie Gott in und über der Natur, so der Mensch — seinem leiblichen Leben nach — in und — seiner Psyche nach — über der Natur. —

20.

V.

Die Staatsfinanzwissenschaft, theoretisch und praktisch dargestellt und erläutert durch Beispiele aus der neuen Finanzgeschichte europäischer Staaten, von Ludwig Heinrich von Jakob. Halle, Hemmerde und Schwetschke. 1820. Gr. 8. II. Bd.

(Vergl. Hermes Nr. XVI, S. 136)

Das von den Staatsausgaben handelnde zweite Buch des Werks ist dasjenige, welches dem Rec. am wenigsten zugesagt hat. Nicht, als wenn nicht auch hier fruchtbare Gedanken vorkämen; aber die ganze Bestimmung und Anlage desselben geht auf der einen Seite weit über die Gränzen der Finanzwissenschaft hinaus, und eben deswegen ist auf der andern Seite mancherlei übersehen worden, worüber sie Rechenschaft zu geben hat. So wenig die Finanzwissenschaft den Zweck des Staats zu bestimmen hat, eben so wenig kann sie die Mittel zur Erreichung desselben angeben, noch die Bedürfnisse hierzu festsetzen (§. 827). Ihr kommt nicht zu, die Nöthigkeit oder Zweckmäßigkeit der Anstalten zu beurtheilen (§. 913), sondern nur die Fonds zu dem, was die Staatsverwaltung bedarf, dieser zu überweisen. Es gibt nur Veranlassung zu unrichtigen Urtheilen und Maaßregeln, wenn die im Staate zu treffenden Anordnungen zuerst aus dem finanziellen Gesichtspuncte beurtheilt werden (§. 876). Der Finanzminister hat nur darüber Auskunft zu geben, ob eine von der Verwaltung für diensam erachtete Ausgabe aus den vorhandenen Finanzen bestritten werden kann, oder dafern nicht, ob die Erhebung eines neuen Fonds dazu sich mit den Regeln einer guten Finanzwirthschaft verträgt. Ob aber die Unternehmung im Staatshaushalte an sich räthlich, selbst ob im Bejahungsfalle es vortheilhafter sey, sie von Seiten der Regierung zu betreiben, oder an Privatunternehmer, allenfalls auf Actien (§. 889), zu überlassen, das kann nicht die Finanzwissenschaft, sondern nur die Politik und die Staatswirthschaft

entscheiden. Erst wenn dies ausgemacht ist, kommt die Sache wieder vor das Forum der Finanzwissenschaft, um zu bestimmen, ob die Einrichtungs- und Unterhaltungskosten durch Abgaben von den Betheiligten, oder aus dem Steuerärarium, oder vielleicht von beiden gemeinschaftlich aufzubringen sind. So sehr schön daher die (§. 833) angegebene Regel ist: „Alle Zwecke, welche die Vernunft für gemeinsame oder allgemein wünschenswerthe Zwecke eines Volkes erklärt, und die zugleich von der Beschaffenheit sind, daß sie durch Privatkräfte entweder gar nicht, oder doch nicht so leicht und so wohlfeil erreicht werden können, als es durch den Staat geschehen kann, sind öffentliche oder Staatszwecke, und daß dergleichen befördert werden, ist Staatsbedürfniß;" so ist es doch ein Satz, den die Finanzwissenschaft schon als ausgemacht voraussetzen muß, nebst allen davon zu machenden Anwendungen. Was für und wozu Ausgaben zu machen sind, ist nicht ihre Sorge; wohl aber muß sie zeigen, woher, wo, zu welcher Zeit, an wen, wie und in welcher Art die Ausgaben geleistet werden müssen. In der letzteren Hinsicht ist es vollkommen wahr, daß der Staats-Ausgabe-Etat ebenfalls in baarem Gelde lauten müsse (§. 826); aber es folgt daraus nicht, daß nicht die immer gleich bleibenden Posten auf Normalsätze in einer unveränderlicheren Währung, als das Geld ist, z. B. in Roggen, ein für allemal bestimmt, nach ihren Durchschnittspreisen aber epochenweis auf Geld reducirt werden könnten. Es gehört ferner in die Finanzwissenschaft, 1) die Nothwendigkeit der Absonderung der Ausgaben, 2) die Ordnung ihrer Leistung, und 3) die Mittel zu lehren, wie sie mit der größten Sparsamkeit zu bestreiten sind. Ad 1) hat der Vf. ganz recht, die Unterscheidung des fürstlichen Privatvermögens und seines Civiletats von dem Staatsfinanzbudget zu verlangen (§. 848). Alles, was er dieserhalb sagt, ist beachtungswerth, mit alleiniger Ausnahme der Behauptung, daß das ursprüngliche Familiengut der Regenten nicht zu den Staatsgütern gerechnet werden dürfe (§. 847). Dies widerspricht unsrer europäischen Staatsgeschichte, nach der alle Fürstenhäuser nur durch die Macht ihres Familiengutes und durch dessen Verwendung für den Staatsdienst zur fürstlichen Würde gelangt sind. Sie können aber nicht die Rechte behalten, und sich ihren dagegen eingegangenen Verbindlichkeiten entziehen. Ad 2) versteht es sich, daß, wenn nicht alle Zahlungen zugleich zu erschwingen sind, die Billigkeit der Gerechtigkeit und das Entbehrliche dem Unentbehrlichen nachgesetzt werden müsse. Der Vf. hat hiervon eine zweckmäßige Anwendung auf das Staatsschuldenwesen gemacht und darnach die Ordnung der Abwicklung desselben vorgezeichnet (§. 892). Lichtvoll ist seine Unterscheidung der Schuldverschreibungen mit contractmäßiger Rückzahlung, und der Rentenversicherungen mit vorbehaltener Kündigung (§. 900), so wie der Beweis, daß es ungerecht

sey, erstere in letztere ohne Zustimmung der Gläubiger zu verwandeln. Bei der Nachweisung der Art der Staatsschuldentilgung kommt der Vf. nochmals auf das Papiergeld und führt mit großer Evidenz aus (§. 906), daß es eine ganz falsche Vorstellung sey, wenn behauptet werde: das Papiergeld sey eine Schuld des Staats an das Publicum. Denn verstehe man unter dem letztern die Gesammtheit der Mitglieder des Staats, so würde Gläubiger und Schuldner ein und dieselbe Person und gar keine Schuld vorhanden seyn; verstehe man aber darunter den Inbegriff aller derer, die Papiergeld besitzen oder noch bekommen möchten, so liege es in der Natur des Geldes, daß es nicht mehr werth sey, als es gilt. Ebendeswegen könne auch nie von einer größeren Summe des wirklich im Umlaufe befindlichen die Rede seyn, als seine jedesmalige Geltung anzeigt. Nur denjenigen, denen durch Aufdringung des Papiergeldes oder durch Vorenthaltung desselben ein erweislicher Schaden zugefügt worden (§. 911), gebühre Entschädigung; dahingegen eine Schadloshaltung aller Uebrigen schon darum ganz unmöglich sey, weil die Beschädigten nicht ausfindig zu machen sind. Es beweise daher gänzlichen Mißverstand der Natur der Sache, wenn man gemeint habe, durch Hebung des Courses des Papiergeldes mit Aufopferungen den angerichteten Schaden wieder gut zu machen, da man im Gegentheil aufs neue den Privatverkehr irritire und Vielen Verluste verursache (§. 910). Das einmal vorhandene Uebel sey nicht mehr zu heben, sondern nur die Ursache desselben zu entfernen. Wollte man dies durch plötzliche Einziehung und Einwechselung des Papiergeldes bewerkstelligen, so würde man eine Menge von Circulationsmitteln entweder außer Thätigkeit setzen, oder nur die Form des Papiergeldes verändern (§. 909). Das einzige radicale Mittel sey also Fixation des Courses nach seinem wirklichen Zustande zur Zeit der ergriffenen Maaßregel, verbunden mit der Auswechselung des Papiergeldes zu diesem Course und der Annahme in allen Staatscassen. So weit tritt Rec. dem Verf. überall bei. Dagegen muß derselbe darauf noch aufmerksam machen, daß der Verf. hierbei überall nur auf die nationalwirthschaftlichen Folgen, und auch nur auf die für die Einzelnen, gesehen, aber nicht die Folgen für das Ganze und für die Finanzen erwogen hat. Wenn freilich die Hebung des Courses nur dadurch geschehen kann, daß eine ansehnliche Summe Papiergeld ganz vernichtet wird, so ist dabei überall kein Vortheil abzusehen. Wird aber diese Wirkung durch andre Maaßregeln zu Wege gebracht, so hat das Nationalvermögen im Ganzen davon den Vortheil, daß in ihm ein so großes ideales Capital erhalten wird, als die Differenz des Courses ergibt; die Finanzen aber haben den Vortheil, daß das darin schon befindliche Papiergeld mehr Werth bekommt, nicht minder alle noch zu machende Einnah-

men. Endlich hat sich der Verf. durch die einseitige Beobachtung dessen, was in Rußland und Oestreich sich zugetragen hat, verleiten lassen, eine allgemeine Regel daraus zu machen: „die Einziehung eines Theiles des coursirenden Papiergeldes vermöge den Cours des übrigen nicht zu heben." Die neueste Erfahrung in Sachsen und in Preußen widerlegt diese Regel. Die Sache verhält sich so: Wenn in einem Lande eine größere Menge Papiergeld ausgegeben wird, als die innere Circulation braucht, so muß dessen Werth sinken, kann aber nie ganz zu Grunde gehen, so lange es noch in den Staatscassen pari angenommen wird. Das Verhältniß der an diese zu leistenden, mit allen übrigen damit zu machenden Zahlungen muß alsdann den Cours bestimmen. Dieser kann sich durch die Vernichtung eines Theiles des Papiergeldes nicht heben, so lange noch mehr davon vorhanden ist, als die innere Circulation bedarf. Selbst über dieses Maaß hinaus wird die Vertilgung den Cours nicht zu heben vermögen, insoweit, als im Lande entweder ungenutztes edles Metall vorräthig ist, das nun in die Münze geht, oder dessen durch den Activhandel des Landes mehr eingeführt wird, als von den Einwohnern sonst zu andern Zwecken gebraucht wird. Denn darin besteht eben der Unterschied des Metall- und Papiergeldes, daß letzteres blos den Werth hat, wofür es als Circulationsmittel anzubringen ist, ersteres noch außerdem seinen Metallwerth. Kann also nicht soviel Metall der Münze geliefert werden, damit das daraus zu prägende Geld den ganzen Betrag des vernichteten Papiergeldes nach dem bestehenden Course ersetzt, so muß dieser letztere durch die Maaßregel der Vernichtung unbedenklich gehoben werden; und dies muß sich ereignen, wo entweder kein Metall durch den Handel gewonnen, oder das gewonnene nach der Lebensart des Volkes zu andern Bestimmungen, z. B. zur Pracht, verwendet wird.

Ad 3. endlich fügt der Vf. dem Gesetze der möglichsten Sparsamkeit die höchst nöthige Einschränkung hinzu (§. 932): „daß dadurch dem Zwecke der Ausgabe nicht geschadet werde." Hierher würde nun die Betrachtung gehört haben, inwiefern die Staatsverwaltung besser thue, sich ihre Bedürfnisse selbst anzuschaffen und Unternehmungen für eigne Rechnung ausführen zu lassen, oder beides in Verdung zu geben, wobei die verschiedenen Fälle wohl zu unterscheiden seyn dürften. Davon kommt nichts vor; wohl aber macht der Verf. von der angeführten Regel Anwendung auf die finanzielle Behandlung der Staatsbeamten. Abgesehen von dem, was er über die Wahl derselben vorträgt (§. 934), die uns hier nichts angeht, abgesehen ferner von der Wiederholung seiner schon gerügten unrichtigen Ansicht von dem Militärdienste, für welchen er durch hohe Besoldung nicht nur eine hinreichende Zahl Freiwilliger herbeischaffen (§. 917) und uns also in die, Gott sey Dank,

überlebte Zeit der Landsknechte zurückversetzen will, sondern auch alle Ausgaben für die Ausbildung der Befehlshaber zu ersparen vermeint (§. 925), da doch die ganze Summe hoher Gehalte gewiß den für Militär-Erziehungsanstalten zu machenden Aufwand übersteigt, und der Verf. fürs Civil selbst entgegengesetzter Meinung ist (§. 944); abgesehen hiervon, sind die von dem Verf. für die Besoldung der Staatsbeamten vorgezeichneten Regeln höchst beifallswürdig. Wohl hätte Rec. noch gewünscht, daß auch die Schädlichkeit hoher Dienstbesoldungen, die zum Luxus und zur Faulheit verleiten, daß die so wesentliche, in Bayern zuerst eingeführte, in Preußen nur beim Militär bedachte, Unterscheidung des Dienstgenusses von dem zur Repräsentation bestimmten Aufwande, endlich daß die gleichmäßige Behandlung aller Departements zur Sprache gebracht worden wäre. Allein dies hindert nicht das Anerkenntniß des Werths der über die Gehaltsbemessung gegebenen Regeln. Mit Recht verlangt der Verf. auskömmliche Besoldungen (§. 864) für alle Staatsdiener durch alle Stufen (§. 939). Er rechnet dazu mit Recht den Ersatz des Aufwandes auf die erworbenen Geschicklichkeiten, den Unterhalt bei eintretender Untauglichkeit, die Versorgung der Wittwen und Erziehung der Kinder (§. 942). Er verwirft mit Recht, daß diese Gewährungen zu einer Gnadensache in den meisten Ländern gemacht worden sind, was sie ihrer Natur nach nicht sind (§. 946), und wobei ein gleichförmiges, Niemanden begünstigendes oder zurücksetzendes Verfahren nicht gedenkbar sey. Er verlangt daher regulativmäßige Anordnungen dafür und zieht es durchweg vor, für alle diese Zwecke Pensionscassen zu bilden, zu denen alle Beamten verhältnißmäßig beizutragen verpflichtet werden sollen, ohne Unterschied, ob sie verheirathet sind, oder nicht, weil der Gehalt aller Beamten vom Staate darnach abgemessen werde, daß sie mit ihrer Familie davon leben und die Beiträge zur Pensionscasse bestreiten können (§. 955). Diesen Gedanken Beifall zollend, glaubt Rec. dennoch, daß das Pensionswesen der emeritirten Beamten von der Pension der Hinterbliebenen getrennt werden, und jenes nicht zu einer Privatanstalt gemacht werden dürfe, weil dadurch die Regierung in der Entlassung der Beamten entweder zu sehr genirt, oder das Institut dadurch zu sehr gefährdet werden würde. Ueberdem ist der allergrößte Theil der Gewerbtreibenden nicht im Stande, soviel zu verdienen, daß sie den ganzen Lebensunterhalt für ihre Wittwen und unversorgten Kinder zurücklegen könnten. Es darf dies also als kein nothwendiger Bestandtheil des Verdienstes eines Arbeiters angesehen werden; dahingegen die Vorsorge für den Zustand der Arbeitsunfähigkeit allerdings darunter begriffen ist. Während also die Beamten auf ihre eigene Pensionirung einen Rechtsanspruch haben, ist es nur ein Rathschlag der Politik, sie dadurch lebensfroher und

dienstfähiger zu machen, daß sie in den Stand gesetzt werden, der Trennung von den Ihrigen ohne ängstliche Sorgen entgegen zu sehen. Gewiß aber verdient es Dank, die jetzigen Wittwencassen auch auf die Unterstützung der Waisen auszudehnen, insofern für deren Erziehung nicht durch die vorzugsweise Ertheilung der Benefizien gesorgt werden kann (§. 944), wodurch der Staat die Ausbildung der künftigen Staatsbeamten befördert. Nur daß nicht eine kastenmäßige Gewohnheit daraus werde, auf den älterlichen Stand Anspruch zu machen! Eine glückliche Idee ist es, bei dem Maaße der Dienstpensionen zwar auf das Dienstalter, aber gerade nicht auf das Einkommen des letzten Amtes zu sehen (§. 949), sondern auf den Durchschnitt aller bezogenen Gehalte.

Das dritte Buch, handelnd von der Verwaltung der Finanzen, zerfällt in vier Abschnitte, nämlich: 1) von der Einheit und Einfachheit ihrer Einrichtung; 2) von der richtigen Vertheilung der Staatslasten; 3) von der Erhebungsart; und 4) von der deutlichen Uebersicht des Ganzen. Die Einfachheit der Verwaltung wird nach dem Verf. (§. 967) bewerkstelliget, a) durch die Absonderung der Verwaltungszweige, und b) durch die Ordnung, Genauigkeit und möglichste Gleichförmigkeit der Geschäftsführung in jedem einzelnen Zweige. In der ersteren Beziehung verlangt derselbe eine vierfache Sonderung, indem er erstlich (§. 972) begehrt, daß bei jedem Einnahmezweige alle seine Verwaltungskosten, einschließlich seines Beitrages zu dem Aufwande der General-Verwaltungsbehörden, besonders berechnet, mithin die Bruttoverwaltung durch alle Einnahmezweige geführt, und nur der Netto-Ueberschuß an die Generalcassen eingerechnet werde. Dies ist unstreitig zur Formirung richtiger Etats und zur Kenntniß des wahren Ertrages aller Gegenstände höchst nöthig. Ob aber diese Brutto-Verwaltung bei den Specialcassen selbst, oder bei den Generalcassen, in welche sie zusammenfließen, und welche ihre Ueberschüsse an die Centralcasse abzuliefern haben, zweckmäßiger geführt werde, ist damit noch nicht ausgesprochen. Zweitens erneuert der Verf. seine Ausführung über die Nützlichkeit der Trennung der technischen Verwaltungsbehörden von der eigentlichen Finanzstelle. Wenn aber derselbe hierbei (§. 977) der letzteren die Maxime vorschreiben will, die Beziehung des höchsten Reinertrages als höchstes Gesetz anzuerkennen, so hat er dabei außer Acht gelassen, daß alle Finanzverwaltung nur Mittel für die Erreichung der Zwecke des Staats seyn, und diesen niemals entgegenwirken darf. Er hebt selbst seine Regel schon dadurch auf, daß er hinzusetzt: „die Finanzbehörde darf sich um augenblickliche Verluste nicht kümmern, sondern immer nur auf die reelle Vermehrung des Nationalreichthums sehen." Denn diese Tendenz steht mit dem directen Finanzinteresse in dem öftersten Widerspruche. Allein so rich-

tig diese Anweisung ist, so ist sie doch noch nicht ausreichend, weil auch der Nationalreichthum nicht das höchste Gut ist, wornach die Regierungen streben sollen, sondern ebenfalls nur ein Mittel zum Endzwecke. Drittens verlangt der Verf. jede Absonderung der Verwaltungszweige, welche durch ihre materielle Verschiedenartigkeit angerathen wird; und endlich viertens nicht minder die nach der geographischen Gliederung des Staatskörpers, also, daß die eigenthümlichen Bedürfnisse (nicht auch Eigenthum?) jeder Commune, Amtes, Kreises und jeder Provinz von den allgemeinen Bedürfnissen des Staats völlig getrennt werden. Hierfür gibt er (Anm. zu §. 986) die treffliche Regel: „man dürfe nur das zu den besondren Bedürfnissen jeder Gemeinde oder jedes Landesabschnittes rechnen, wozu unter verschiedenen Umständen verschiedene Summen erfordert werden; dahingegen was allenthalben einen ziemlich gleichen Aufwand verlangt, füglich zu den allgemeinen Staatsbedürfnissen gerechnet werden könne, ob es gleich in den besondren Orten und Gegenden verwendet wird." Auch hat der Verf. von der Absonderung der Budgets- und Cassen-Verwaltung richtig die Erhebung der Einnahmen unterschieden, indem er (§. 988) behauptet, daß *selbst* die Vertheilung, Erhebung und Ablieferung der Beiträge zu den Fonds der höheren Gemeinheiten, die aus den Gemeinden der Ortschaften zusammengesetzt sind, den letzteren füglich überlassen werden könne, und es nur der Aufsichtsführung auf diese bedürfe. Gewiß könnte dadurch an Finanzverwaltungskosten, durch Einziehung einer Menge von Specialrecepturen, vieles erspart werden. Doch ist dies nur anwendbar auf solche Erhebungen, wobei das Interesse der Gemeinden nicht mit dem Finanzinteresse des Staats in Collision kommt; und unter der Vertheilung darf nichts anders verstanden werden, als die Subrepartition der einer jeden Commune abgeforderten summarischen Beiträge auf ihre einzelnen Mitglieder in Gemäßheit der gesetzlich allgemein angeordneten Grundsätze. Keineswegs aber ist den Gemeinden die Wahl der Aufbringungsart zu überlassen, wenn wir nicht wieder dahin zurückkehren wollen, daß die einzelnen Landestheile und Ortschaften eines Landes, weil in jedem ein andres Steuersystem beliebt wurde, einander wie Ausland behandeln und einem schädlichen Separationsgeiste hingegeben werden, der die Freiheit des inländischen Verkehres überall lähmt und hemmt. — — —

Der größte Theil des Inhaltes des zweiten Abschnittes dieses Buches hätte, nach des Rec. Urtheile, in die dritte Abtheilung des ersten Buches gehört. Denn es scheint ihm unnatürlich, von der Theorie der einzelnen Steuern die Regeln für die Vertheilungsart derselben zu trennen. Wenn jede Steuer in dem Inbegriffe der Beiträge aller einzelnen Betroffenen besteht, und wenn es für die

Bestimmung der Beiträge der einzelnen Gesetze der Gerechtigkeit und Weisheit gibt, so gehört die Anwendung eben dieser allgemeinen Gesetze auf die besondern Gattungen von Steuern in die denselben gewidmeten besondern Abhandlungen, nicht aber in die allgemeine Lehre von der Verwaltung der Finanzen, für welche die Steuern nur den ergänzenden Bestandtheil ausmachen. Die Ausführung einer jeden Steuer setzt die gesetzliche Bezeichnung der Gegenstände, der Personen und des Maßstabes, welche dabei concurriren sollen, voraus, mithin entweder, wenn die Abgabe fixirt ist, ein Kataster, oder wenn sie unfixirt ist, einen Tarif. Daß der Vf. beides nicht unterschieden und für das erstere eine zu weite Erklärung aufgestellt hat (§. 1000), ist weniger schädlich, als die Trennung der Regeln für die Anfertigung der Kataster oder Tarife von der Theorie der Steuern, da daraus nicht blos eine Menge unnützer Wiederholungen entspringen, sondern hauptsächlich der Nachtheil erwächst, daß in der Theorie mancherlei für prakticabel angesehen wird, wovon sich bei der Ausarbeitung der Normen, wornach die Steuern wirklich eingebracht werden sollen, ergibt, daß es entweder gar nicht, oder nur in einer höchst unvollkommnen und mit den obersten Grundsätzen der Finanzwissenschaft unvereinbarlichen Art und Weise ausführbar sey. Wenn es sich z. B. finden sollte, daß es unmöglich sey, bei dieser oder jener Besteuerungsart das reine Einkommen der Steuerbaren verhältnißmäßig zu belästigen, weil es unmöglich ist, solches auch nur approximativ zu ermitteln, wie ist es möglich, eine solche Steuer in ein gutes Finanzsystem zu bringen?

Was in diesem Abschnitte an seiner Stelle gewesen wäre, würde, nach des Rec. Meinung, gewesen seyn: 1) der Inbegriff der Regeln für die Verbindung der Finanzmittel und finanziellen Kräfte mehrerer verbundenen Landestheile; 2) eine Vergleichung der Wirkungen der verschiedenen Besteuerungsarten und ganzer Besteuerungssysteme, mit Rücksicht auf ihre Coexistenz in verbundenen Landestheilen, oder auch wohl in einem und demselben Lande, woraus sich die Regeln für die Cumulation der Steuern ergeben haben würden; endlich 3) die Folgen und die daraus zu abstrahirenden Vorsichtsmaßregeln, vorzunehmenden Veränderungen, oder wohl gar totalen Umwandelungen in dem Finanzsysteme überhaupt und in dem Steuerwesen insbesondere, mit sorgfältiger Unterscheidung ihres in-, ex- und protensiven Maßes. Dieses sind so wesentliche und zugleich so schwierige Capitel der Finanzwissenschaft, daß ihrer Vollständigkeit sehr viel abgeht, wenn sie fehlen. Noch Eins, das hieher gehört, nämlich die Besteuerung der Fremden, liefert der Verf. am Schlusse dieses Abschnitts.

Das Geständniß, daß das reine Einkommen der Einzelnen sich genau gar nicht ermitteln lasse (§. 992), würde, wenn es völlig

wahr wäre, nur beweisen, daß ein Steuersystem, das dennoch hierauf gegründet wäre, zu den unausführbaren, mithin praktisch verwerflichen Dingen gehöre, wie Strelin noch neuerlich diesen Schluß gemacht hat. Denn zu dem Unmöglichen gibt es keine Verpflichtung, mithin würde entweder das Gesetz der Gleichheit der Besteurung aufgehoben, oder die Steuern auf andre Gegenstände, als auf das reine Einkommen, gelegt werden müssen. Es versteht sich ganz von selbst, daß hier von keiner mathematischen, sondern nur von derjenigen Genauigkeit die Rede sey, welche erforderlich ist, um empfindliche Steuerbedrückungen zu vermeiden. So unbestimmt auch noch die Grenze und der Maßstab dieser Genauigkeit seyn mögen, so ist doch außer Zweifel, daß ihr gänzlicher Mangel, das heißt, die völlige Ungewißheit über die Richtigkeit der angesetzten Größen aller Brauchbarkeit der Rechnungen ein Ende macht. Der Verf. will sich hierbei durch zwei Auskunftsmittel helfen, indem er anräth, das Einkommen Aller so niedrig zu besteuern, daß man sicher sey, von Niemandem zu viel zu nehmen (§. 993), zugleich aber noch Hülfssteuern zu ersinnen, „welche hauptsächlich diejenigen zu bezahlen gezwungen werden, die ein größeres Einkommen haben, als bei der Vertheilung der Hauptsteuer angenommen worden ist" (§. 995). Was indessen den ersten Rath anbetrifft, so sind ja alle Steuerbeiträge keine absoluten, sondern relative Größen, die durch das Verhältniß des einzelnen Vermögens zum gesammten Vermögen bestimmt werden. Sobald daher nicht Alle verhältnißmäßig beitragen, wird derjenige, der verhältnißmäßig mehr entrichten muß, als auf ihn kommt, immer ungerecht behandelt. Dies wird nur in dem Falle der Vervielfältigung oder Erhöhung der Steuer fühlbarer (§. 994), aber für den Sachkenner ist es nicht minder evident, wenn auch die Steuer noch so gering ist. Der zweite Rath aber hält eben so wenig die Probe. Denn entweder ist das Verhältniß der Einzelnen zum Ganzen bekannt, oder nicht. Im erstern Falle bedarf man keiner Hülfssteuern; im letztern ist es unmöglich, zu bestimmen, wieviel Jeder noch zur Ergänzung seines Beitrages zuzuschießen habe, mithin wie er von der Ergänzungssteuer betroffen werden müsse. Auf keinen Fall dürfte die letztere eine solche seyn, welche nach einem allgemeinen Grundsatze eingerichtet wäre; denn alsdann würden ja dadurch Alle wieder in gleichem Verhältnisse getroffen, nicht aber dadurch die bestehende Ungleichheit aufgehoben. Gesetzt, A soll $\frac{1}{1000}$ und B $\frac{1}{5000}$ zu der Steuer beitragen, jener wird aber in der Hauptsteuer zu $\frac{1}{2000}$ und dieser mit $\frac{1}{6000}$ angezogen, zu der Nebensteuer aber der erstere mit $\frac{1}{3000}$ und der letztere mit $\frac{1}{15000}$; so stehen nun beide in der Wirklichkeit nicht in dem Verhältnisse, wie 5 zu 1, sondern wie 25 zu 7. Damit will Rec. nicht gegen die von dem Verf. (§. 996) empfohlnen Consumtions-

steuern, noch überhaupt gegen die Verbindung mehrerer Besteuerungsarten überhaupt etwas gesagt haben, sondern nur darauf hinweisen, daß diese Verbindung keineswegs aufs Geradewohl und Ungefähr geschehen dürfe, sondern mit vollkommnem Bewußtseyn der Ursachen und der Folgen geschehen müsse. Sie kann nützlich und sogar nöthig seyn, entweder weil nach der einen Methode gewisse Gegenstände der Besteuerung gar nicht, oder nicht so gut zu treffen sind, als bei der andern; oder weil für die Besteuerten eine wahre oder auch nur eingebildete Erleichterung der Abentrichtung ihrer Beiträge daraus erwächst; oder deswegen, weil man durch die Combination mehrerer Methoden die Fehler der Bemessung einer jeden unter einander auszugleichen vermeint, wie der Trigonometer das Mittel aus mehreren Messungen nimmt; oder endlich weil die eine Steuerart die Controle und Probe für die andre abgibt, wie der Arithmetiker auf sein Exempel die Probe macht. Aus welchem dieser Gründe aber auch die Combination mehrerer Steuern geschehen möge, so muß bei einer jeden ihr Erfolg mit der überhaupt erforderlichen Genauigkeit vorher berechnet seyn, damit nicht etwa durch die Häufung der auf ein und dieselbe Seite fallenden Fehler das Unrecht vergrößert, noch derselbe Gegenstand wider Willen mehrfach angegriffen, sondern wirklich jeder nach Gebühr angezogen werde.

Allein Rec. kann dem Verf. nicht zugestehen, daß eine hinlänglich genaue Ermittelung des Einkommens aller Contribuenten unmöglich sey. Um dies zu behaupten, müßten alle Arten der Ermittelung durchgegangen und ausgemacht seyn, daß solche, rücksichtlich sowohl der anzuwendenden Mittel als der Seiten der Erkennung, durchaus unzuverlässig und mangelhaft wären. Dies aber hat der Verf. nicht gethan.

Was die Mittel anlangt, das reine Einkommen Aller zu erforschen, so kann es deren nur drei geben, entweder Taxation oder Fassion, oder Verbindung von beiden; und die Taxation kann wieder entweder einseitig vom Staate, oder durch sachverständige Schiedsrichter geschehen. Der Verf. hat das eine oder das andere weiterhin bei der Anweisung zur Anfertigung der mancherlei Kataster zu wählen nicht umhin gekonnt. War es aber nicht nothwendig, jede dieser Methoden vorher in abstracto zu untersuchen und ihren relativen Werth und die Brauchbarkeit zu bestimmen? Anlangend ferner die Aeußerungen, woran die Erkennung des Einkommens zu machen ist, bieten sich wiederum dreierlei Wege dar, entweder die unmittelbare Existenz selbst, oder mittelbar durch Folgerungen aus den Ursachen, oder aus der Anwendung. Die beiden letztern hat der Verf. betreten, aber den ersteren gar nicht. Nach Maßgabe der Anwendung sind die Consumtionssteuern vorgeschlagen, und für die directe Besteuerung

hat der Verf. zeigen wollen, wie die Kataster dazu nach den verschiedenen Elementen, aus denen das Einkommen am Ende hervorgehen muß, anzufertigen sind. Allein eben diese Trennung der Elemente, die im Leben allezeit in Vereinigung wirken, nur in der Vereinigung lebendig sind und Einkommen hervorbringen, ist die Ursache, daß die Untersuchung nicht ausfindig machen kann, was sie wissen will. Es ist nicht hinreichend, die Elemente der Dinge zu kennen, sondern man muß auch das Verhältniß ihrer Zusammensetzung und die Veränderungen kennen, die aus der Verschiedenheit jener Verhältnisse sich erzeugen. Alles Mehl besteht aus Stärke, Zucker und Kleber, und die Elemente aller drei Bestandtheile sind Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff. Was nutzt es aber dem Bäcker, dies zu wissen? Wird er Brot und Semmel gut backen lernen, wenn er es auch versteht, die Mehlarten in ihre Elemente aufzulösen? Dennoch ist die Chemie bei weitem mehr vorgerückt, als die Analysis der organischen Functionen; das Leben und das Wirken des Verkehrs aber ist ein sehr zusammengesetzter Organismus. Es ist ganz unmöglich, das Einkommen, welches das Product seiner Lebensthätigkeit ist, zu ermitteln, wenn man diesen Organismus tödtet, indem man seine einzelnen Theile von einander trennt. Eben so wenig ist es möglich, die Veränderlichkeit seiner Lebenserscheinungen nach solchen bleibenden Größen zu messen, wie nöthig ist, um darnach Kataster zu fertigen, die für mehrere Perioden bestehen bleiben können. Alles Einkommen kann nur von einer gewissen Zeitperiode verstanden werden, z. B. das Einkommen eines Tages, eines Monats, eines Jahres. Denn das Einkommen einer jeden Periode ist die Summe des Ertrages und der zufälligen Einnahme aller darin enthaltenen Zeitabschnitte. Aber es ist gar kein Grund, das Einkommen der einen Periode nach dem einer andern zu messen. Aus diesen Gründen ist es unmöglich, Einkommenbesteuerungskataster nach den unterschiedlichen Quellen desselben anzulegen. Betrachtet man die Sache genau, so wird man finden, daß der Verf. bei dem unbeweglichen Eigenthume und den Capitalien die Rente, nicht das Einkommen, katastrirt hat, und zwar bei den letztern nur von demjenigen Theile der Capitalien, die in den Händen ihrer Besitzer keine Betriebscapitalien sind. Bei der Arbeit und Industrie hingegen ist wirklich das Einkommen Gegenstand der Katastration, aber ohne hierbei weiter zu erörtern, wieviel hierzu die Arbeit, wieviel die Speculation, oder wieviel der Verlag dazu beigetragen habe, und ohne darauf auszugehen, dem Kataster eine längere Dauer beizulegen, als für die Zeitperiode, von deren Einkommen eben die Rede ist. Sollte dies nicht dahin leiten, daß eben die Methode oder Methoden, welche hier zum Zwecke führen, bei allen Arten des Einkommens beobachtet werden müssen? Ist es nicht klar, daß selbst, wenn es möglich wäre, die übrigen Arten des

Einkommens nach andern Methoden zu katastriren, gerade durch die Anwendung verschiedener Maßstäbe Ungleichheit in die Abschätzung bei den mehrern Katastern gebracht würde, wodurch ungleichnamige Größen entstehen, die nicht zusammengerechnet werden dürfen, und auf welche eine gleiche Vertheilung der ganzen Steuersumme nicht erfolgen kann?

Es versteht sich von selbst, daß der Verf. bei seiner Anweisung zu den Katastrationen seine in der Theorie der Besteuerung entwickelten Grundsätze zum Grunde legen muß. Inwiefern Rec. mit diesen einverstanden ist, oder nicht, ist bereits angezeigt worden; und es versteht sich ebenfalls, daß im letztern Falle die Ausführung nach andern Regeln erfolgen müsse. Es würde aber zu weit führen, diese hier zu zeigen, sondern Rec. muß sich darauf beschränken, unter Voraussetzung der Theorie des Verf. demselben zu folgen. Erfreulich ist es bei demselben, daß er überall dahin trachtet, klare Vorstellungen von dem zu gewinnen, was seyn soll. So hat er (§. 1009) die Erfordernisse eines Grundsteuerkatasters dahin angegeben, daß aus demselben eine vollständige Erkenntniß 1) der Größe eines jeden Grundstückes, 2) der nach und nach darin vorfallenden Veränderungen, und 3) des Reinertrages zu entnehmen seyn müsse. Dies ist richtig, aber nicht vollständig, denn es fehlt noch der Nachweis des jedesmaligen Besitzers. Was aber noch schlimmer ist, ist, daß der Verf. bei dem ersten Erfordernisse unter der Größe der Grundstücke nur ihren Flächeninhalt versteht, aber nicht auch ihre Bonität, sondern diese letztere vielmehr unter die Ertragskenntniß begreift. Aber die Quantität und die Qualität der Grundstücke sind die beiden Factoren, aus deren Verbindung sich das Resultat des Reinertrages ergibt. So nöthig es ist, die erstere in bestimmten Zahlen im Kataster nachzuweisen, eben so nöthig ist solches bei der letzteren. Freilich ist die Agronomie noch nicht so vollkommen, als die Geometrie, und die Angaben der ersteren noch nicht so zuverlässig, als die der letztern. Man muß aber sich zur Zeit mit dem begnügen, was sie zu leisten vermag, künftige Revisionen künftigen Fortschritten dieser Wissenschaft vorbehaltend. Ohne Bestimmung der Qualität wäre gar keine Abschätzung möglich; die bestimmte aber muß aus dem Kataster ersichtlich seyn. Hieraus folgt, daß das Maß zur Bestimmung der qualitativen Beschaffenheit ein allgemeines für den ganzen Umfang des Landes seyn, mithin die Abschätzung nach Taxprincipien geschehen müsse, die überall gleichmäßig zur Richtschnur dienen. An jedem Orte eine willkürliche Bodeneintheilung vorzunehmen und sie nach andern Taxationsgrundsätzen zu ordnen (§. 1025), kann nur die Folge haben, daß ungleichartige Größen untereinandergeworfen und wie gleichartige irrigerweise behandelt werden. Es hilft zu gar nichts, die Anzahl der Bodenclassen ganz willkürlich zu bestimmen (§. 1024), sondern darauf

kommt es an, daß gleich tragbarer Boden durchgehends aller Orten gleich, und jeder andre im richtigen Verhältnisse zu diesem gewürdert werde. Hier zeigt es sich, daß dem Finanzmanne technische Gewerbskenntnisse unentbehrlich sind. Es ist unmöglich, die Grundsätze irgend einer Katastration richtig aufzufassen, ohne den Betrieb des abzuschätzenden Gegenstandes genau zu kennen. Zur Entwerfung eines richtigen Grundsteuerkatasters sind die umfassendsten Kenntnisse der Landwirthschaft erforderlich. Der Verf. hat im Einzelnen einige sehr durchdachte Anweisungen ertheilt, z. B. daß dingliche Lasten bei der Abschätzung nicht den Ertragswerth verringern dürfen (§. 1020), daß weder industrielle Betriebsamkeit noch Vernachlässigung der Besitzer dabei in Betrachtung kommen könne (§. 1027); daß für die Bergwerksproduction eine ganz andre Besteuerungsart erforderlich sey, und solche nicht mit in das Kataster der Bodenrente gebracht werden könne (§. 1028). Aber im Ganzen fehlt das regulirende Princip für die Bestimmung derjenigen Beschaffenheit und Cultur des Bodens, welche der Abschätzung zum Grunde zu legen sind. Die ganze Anweisung des Verf. ist ein Auszug der für das Kataster in Frankreich bestehenden Anordnungen nach Benzenberg's bekanntem Werke über dasselbe (Anm. zu §. 1036), ohne weiter in die Sache selbst einzugehen. Da der Hermes sich über diese Verfahrungsart in St. IV. für 1820, S. 103 ausführlich ausgesprochen hat, so kann es hier dabei sein Bewenden haben.

Bei der Katastration der Häusersteuer erklärt der Verf. ausdrücklich (§. 1038), „daß die letztere, als directe Steuer, nur da Anwendung finde, wo die Gebäude ihrem Eigenthümer entweder wirklich eine Rente geben, oder derselbe sich doch solche beliebig verschaffen kann, sobald er nur will;" daher solche auch nur in frequenten Städten Platz greifen könne (§. 1039). Mit dieser Voraussetzung sehr einverstanden, hält Rec. dafür, daß die Katastration nach dem Kaufpreise der Gebäude die richtigste und einfachste sey, aus dem vom Verf. selbst angegebnen Grunde (§. 1050): „weil man anzunehmen berechtiget sey, daß in einem Lande, wo die Gewerbe einigermaßen frei und in Flor sind, im Allgemeinen Niemand Capitalien anlegen werde, ohne sicher zu seyn, sie dadurch zu dem landesüblichen Zinsfuße zu benutzen." Die Gesetzsammlung wird also nur darauf Bedacht zu nehmen haben, daß die Veränderungen im Geldwerthe und im Zinsfuße nach gewissen Epochen regulirt; daß diejenigen Fälle, in denen eine Erhöhung oder Erniedrigung des gewöhnlichen Kaufpreises aus besondern Ursachen eingetreten ist, zur Sprache gebracht werden; und endlich daß diejenigen Gebäude, bei denen kein Kaufpreis constirt, mit andern ähnlichen gleichgestellt werden. Eine Katastration nach dem wirklichen Miethsertrage scheint zwar noch näher zu liegen; allein einmal ist aus dem

Miethsertrage gar kein Schluß auf die bauliche Beschaffenheit der Häuser zu machen, und zweitens sind bei der Angabe des Miethsertrages weit mehr Hinterziehungen vorauszusehen, als bei der Angabe des Kaufpreises. Eine Katastration endlich, welche nicht nach dem wirklichen, sondern nach dem möglichen Ertrage vorgenommen wird, führt eine große Menge willkürlicher Bestimmungen in den anzunehmenden Sätzen und in deren Anwendung mit sich, wie schon aus den Classen erhellet, die dabei zu machen (§. 1040 ff.), vom Verf. für nöthig erachtet worden ist. Vor allen Dingen aber ist die Frage zu beantworten, ob der Umstand, daß die Möglichkeit der Vermiethung vorhanden ist, oder nicht, ein hinreichendes Argument sey, von zwei Landeseinwohnern, die ein gleich großes und bequemes Haus bewohnen, den einen zu besteuern, weil sein Haus in einer volkreichen Stadt liegt, den andern aber ganz unbesteuert zu lassen, weil das seinige auf dem Lande liegt. Sollte nicht die österreichische Regierung ganz Recht daran gethan haben, daß sie auch von dem letztern Hause ebenmäßig, wenn auch nur eine geringere Steuer fordert? und daß sie, da die Häuser in kleinen Städten und Dörfern nicht nach dem Miethswerthe abgeschätzt werden können, sie nach dem Gebrauchswerthe, oder vielmehr nach den Bedingungen, welche diesen bestimmen, taxiren läßt? (Anm. zu §. 1052).

Für die Ausführbarkeit der Capitalrentensteuer macht der Verf. selbst folgende Einschränkungen. Sie müsse 1) auf jeden Fall niedriger seyn, als die Besteurung aller übrigen Renten, d. h. das Gesetz der Gleichheit nicht befolgen (§. 1060).

2) Es müßten davon die von Ausländern an den Staat geliehenen Capitale befreit bleiben (§. 1060), zu dem Ende entweder die Staatsschuldscheine nicht au porteur gestellt, oder den in- und ausländischen Gläubigern in einer verschiedenen Form ausgefertiget werden; d. h. ihren Cours erschweren und den Staat nöthigen, die Differenz zu tragen.

3) Es müßten, da der eignen Angabe nicht zu trauen ist, alle Schulddocumente enregistrirt werden, und nur das Enregistrement Glaubwürdigkeit vor öffentlichen Behörden erhalten (§. 1057); d. h. diejenigen Capitale frei lassen, die nicht vor Gericht gebracht werden, und die Gewohnheit einführen, gegen höhere Zinsen auf Treu und Glauben zu verleihen und auf den Rechtsschutz zu verzichten.

4) Es müßten alle Capitalien frei bleiben, die auf kürzere Zeit, als auf ein Jahr, verliehen sind (§. 1054); d. h. eine Steuerexemtion bewilligen, welche sich beizulegen, gar keine große Schwierigkeit hat. Endlich

5) dürften nur die verliehenen Capitalien, aber nicht die im

Gewerbe angelegten von der Capitaliensteuer betroffen werden, da die letzteren schon zur Gewerbesteuer angezogen werden (§. 1054). Da aber alle Capitalien nur entweder zum Verbrauche oder zum Verlage geborgt werden, so folgt, daß diese letzteren allemal doppelt angezogen werden würden, einmal bei der Capitaliensteuer und das zweitemal bei der Gewerbesteuer. Nun will zwar der Verf. den Gewerbtreibenden zugestehen, sich an ihren Gläubigern zu erholen; allein dies setzt erstens voraus, daß ihnen dies möglich ist, und zweitens, daß zuvor ausgemacht ist, das Capital sey, wenn auch in veränderter Gestalt, bei dem Schuldner noch vorhanden und nicht verzehrt. Da nun diejenigen Capitale, die von den Eigenthümern selbst im Gewerbe angelegt werden, gewiß von der Capitalsteuer frei bleiben, so muß diese eben dahin wirken, daß die Besitzer sie lieber selbst anlegen, als verleihen, folglich die zu verleihenden Capitalien seltner machen und die ganze Steuer denen aufbürden, welche zu leihen suchen. Das ist die Klippe aller Capitaliensteuern, daß nicht alle Capitalien damit zu erreichen sind, und eben darum die erreichbaren nicht blos um den Betrag der Steuer theurer werden müssen, sondern nach dem Verhältnisse der gesammten dadurch aus dem Cours gebrachten Summe. Würde selbst dies bei Seite gesetzt, so würde es sehr schwer seyn, in vielen Fällen zu bestimmen, was ein Gewerbe- oder ein ausgeliehenes Capital sey. Eine Partie Kaffee z. B., die ein Kaufmann einem andern, mit anticipirten Zinsen, auf ein Jahr creditirt, wozu soll sie gerechnet werden? Schwerlich möchte auch dem Verf. zugestanden werden (§. 1059), daß die Offenbarung des Capitalvermögens nichts Gehässigeres habe, als die Bekanntschaft mit den unbeweglichen Gütern. Auf den sächsischen Landtagen von 1806 — 1814 sind die vorzüglichsten Einwendungen gegen eine Einkommensteuer durchgehends von daher entnommen worden.

Ganz vortrefflich ist dasjenige, was der Verf. als die beste Methode der Katastration des Gewerbseinkommens darstellt. Eine Erforschung desselben durch wirkliche Verfolgung des Gewerbebetriebes eines jeden Einzelnen würde eine Quälerei ohne Ende, und die Wahrheit doch nicht zu erkennen seyn (§. 1063). „Die Schätzung dieses Einkommens kann daher nur nach der Wahrscheinlichkeit geschehen, und die Schätzer müssen sich dabei nach gewissen äußeren, in die Augen fallenden, nicht leicht zu verbergenden Kennzeichen und nach Einsichten richten, die auf ihre eigene Erfahrung und vertraute Kenntniß der abzuschätzenden Gewerbe überhaupt gegründet sind." Es darf nur das Netto-Einkommen angesetzt, mithin muß vom Ertrage abgezogen werden, was zur Erhaltung und zum Ersatze des Betriebscapitales und zum Unterhalte des Gewerbtreibenden mit seiner Familie erforderlich ist, beides nach Maßgabe der Be-

schaffenheit des Gewerbes selbst (§. 1067). So z. B. muß dem Gelehrten eine Summe zur Anschaffung des Apparats zu seinen Studien verwilligt werden (§. 1072); und es kann dabei keinen Unterschied machen, ob die Gelehrsamkeit nur für die Theorie oder für die Praxis erworben und genährt wird (§. 1074), indem es namentlich um die höheren Beamten des Staats bald schlecht bestellt seyn würde, wenn sie verabsäumen wollten, fortzustudiren. In Ansehung der Verschiedenheit der Lebensart kann es jedoch nicht sowohl auf die standesmäßigen Bedürfnisse ankommen, sondern nur auf das, was zur Fortsetzung des Gewerbes selbst billigerweise erforderlich ist." Die Hauptmaxime bei der Ausmittelung des Einkommens muß seyn (§. 1092): nur die allgemeinsten Regeln des Verfahrens von oben her zu verordnen, die Abschätzung der Einzelnen aber allein dem Urtheile der Gewerbsgenossen jedes Orts selbst zu überlassen, und blos die Leitung verständigen obrigkeitlichen Commissarien anzuvertrauen. Selbstschätzung durch Fassionen, — Schätzung durch Deputationen aus den Gewerbsgenossen — Controle dieser Schätzung durch einsichtsvolle und mit den Ortsverhältnissen vertraute Steuerbeamten, — Verstattung von Reclamationen der Besteuerten, und Entscheidung über dieselben durch eine Deputation der Ortseinwohner und in letzter Instanz durch eine Obersteuerbehörde (§. 1101) — das ist der Gang der Organisation des bei dieser Besteuerung zweckmäßigen Verfahrens. „Es ist am besten (§. 1094), die Abschätzung geradezu auf das Einkommen eines Jeden zu richten, ohne den Unterschied zwischen Arbeitslohn, Capitalrente und Unternehmungsgewinn dazu zu gebrauchen, und die materiellen Bestimmungen dabei ganz dem Ermessen der Schätzungscommissarien zu überlassen (§. 1096), weil man fast bei allen allgemeinen Vorschriften in die Gefahr verfällt, jene entweder irre zu leiten, oder Fälle darunter zu fassen, auf welche sie nicht passen." Es kommt vornämlich nur darauf an (§. 1090), zuvörderst das Einkommen einiger Wenigen genau festzustellen, was bei den darüber vorhandenen Nachrichten keine Schwierigkeiten haben kann; alsdann dienen diese zum Anhalt, um nach und nach alle Uebrigen durch Vergleichung darnach abzuschätzen. Die Würderung muß jederzeit das wirkliche Netto-Einkommen des letztverflossenen Jahres ausdrücken, so weit es erkennbar gewesen ist (§. 1095); die Steuer wird mithin postnumerando erhoben und ist eine Schuld an den Staat. Daß die Taxatoren die Unkosten des Gewerbebetriebes selbst in Zahlen angeben, ist nicht nöthig, da diese schon im gewöhnlichen Leben davon abgerechnet zu werden pflegen. Dagegen ist es gut, daß die abzurechnenden persönlichen Unterhaltungskosten angegeben werden, weil hierüber noch sehr wenige klare Vorstellungen obwalten, und nur dadurch Gleichheit in das Verfahren zu bringen ist. Diese Regeln

enthalten die Hauptsache von alle dem, was bei dieser Abschätzung in der That in Acht zu nehmen ist. Was noch zu wünschen wäre, ist, daß der Verf. diejenigen äußeren Kennzeichen, welche der Abschätzung zum Maßstabe dienen können, angezeigt hätte. Diese möchten sich aber wohl auf zwei Classen beschränken, nämlich 1) äußerer Umfang des Gewerbetriebes einer bestimmten Gattung, nach der Zahl der Gehülfen, der Größe der Vorräthe, dem Umfange der Werkstätte, oder der Dauer der Arbeiten, verbunden mit den eignen Erfahrungen der Taxatoren über den Erfolg dieser Verhältnisse; und 2) die Größe des Aufwandes der Abzuschätzenden, verbunden mit der Zunahme oder Abnahme ihres Vermögens, welches aus der Erweiterung oder Einschränkung des Gewerbes, dem Aus- oder Anleihen von Capitalien, und der Vermehrung oder Verminderung der nicht werbenden Güter geschlossen wird und einer Menge beobachtender Augen für die Dauer nicht entgehen kann.

Anstatt diese äußeren Kennzeichen auseinanderzusetzen, hat der Verf. sich alle Mühe gegeben, die inneren Kennzeichen für die Würderung des Gewerbseinkommens zu entwickeln, weil er glaubt, daß die Taxatoren und obern Steuerbehörden sie wenigstens Behufs der Prüfung der Schätzungsregister wissen müßten (§. 1094). Diese Mühe aber scheint dem Rec. ganz verloren. Zuvörderst ist wiederum die Theilung des Gewerbseinkommens in seine Elemente (§. 1079), den Arbeitslohn, Capitalrente und Speculationsgewinn, aus den schon angeführten Gründen, zweckwidrig. Zwar die beiden letzten Elemente läßt der Verf. unter dem Begriffe „Unternehmungsgewinn" ungetrennt; aber den Arbeitslohn glaubt er davon absondern zu müssen, weil außerdem nicht das Verhältniß dessen zu berechnen seyn würde, was für den Lebensunterhalt in Ausgabe zu bringen ist (§. 1087). Allein dies würde nur dann der Fall seyn, wenn, wie der Verf. hierbei voraussetzt, diese Ausgabe nothwendigerweise eine pars quota des Arbeitslohnes seyn müßte, nicht pars quanta des gesammten Einkommens seyn könnte, wie doch der Verf. sie weiterhin selbst behandelt hat. Es ist aber ganz unrichtig, den Lebensaufwand blos nach dem Arbeitslohne zu proportioniren, da er sich gar nicht darnach richtet, sondern schon die geringste Arbeit, ohne welche ein Erwerb, so wie er gezogen wird, nicht gezogen werden könnte, die Fristung des Lebens des Erwerbenden voraussetzt. Bei den einträglichsten Gewerben ist gewöhnlich gerade die wenigste anstrengende Arbeit für den Unternehmer nöthig, wenigstens keine solche, die sich taxiren läßt. Diese Taxation ist insonderheit bei aller geistigen und speculativen Arbeit unmöglich; gleichwohl verlangt der Magen des speculativen Kopfes nahrhaftere Speisen, als der seiner Handarbeiter. Der Kaufmann, der durch seine Betriebsamkeit sein Capital sechsmal des Jahres umsetzt und dadurch halbmal so viel

mehr verdient, als ein anderer Kaufmann, der dasselbe Handlungscapital nur viermal umsetzt, verdankt seinen Mehrgewinn lediglich seiner Thätigkeit. So ist überall das Einkommen aus einem Gewerbe die Frucht, welche aus der Zusammenwirkung der in der Arbeit, dem Capitale und der Speculation enthaltenen Kräfte und ihrer innigsten Mischung hervorwächst, abgesehen von dem, was das Glück hinzuthut. Man kann deshalb keine davon absondern. So wenig eigne und Lohnarbeit sich vergleichen lassen, so wenig darf die erstere nach der letztern taxirt werden. Möchte dies aber auch seyn, so ist doch der Erwerb nicht eine aus dem Arbeitslohne und dem Unternehmungsgewinne zusammengesetzte Summe, sondern der Erwerb wird nur durch die Arbeit, welche die Kräfte des Capitals in Bewegung setzt und sich von der Speculation leiten läßt, gewonnen. Nimmt man die Arbeit weg, so liegt das Capital und die Speculation brach und unfruchtbar. Eine Folge dieser Spaltungen dessen, was im Leben vereint wirkt, ist, daß man zur Abschätzung der vereinzelten Wirkungen Normalsätze aufstellen muß, die schon darum nicht passen, weil sie immer dieselben bleiben, dahingegen im Leben nicht zwei Erscheinungen einander ganz gleich sind. So mannichfaltig die Beschäftigungen und alle die Verhältnisse sind, unter denen sie vollbracht werden, so verschieden ist auch der Verdienst, und wiederum das Bedürfniß der Gewerbtreibenden. Mit der Bestimmung von Normalsätzen wird man jederzeit, wenn auch nicht auf so große, doch auch auf ähnliche Mißgriffe gerathen, wie in Rußland (Anm. zu §. 1091); und indem man denselben durch genauere Bestimmungen vorzubeugen vermeint, wird man, wie der Verf. richtig bemerkt (§. 1099), gerade durch die Allgemeinheit dieser neuen Vorschriften neue Unrichtigkeiten verursachen. Es ist ein goldenes, nicht genug zu wiederholendes Wort, das der Verf. (§. 1089) ausspricht: „Nichts ist in der Finanzpraxis schädlicher, als das Generalisiren bei Dingen, die sich nicht unter einerlei Norm beugen lassen." Gerade die unübersehbare Mannichfaltigkeit der Verhältnisse, welche den Gewerbsgewinn bestimmen, macht es unmöglich, solche zu messen. Eben deswegen wird die höchste Vervollkommnung der Gewerbsstatistik niemals dahin führen, daraus Regeln für die Schätzung des Einkommens der Einzelnen zu abstrahiren (§. 1081). Denn immer können daraus nur generelle Zahlen und Verhältnisse für ganze Classen oder Gegenden entnommen, und daraus Durchschnittszahlen gezogen werden. Der Verf., der hierauf verweiset, hätte daher am wenigsten fragen sollen, wie Mittelsätze aufzufinden sind (Anm. zu §. 1099). Diese Mittelsätze, so wie die generellen Größen, können einen guten Anhalt zur Prüfung der Richtigkeit der vorgenommenen Abschätzungen für ganze Classen und ganze Bezirke abgeben, in denen sich die bei den Indi-

viduen obwaltenden Verschiedenheiten gegenseitig ausgleichen; niemals aber die Abschätzung der Einzelnen und deren Ansetzung im Kataster reguliren. Denn da die Einzelnen es sind, welche die Steuern entrichten, so kommt alles darauf an, daß jeder Einzelne im Kataster richtig angesetzt worden sey; und wenn dies nicht ist, so wird das Kataster darum um nichts besser, daß die bei den Einzelnen begangenen Unrichtigkeiten sich in der Totalsumme gegeneinander ausgeglichen haben. Der hauptsächliche Nutzen der Gewerbsstatistik kann also nur darin bestehen, das allgemeine Bedürfniß des Staats nach den Bezirken des Landes und nach den Einwohnerclassen zu vertheilen (§. 1097), was den großen Vortheil hat, daß nicht die Unrichtigkeiten, so bei den individuellen Abschätzungen unvermeidlich gewesen und begangen worden sind, in die Kreis-, Provinzial- und Landes-Kataster übergetragen werden dürfen, sondern umgekehrt die von gewissen Bezirken oder Classen zu leistenden Betragssummen nach allgemeinen Normen festgesetzt werden können, deren Subrepartition auf die Individuen ihnen selbst überlassen bleibt, nur daß sie nach dem Einkommen eines Jeden geschehen muß.

So wenig aber dieses Einkommen sich nach dem Arbeitslohne abmessen läßt, eben so wenig nach dem Verlage, gleichviel, ob auf die Größe des Betriebscapitals an sich, oder auf die Vervielfältigung desselben in und durch den Umsatz gesehen wird. Der Grund ist, daß weder von der Größe des Verlages allein, noch von dem Umsatze allein der Unternehmungsgewinn abhängt, sondern vom Verlage, Umsatze und Profitsatze zusammengenommen, reine Glückszufälle nicht einmal gerechnet. In Betreff des Umsatzes gibt der Verf. (§. 1089) selbst zu, daß sich der Gewinn darnach nicht berechnen lasse. Eben das, was er hier anführt, gilt aber gleichmäßig auch vom Betriebscapitale. Nicht zu gedenken, daß sich in praxi schwerlich bestimmen lassen möchte, was zum stehenden und was zum umlaufenden zu rechnen sey, ist es ein ganz falscher Satz (§. 1085), daß der Capitalgewinn bei allen Gewerben in einer und derselben Provinz im Durchschnitte derselbe sey. Dem widerspricht nicht nur das in der Anm. zu §. 1087 aufgeführte Beispiel, sondern die alltägliche Erfahrung, die der Verf. nicht leugnen kann, obgleich er, um sie zu entkräften, vorgibt, „daß die Differenzen der Profite blos dazu dienen, um die größere oder kleinere Gefahr, die größere oder kleinere Mühe und Geschicklichkeit auszugleichen, welche die Anwendung der Capitalien erfordere.“ Allein die Capitalien an sich sind todt und werden nur durch ihre Anwendung werbend; mithin sind die mit der Anwendung verbundene Gefahr, Unannehmlichkeit, Mühe ꝛc., als die Eigenschaften derselben, zusammengenommen die Ursachen, welche den Profitsatz eben dieser Art der Benutzung bestimmen. Wäre aber auch das nicht,

wie ist denn (§. 1091), ohne inquisitorische Maßregeln und überaus schwierige Taxationen, die Größe des Betriebscapitals wohl zu ermitteln, das jeder Einzelne in seinem Gewerbe angelegt hat, und das bald zu- bald abnimmt? Hier helfen keine Durchschnittszahlen, denn man will nicht wissen, was von der Gesammtheit des Vermögens Aller im Durchschnitte auf jeden Einzelnen komme, sondern wieviel davon für das Einkommen jedes Einzelnen wirklich arbeite. Ueberhaupt läßt sich von dem Vermögen noch gar kein Schluß auf das Einkommen machen. Denn vor allen Dingen muß man bemerken, daß man nicht sagen kann: es bestehe das Nationaleinkommen in der Summe des Einkommens aller Einzelnen, weil die Verschiedenheit des ursprünglichen und abgeleiteten Einkommens verursacht, daß das Nationaleinkommen einer Periode viel kleiner ist, als die Summe des Einkommens aller Einzelnen, indem dasselbe Einkommen successiv oft Mehreren zufließt. Sodann kann unter dem benannten Capitalvermögen immer nur das materielle verstanden werden, da sich nur dieses in Zahlen angeben läßt, das immaterielle aber unschätzbar ist. Dieses immaterielle Vermögen, das theils in den geographischen Verhältnissen und den Conjuncturen der Zeit besteht, theils in der freien Geistesthätigkeit der Menschen, ist es vornämlich, was in den Gewerben mitarbeitet und die Profitsätze auf eine Weise regulirt, wofür sich gar keine Gesetze vorschreiben oder abstrahiren lassen. Ebendeswegen ist es ein Unding, aus der Größe des materiellen Verlages den Ertrag eines Gewerbes abmessen zu wollen. Noch mehr aber muß man fehlen, wenn nicht einmal der wirkliche Verlag zum Anhalte genommen wird, sondern nur ein idealer, nämlich derjenige, „der zur Betreibung eines solchen Gewerbes erforderlich ist" (§. 1085). Also das Minimum! Wer mag es bestimmen? Doch dies bei Seite gesetzt, ist es denn gleich viel, wie viel Verlag in einem Gewerbe arbeitet? Ist es gleich viel, ob der Gewerbsmann sein eigenes Capital oder fremdes anlegt? Es verhält sich mit diesem Satze, wie mit einem andern (§. 1065), wornach bei der Abschätzung nicht auf die Industrie oder Indolenz des Arbeiters gesehen, sondern nur der im Durchschnitte wahrscheinliche Verdienst angenommen werden soll. Beide Sätze sind aus einer Verwirrung der Begriffe vom wirklichen und mittleren möglichen Einkommen, oder mit andern Worten, von Einkommen und Rente entsprungen, die sich daraus zu Tage legt, daß in diesem ganzen Capitel von der Industrierente die Rede ist, die es, beim Lichte besehen, nicht gibt. Denn von der blos physischen Arbeit gesteht der Verf. selbst, daß sie in einem bevölkerten Lande keine Rente gebe (§. 1070); bei allem andern Erwerbe aber ist dasjenige, was über eben diesen Arbeitslohn und über die gewöhnlichen Zinsen des Betriebscapitals verdient wird, der Erfolg,

wo nicht des Glückes, doch der Speculation, welche Arbeit und Verlag so anwendete, daß dadurch diese Wirkung hervorgebracht wurde. Die Speculation ist aber nicht ein Eigenthum der Menschen, sondern die Thätigkeit ihres geistigen Wesens selbst; und da eine Rente nur vom Eigenthum gezogen werden kann, so ist es uneigentlich gesprochen, von einer Industrierente zu reden. Bei der Industrierente aber auf keine Industrie sehen zu sollen, ist etwas, was von dem klar denkenden Verf. schwerlich vertheidiget werden wird.

Noch muß Rec. demselben bemerklich machen, daß er bei seiner Kritik der neuesten preußischen Gewerbesteuer (Anm. zu §. 1099) einen falschen Standpunct genommen habe. Dieselbe soll gar keine Gewerbs-Einkommen-, auch keine Patent-Steuer, sondern eine Gewerbs-Steuer, und zwar als eine indirecte Consumtions-Steuer, welche die Gewerbtreibenden nur vorschießen, seyn, wie leicht daraus zu erkennen ist, daß die geringern Verdienste ganz steuerfrei gelassen, und nur diejenigen Gewerbe besteuert worden sind, bei denen die Wiedereinbringung vorauszusetzen ist. Am deutlichsten erhellet solches aus der Besteuerung der Bäcker und Fleischergewerke nach der Zahl der Ortseinwohner. Was aber der Verf. hiergegen erinnert hat, beweist seine Umsicht und vielfache Beobachtungskraft.

Endlich hält Rec. dafür, daß die Anfertigung der Gewerbssteuerrollen nach Classen (§. 1075, 1078 und 1095) wohl eine Erleichterung des Taxationsgeschäftes, aber kein Gewinn für die Sache selbst sey. Unbedenklich können die Taxatoren sich leichter dafür entscheiden, daß Jemandes Einkommen zwischen zwei entfernten Größen falle, als daß sie dasselbe auf eine bestimmte Größe bringen. Aber die Folge dieser Classen bleibt immer, daß ungleichartige Größen unter einen gemeinschaftlichen Namen zusammengestellt und als gleiche behandelt werden. Ist von den Taxatoren keine bestimmte Angabe zu erlangen, so ist es immer weit besser, sie selbst die beiden Extreme anzeigen zu lassen, zwischen denen sie schwanken, und daraus das Mittel zu nehmen; z. B. A habe ein Einkommen zwischen 750 bis 800 Rthlr., also im Mittel 775 Rthlr. Dadurch wird die Willkürlichkeit in den Classenabtheilungen vermieden, und die Taxatoren werden gewöhnt, ihre Angaben genauer einzurichten.

Ganz meisterhaft ist die Abtheilung von der Vertheilung und Bemessung der Consumtionssteuern, die fast nichts zu wünschen übrig läßt. Nachdem die Probleme, auf deren Auflösung es dabei ankommt (§. 1103), deutlich angegeben worden sind, und aller Genuß in den absolut und relativ unentbehrlichen und den entbehrlichen (§. 1107) eingetheilt worden ist, zeigt der Verf., daß gerade das Mittelglied es unmöglich macht, bei der Besteuerung der Ge-

genstände die entbehrlichen von den unentbehrlichen genau zu unterscheiden, weil das für die eine Classe der Einwohner relativ Unentbehrliche für manche andre entbehrlich ist (§. 1111). Er beweist, daß auch die ganz unentbehrlichen dieser Abgabe unterworfen werden müssen, weil außerdem die übrigen übermäßig vertheuert, und ihr Verbrauch dadurch unterdrückt werden würde (§. 1110). Er zieht hieraus die Grundregel für die Bemessung der Consumtionssteuern (§. 1112): „Je entbehrlicher ein Consumtionsartikel ist, und je reicher die Stände sind, deren gewöhnliche Verzehrung er ausmacht, desto höher kann und muß er besteuert werden. Es ist aber bei der Berechnung der Proportion der Steuern (§. 1135) nicht eben nothwendig, daß die verschiedenen Stände bei jedem Objecte in verschiedener Proportion getroffen werden, sondern es ist genug, wenn nur jeder von allen Objecten, die er verzehrt, zusammengenommen eine seinem reinen Einkommen angemessene Steuer bezahlt. Die Höhe aller Consumtionssteuern auf die unentbehrlichen Dinge hat jedoch eine unübersteigliche Gränze in a) der Abschreckung der Consumenten, und b) in dem Reize zu Unterschleifen, welche die Folgen davon bei einer gewissen Höhe sind.“ Daß hohe Steuern die Schmuggelei unvermeidlich nach sich ziehen, und es kein Mittel gibt, die Treue der Beamten gegen Bestechungen für die Dauer zu bewahren, ist (§. 1143 und 1223) klar erwiesen. Wäre es aber nicht noch nöthig gewesen, das Maß ausfindig zu machen, welches beobachtet werden muß, wenn dieses Uebel vermieden werden soll? Denn die (§. 1225) angegebenen 10 p.C. sind zu willkürlich. Es scheint, daß solches, wenigstens für die gefährlichste Art der Schmuggler, für die Packträger, sich nach dem combinirten Arbeitslohne, der Assecuranzprämie für den Waarenverlust und der Assecuranzprämie für die Gefahr der Bestrafung, bestimmen lasse. Wenn eben hierdurch aber das höchste Maß der Steuer gegeben wird, und bei der Besteuerung der Gegenstände ein Verhältniß nach Maßgabe ihrer Entbehrlichkeit beobachtet werden soll, so folgt, daß man bei der Entwerfung des Tarifs von diesem höchsten Steuersatze nach Verhältniß der Unentbehrlichkeit der Dinge zurückgehen müsse (§. 1129), und daß bei der hierdurch bedingten Mäßigkeit der Steuer dieselbe nur eine Hülfssteuer seyn kann. Ueberall betrachtet der Verf. die Consumtionssteuern nur aus dem rein finanziellen Gesichtspuncte und trennt davon die Abgaben aus gewerbe-polizeilichen oder politischen Rücksichten (Anm. zu §. 1112), den charakteristischen Unterschied der Verbrauchs- und der Luxussteuern (§. 1122) genau angebend. Die Größe des Verbrauchs des Einkommens ist die alleinige Grundlage für die Bemessung der ersteren. Da es aber für den Erfolg einerlei ist, ob alle Mittel dieser Consumtion zur Steuer angezogen werden, oder nur einige, sobald im letzteren Falle nur die Erhaltung der nö-

thigen Proportion fortdauert, und da es ganz unmöglich ist, alle und jede Genußmittel mit der Steuer zu treffen (§. 1118), so erwächst für die Finanzwissenschaft das Problem (§. 1122): „die Summe der für den entbehrlichen Genuß zu erlegenden Steuern in bestimmten Gegenständen zu finden und diese nach gewissen Procenten zu belegen.“ Sowohl die Vertheilung dieser Summe auf sehr viele Gegenstände, als die große Beschränkung der Zahl der letzteren hat eigenthümliche Nachtheile, weshalb es rathsam ist, sich hierbei auf der Mittelstraße (§. 1119) zu erhalten. Aus der Bemessung der Steuer nach Procenten des Werths der Gegenstände der Besteuerung folgt nun zwar, daß dieser letztere immer dem zu entwerfenden Tarife zum Grunde gelegt werden müsse; aber es folgt nicht, daß diese Werthsermittelung in jedem concreten Falle geschehen müsse, sondern es kann dessen Bestimmung auch in abstracto geschehen, und es können darnach die Tarifsätze nicht blos quotisirt, sondern auch gleich quantisirt werden. Dies kann freilich nur geschehen, indem die verschiedenen Waarenartikel durch bestimmte Namen bezeichnet, und alle unter einem gemeinschaftlichen Namen begriffene Waaren nach einem Mittelwerthe geschätzt werden. Aus eben diesem Grunde glaubt der Verf., der Werthsermittelung in jedem concreten Falle den Vorzug geben zu müssen (§. 1133), damit die große Ungleichheit vermieden werde, welche daraus entsteht, wenn Waaren von verschiedenem Werthe nach Einem Steuersatze vernommen werden. Allein diese Art der Steuervermehrung zieht alle die Plackereien für die Steuernden unvermeidlich nach sich, deren Vermeidung doch der Verf. selbst für wesentlich nöthig erklärt (§. 1131), und außerdem ist die Steuercasse der dringendsten Gefahr der Unterschleife ausgesetzt. Diese beiden Wirkungen haben gemacht, daß, obgleich in Sachsen bei der Accise und dem Zoll das Princip der concreten Werthsermittelung gesetzlich angenommen war, sich doch bei der Ober-Accis-Einnahme zu Leipzig durch Observanz ganz von selbst ein feststehender Tarif gebildet und stillschweigende Sanction erhalten hatte, dahingegen bei den übrigen Accis-Einnahmen im Lande der wahre Werth der Artikel unter hundert Fällen kaum einmal angegeben wurde. Wenn freilich unter Leinenwaaren Batist und Sacktuch vernommen werden soll, so ist das Unverstand. Die Kunst bei der Entwerfung des Tarifs besteht vornämlich (§. 1229) darin, die Waarenartikel nach ihrer specifischen Verschiedenheit zu unterscheiden und für jede besondere Art solche Bezeichnungen ausfindig zu machen, durch welche ihre Verwechselung, nicht minder die Subsumtion eines Waarenartikels unter mehrere Tarifsätze vermieden wird. Ein Tarif, wie der Verf. ihn projectirt (§. 1236), eröffnet der Willkür der Beamten und der Unwahrheit der Fatirenden Thür und Thor, und die Annahme der Waaren für den fatirten Preis hat in praxi

unübersteigliche Schwierigkeiten. Daß aber Waaren von einerlei Beschaffenheit nicht nach der Verschiedenheit ihres Kaufpreises tarifirt, sondern ungeachtet dieser Verschiedenheit mit einerlei Steuersatze belegt werden, ist darum ganz richtig, weil die aufgelegte Steuer ihrer Natur nach ein Annexum der Productionskosten (§. 1193), oder noch eigentlicher, des Productionsgewinnes ist. Da nun die Fabricationskosten, noch weniger der Profit der Fabrikanten sich nach dem Werthe der verarbeiteten Materialien richtet, sondern im Durchschnitte sich gleich ist, so muß auch die hinzugefügte Steuer gleich seyn; widrigenfalls sie diejenigen bedrücken würde, welche theurere Materialien verarbeiten oder mühsamere Arbeit liefern.

Um die Eigenschaften der Dinge zu bezeichnen, welche sich am besten zur Erhebung der Consumtionssteuer eignen, mußte der Verf. deren directe und indirecte Erhebung unterscheiden. Es scheint, daß dieser Unterschied von ihm nicht ganz deutlich gemacht worden sey, was Rec. daraus folgert, daß derselbe (Anm. zu §. 1121) die neue preußische Classensteuer zu einer indirecten Consumtionssteuer machen und aus diesem Gesichtspuncte beurtheilen will, da sie doch offenbar eine directe Einkommensteuer ist, und hiernach die ihr anklebenden Fehler gerügt werden müssen. Alle und jede Consumtionssteuer ist in objectiver Hinsicht ihrer Natur nach eine indirecte Steuer, weil dadurch das reine Einkommen indirect versteuert werden soll. Es ist mithin verkehrt, eine Einkommensteuer eine indirecte Consumtionssteuer zu nennen. Die Eintheilung von direct oder indirect bei der Consumtionssteuer kann sich nicht auf das Object, sondern nur auf das Subject und die Form der Besteuerung beziehen. Direct ist diejenige, welche von den Genießenden wegen des Genusses selbst entrichtet wird; indirect diejenige, welche von Andern oder wegen anderer Gründe an den Staat abgeführt werden muß, aber von den Genießenden wegen ihres Genusses erstattet wird. Daß eine Consumtionssteuer nicht zu Gewerbesteuer ausarte (§. 1141), kann allemal durch Restitutionen bei der Ausfuhr der Fabrikate, oder auch schon bei deren Einlagerung verhindert werden (§. 1246), wie am häufigsten in England practicirt wird. Diese Maßregel ist von Vielen ganz mißverstanden worden, die sie blos als eine Prämienverleihung betrachtet haben. Zu den (§. 1121) benannten Gegenständen der directen Consumtionssteuer lassen sich noch viele hinzufügen, wobei besonders auf nationelle Sitten und Gebräuche viel ankommt, z. B. öffentliche Lustbarkeiten, Musik, Spiele und Spielmittel, Zeitungen und Calender, Lustgärten und Parke, ausländische Thiere, Singvögel rc. Sehr schön sind die Erfordernisse der Qualification der Gegenstände zur indirecten Consumtionsbesteuerung (§. 1124) angegeben, wobei nicht unterlassen ist, diejenigen für ungeeignet zu erklären, die durch wenig Zwischenhände zur Consumtion gelangen.

Wieviel ungeschickter muß daher die Erhebung dieser Steuer von Dingen seyn, die der Producent selbst consumirt! Alle Consumtionssteuern aber werden untauglich durch ihre Uebertreibung (§. 1123), durch ihre Ungleichheit (§. 1141) und durch den Verdruß, den eine ungeschickte Erhebungsart den Consumenten zuzieht (§. 1139); dahingegen, wo diese Fehler vermieden werden, sie weder den Verbrauch noch das Gewerbe mehr vermindern werden, als überhaupt alle Steuern unvermeidlich dadurch thun, daß ihr Betrag eine Zeit lang dem Verkehre entzogen wird.

Steuerbefreiungen können in einem Staate, der in der That ein Gemeinwesen ist und einen souverainen Willen hat (§. 1150), niemals anders ertheilt werden, als in Kraft eintretender Compensation. Selbst die schon bestehenden oder noch zu ertheilenden müssen in Ansehung ihrer Größe, dem Gegenstande oder der Zeit nach, genau bestimmt seyn und sind nur gültig innerhalb eben dieser Bestimmtheit (§. 1157, 1164, 1165 und 1167). Im entgegengesetzten Fall würden sich dieselben auf alles Stammvermögen erstrecken, was dem steuerfreien Gegenstande als Pertinenz hinzugefügt würde (§. 1171). So weit hat der Vf. im Capitel über Steuerexemtionen ganz Recht; auch ist Rec. mit demselben darin einverstanden, daß die Abgabenfreiheit der Staatsbeamten keinen Beifall verdiene. Allein dieser Punct (§. 1158) hätte eine weitere Ausführung verdient. Denn vor allen Dingen hätte eben so, wie bei dem Regenten (§. 1156), das privative Einkommen derselben von dem öffentlichen unterschieden, bei dem letzteren aber seine gedoppelte Eigenschaft, als contractmäßige Gegenleistung des Staats für empfangene Dienste und als persönliches Einkommen der Dienstthuenden, in Ueberlegung gezogen werden sollen. In der ersteren Eigenschaft kann die Besoldung gar kein Gegenstand der Verfügung des Staats seyn, wohl aber in der letzteren.

Auch bei der Lehre von der Aufhebung der Steuerexemtionen ist es nicht so allgemein richtig, daß solche gegen Entschädigung geschehen müsse (§. 1162). Es ist ein sehr großer Unterschied, ob die Erwerbung durch Privilegium, oder durch einen singulären Rechtstitel geschehen, und letzteren Falles, ob dieser ein lästiger gewesen ist, oder nicht. Ein noch wichtigerer Gegenstand der Aufmerksamkeit aber ist, ob diejenigen Abgaben, wobei Exemtionen vorhanden sind, noch als Steuern an den Staat entrichtet werden, oder ob es Abgaben sind, die als Renten dem Steuerärarium zugehören. Auf die eine und die vorzüglichste Art dieser letztern kommt der Verf., indem er (§. 1166 sqq.) darzuthun bemüht ist, daß auch die Grundsteuer von Zeit zu Zeit regulirt, und alle dabei stattfindenden Befreiungen gegen Entschädigungen (§. 1173) aufgehoben werden müßten. Alles aber, was der Verf. hierüber sagt, hält nicht die Probe

und kommt daher, daß er, wie schon erinnert worden, die Natur der Grundsteuer nicht ganz deutlich erkannt, besonders daß er Renten- und Einkommensteuer mit einander verwechselt hat. Geradezu behauptet er (§. 1169), „eine Einkommensteuer sey nichts andres, als eine Rentensteuer selbst." Dies ist aber eben so grundfalsch, als die andre Behauptung, „daß das Einkommen eines Jeden sich genau nach dem Stammvermögen richten müsse." Hatte denn der Verf. ganz seine eigne Unterscheidung zwischen Netto-Ertrag und Einkommen vergessen? Nicht einmal vom Ertrage ist diese Behauptung richtig, sondern im Gegentheil muß das Verhältniß desselben von dem Verhältnisse in der Vertheilung des Stammvermögens sehr verschieden seyn, weil einmal alle von diesem ganz unabhängige äußere Verhältnisse, und zweitens die mannichfaltigen Veränderungen der speculativen Benutzung bei ersterem mitwirkend sind. Die Grundsteuer ist von der Steuer auf das Einkommen aus Grundstücken darum ganz verschieden, weil diese eine persönliche, jene eine dingliche ist. Diese Unterscheidung hat der Verf. unterlassen, denn dinglich und sächlich ist zweierlei. So wie, nach den eignen Worten desselben (§. 1157), „die Steuerbefreiung die Verleihung eines Capitals ist, dessen Rente der erlassenen Steuer gleich ist," so muß umgekehrt die Steuerauflegung die Entfremdung eines eben solchen Capitales seyn. So ist es; nur mit der Modification, daß weder in dem *einen*, noch in dem andern Falle das Capital selbst erlegt, sondern nur die Rente davon dinglich mit dem Steuerobjecte verbunden wird. Die Grundsteuer ist also ihrer Natur nach eine Vermögenssteuer, aber eine solche, wobei der Betrag der Natur mittelst Rentenkaufs sogleich zurückgegeben oder compensirt wird. Eine Vermögenssteuer bringt es mit sich, daß der erhobene Betrag, oder das, was in dessen Stelle getreten ist, in das Eigenthum des Staats übergeht; folglich würde es eine Vergeudung des Staatseigenthums seyn, wenn er die unter dem Namen der Grundsteuern ihm zugehörigen Renten verschleudern wollte (§. 1173 Nr. 5). Umgekehrt kann der Umstand, daß eine ältere Regierung früherhin eine Vermögenssteuer erhoben, ja daß sie solche nach unrichtigen Grundsätzen vertheilt hat, gar keinen Grund abgeben, eine spätere Regierung davon abzuhalten, die Staatsbedürfnisse nach einer richtigen Einkommensteuer zu vertheilen, und dabei auch das Einkommen von denjenigen Vermögensstücken heranzuziehen, worauf eine unabgelöste Rente aus einer früheren Vermögenssteuer noch haftet. Höchstens könnte die Gerechtigkeit verlangen, daß diejenigen annoch entschädiget würden, welche durch die unrichtige Vertheilung der alten Vermögenssteuer gelitten haben, wenn nämlich 1) überhaupt nicht alle Entschädigungen wegen unrichtiger Steuervertheilung unstatthaft sind; wenn 2) die beschädigten Personen oder deren Erben noch vorhanden

und auszumitteln wären, und endlich 3), so weit nicht im Verkehre sich die Sache von selbst schon wieder ausgeglichen haben möchte (§. 1174). Dies ist die Ansicht der Dinge, wornach die Regierung von England verfahren hat, indem sie ihre Renten am Grundeigenthume entweder verkauft oder den Eigenthümern gestattet, solche gegen Rückzahlung des Capitals einzulösen, aber auch keinen Anstand genommen hat, bei der Einkommensteuer das Einkommen aus dem Grundeigenthume neuerdings zu vernehmen. Dies ist die Ansicht, die im Grunde Ricardo vertheidiget (§. 1166), den der Verf. sehr mißverstanden hat.

Auch die Besteuerung der Ausländer muß durch Recht und Staatsklugheit geleitet werden, wie der Verf. davon überall in dem derselben gewidmeten Capitel gethan hat, bis auf einen Punct, wo er ein Recht behauptet, das nicht existirt, weil es ohne Vertrag überhaupt keine Zwangspflicht gibt, die Zwecke Andrer zu befördern, oder um deswillen die eignen Rechte nicht zu gebrauchen. Ist das Territorium eines Staats sein Eigenthum, und liegt in dem Begriffe des Eigenthumes die Befugniß, jeden Andern von dessen Gebrauche auszuschließen, so kann auch den Staaten das Recht nicht bestritten werden (§. 1184), ihre Gränzen zu sperren und jedem Fremden den Eintritt oder Durchgang durch das Land zu verweigern. Wenn solches auch dem Verkehre der Nachbarstaaten beschwerlich fällt, so folgt daraus doch kein Recht, dieser Beschwerde sich durch Gewalt zu entledigen. Etwas Anderes aber ist es, ob die Politik räth, von diesem strengen Rechte Gebrauch zu machen, und da kann, als Regel, die Antwort nur verneinend ausfallen. Es ist eine bewährte Regel (§. 1188): „daß eine große Einnahme aus dem Transitozolle mehr durch die Menge kleiner Einnahmen, als durch große Erhebungen beschafft werden müsse." Die Ausnahme indessen, wo der Zoll nur auf einem Puncte erhoben werden kann, der dem Lande selbst keine Nahrung vom Transito verschafft, wie z. B. ehemals der fürstenbergsche Oberzoll für Sachsen und der hitzackersche Elbzoll für Hannover, hätte nicht blos beiläufig in einer Anmerkung (zu §. 1189) vorkommen sollen; so wie denn über die Form und Höhe der Eingangs- und Ausgangszölle, besonders rücksichtlich ihrer indirecten Wirkung auf die Nationalwirthschaft und über ihre Verbindung mit der Consumtionssteuer, nicht so kurz hinwegzugehen gewesen wäre.

Was Rec. von der Stellung des zweiten Abschnittes in diesem Buche gesagt hat, gilt auch von dem dritten, welcher von der Erhebungsart der Steuern handelt; er sollte in dem allgemeinen Theil der dritten Abtheilung seinen Platz gefunden haben. Erst hier (§. 1198) kommt der Verf. darauf, daß man die Steuern auch rücksichtlich des Subjectes und der Erhebungsart in directe und indirecte

eintheilen könne. Wenn es aber nothwendig ist, das Subject und die mögliche Behandlungsart eines Gegenstandes im Allgemeinen kennen zu lernen, bevor man die besondern Arten untersucht, so mußte auch diese allgemeine Eintheilung mit allen ihren Folgen der Theorie der einzelnen Steuerarten vorangeschickt, und bei diesen nur die Anwendung der allgemeinen Regeln oder deren Modification gezeigt werden. Dadurch würde die Trennung dessen, was in der nächsten Verbindung steht, und eine Menge unnöthiger Wiederholungen vermieden worden seyn. Das Meiste, was hier vorkommt, ist deshalb vom Rec. schon früher berührt worden, und es ist jetzt nur nöthig, noch dasjenige zu erwähnen, was noch nicht vorgekommen ist.

Wenn aber der Verf., statt die Besteuerung selbst, sowohl nach dem Subjecte, als nach der Methode der Erhebung, in die mittelbare und unmittelbare zu theilen, die Erhebungsart der Steuern selbst eben so eintheilt, indem er sagt: „Man kann die Erhebung in die unmittelbare und mittelbare eintheilen, und zwar beide a) in Beziehung auf die, von welchen sie erhoben wird; und b) auf die, welche sie erheben;" so schiebt er der Eintheilung einen ganz andern Gegenstand unter, und macht sie dadurch unrichtig. Denn die Erhebungsart bestimmt nicht das Subject der Besteuerung; es kann bei derselben Besteuerungsart eine Steuer, rücksichtlich des Subjects, theils unmittelbar, theils mittelbar seyn. „Alle directe Rentensteuern gehen bei einer gewissen Höhe in Consumtionssteuern über; die Gewerbesteuer kann direct das Einkommen der Gewerbtreibenden, und indirect deren Abnehmer treffen. Der Stempel, der Zoll, die Accise (§. 1209) sind Steuern, die die Steuerpflichtigen direct treffen, wenn der Consument sie erlegt, ja oft selbst dann, wenn sie vom Verkäufer bezahlt werden, da deren Wiedereinbringung sowohl bei ausländischen (§. 1193) als bei einländischen Waaren (Anm. zu §. 1217) nicht immer praktikabel ist. Das Monopolisiren für den Staat aber gehört auf keinen Fall in die Eintheilung der subjectiven Unmittelbarkeit oder Mittelbarkeit, da solches nur eine Methode der Einbringung ist, wie auch der Verf. (§. 1255) sagt.

Unter den allgemeinen Regeln für die Erhebung der Steuern (§. 1197) dürften noch zwei einen Platz verdienen: 1) die Einzahlung an dem Orte und zu der Zeit zu verlangen, wo die Steuerpflichtigen sicherlich im Besitze der Zahlungsmittel sind, oder deren Herbeischaffung am leichtesten geschehen kann; 2) nicht auf einmal große Summen aus der Circulation in die Cassen zu ziehen und in denselben das Geld nicht länger zu behalten, als die Ordnung des Staatshaushaltes eben nöthig macht. Auch hätte der Aufstellung von Grundsätzen für Steuerremissionen in den Fällen, wo das Object der Besteuerung ganz oder zum Theil zu Grunde geht,

geringe Hülfssteuer sich rechtfertigen lassen. Dergleichen Gegenstände sind, z. B. Salz, Branntewein, Bier, Wein, weil hierbei die Fabrikation durch die Sache selbst an gewisse Orte geknüpft, die Steuervertheilung leicht zu berechnen, der Unterschleif aber auch zu bewachen ist, ohne das Publicum in Aufsicht zu halten. Was der Verf. über die Erhebungsart der Blasen- und Pfannen- oder Kesselsteuer bemerkt hat, stimmt mit dem überall überein, was Rec. darüber denkt.

In keinem Abschnitte der Finanzwissenschaft dürfen blos finanzielle Betrachtungen so wenig entscheiden, als bei der ganzen Verwaltung des Steuer-Hoheits-Rechtes, namentlich auch über die Frage: ob Selbstverwaltung oder Verpachtung vorzuziehen sey. Es ist nicht blos von der Benutzung des Rechts, sondern auch von der Erfüllung aller damit verbundenen Obliegenheiten die Rede, und von den Versuchungen und Folgen, welche die Verpachtung begleiten. Die letzten Worte, womit der Verf. diese Materie beschließt, sind allein genug, für den Rec. die Sache völlig auszumachen. „Ein Pachter, der über Millionen gebietet, (und wäre es auch ein oder zwei Nullen weniger) hat immer Mittel, den Beschwerden gegen sich eine solche Wendung zu geben, daß dadurch nicht viel ausgerichtet wird.“ Unter den Ursachen der französischen Revolution ist kaum eine, die den Steuerverpachtungen den Rang streitig zu machen im Stande wäre.

Der letzte Abschnitt des Buches, der die ganze formelle Finanzverwaltung, nämlich die Organisation der Behörden, das Etats-, Cassen-, Rechnungs- und Controlwesen in sich faßt, handelt diese Gegenstände in 60 §§. ab, woraus sich schon abnehmen läßt, daß dieser Theil der praktischen Finanzwissenschaft unverhältnißmäßig kurz gegen die übrigen behandelt worden ist. Auch zeigt sich mehr als eine Spur, daß der Verf. diese Partie selbst nicht praktisch kennt. Manches würde er aus zwei von ihm (§. 1326) nicht mit angeführten Werken ersehen haben, nämlich: 1) Wöhners Handbuch des Cassen- und Rechnungswesens; 2) Sanders Versuch einer Anleitung zur praktischen Kenntniß des Cassen- und Rechnungswesens, Breslau 1815. Um so mehr ist die Deutlichkeit der Vorstellungen zu bewundern, die sich derselbe von diesen Dingen und ihrer Behandlung gemacht hat, wodurch so mancher Kopf verwirrt gemacht worden ist. Es ist in manchem Betracht wohl sogar nützlich, nicht durch Routine an irgend eine Form gewöhnt zu seyn und überhaupt eine Sache aus einer gewissen Entfernung zu betrachten, um davon eine vorurtheilsfreie Ansicht zu gewinnen. Es ist daher weit weniger gegen das zu erinnern, was der Verf. in Anwendung gebracht wissen will, als über das, was er mit Stillschweigen übergeht. Zu diesem letztern ist gleich vorn herein zu rechnen: die Durch-

führung des Princípes der Trennung der Cassen des Staats von den dirigirenden Finanzbehörden, und die Unterordnung der ersteren unter die letzteren in allen Instanzen der Verwaltung, verbunden mit einer ununterbrochenen Controlirung jener durch Controlen, die ihr coordinirt, aber von ihr ganz abgesondert sind. Zwar ist ihm die Nothwendigkeit der Durchführung der Controle durch alle Instanzen der Finanzverwaltung nicht entgangen (§. 1322); aber dabei hat er nur die Controle der materiellen Geschäftsverwaltung der Cassen (§. 1314) im Auge, die von den zunächst denselben vorgesetzten Finanzbehörden selbst geführt werden muß. Das diesen untergeordnete Bureau unter dem Namen der Controle hingegen muß nicht nur in sich die Geschäfte vereinigen, welche der Verf. für die Central-Staatscasse der Staats-Buchhalterei (§. 1309 Nr. V.) und der Oberrechenkammer (§. 1324 Nr. 5) zuweiset, sondern außerdem ununterbrochen ein Gegenbuch der ganzen Cassenverwaltung für das Soll der Einnahme und Ausgabe, und für die Abrechnungen mit ihren Specialcassen und Debenten oder Creditoren führen; woraus zu allen Zeiten zu ersehen ist, wie es mit dem Zustande der Casse in allen einzelnen Zweigen stehen muß, und wo nachzuhelfen ist, z. B. durch Erinnerungen oder Executionen, die nicht von den Cassen selbst verfügt werden können, da sie nicht Verwaltungsbehörden sind. Selbst den Umfang des Geschäfts der Rechnungslegung und ihrer Justification übersieht der Verf. nicht ganz, da er die erstere für eine bloße Abschrift des Cassenbuches hält (§. 1306) und über die innere und äußere Form der Beläge nichts zu sagen für nöthig erachtet hat. Wenn keine Stück- und Rückzahlungen, Vorschüsse, Anweisungen, und Ab- oder Zurechnungen vorkämen, dann hätte es mit der Rechnungslegung nicht viel zu sagen; bei deren Vorhandenseyn aber ist es ein mühsames Geschäft, aus den Cassenbüchern die zusammengehörigen Posten auszuziehen, zusammenzustellen und den Positionen des Etats in derselben Ordnung gegenüberzustellen. Daß die Staatscontrole nur die Rechnung der Central-Staatscasse revidire und dechargire, dahingegen solches mit den Rechnungen aller von jener abhängigen Cassen bei dem Cassendepartement des Finanzministerii geschehen soll (§. 1310), geht schon darum nicht an, weil auf diese Weise das Finanzministerium die Unterlagen seiner eignen Verwaltung durch die Centralcasse justificiren würde. Dasselbe dürfte also nur die Dinge, worüber es keine Rechenschaft zu geben Lust hätte, durch die Provinzial- oder Specialcassen abmachen lassen. Dadurch, daß die Staatscontrole befugt und verpflichtet wird, jährlich einige der Special-Rechnungen herauszugreifen (§. 1325) und genau durchzugehen, kann die nöthige Genauigkeit immer noch nicht gewonnen werden. Daß der Verf. übrigens die Oberrechenkammer mit der General-Controle vereiniget (§. 1317), ist gewiß zweckmäßiger, als de-

ren Trennung, nur darf die letztere nicht für das bloße Calculatur-Bureau der ersteren (§. 1324 Nr. 6) angesehen werden. Sind die Rechnungen aller Landescassen Abtheilungen der Central-Staatscasse (§. 1308), wie sie es denn wirklich sind, so machen sie ein Ganzes aus, und dieses Ganze muß in allen seinen Theilen von einem Geiste übersehen und zu dem Ende durchgesehen und justificirt werden.

Dieses Verhältniß aller Landescassen zu einander, also, daß sie alle Deputationen der einen allgemeinen Staatscasse bilden (§. 1285), um deren Geschäfte an Ort und Stelle zu vollbringen, ist die der Natur der Sache angemessenste Ansicht. Nur müssen die untergeordneten Cassen darum noch nicht ihre Etats von der Centralcasse erhalten, noch dieserwegen der Ausführung derselben und ihrer Geschäftsführung überhaupt verantwortlich seyn; sondern dieses kommt der einer jeden Casse vorgesetzten Finanzbehörde zu, wie auch der Vf. an einem andern Orte (§. 1324) anerkennt. Nur für die Organisation der Cassenbehörden, für die Vertheilung der Geschäfte unter sie gilt der Gesichtspunct der Verbindung aller zu einem gegliederten Ganzen, wohingegen die Bewegung einer jeden in Gemäßheit des ihr bestimmten Wirkungskreises selbstständig seyn muß, und nur das Resultat ihrer Thätigkeit, in dem Abschlusse der Rechnung und Ablieferung des Bestandes, in den Geschäftskreis der höheren Casse übergeht. Wieviel Ordnungen von Cassen nöthig sind, um bei der Centralisation Uebersichtlichkeit zu gewinnen, hängt allerdings blos von der Menge der Specialcassen des Landes ab, weshalb auch der Verf. ganz Recht hat (§. 1290), daß es keinesweges nöthig ist, für alle Verwaltungszweige dieselbe Zahl von Stufen einzuführen. Vielmehr kann ein und dieselbe Casse zugleich für einige Branchen Elementar- und für andre Centralcasse seyn. Wo aber eine dreifache Reihe von Cassen nöthig ist (§. 1288), werden in der Mitte Provinzialcassen den Kreiscassen vorzuziehen seyn, sowohl weil die Menge der Kreiscassen die Uebersicht der Geschäfte bei der Central-Staatscasse erschweren würde, als auch weil die Provinzial-Finanzbehörden leichter die Aufsicht auf eine Provinzial-, als auf mehrere Kreiscassen führen können. Aus dem Verhältnisse der Cassen zu einander folgt von selbst, daß deren Eintheilung keinesweges in der Regel nach den Verwaltungsgeschäften gemacht werden dürfe, indem es für die Casse ganz gleich ist, aus welchem Grunde sie Geld einzunehmen und auszugeben hat. Ausnahmen können nur aus besondern Ursachen, wo z. B. eine Casse beweglich seyn muß, wie die Militär-Zahlcassen, oder wo durch einen Verwaltungszweig eine gut eingerichtete Casse vollauf beschäftiget wird, oder die Receptur an gewisse Orte gebunden ist, eintreten. Es ist daher auch ganz unnöthig, daß diejenigen Staatsverwaltungszweige, welche aus den Finanzen ihre Fonds schöpfen, besondre Cassen haben (§. 1294); und ebenso wenig brauchen

die einzelnen Cameralverwaltungen (§. 1297) vergleichen. Durch eine solche Vereinfachung der Cassenbehörden könnte unstreitig viel erspart werden, und sie würde noch außerdem wohlthätig seyn. Der Hauptgrund der Cassenabtheilung ist rein geographisch, nämlich den Zahlungsleistern und Empfängern die Casse möglichst nahe zu bringen, demnächst die Früchte der Geschäftsführung dieser Elementarcassen so zu sammeln, daß sie leicht zu übersehen sind. Hieraus folgt freilich, daß jede Casse diejenigen Einnahmen und Ausgaben leisten müsse, die in ihren geographischen Bezirk treffen; und es möchte schwerlich dem Verf. etwas dagegen einzuwenden seyn, daß die Absonderung der Einnahme- und Zahlcassen in der Regel nichts nutzt (§. 1302). Da aber Einnahme und Zahlungen auf diese Weise nicht balanciren können, so sind Zuschüsse und Ueberschüsse unvermeidlich. Darum ist es für den Finanzmann denn auch nöthig, zu wissen, wie dies am bequemsten und vortheilhaftesten geschehen kann, ob durch Wechsel, Anweisungen oder Baarsendungen, indem von diesen Cassenmanipulationen zum Theil die Art der Cassen-Einrichtung abhängt. Wenn ferner auch in denselben Cassen mehrere Geschäftszweige zusammenfließen, so muß doch für jeden besonders Buch gehalten werden. Die Unterscheidung der Buchführung von der Cassenverwaltung selbst, nicht minder die Art und Form der Buchführung müssen daher in der Finanzwissenschaft gelehrt werden.

Wenn denn auch jede Casse alle Zahlungen in ihrem geographischen Bezirke bestreitet, so folgt daraus doch noch nicht, daß sie solche für eigne Rechnung leisten müsse, und daß solche auf ihren Etat gehören (§. 1291), da die Zahlungen auch für Rechnung und auf Anweisung der höheren Centralcassen geleistet werden können. Dies führt auf den Unterschied der Netto- und Brutto-Verwaltung, den die Finanzwissenschaft erörtern und ausmachen muß, durch welche von beiden der Hauptzweck am besten erreicht wird: von jedem einzelnen Verwaltungszweige das Ergebniß am vollständigsten, deutlichsten und gewissesten übersehen zu können, ohne darum die Verbindungen zu stören, in denen sie im Leben mit einander stehen.

Nach eben dieser Regel ist auch der Widerspruch zu entscheiden, in welchem §. 1270 mit dem §. 1277 und 1297 sich zu befinden scheinen. Es gehört daher zur Anweisung über die Einrichtung der Etats noch besonders die Bestimmung über die Ansetzung der Ausgaben. Die Regel, daß aus der Rechnung einer jeden Casse ersichtlich seyn müsse, was ihre Einnahme für Ausgaben kostet, mithin das Netto nachweisen solle (§. 1309 Nr. II.), reicht nicht aus, weil es oft nicht möglich ist, dies bei den Specialcassen zu bewerkstelligen, insofern bei denselben nur ein Theil der Einnahme für einen Verwaltungszweig, aber Ausgaben vorkommen, die auch andern Cassen zu Gute gehen; weil die verschiedenen Staatsverwaltungszweige in

einander greifen und einander unterstützen, z. B. die Baupartie rücksichtlich der Domainenbauten; endlich weil die allgemeinen Verwaltungskosten auf alle Verwaltungszweige zu vertheilen sind (§. 972). Die Grundsätze für diese Vertheilung und für die Einrichtung der Etats, damit sie nicht blos als abgesonderte Theile erscheinen, sondern daraus jedesmal das Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen, und in jenem das Verhältniß des Netto zum Brutto mit Bestimmtheit ersichtlich ist, dürfen in der Finanzwissenschaft nicht fehlen, da gerade hierin das Schwierige liegt, es so einzurichten, daß durch die dabei nothwendigen Theilungen und Wiederholungen keine Irrungen und Doppelansätze veranlaßt werden. Auch die Justification der Etats und deren äußere Form sind zu erwägen; nicht minder die Stellung derjenigen Einnahmen, welche aus der Verwaltung andrer Zweige des Staatshaushaltes, z. B. durch Sporteln, Pässe, Strafen ꝛc. erwachsen, oder aus der Verwaltung der von den Finanzen absichtlich abgesonderten Fonds für bestimmte Zwecke und Anstalten. Selbst die Beurtheilung der Zweckmäßigkeit solcher Absonderungen in finanzieller Hinsicht gehört hierher. Endlich ist es ganz richtig, daß jeder vollzogene Etat Gesetzes Kraft hat (§. 1282). Es ist aber noch zu wissen nöthig, wie weit diese Regel geht, wie es mit deren Anwendung in allen den Fällen zu halten ist, wo das Gesetz nicht ausreicht oder unvermeidlich übertreten werden muß, in welcher Art daher Ausfälle, Ueberschreitungen, oder Extraordinaria in der Einnahme und Ausgabe zu justificiren sind, und was bei allen Arten der Etats-Abänderungen zu beobachten ist.

Gewiß ist die Wissenschaft durch des Verf. Werk um ein Großes gefördert worden. Hierzu nach Kräften mitzuwirken, ist auch des Rec. Bestreben gewesen, der dem Verf. nicht blos für die dazu gegebene Gelegenheit, sondern noch mehr für die vielen Aufklärungen und lichten Einsichten dankt, die er durch seine Arbeit gewonnen hat, und nichts mehr wünscht, als daß derselbe den Gegenstand ununterbrochen im Auge behalten möge, damit derselbe durch ihn noch weiter gebracht werde.

B. G.

VI.

Die panharmonische Interpretation der heiligen Schrift. Ein Versuch, zu einer klaren und gründlichen Auflösung der Streitigkeiten in der christlichen Kirche beizutragen, von Fr. H. Germar, Hofprediger zu Augustenburg. Zum Besten des Taubstummen-Instituts zu Schleswig. Schleswig 1821. Leipzig in Commission bei Tauchnitz. XVIII und 484 S. 8. 2 Rthlr.

Dies Werk war zunächst jüngeren Freunden des Verf. bestimmt, um sie vor Abwegen zu schützen, dann auf Anrathen achtungswürdiger Männer der allgemeineren Verbreitung durch den Druck übergeben. S. 482 ist dieser Zweck so ausgedrückt: „Um zu dem schönen Tempel holder Eintracht ein Steinchen wenigstens beizutragen, um einige der Fackeln zu löschen, mit denen die Furien des Sectengeistes jenen immer von neuem bestürmen und das Evangelium der Liebe in ein Dysangelium des Hasses zu verwandeln streben; deswegen habe ich es gewagt, diese panharmonische Interpretation in Vorschlag zu bringen und der Prüfung einsichtsvoller Männer zu übergeben." Denn der Verf. hält sich für überzeugt, daß Verständigung über Interpretations-Theorie wesentlich und ganz vorzüglich zur Verständigung der streitenden Parteien beitragen werde.

Deshalb besteht dies Werk aus zwei Theilen: 1) Darlegung und Beurtheilung der gangbarsten Interpretations-Arten; 2) Darstellung und Vertheidigung der vom Verf. aufgestellten panharmonischen Interpretation. In der Einleitung wird noch bemerkt und im zweiten Theile durchgeführt, daß diese Interpretations-Weise alle Vortheile der übrigen vereinige und alle Schwierigkeiten derselben vermeide; dabei auch für jeden Christen in einem gewissen, wenn gleich nach seinen Fähigkeiten und Vorkenntnissen verschiedenen, Grade anwendbar sey.

Im ersten Theile beurtheilt der Verf.:

1) die **buchstäbliche oder rein-grammatische Interpretation**. Er zeigt auf eine einleuchtende Weise die Fehler (ja die Unmöglichkeit) derselben, und wählt sehr glücklich als Belege die Stellen Joh. 15, 5. Matth. 26, 26. 28. Joh. 10, 12. 13. Matth. 5, 17 — 19. Mrc. 13, 32. Wie viel Streitigkeiten, Thorheiten, Grausamkeiten hat die buchstäbliche Erklärung des Ist in der Einsetzung des Abendmahls hervorgebracht! Dann führt er die Stellen aus dem N. T. an, welche den Christen eigene Forschung und aus eigener Forschung hervorgehende Ueberzeugung zur Pflicht machen.

2) Die kirchliche Interpretation oder das Princip der kirchlichen Autorität bei der Interpretation, welche aus dem Bedürfnisse der Einheit der Kirche hervorging, nachher zu der Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche und des Papstes führte, daher sehr consequent zu einem Kanon des tridentinischen Concils erhoben wurde.

Der Verf. zeigt bündig, daß in dieser das Wesen und der Charakter des Papismus enthalten ist, und daß sie zur Despotie des Geistes führe. Für Protestanten, welche die Freiheit des Geistes vindiciren, die Jesus den Seinen verheißt, schien dies Princip keiner langen Widerlegung zu bedürfen; indeß das Bedürfniß der Einheit der Kirche schuf auch unter Protestanten symbolische Bücher, und auch in unsern Zeiten traten Hierarchen auf, welche ihre Ansichten von den symbolischen Büchern und ihre Erklärung derselben für infallibel ausgaben und so für einen neuen Papismus eiferten.

Deshalb weist der Verf. zuerst nach, wie weit Luther von dem Papismus dieser Eiferer entfernt war: schon in seiner bekannten Erklärung zu Worms 1521 ist der Satz ausgesprochen, daß der Christ keine anderen Gründe seines Glaubens anerkenne, als „Zeugnisse der heiligen Schrift und öffentliche, klare und helle Gründe," also eine vernünftige Erklärung der göttlichen Offenbarung. Dann läßt der Verf. eine vortreffliche Untersuchung über den Sinn der Verpflichtung auf die symbolischen Bücher folgen; eine Untersuchung, welche in Dänemark noch am rechten Orte seyn mag, aber für das protestantische Deutschland zu spät kommt, welches mehr den Gefahren der vergötterten concreten Vernunft, als der Symbololatrie ausgesetzt ist.

Der Zweck dieser Verpflichtung wird darin gesetzt: — „den Verwirrungen, welche aus der Verschiedenheit und Unbestimmtheit der Interpretationsarten durch Unbesonnenheit, Oberflächlichkeit, Einseitigkeit und Sectengeist der Geistlichen angerichtet werden könnten, Einhalt zu thun." Darauf wird auf eine auch für deutsche Prediger und Katecheten lehrreiche Art die Pflicht bestimmt, wie man sich bei öffentlichen Vorträgen über solche Lehren der symbolischen Bücher zu äußern habe, welche für die Lehre Jesu unwesentlich sind.

Dieser Abschnitt konnte wohl an Kraft und Gewißheit gewinnen, wenn vor allem aus den symbolischen Büchern selbst nachgewiesen wurde, daß sie als solche keinen Anspruch auf kirchliche Autorität machen, sondern weil (und folglich auch insofern) ihre Lehren aus der Offenbarung geschöpft sind. So pag. 632 (ed. Lips. 1677) sacras litteras solas unicam regulam esse credimus, ad quam omnia dogmata exigere, et secundum quam de omnibus doctrinis et doctoribus iudicare oporteat. p. 572. Sola sacra scriptura iudex, norma et re-

gula cognoscitur, ad quam, ceu ad lapidem Lydium, omnia dogmata exigenda sunt et iudicanda, an pia, an impia, an vera, an falsa sint. Nun hatte Luther selbst seinen Worten den Untergang gewünscht, damit man nur in der Schrift forsche: — wie kann daher im Sinne Luthers und selbst der Verf. der Concordienformel die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher noch irgend etwas enthalten, was der Lehre Jesu zuwider seyn könnte, oder was die Vernunft herabwürdigte, durch welche allein wir doch im Stande sind, in der Schrift zu forschen?

3) Mystische Interpretations-Art, d. h. diejenige, welche mit dem Gefühle des durch unmittelbaren göttlichen Einfluß erleuchteten einzelnen Christen übereinstimmt, da die kirchliche Autorität im Katholicismus sich diese Erleuchtung durch den heiligen Geist ausschließlich vorbehält. Der Verf. bestreitet die Nothwendigkeit und Wirklichkeit einer solchen übernatürlichen und außerordentlichen göttlichen Hülfe.

Der Verf. berührt bei dieser Gelegenheit S. 190 auch den Ausspruch des großen Dichters: „Und was kein Verstand der Verständigen sieht, erkennt oft in Einfalt ein kindlich Gemüth." Referent hätte gewünscht, daß er die Wahrheit nicht mit dem bon mot abgefertigt hätte: „Die Urtheile kindlicher Gemüther sind nicht selten in Gefahr, kindisch zu werden."

Im Folgenden ersieht man, daß der Verf. vom πνευμα ἁγιον würdige, ächt christliche Vorstellungen habe, daß er den christlichen Charakter der Kindschaft Gottes treu nach der Lehre Jesu auffaßt; sollte daher der Verf. nicht selbst überzeugt seyn, daß ohne diesen kindlichen Sinn gegen Gott auch der gelehrteste und geübteste Verstand die Bibel nie richtig erklären und die Erklärungen nie richtig zur Beförderung der Wohlfahrt der christlichen Kirche anwenden wird? sollte die Kirchengeschichte der letzten 50 Jahre nicht reich an Belegen dazu seyn?

Statt diese Stelle Schillers so abzufertigen, möchte es am rechten Orte gewesen seyn, das ächte religiöse Gefühl der Vernunft vom unächten der Phantasie streng zu scheiden, und wenn auch das erstere nicht eine Form der Interpretation genannt werden könne, doch nachzuweisen, daß es eine unerlaßliche vorläufige Bedingung der rationalen Interpretation ist, welche erst und allein dadurch eine panharmonische werden kann.

4) Die rationale Interpretations-Art.

Schon nach Luthers Erklärung zu Worms sind Vernunft und Schrift die gemeinschaftlichen Stützen des Protestantismus, allein Verschiedenheit der Meinung und dadurch der Kampf zwischen Rationalismus und Supranaturalismus gingen aus den verschiedenen Ansichten über das Verhältniß zwischen Vernunft und Schrift her-

vor. Der Verf. untersucht daher zuerst: Was heißt Vernunft? Was heißt Schrift?

Vernunft erklärt der Verf. für das Vermögen, zur Wahrheit zu gelangen. (Man siehet aus dem zweiten Theile, daß der Verf. dieser Erklärung zu seiner Durchführung der panharmonischen Interpretation bedurfte. Der Verf. wird einräumen, daß der Gelehrte nie Definitionen vortragen dürfe, welche dem allgemeinen Sprachgebrauche, wie diese, durchaus widerstreben; denn dadurch wurden so viele Theorien deutscher Gelehrten fürs praktische Leben unnütz. Referent stimmt der panharmonischen Interpretation des Verf. völlig bei, aber von dieser Stelle an bemerkte er, daß er der Deduction derselben nicht beistimmen könne, und daß sie den Ultra-Rationalen nicht widerlegen werde).

Dieser verfehlten Definition, welche wohl dem langen Aufenthalte des Verf. in Dänemark beizumessen ist, folgen mehrere vortreffliche Abhandlungen, welche den Irrthum unserer Ultra-Rationalisten nachweisen. Der Verf. zeigt, daß die unbestimmten Berufungen auf Entscheidungen der Vernunft wenig Gewicht haben können, weil dies ja allemal Entscheidungen einer individuellen Vernunft sind; daß es eben so schwierig sey, der Schrift die Ehre der Entscheidung zu vindiciren, weil man dabei den Begriff der Schrift und des Gedanken-Inhalts der göttlichen Offenbarung in der Schrift verwechsele und gleichfalls blinde Unterwerfung unter eine individuelle Schrift-Erklärung verlange. Der Verf. zeigt das Unbefriedigende der gebräuchlichsten rationalistischen Interpretations-Maximen; verschmäht es aber, weil er nur für christliche Parteien schreibe, von denen zu reden, welche in der Schrift gar keine Offenbarung Gottes finden. „Man kann kein Christ seyn, wenn man nicht glaubt, daß in der Schrift Offenbarung Gottes enthalten ist. — Ich begreife nicht, wie man an Christum glauben und doch dabei die Möglichkeit voraussetzen kann, daß seine religiösen Ueberzeugungen und Lehren Irrthümer enthalten haben. — Es ist durchaus unzulässig, die Offenbarung nur als Introductions- und Bestätigungsmittel der Religions-Philosophie gebrauchen zu wollen. — Ein solcher Rationalismus ist schädlich für die Gestaltung der Dogmatik, der Homiletik, (der Katechetik), für die Verbreitung der religiösen Gesinnung, für das Ansehn der Bibel, welche dadurch einer leichtsinnigen und unwürdigen Behandlung preisgegeben wird."

Dabei verwirft der Verf. die übernatürliche Offenbarung, welche auch den Verfassern der Bibel selbst unbekannt gewesen sey, und erklärt, daß natürliche und übernatürliche Offenbarung nur den Graden, nicht der Gattung nach verschieden seyen, daß blos ein plus oder minus dadurch bezeichnet werden könne.

Hier kommen wir wieder auf einen Punct, welcher den ironi-

schen Vorschlägen des Verf. bei allen consequenten Rationalisten den Eingang versagen wird. Referent ist zwar mit den vorangehenden Aeußerungen des Verf. völlig einverstanden, und der aufmerksame Beobachter der Zeit muß eingestehen, daß der Verf. die schädlichen Folgen des Ultra-Rationalismus nicht zu grell gezeichnet habe; man kann auch noch hinzusetzen, daß er zur Verminderung einer christlichen Tugend unter den Geistlichen selbst, und dadurch zur Herabwürdigung des geistlichen Standes überhaupt beigetragen habe; allein die Aeußerungen des Verf. reichen durchaus nicht hin, uns über diejenige Offenbarungs-Theorie, welche seinen Ideen zum Grunde liegt, zu belehren; der strenge Rationalist wird in der natürlichen Offenbarung eine Contradictio in adjecto oder einen Pleonasmus sehen und den Verf. für einen heimlichen Anhänger seines eigenen Systems halten, dem es nur an Muth oder Scharfsinn fehle, sich deutlich und bestimmt auszusprechen, und als solchen wird der Supranaturalist ihn völlig verwerfen. Es wird dem Verf. daher das Schicksal des ehrwürdigen Plancks treffen, dessen irenische Versuche nichts besserten.

Es war unerläßlich nothwendig, daß der Verf. seine Offenbarungs-Theorie deutlicher entwickelte und deren Vernunftmäßigkeit von der einen, so wie deren Uebereinstimmung mit der Lehre Jesu von der anderen Seite bündig nachwies: hic Rhodus erat! Nur dann fand der Rationalist seine bisherige Interpretationsart widerlegt, und der Supranaturalist sich geneigt, die panharmonische Interpretationsart anzuhören.

Im zweiten Theil wird die panharmonische Interpretation des Verf. dargestellt und gerechtfertigt.

1) **Gang des Nachdenkens bei der Auffindung der panharmonischen Interpretation.** Unter allen Wissenschaften, sagt der Verf., hat die Mathematik in Erkenntniß der Wahrheit es am weitesten gebracht; dies muß wohl mit an den Maximen der mathematischen Forschung gelegen haben. Nur die angewandten mathematischen Disciplinen, vorzüglich Naturkunde und Astronomie, sind einer Vergleichung mit der Religionslehre fähig; bei denselben lag die Ueberzeugung zum Grunde, daß die ganze Natur in der vollkommensten Harmonie stehe, daß also die Richtigkeit der Natur-Erkenntniß sich in eben dem Grade bewähre, als sie sich mit allen Resultaten sicherer Beobachtung im Einklange zeigt. Auch die Natur ist eine Offenbarung Gottes und jene Ueberzeugung eine Folge des religiösen Glaubens; Schriftforschung hat gleichfalls zum Objecte eine Offenbarung Gottes, sie muß also von der Hypothese der vollkommensten Harmonie ausgehen.

Hierauf wird der consequente Rationalist antworten:

1) Omne simile claudicat. Die mathematische Wahrheit hat einen ganz andern Grund, als die der Religions-Philosophie; die angewandten mathematischen Wissenschaften können mit der positiven Religion durchaus nicht verglichen werden; der wahre Naturforscher ist von der Hypothese der Harmonie weit entfernt; diese Hypothese war es, welche die Naturwissenschaften so lange in der Kindheit erhielt und den Observations-Geist so lange blendete. Glaubt auch der Naturforscher aus Religiosität, daß eine Harmonie der Dinge sey, so nimmt er doch als Mensch sich nicht heraus, diese begreifen zu wollen. Diese teleologische Ansicht mag in populären Darstellungen dieser Wissenschaften an ihrem Orte seyn; der echten Wissenschaft bleibt sie stets fremd.

2) Und wenn die Aehnlichkeit, daß Naturforschung und Schrift Offenbarungen Gottes zum Objecte haben, auch eingeräumt würde, so ist eine Aehnlichkeit kein Beweis; außerdem hast du mir noch nicht das Daseyn, die Nothwendigkeit und die Wirklichkeit einer Offenbarung Gottes in der Bibel bewiesen.

2) Princip der panharmonischen Interpretation ist demnach: „Der Gedanken-Inhalt der Offenbarung Gottes in der Schrift wird in dem Grade richtig gefaßt, als derselbe mit den verschiedenen Aeußerungen Christi unter einander und mit allem, was sonst entschieden wahr und gewiß ist, in der vollkommensten Harmonie steht. Den Irrthum des Referenten soll man nicht leicht gelten lassen, sondern, wenn man denselben zu erkennen glaubt, sein Urtheil suspendiren und durch fernere Untersuchungen es berichtigen."

Der Verf. bemerkt die Aehnlichkeit dieses Princips mit der analogia fidei und findet den Unterschied derselben von dem seinigen darin, daß man bey der analogia fidei des Supranaturalismus ererbte oder Partei-Dogmen als articuli fundamentales zum Grunde legte. Da aber das N. T. als ein populäres Werk nirgends über articuli fundamentales entscheidet, wie will der Verf. seine articuli fundamentales rechtfertigen? Doch nur „aus dem, was sonst entschieden und wahr ist?" also aus der Religions-Philosophie, aus der Vernunft, als der einzigen wahren Offenbarung Gottes. Auch so wird der Verf. die Ultra-Rationalisten nicht bekehren.

3) Ein Beispiel der panharmonischen Interpretation. Der Verf. legt Mth. 28. 19 zum Grunde und zeigt auf eine vortreffliche Weise, daß in der Lehre vom Vater, Sohn und Geist offenbart sey: 1) das Verhältniß Gottes zu den Menschen; 2) das Verhältniß der Menschen zu Gott; 3) der Weg zur Kindschaft Gottes durch den Geist, d. h. durch die Moral der Liebe, durch das Vertrauen auf göttlichen Beistand zum Guten und durch frommen Gebrauch der Tugendmittel.

Diese Sätze erklärt der Verf. für die Grundlage des christlichen Systems. Er hätte noch hinzufügen können: die Lehre von Glaube, Liebe und Hoffnung, und nie wird die philosophische Welt die Fundamental-Lehren des religiösen und christlichen Glaubens richtiger und bedeutungsvoller aufstellen können, als dies in jenen wenigen biblischen Sätzen geschehen ist; allein damit ist der Rationalist immer noch nicht überzeugt, daß er und unser Geschlecht diese Sätze der göttlichen Offenbarung durch Jesum allein verdanke, daß ohne diejenige christliche Begeisterung, wozu allein diese Ueberzeugung führt, das christliche Predigtamt unnütz und vergebens sey.

4) Vergleichung dieser panharmonischen Interpretation mit den im ersten Theile geschilderten Interpretations-Arten. Dadurch erhält die buchstäbliche — Sinn und Berichtigung; die kirchliche — Autorität durch den freien Beifall der Vernünftigen; sie schützt die mystische gegen Schwärmerei des Gefühls und Verachtung der Gelehrsamkeit; die rationalistische, deren wahren Sinn sie nachweist, gegen Vergötterung der individuellen Vernunft. Sie glaubt an Offenbarung und überläßt die Vorstellungen über die Art der Mittheilung derselben der christlichen Freiheit (S. 390).

So sehr sich auch Referent über den aufgeklärten christlichen Sinn des Verf. freut, so wenig genügt ihm die letzte Aeußerung, welche wohl in der Homiletik am rechten Orte ist, aber nicht in der wissenschaftlichen Untersuchung.

4) Einfluß dieser panharmonischen Interpretation. Der Verf. erwartet sehr viel von derselben; ein Beweis, wie rein der Eifer, wie ernst die Studien sind, welche ihn leiteten. Referent würde dasselbe erwarten, wenn nur erst wenigstens eine unserer Bildung entsprechende Apologetik des Christenthums vorhanden wäre, ohne welche an Offenbarung Gottes in der Bibel nicht zu glauben ist, ohne welche Rationalisten, Indifferentisten rc. nicht zu bekehren sind.

Durch die persönliche Lage des Verf. als Hofprediger werden aber folgende Aeußerungen sehr bedeutsam und für alle Canzel- und Katheder-Theologen wichtig:

„Sie rechtfertiget und befestiget die Verbindung, in welcher das reine Christenthum mit jeder Wahrheit und echt-wissenschaftlicher Bildung stehet: Thorheit ist es, alte Zeiten ganz oder zum Theil zurückführen zu wollen: für die Religion ist nichts gefährlicher, als das Mißverhältniß, worin die Vorstellungen von derselben (auch der Cultus) mit der allgemeinen Cultur stehen: so weit sie entfernt ist, an eine Perfectibilität der Offenbarung Gottes durch Christum zu denken, so entschieden ist es ihr, daß das Christenthum als menschliche Erkenntniß und Ansicht dieser Offenbarung einer steten Vervollkommnung fähig und bedürftig sey (noch mehr Cultus und kirchliche

Statuten): sie erhöht die Hochachtung gegen die Offenbarung Gottes durch Christum, gegen die Kirche Christi; sie erklärt die Nothwendigkeit eines gebildeten, gelehrten Standes, des Salzes der Erde, der für die Aufrechterhaltung der christlichen Wahrheit sorge und die Resultate seiner Studien mittheile."

Die Competenz des Verf., über diese wichtigen Angelegenheiten zu reden, ist durch dessen Gelehrsamkeit (er war in früheren Jahren Rector zu Glückstadt), Canzelberedtsamkeit, welche der Ruf und die erschienenen einzelnen Casualreden bezeugen, so wie durch seine äußere Lage als Hofprediger entschieden. Referent ist beiweitem mit dem größten Theil des Inhalts dieses Werkes einverstanden; er vermißt nur eine wissenschaftliche Begründung dieser Interpretation und glaubt außerdem nicht, daß eine Vereinigung über die Interpretations-Art allein hinreiche, die herrlichen Folgen hervorzubringen, welche der letzte Abschnitt schildert. Auch bemerkt der Verf. selbst, daß von jeher alle guten Köpfe diese Interpretations-Art befolgt haben; deshalb wird Verständigung über dieselbe die Fackel der Zwietracht nicht zu löschen vermögen.

Der Verf. bemerkt selbst, daß nur derjenige, welcher in der Bibel eine göttliche Offenbarung anerkenne, diese Interpretations-Art annehmen könne; allein die Zahl derer, welche dieses nicht thun, ist sehr groß: wir wollen sie Ultra-Rationalisten nennen; sie selbst nennen sich lieber die consequenten Rationalisten; in der Kirche reden sie wohl noch von göttlicher Offenbarung in der Schrift; außer der Kirche verwerfen sie dieselbe, indem sie als Objecte derselben nur die Aussprüche ihrer concreten Vernunft anerkennen. Für diese, zu deren Anhängern auch die Schüler der französischen Philosophie gehören, ist vor allem eine unserer Zeit würdige Apologetik des Christenthums nöthig, ehe sie der panharmonischen Interpretation beitreten können.

Der Verf. bemerkt ferner, daß „alles, was sonst entschieden und wahr ist," diese Interpretation leite. Dies hat ohne Zweifel auch den Verf. selbst bei der Auswahl der Stelle Matth. 28. 19 geleitet, ja hat die Interpretation dieser Stelle vorgeschrieben. Jeder orthodoxe Anhänger der concilia oecumenica würde in dem Inhalte dieser Stelle mit dem Verfasser die Fundamental-Artikel des Christenthums gesehen haben; allein er würde, unterstützt von andern Stellen der Bibel, welche er gleichfalls vernünftig zu erklären vorgibt, aus derselben Stelle nichts als unfruchtbare metaphysische Grübeleien herausgebracht haben. Also setzt der Verfasser eine Religions-Philosophie voraus, welche, ganz un-

abhängig vom Christenthum, die Aussprüche der Vernunft enthält und dadurch das höchste Gesetz der Interpretation.

Und so muß es jetzt auch seyn. Um aber zu einer aus der ganzen menschlichen Natur, wie sie ist und war, geschöpften Religions-Philosophie und eben dadurch zu einer Apologetik des Christenthums zu gelangen, muß nachgewiesen werden: 1) daß wir diese reinere Religions-Philosophie allein dem Christenthume zu verdanken haben; 2) daß die Aussprüche derselben nur durch Erhaltung und Vervollkommnung der christlichen Kirche ins menschliche Leben eingeführt, gegen Unglauben und Aberglauben gesichert und stets weiter verbreitet werden können. Beides wird möglich seyn, wenn wir erkennen: 1) die beschränkte menschliche Natur überhaupt; 2) den Gang der Bildung und Erziehung des menschlichen Geschlechts durch die göttliche Vorsehung. Es ist hier der Ort nicht, dies umständlicher nachzuweisen. Viele verzweifeln an der Möglichkeit und Wirklichkeit dieser Uebereinstimmung des wahren Rationalismus und des echten christlichen Supranaturalismus; allein diese mögen bedenken: 1) Die Geschichte der Philosophie hat zur höchsten Aufgabe, nachzuweisen die Geschichte der allmäligen Klarheit des Selbstbewußtseyns unserer geistigen Natur. Mögen immerhin die Gebildeten des 19. Jahrhunderts in denselben Sätzen Aussprüche ihrer eigenen Vernunft anerkennen, in welchen die Vorzeit unmittelbare Aussprüche der Gottheit verehrte; beide werden in denselben göttliche Aussprüche anerkennen, wenn wir auch andere Verstandes-Begriffe annehmen, um die Art der Mittheilung Gottes zu bezeichnen, als die Vorzeit.

2) Jetzt gehen die Ideen des religiösen Glaubens aus der Erkenntniß unserer geistigen Natur hervor, wie der Glaube an die Objectivität der sinnlichen Welt aus der Erkenntniß unserer sinnlichen Natur. Der denkende Mensch fordert jetzt für das Daseyn der sinnlichen Welt so wenig Beweise, als für das Daseyn der übersinnlichen Welt; er verlangt nur, daß ihm beide aus seinem eigenen Wesen nachgewiesen werden. So haben die Grundsätze der Philosophie die Gewißheit der Mathematik erhalten, welche die in uns selbst liegenden Gesetze des Raumes durch construirte Begriffe entwickelt.

3) Doch selbst der Gelehrte, der dies erkennt, ist dadurch noch nicht tugendhaft; er bedarf als beschränktes Wesen einer Kirche; der Ungelehrte kann dies nie erkennen, er bedarf göttlicher Autorität; die Vorzeit speculirte noch weniger; allein Gottes Güte ließ Heroen des menschlichen Geistes auftreten, welche ihrer Zeit voreilten und Lehrer der Zukunft wurden, Heroen, welche, voll Begeisterung fürs Gute, in den Aussprüchen der Vernunft Gottes Stimme hörten. Gott erziehet und leitet das Menschengeschlecht

Die Lebendigkeit dieser Ueberzeugung hängt von den Fortschritten unseres Geschichtsstudiums ab. Es fehlt nur den Theologen ein Werk, welches das ältere von Tyge-Rothe in Uebereinstimmung mit unsern historischen und philosophischen Fortschritten darstellt.

4) Jesus war der vollendetste dieser Heroen, und Geschichte und Glaube läßt uns in ihm den Ideal-Menschen sehen; das Christenthum war das mächtigste unter den Erziehungsmitteln der Gottheit; Jesu Göttlichkeit (nicht Gottheit) geht aus seiner Lehre, seinem Leben, seiner Auferstehung und deren historischen Folgen, aus den welthistorischen Wirkungen seiner Lehre und Kirche hervor.

5) Erkennen wir die Uebereinstimmung der Lehre Jesu mit den Aussprüchen der zum Selbstbewußtseyn gelangten Vernunft; erkennen wir im Christenthum das Mittel, wodurch Gott die Menschen erzog; erkennen wir aus der Beschränktheit der menschlichen Natur, daß diese seit so vielen Jahrhunderten in alle Verhältnisse der Gesellschaft verwickelte Kirche auch ferner das einzige Mittel zur Bildung unserer und Anderer Tugend ist, so wird die tugendhafte Begeisterung der edlen Rationalisten auch wieder zu einer christlichen Begeisterung werden, und sie werden nicht allein geneigt seyn, der panharmonischen Interpretation des Verf. beizutreten, sondern auch, von Liebe gedrungen, Geisteskraft erhalten und unter den Menschen verbreiten, der Kirche Christi eine den Bedürfnissen unserer Zeit gemäße Gestaltung zu geben.

6) Hieraus geht hervor, warum Referent mit der Definition der Vernunft in diesem Werke unzufrieden ist. Man analysire nur sorgfältig, was der Deutsche will, wenn er sagt: „dieser Staatsmann oder Bauer ist zwar recht klug, aber er ist doch nicht vernünftig;" gewiß wird man finden, daß der Deutsche unter Vernunft das menschliche Vermögen der Ideen bezeichnet. Es fehlt dieser Definition nicht, wie der Verf. meint, an einem bestimmten Objecte. Das Object ist die Idee des Sittlich-Guten, welche sich auf die Idee „Gott" stützt, und aus welcher die Idee der Vorsehung, moralischen Weltordnung und Unsterblichkeit hervorgeht. Außerdem verlangte der Zweck des Verf., daß er seine Behauptung: „daß die Bibel selbst eine übernatürliche Offenbarung nicht kenne," aus der Bibel nachwies. Allerdings muß der Nonsens des Uebernatürlichen erst aufgegeben werden, ehe sich die streitenden Parteien über die Grundzüge des philosophischen und religiösen Wissens vereinigen, und ehe eine erfolgreichere Verbreitung der freien Tugend durch die Kirche möglich ist. Versteht man unter Natur die sinnliche Welt und deren Gesetze, so ist die ganze Religion und jede Handlung der freien Tugend übernatürlich. Versteht man unter Natur die universitas rerum, so ist nichts übernatürlich; versteht man unter Natur meine subjective Kenntniß und Erkenntniß

der Welt, so ist alles, was ich nicht weiß, verstehe, oder religiös glaube, übernatürlich.

Noch hat Referent behauptet, daß Verständigung über das Princip der Interpretation allein nicht hinreichen würde, die herrlichen Folgen hervorzubringen, welche der Verf. erwartet. Liebevolle Rücksicht auf die Beschränktheit der menschlichen Natur macht noch weit mehr nöthig.

Zuerst erklärt der Referent, daß er nicht in einem besonders irreligiösen Zeitalter zu leben glaubt, selbst wenn diese Zeit unchristlich und unkirchlich genannt werden könnte. So wie die Uebertreibungen der beiden entgegengesetzten politischen Systeme, des Liberalismus und Servilismus, das aufwachende politische Leben selbst verrathen und auf die edle Mittelstraße einer kraftvollen, aber constitutionnellen Monarchie geführt haben, so haben gleichzeitig die Begebenheiten des Tages ein neues religiöses Leben angefacht, und dies läßt in den bisherigen theoretischen Streitigkeiten den Anfang einer religiösen und kirchlichen Reformation erblicken, deren ruhiger, die gesellschaftliche Ordnung nicht erschütternder Gang sie vortheilhaft vor jener des 16. Jahrhunderts auszeichnet. So wie die mannichfaltigen Gattungen des Mysticismus unserer Zeit, von denen aber keine einen zweiten münsterschen Krieg hervorzubringen im Stande war, die Sehnsucht der Zeitgenossen nach einer Religion beurkunden, welche das Herz befriedige, so spricht sich das Streben nach Religion, deren Bedürfniß nie im menschlichen Herzen erstirbt, auch durch die herrschende Unkirchlichkeit aus. Indem man nicht zufrieden ist mit dem, was die seit 100 Jahren stillstehende protestantische Kirche (denn der Wechsel der gelehrten Ideen bildet an und für sich noch nicht die Kirche) darbietet, drückt man zugleich die Sehnsucht nach zeitgemäßen Reformen der Kirche aus. Die Geistlichen hätten sehr wohlgethan, statt auf Irreligiosität zu schelten, sich mehr um Erkenntniß des Schadens der Kirche und deren Gründe zu bemühen, um der religiösen und kirchlichen Reform, welche seit 40 Jahren vorbereitet wird, mächtig zu bleiben und sie zur Erhöhung und Verbreitung einer aufgeklärten, christlichen Erbauung hinzuleiten.

Doch man ist über den Begriff der Kirche selbst nicht einig. Kirche ist der Inbegriff derjenigen Anstalten der bürgerlichen Gesellschaft, wodurch unter dem Schutze des Staats die Religion durch Lehre und Cultus erhalten, veredelt und verbreitet wird. Es ist Zeit, den Satz aufzustellen, daß mit demselben Rechte, mit welchem Dorfschulen als ein Theil der Kirche betrachtet werden, auch Bürgerschulen,

Gymnasien und Universitäten, insofern auf denselben Religion gelehrt wird, Theile der Kirche ausmachen.

Unser Zeitalter zeigt die Erscheinung, daß der Religionsunterricht auf höheren Schulen und Universitäten, daher auch in den Familien der Vornehmen, wo Informatoren unterrichten, entweder der Bildung der Zeit, oder den kirchlichen Bedürfnissen, oder dem Zustande der übrigen Wissenschaften nicht entsprechen. Die Harmonie der theologischen Bildung mit den übrigen Wissenschaften und mit den Bedürfnissen des Lebens hat aufgehört.

Werfen wir einen Blick auf die geistige Thätigkeit im Schul- und Universitätswesen der ersten 80 Jahre nach der Reformation, und fragen wir: „Wodurch erhielt damals die protestantische Geistlichkeit das Ansehen, so kraftvoll und wohlthätig in diese einzugreifen? wodurch galt sie auf Landtagen und an Höfen?"

Dadurch und aus keinem andern Grunde, daß sie die ersten Gelehrten ihrer Zeit waren, welche nicht allein ein vielseitiges, aber unfruchtbares Wissen besaßen, sondern auch die wirklich bestehenden Verhältnisse und Bedürfnisse der Gesellschaft erkannten und durch Ueberlegenheit des Geistes einwirkten: ihr Wissen war praktischer Natur, ihre Theologie war Religion, ihre Vorlesungen, wie noch zuletzt die der Baumgarten, zugleich Schulen der Frömmigkeit.

Dasselbe ist ja auch der Hauptgrund des Sieges des ältesten Christenthums über Juden- und Heidenthum.

Die Forderung ist nicht, daß die Theologen die Ersten in allen Wissenschaften seyn sollen; soll aber christliche Religiosität unerschütterlich fest wissenschaftlich begründet werden, soll sie selbst im Leben herrschender werden, so müssen auch unsere Geistlichen nicht zugeben, gleich denen des 16ten Jahrhunderts, daß größere Philologen, Geschichtsforscher, Philosophen — kurz in allen Wissenschaften der Schule — sich bilden, als im Schooße ihres Standes; sie müssen nicht zugeben, daß die Administration der Kirche Juristen zu Mitgliedern der Consistorien verlangen, da die weisen Regierungen die mere juridica schon lange vom Ressort der Consistorien getrennt haben oder baldigst trennen sollten; sie müssen auf diese Weise den der Kirche gebührenden Einfluß auf Schulen und Universitäten durch ihre Verdienste erhalten, damit Harmonie zwischen der intellectuellen und religiösen Bildung des Volks bleibe; sie müssen durch ein sorgfältigeres Bekümmern um das Leben ihr Wissen und ihren Stand praktischer machen. Ein Universitätslehrer der Theologie, der entweder nicht selbst Geistlicher ist, oder doch zu jeder Zeit es werden könnte, ist und bleibt ein arger Widerspruch. Wenn er den Zweck seiner Studien, kirchliche Wirksamkeit, nicht anschaulich und aus

dem Leben erkennt, wie können seine Studien diesen Zweck fördern? Nord-Deutschland könnte in dieser Hinsicht viel von Würtemberg erlernen, welches freilich auch das Glück hatte, daß das Kirchengut ungeschmälert blieb. Daher die vielen Würtemberger auf den norddeutschen Universitäten.

Sehen wir uns nach den Gründen dieser Disharmonieen um, welche aus dem Wege geräumt werden müßten, bevor lebendige Kirchlichkeit unter uns zurückkehrt, so bietet die Vergleichung Würtembergs lehrreiche Resultate, besonders in Beziehung des ersten Grundes:

1) Unsere zukünftigen Theologen haben auf Schulen und Universitäten keine anderen Bildungsgelegenheiten, als in der Mitte der zukünftigen Juristen und Mediciner. Alle jugendlichen Thorheiten derselben, als Gymnasiasten und Studenten, werden natürlich, so weit das Geld und der Credit reichen, mitgemacht. Nach den Universitätsjahren werden die meisten Theologen — Informatoren. Hier lernen sie die Genüsse der höheren Stände kennen und liebgewinnen, gewöhnen sich auch wohl an subordinirte Verhältnisse, um diese zu erhalten.

Auf diesem Wege kann wohl theologische Gelehrsamkeit, und wenn es hoch kommt, die Manieren der höheren Stände gelernt werden; aber was wichtiger ist, als diese, und wodurch diese erst praktische Brauchbarkeit erhalten, die aufrichtige, ernste, resignirende Tugend des Geistlichen kann so nimmer erlernt werden. Gewöhnlich gehen auch durch das Hofmeisterleben die auf der Universität erworbenen theologischen Kenntnisse wieder halb verloren. Und sollte jemand im Ernste glauben, daß auf der Universität eine auf eigene Ueberzeugung gegründete, selbstständige, ins Leben eingreifende Theologie (denn nur die Lehre, welche vom Herzen kömmt, geht zu Herzen — das höchste Gesetz der Kanzelberedtsamkeit) erlernt werden könne? Sind auf der Universität Kenntnisse eingesammelt und der Geist gestärkt worden, dann kann diese Theologie nur durch ein zweites, eigenes Studium, in Verbindung mit solchen Geschäften und Vorübungen, gelernt werden, die die jungen Theologen das Gemüth derer kennen lehrt, auf deren Gleichen sie einst einwirken sollen. Unsere jungen Juristen werden Assessoren und lernen, als solche, den Unterschied des theoretischen Wissens und des praktischen Lebens jahrelang kennen, ehe sie ein Staatsamt erhalten; unsere jungen Theologen dociren das A B C, den kleinen Bröder französisch, Musik und ein bischen Geographie und Geschichte, lernen auch wohl Whist-Partieen arrangiren und die honneurs machen. Weit nützlicher würden ihnen, in Ermangelung hinreichender Prediger-Seminarien, Lehrerstellen an Gymnasien und Bürgerschulen, ja selbst auf ansehnlichen Dörfern unter der Leitung verständiger Prediger und Superintendenten seyn. Das ganze Informatorenwesen

beurkundet die Unvollkommenheit der Gymnasien und ist wieder ein Grund derselben.

2) Man hat es für Aufklärung gehalten, daß die Geistlichen sich den geselligen Beschränkungen ihrer Amtsvorfahren entzogen haben, daß sie unter den Menschen ganz wie andere Weltkinder sich kleiden, sich belustigen, ihren Interessen nachgehen rc. Dem, der mehrere Jahre lang als Hofmeister den Ton des feineren, geselligen Lebens liebgewann, ists freilich als Prediger fast unmöglich, sich anders zu benehmen, und wenn Orts-Gelegenheiten und Einkommen dies nicht verstatten, sich unglücklich zu fühlen. Indeß, wenn auch nicht eigene Begeisterung für die Würde des christlichen Predigeramtes, nicht eigener Ernst der Tugend, nicht eigene Liebe zu einem geistigeren Leben diese Beschränkungen von selbst hervorbringen sollte, so sollte es die Pastoral-Klugheit thun. Denn ihr seyd Seelsorger über sinnliche Menschen; als solche müßt ihr auch wie Nathan vor einen David treten können. Höher, als diese, müßt ihr euch stellen, und glückt es euch nicht sogleich, durch den Einfluß des Christenthumes eure Leidenschaften und euern Leichtsinn zu besiegen, so verbergt diese doch wenigstens innerhalb eurer Zimmer. Seyd unschuldig, wie die Tauben, sagt euer Herr und Meister; aber, setzt er hinzu, auch klug, wie die Schlangen. Die katholische Kirche wußte wohl, was sie wollte, wenn sie so viel vom habitu clericali verlangte; die Reformation Luthers fand den Beifall der unwissenden Tausende, weil damals dieser habitus von den Geistlichen aufgegeben war: auch ihr werdet von den Tausenden der Unwissenden verachtet, wenn ihr ihn aufgebt, und eure gute Rede verliert dann alle Kraft.

3) Die Disharmonie des consequenten Rationalismus hat der Homiletik Einheit und wirkende Kraft genommen. Minder hat sie bis jetzt der Katechetik geschadet, weil das Kind das Ungewisse in den Ideen des Lehrers nicht bemerkt. Durch die Katechetik und die Fürsorge der Kirche für niedere Schulen sind die Geistlichen unserer Kirche die ersten Wohlthäter der Nation geworden. Der höchste Vorzug Deutschlands vor allen europäischen Staaten sind die Dorfschulen der protestantischen Kirche. Dadurch entstand eine religiöse und sittliche Bildung der niederen Classen, welche Arbeitsamkeit und Industrie zur Folge hatte, welche die Criminalfälle um das zehnfache verminderte, welche unser Vaterland gegen Revolutionsgräuel schützt.

Allein bei der Kanzelberedtsamkeit ist der Mangel an christlicher Begeisterung nachtheiliger geworden. Die Predigt ist ihrer Natur nach nur für die Gebildeteren; diesen entging der Widerspruch des philosophischen Vortrages und der rationalistischen Terminologie mit den christlichen Begriffen und Symbolen nicht, da jede Vorlesung, jede Perikope von neuem an jenen erinnerte. Dies unverein-

bare Amalgama neuer philosophischen Ideen und biblischer Begriffe ist *eine* der Ursachen, warum die Religiosität der gebildeten und höheren Stände sich scheut oder schämt, christlich zu seyn; warum die Geistlichen nicht mehr wagen, zu diesen als Seelsorger zu reden; warum sie weniger Einfluß auf diese und dadurch weniger Kraft haben, in den Einrichtungen der Kirche und des Cultus diejenigen Veränderungen zu veranlassen, welche das 19te Jahrhundert gebietet. Dies Amalgama trieb, wie Referent glaubt, gewiß zu wissen, den gefühlvollen Stolberg in die katholische Kirche.

4) Der protestantische Cultus ist jetzt, nach Verschiedenheit der Provinzen, Consistorien und der Prediger sehr verschieden; doch im Allgemeinen nicht mit der intellectuellen und ästhetischen Bildung der Zeit im Einklange. Dies zeugt schon die Kirchenscheu der Gebildeten und das Festhalten an Kirchenordnungen des 16ten Jahrhunderts, da ein 19tes wohl einer neuen Kirchenordnung bedarf. Im musikalischen Vortrage des Liturgischen ist man sogar rückwärts geschritten, weil die jungen Theologen nicht hinreichende Gelegenheiten haben, sich im Gesange zu üben. Es fehlt an guten Organisten und musikalischen Predigern und Consistorien; dagegen der Andacht der reine heilige Gesang nicht fehlen darf. Wie kann man so lange die Litaney des Te Deum ertragen, welches in der herkömmlichen Form sich gar nicht zum Gesange der Gemeine eignet? Den Melodien fehlt Abwechselung und Uebereinstimmung mit dem Charakter des Gesanges; der Jugend der Gymnasien die Kunst des Gesanges; den Predigern fehlt es an rhetorischer und durch die Abwechselung philosophischer und biblischer Begriffe an ästhetischer Einheit. Wenn vielen dieses auch nicht schon ein dunkles Gefühl sagte, so lehrte dies eine Vergleichung vieler Homiletiker mit den Rhetoriken der Classiker. Es fehlt in vielen Gegenden ein zweckmäßiges Gesangbuch, und die meisten Katechismen sind noch im Sinne der calovischen Orthodoxie abgefaßt; statt mit dem Verf. der panharmonischen Interpretation die Lehre vom Vater, Sohn und Geist, und in der Moral die paulinische Disposition des Briefes an die Römer nach Glaube, Geist und Liebe, Hoffnung und Unsterblichkeit zum Grunde zu legen. Einem solchen Schematismus untergeordnet, würden die Lehren von dem natürlichen Verderben der Menschen, von der Offenbarung, von der Versöhnung durch Christum u. d. gl. alle hyperorthodoxen Härten verlieren. Von Trinität und Personen und von allem, was Christus und die Apostel selbst nicht lehren, sollte in Gesangbüchern und Katechismen billig ganz geschwiegen werden. Seitdem die Bibelgesellschaften aufkamen, mögen etwa 100,000 Rthl. aus Deutschland für die religiösen Bedürfnisse entfernter Länder gegangen seyn. Der ist kein Christ, der dieses, wie die Missions-Institute, nicht lobt; allein christlicher wäre es, eben so viel zur Einführung besserer Ge-

sangbücher und Katechismen, wo diese noch fehlen sollten, zu contribuiren. Noch hat Referent oft bedauert, daß die Kunst der Homilien, welche vor dem Altare bei den Perikopen anzuwenden seyn möchte, fast vergessen zu seyn scheint; dagegen keine ganze Perikope, sondern höchstens einige Verse derselben zum Thema einer Rede sich eignen.

5) Fragen wir die Geschichte, wann und wodurch der Einfluß der protestantischen Kirche auf die gebildete und vornehme Welt sich minderte, so werden wir auf die Rohheiten des 30jährigen Krieges zurückgewiesen. In diesem verwilderte auch der geistliche Stand und konnte nachher dem nach des großen (!) Ludwigs Vorgange aufgekommenen Militärsystem, wodurch die Hofprediger den Einfluß verloren, nichts entgegensetzen, als die dürren, todten dogmatischen Formeln der Calove, Quenstädte und Hollaze. Spener suchte die Kirche aus diesem geistigen Tode aufzuwecken; allein die theologische Welt war zu ungelehrt, und der edle, weise Spener mußte als Urheber eines Pietismus erscheinen, welcher den Gebildeten vollends anekelte. Die Baumgarten zu Halle versöhnten Speners Lehre auf kurze Zeit mit der gebildeten Welt: hierauf kam die Periode der französischen Philosophie und der philosophischen Kritik. Die Theologen versäumten an die Spitze der letzteren zu treten, um mit Erfolg die erstere bekämpfen zu können. Alles, was vornehm seyn oder einen Funken von Friedrichs Geiste haben wollte, glaubte nun mit Voltaire und Consorten eine unwiderlegbare Weisheit ergriffen zu haben. So trennte sich die Bildung der vornehmen Deutschen von der Nationalbildung, und der Einfluß der Nationalkirche sank dadurch noch mehr. Allmälig folgte auf das Zeitalter des herrschenden Militärs das der herrschenden Juristen, und kaum wollen noch Regierungs- und Hofräthe ihre Söhne mehr Theologie studiren lassen, weil die Jurisprudenz mehr Glanz verspricht. Doch wir leben einmal unter beschränkten Menschen, und daher gehört zu den Gründen der Unkirchlichkeit unserer Zeit auch dieser, daß im protestantischen Deutschland so selten Söhne reicher und geehrter Familien Theologie studiren, so wie zu den Gründen der Erhaltung und — nach Perioden der Gefahr — Wiederherstellung der katholischen — unserer Zeit so geradezu widersprechenden — Kirche die entgegengesetzte Erscheinung in derselben. Wie können aber Geistliche sich schmeicheln, die religiösen Bedürfnisse und die rechte Erziehungsweise der Großen, von welcher sie jetzt zu deren eigenem Nachtheile und Gefahr fast ganz ausgeschlossen sind, zu erkennen, wenn unter ihnen selbst keine Mitglieder dieses Standes sind, welche deren Gefühle und Bildung theilen? Wie können sie sich schmeicheln, ohne herzliche Theilnahme am Christenthume und ohne Beistand der Großen die zeitgemäßen Reformen der kirchlichen und gottesdienstlichen Statute hervorzubringen? Wahrlich, wenn man

die Schwierigkeiten bedenkt, die sich dem aufgeklärten und frommen Theologen aus dem Zustande der Wissenschaften, aus den bürgerlichen Ordnungen, aus der äußern Beschränktheit ihrer Lage entgegensetzen, so begreift man das Urtheil jenes englischen Geistlichen, der sich über den Grad der Aufklärung, der Bildung und der Wirksamkeit der protestantischen Geistlichen des Königreichs Hannover sehr verwunderte, so kann man auf die geistige Kraft seiner Kirche stolz seyn, welche unter solchen Schwierigkeiten noch eine so große Anzahl dieser ausgezeichneten Männer aufstellt.

Auszeichnung der Geistlichen durch Gelehrsamkeit, feine Bildung, strenge Tugend; dann Strenge der Consistorien im Examen und gegen schlechte Geistliche sind jetzt die ersten Mittel, der Unkirchlichkeit zu begegnen: eine weise Presbyterial-Verfassung, wodurch ansehnliche Laien (denen es an christlichem Eifer nicht fehlen wird, sobald der mit dem Christenthume ausgesöhnte Rationalismus ihnen dieses begeistert vorträgt) ins Interesse der Kirche gezogen werden, das zweite Mittel, wodurch die erwähnten Uebel allmälig können beseitigt werden. Dann wird auch niemand mehr an der Richtigkeit der panharmonischen Interpretation zweifeln.

Referent selbst ist kein Theologe; er hat aber das Leben, die Kirche und die theologischen Wissenschaften aufmerksam beobachtet, weil es ihm wehe that, daß christliche Religiosität, welche allein, auch nach des weisen F. H. Jakobi's Urtheil, starke, ausdauernde, zuversichtliche, freudige Tugend hervorbringt, unter den Gebildeten seltener wurde. S. fliegende Blätter von F. H. Jakobi in der Minerva von 1817.

55.

VII.

Kritisch-historische Uebersicht des Zustandes der schwedischen Literatur seit dem Anfange dieses Jahrhunderts.

Erster Artikel.

Mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts und nach dem Reichstage zu Norrköping erreichte die Furcht des damaligen Königs vor der freien Aeußerung der Gedanken und sein Haß gegen die

Wirksamkeit des Geistes ihren höchsten Gipfel. Die schon sehr beschränkte Preßfreiheit wurde noch mehr unterdrückt, die Literatur vernachlässigt und der frömmelnde und nur auf äußern Vortheil gerichtete Sinn des Monarchen erhob bald seinen schweren Scepter über die wissenschaftlichen Bemühungen der Schweden. Der größte Denker seiner Nation ward (im J. 1800) gezwungen, sein Vaterland auf einige Jahre zu verlassen; den Professoren der Universität zu Upsala wurde angedeutet, die neue deutsche Philosophie — Kant's und Fichte's — nicht öffentlich vorzutragen; die damals so beliebte Zeitschrift: Läsning i Blandade Ämnen (Abhandlungen über verschiedene Gegenstände) wurde verboten; das Journal der schwedischen Literatur von G. A. Silverstolpe ging durch die erschwerte Verbreitung ein, und die berühmtesten Schriftsteller jener Zeit: Leopold, G. A. Silverstolpe, die Frau Lengren u. a. hörten auf, das Publicum mit neuen Erzeugnissen ihres Geistes zu beschenken. So trat denn die Ermattungs- und Einschläferungs-Periode der schwedischen Literatur ein, die zehn Jahre hindurch fortläuft, bis endlich die im Jahre 1809 erfolgte Staatsumwälzung und die Versammlung der Stände neue Hoffnungen im Volke erweckten, neue Ansichten, neues Leben und Thätigkeit für die Ehre und die Wohlfahrt des Vaterlandes hervorriefen. Die Fesseln der Presse wurden zerbrochen, der Verkehr mit dem übrigen Europa wieder hergestellt, und die während der letzten Jahre im Stillen ausgestreute Saat höherer Cultur begann und frisch zu wachsen und gab bald der schwedischen Literatur ein ganz verändertes, erfreulicheres Ansehen. Das Schicksal der Bildung Schwedens, vom Anfange dieses Jahrhunderts aus betrachtet, bietet zwei verschiedene Entwickelungs-Perioden dar, die streng von einander geschieden werden müssen, nämlich den Zeitraum von 1800 bis 1810, und den von 1810 bis 1822. Wir werden diese Eintheilung in der folgenden Uebersicht der Literatur Schwedens beibehalten und nach derselben verfahren. Zuerst wollen wir in jeder Periode die öffentlichen Hemmungs- und Beförderungs-Anstalten, die Preßgesetze, die gestifteten und wirkenden gelehrten Gesellschaften, die verstorbenen und noch lebenden Schriftsteller, die in jedem Zeitraume aufgetreten sind, angeben, und zuletzt die vorzüglichsten Erzeugnisse ihrer literarischen Wirksamkeit, mit kurzen Beurtheilungen begleitet, nennen.

1. Uebersicht der schwedischen Literatur vom Jahre 1800 bis zum Jahre 1810.

Beim Reichstage zu Norrköping hatten einige Adeliche gegen die Vorschläge des Königs laut gesprochen, und das Interesse, welches die Angelegenheiten der Franzosen, deren sogenannte Freiheit und Gleichheit, die Siege und kühnen Kriegsthaten derselben

im Lande fanden, hatte, wie man eingestehen muß, mehrere Male, besonders in Zeitungen, eine Sprache angenommen, die weder anständig noch gebührlich war. Um diesem Jacobinismus, wie man es nannte, Einhalt zu thun, wurde allen Zeitungen die freie Versendung mit der Post genommen und nur den öffentlichen Reichsavisen und der alten Stockholms Post ferner zugestanden, und diejenigen, die bis jetzt ohne königliches Privilegium erschienen waren, wurden ganz unterdrückt. Die eigentliche Einschränkung jedoch geschah erst im Jahre 1802 durch Instruction des Hofkanzlers, zufolge welcher dieser die oberste Aufsicht über die Presse haben sollte. Keine Buchdruckerei durfte ohne königliche Privilegien arbeiten, und ein Fiscal wurde über Buchdruckereien und Buchhandlungen gesetzt. Sein Einfluß ward noch bedeutender, als mehrere spätere Verordnungen die Einfuhr und den Verkauf zuerst der französischen, nachher der dänischen Bücher, wie auch einiger englischen und deutschen Zeitschriften untersagte. Diese theilweisen Verbote wechselten jedoch beständig. Wenn z. B. eine als orthodox angesehene Zeitschrift nur Ein Treffen der Wahrheit gemäß erzählte, das Napoleon gewonnen hatte, so durfte sie nicht mehr nach Schweden; wenn dagegen eine vorher verbotene Zeitung nur Einmal etliche kräftige Worte gegen die Franzosen ausstieß, ward deren Einführung sogleich wieder erlaubt.

Daß ein so schwacher König, welcher durchaus keinen Sinn für die Künste und Wissenschaften, mit Ausnahme der Oekonomie und der ascetischen Theologie, hatte, nichts zur literarischen Cultur des Landes beitrug, versteht sich wohl von selbst. Zwar erhob er einige Gelehrte in den Adels- oder Ritterstand, und weil es einmal so hergebracht war, so ermangelte er nicht, sich den Beschützer aller wissenschaftlichen Anstalten seines Reiches nennen zu lassen. Diese Anstalten waren vorzüglich die vier Universitäten zu Upsala, Lund, Åbo und Greifswalde. Bei diesen ließ er im Jahre 1807 sogenannte Seminarien für Religionslehrer (Prest Seminarier) errichten, deren Zweck seyn sollte, in dem Praktischen der Homiletik, Katechetik und Besorgung der Parochial-Angelegenheiten Unterricht zu ertheilen und darüber Zeugnisse auszufertigen. Unter der Leitung der Kanzler dieser Universitäten bildete der König eine Committé (Canzlers Gillet), die das ganze Erziehungswesen leiten und die Ausarbeitung eines neuen Lehrplans für die Gymnasien und Schulen entwerfen sollte. Ferner befahl er, daß die Professoren der praktischen Philosophie an den Universitäten auch öffentliche Vorlesungen über Pädagogik halten, und daß jeder, der das Amt eines öffentlichen Lehrers oder nur das eines Hofmeisters suchte, sich einem pädagogischen Examen unterwerfen sollte. Die übrigen wissenschaftlichen Anstalten waren damals: die Akademie der Geschichte, der Alterthümer und der schönen Wissenschaften, die schwedische Aka-

demie und die musikalische Akademie zu Stockholm, wie auch die Societäten der Wissenschaften in Upsala und Gothenburg. Mit besonderer Genehmigung des Königs fing die Akademie der Wissenschaften im J. 1807 an, ein Journal der Landwirthschaft (Ekonomiska Annaler. Bd. 1—2. Stockholm 1807. 1808. 8.), redigirt von dem Obristlieutenant, nachheriger Excellenz, Gouverneur von Skaraborgs Lehn und Grafen Georg Adlersparre, herauszugeben. Auch hat der König die Grademessung in Lappland, die diese Akademie in den Jahren 1801 bis — 1803 durch die Herren Oefverbom, Svanberg, Holmquist und Palander veranstaltete, mit 5000 Rthlrn. unterstützt. Die Maler- und Bildhauer-Akademie erhielt eine neue Abtheilung, die in der Mechanik Unterricht ertheilen sollte und nachher den Namen einer Akademie der freien Künste annahm. Die schwedische Akademie, deren Arbeiten und Zusammenkünfte unter der vormundschaftlichen Regierung eingestellt waren, wurde bald nach der Thronbesteigung des Königs wieder eröffnet und fing mit dem Jahre 1800 an, eine neue Folge ihrer Verhandlungen herauszugeben. Der Inhalt des ersten Theils derselben bestand aus einigen Vorschlägen zu einer neuen Buchstabirmethode der schwedischen Sprache (Svenska språkets Stafbyggnads Lära), eine seichte Abhandlung ohne genaue Kenntniß des Entwickelungsganges der Sprache; voll von kleinlichen und lächerlichen Neuerungen und einem affectirten Tiefsinn im Vortrage. Diese Abhandlung mißbilligte der König öffentlich durch ein besonderes Edict, vorzüglich weil die Akademie die Rechtschreibung des Wortes Konung (König) nicht genau nach seinen Ansichten festgestellt hatte. Um aber die Akademie hierüber zu trösten, erklärte er nachher, daß auch die nichtadelichen Mitglieder derselben als Adeliche angesehen seyn sollten, und daß sie nur von dem schwedischen Hofgericht (Svea Hof Rätt) in erster Instanz gerichtet werden könnten. Eine neue gelehrte Gesellschaft entstand, als der König die im Jahre 1796 zu Stockholm gestiftete Gesellschaft der Krieger (Kriegsmanna Sällskapet) den 2. Mai 1805 zur Würde einer Akademie der Kriegswissenschaften erhob, die, in vier Classen eingetheilt, jährlich Preisfragen aufstellte und bis jetzt zwölf Hefte ihrer Memoiren herausgegeben hat. Auf Veranlassung eines englischen Predigers und mit besonderer Mitwirkung des Königs wurde im Jahre 1807 von einigen Herrnhutern eine sogenannte evangelische Gesellschaft (evangeliska Sällskapet), um die Religiosität des Volkes zu befördern, gestiftet, obschon eine ältere Gesellschaft, Samfundet pro Fide et Christianismo, in gleicher Absicht eingerichtet war, jedoch ohne bedeutende Wirksamkeit geblieben ist. Mit um so größerer Emsigkeit betrieb die evangelische Gesellschaft, während der ersten Jahre ihrer Entstehung, die Herausgabe kleiner Volksschriften, die alle Zeugen

von dem eingeschränkten Sectengeiste und der niedrigen Geschmackslosigkeit im Vortrage sind. —

Zur Beförderung einzelner Wissenschaften entstanden in diesem Zeitraume auch einige Privatgesellschaften: die nach einer ältern, in Finnland eingerichteten Derebroischen und Wermländischen Landwirthschaftsgesellschaften, die von dem damaligen bot. Demonstrator, nunmehrigen Professor Adam Afzelius im Jahre 1802 zu Upsala gestiftete zoophytolithische Gesellschaft, welche den 26. Mai 1807 unter dem veränderten Namen Institutum Linnéanum bei der Feier des Jubelfestes Linné's öffentlich installirt wurde. Bei dieser Feierlichkeit theilte sie unter ihre Zuhörer die ersten Druckbogen ihrer Memoiren, die jedoch niemals ganz herausgekommen sind, aus. Von größerem Nutzen und noch fortdauernder Wirksamkeit ist die Gesellschaft schwedischer Aerzte (Svenska Läkare Sälskapet), die den 2. October 1802 zu Stockholm gestiftet wurde und seit dem J. 1810 jährliche Berichte herausgibt. Von einer andern in Upsala gestifteten Gesellschaft werden wir in der Folge zu sprechen Gelegenheit haben. —

Unserm ausgesprochenen Plane gemäß, wollen wir jetzt diejenigen bekannten Gelehrten und Künstler anführen, die während dieses Zeitraums starben.

Olof Wallqvist, Bischof des Stifts Weriö in Småland, † am 30. April 1800. Er ward vom König Gustav III. viel gebraucht und hat sehr wichtige und zweckmäßig eingerichtete Anleitungen zur Kenntniß der Kirchenverfassung von Schweden (Ecclesiastique Samlingar, Flock 1 — 3. Wexiö 1790. 8. und Handbok öfver ecclesiastique Befordringsmål) herausgegeben, wie auch durch mehrere Recensionen und Abhandlungen in den Zeitschriften des Stifts Weriö für die gelehrte Ausbildung seiner Amtsbrüder gesorgt.

Graf Carl August Ehrensward, General-Admiral und Großkreuz des Schwertordens, † am 21. Mai 1800. Er ist als Verfasser einer Reise nach Italien (Stockholm 1786. 4. mit Pl.) und einer Philosophie der freien Künste (Stockholm 1786. 8. von E. M. Arndt ins Deutsche übersetzt) bekannt. Dieser ungewöhnlich tiefsinnige und geistreiche Mann ward von seinen Zeitgenossen wohl als tapfrer Krieger und tüchtiger Seeheld, doch in den Wissenschaften und Künsten nur als ein genialischer Sonderling angesehen, dessen Ansichten man weder begriff, noch achtete. Darum hat er auch nur wenige Exemplare seiner Schriften für vertraute Freunde drucken lassen. Erst nach seinem Tode ist ihr wahrer Werth als etwas des Allervortrefflichsten, was die schwedische Literatur aufzuweisen hat, anerkannt worden, und von ihnen zwei verschiedene Auflagen (Strengnäs 1812 und 1817.) erschienen.

Bengt Ferrner, † am 20. October 1802. Als astronomischer Beobachter in Upsala ward er zum Lehrer des Kronprinzen Gustav — nachmaligen Königs Gustav III. — berufen, wurde darauf Canzlei-Rath, Ritter des Nordsternordens und in den Adelstand erhoben. Außer den Briefen an Wargentin, während einer Reise im Auslande in den Jahren 1756 bis 1763 geschrieben, und mehreren Gedächtnißreden, erschienen von ihm: eine Abhandlung über die ehemals vielfach besprochene Frage von der Abnahme des Wassers (im Jahre 1765); eine andere, über die gegenwärtige Gährung des menschlichen Geistes (im Jahre 1786); eine dritte, über den ersten Ursprung der Wissenschaften; und ein Versuch, die übergroßen Jahrzahlen, die in der ältesten Geschichte vorkommen, zu einer reimlichen Anzahl von Sonnenjahren zu reduciren (im Jahre 1797), welche Schriften theils in den Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften, theils in denen der Akademie der Geschichte und Antiquitäten, deren beider Mitglied er war, zu finden sind.

Erik Gustav Libbeck, Professor der Naturgeschichte zu Lund in Schonen, † am 9. Februar 1803. Er hat mehrere schätzbare Schriften und Abhandlungen über die Anpflanzung der Bäume herausgegeben.

Erik Prosperin, Professor der Sternkunde zu Upsala, † am 4. April 1803, hat sich durch mehrere Auflösungen geometrischer Probleme und besonders durch seine Berechnung der Bahnen und Umlaufszeiten der Cometen berühmt gemacht.

Uno von Troil, Erzbischof zu Upsala, † am 27. Juli 1803, ist in der Literatur bekannt durch seine sowohl in das Deutsche als Französische übersetzten Briefe über Island, und durch die Herausgabe der Verhandlungen, die Erläuterung der Reformationsgeschichte in Schweden betreffend (Skrifter och Handlingar i svenska Kyrko- och Reformations-Historien. Del. 1—5. Upsala 1790, 1791. 8.). Uebrigens hatte er große Verdienste um die Verbesserung der Liturgie und gab selbst ein liturgisches Handbuch heraus, welches am Jubelfeste 1793 mit wenigen Veränderungen vom Concilio vorgeschlagen, aber vom Könige nicht genehmigt wurde.

Henrik Gabriel Porthan, Canzlei-Rath und Professor der Beredtsamkeit zu Åbo, † am 16. März 1805. Für die ältere Geschichte Schwedens, und besonders seines Vaterlandes Finnland, hat er sehr viel geleistet.

Lorenz Pasch, Professor der Zeichenkunst an der Akademie der freien Künste, † am 23. April 1805. Er war bekannt und geschätzt als vorzüglicher Portrait-Maler.

Johan Möller, Bischof der Insel Gothland, † am 10. December 1805, ein strenger Orthodox, der mehrere Handbücher der Kirchengeschichte und Dogmatik herausgegeben hat. Die besondere

Gnade des Königs erwarb er sich vorzüglich durch seine vermischten Abhandlungen über religiöse Gegenstände (Läsning i blandade Religions Ämnen. Häft 1 — 6. Strengnäs 1801 — 1804. 8.), und seine darin ausgesprochene Bitterkeit gegen alle Philosophie überhaupt und die kantische insbesondere.

Pehr Osbeck, Theol. Doctor und Pfarrer der Kirchspiele Haslöf und Wärtorp im Stifte Gothenburg, † am 12. Dec. 1805. Sein Tagebuch einer in den Jahren 1750 bis 1752 nach Ostindien gemachten Reise, das in Stockholm 1757, 8. herauskam, ist für die Naturgeschichte von Wichtigkeit.

Olof af Acrel, General-Director der Hospitäler in Schweden, Ritter des Nordstern- und Wasa-Ordens, † am 22. Mai 1806. Unter seinen vielen Schriften, die Wundarzneikunst betreffend, sind seine chirurgischen Zufälle (Chirurgiska Händelser. Stockholm 1759. 8. und neue Auflage, daselbst 1775. 8.) die bekannteste (deutsch übersetzt von J. A. Murray, Göttingen 1777).

Michaël Choräus, Hofprediger und Lehrer an der Cadettenschule zu Carlberg, † am 3. Juni 1806. Nach seinem Tode sammelte man einen Band kleiner Gedichte, unter welchen die elegischen etwas von Hölty's Geiste haben. Er verdient, den Ruhm, den er bei seinen Zeitgenossen erwarb, auch bei der Nachwelt zu behalten.

Joachim Liljeſträle, Canzler der Justiz und Ritter des Nordsternordens, † am 31. Januar 1807. Als Schüler Olofs von Dalin, schrieb er eine große Menge Reimereien ohne einen Funken von Poesie. Unter ihnen hat jedoch das lange, trockne, moralisch-didaktische Gedicht: Fidei-Commiß an meinen Sohn Ingemund, zwei Auflagen und eine dänische Uebersetzung erlebt. Uebrigens hat Liljeſträle durch mehrere Gedächtnißreden über verstorbene Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, so wie der der Geschichte und Antiquitäten, wie auch durch ein Paar Abhandlungen über die Gesetzgebung, sich wirkliche Verdienste um die schwedische Literatur erworben.

Graf Gustav Friedrich Gyllenborg, Canzlei-Rath und Ritter des Nordsternordens, † am 30. März 1808. Ehemals unter der Herrschaft der schwedischen Akademie, hatte er als Dichter einen sehr ausgezeichneten Namen, den er wohl verdiente, wenn eine edle Gesinnung, heller Verstand, Deutlichkeit des Vortrags, und Correctheit der einförmigen Versification neben einer eingeschränkten Phantasie und kalter Empfindung den Dichter ausmachen können. Seine mannichfachen Gedichte sind alle in strengem französischen Ton und Geiste gedichtet. Er war einer von Dalins nächsten Nachfolgern, und wenn man die Poesien Gyllenborgs mit denen jenes armseligen Reim-Meisters vergleicht, so kann man nicht umhin, den Ruhm Gyllenborgs sowohl begreiflich als gerecht zu finden.

Friedrich Henrik af Chapman, Vice=Admiral und Großkreuz des Wasa= und Ritter des Schwert=Ordens, † am 19. August 1808. Unter der Menge seiner vortrefflichen Schriften über die Schiffbaukunst war die letzte ein Versuch einer theoretischen Abhandlung, den Linienschiffen, wie auch den Fregatten und kleineren Fahrzeugen, ihre richtige Größe und Form zu geben (Försök till en theoretish Afhandling, att gifva åt Linie Skepp deras rätta storlek och form, likaledes för Fregatter och mindre brukbara Fartyg. Carlscrona 1804. 4.), durch welche er auch in theoretischer Hinsicht als der größte Schiffbaumeister in Europa erschien, wie er sich als solchen schon längst praktisch gezeigt hatte.

Carl Gustav Tornqvist, Obristlieutenant beim Seewesen, † am 31. October 1808. Als Schriftsteller ist er durch seinen Entwurf einer Geschichte der schwedischen Flotte (Utkast till svenska Flottans sjötåg. Del. 1. 2. Stockholm 1788. 8.), die so vorzüglich in Hinsicht des Fleißes und der historischen Notizen, die darin mitgetheilt werden, als verunglückt und fehlerhaft in Hinsicht der Darstellung und des Styls ist, bekannt.

Magnus Lehnberg, Bischof zu Linköping, † am 9. December 1808. In den ersten Jahren der schwedischen Akademie gewann er zwei Belohnungen für ein Paar Gedächtnißreden im Style der thomasischen Elogen, und wurde nachher als ein übergroßer geistlicher Redner ausposaunt. Ja, man ging so weit in der überschwenglichen Bewunderung, daß man in seinen Reden bald einen Donnerkeil des Esaias, bald einen Sonnenstrahl des Johannes sehen wollte, die doch beide die ganze Herrlichkeit des Herrn über Tabor offenbarten *). Eine besonnenere Zeit und eine schärfere Kritik haben jedoch sowohl in den weltlichen als in den geistlichen Reden Lehnbergs nur eine leere Masse von Trivialitäten, geschrobenen Phrasen und des cliquetis des Antithèses, wie es de la Sabbatieres nennt, entdeckt. Nur in Hinsicht der beredten und der einschmeichelnden Sprache sind seine Reden von Werth. Lehnberg lehnte, so lange er lebte, die Aufforderungen, seine Reden drucken zu lassen, stets ab; aber gleich nach seinem Tode kamen zuerst seine Predigten (Prediknin-gar af Magnus Lehnberg. Del. 1 — 3. Stockholm 1809 — 1813. 8.) und nachher auch seine Gedächtnißreden (Äre Minnen af M. Lehnberg. Stockholm 1819. 8.) heraus.

Peter Hernqvist, Professor und Stifter der Veterinärschule zu Scara in Westgothland, † am 18. December 1808. Von ihm hat man einige geschätzte Schriften über die Viehzucht und die Behandlung der Pferde, unter welchen seine Unterweisungen, das Horn=

*) S. die Vorrede J. A. Lindbloms vor der Sammlung der lehnbergischen Predigten.

vieh, wie auch Schafe und Schweine zu ziehen, (Underrättelser för en Arrendator eller Landhushällare, som will uppföda Hornboskap, Får, Svin, med flera hemtamda Djur. Del. 1, 2. Stockholm 1773, 1774. 8. Neue Auflage 1787, 1788. 8.) besonders wichtig sind.

Thomas Thorild, Bibliothekar und Professor zu Greifswalde, † am 31. October 1808. Als Lehrer auf einer deutschen Universität, schrieb er in den letzten Jahren seines Lebens die philosophische Abhandlung: Maximum seu Archimetria. 1799. 8. und andere lateinische und deutsche Schriften, die ihn als einen ausgezeichneten Gelehrten beurkunden; aber für die schwedische Literatur war er schon längst abgestorben. Was er für sie in früheren Zeiten geleistet hatte, ward erst später allgemein bekannt. Bis jetzt ist er wohl der einzige wahre Redner in schwedischer Sprache, denn aus allen seinen Schriften tritt ein ehrlich-tiefsinniges und praktisch-kräftiges Leben in feurigen Gestalten hervor. Seine genialischen Paradoxien in der Philosophie, Politik und Aesthetik konnten nicht von der lauen Zeit Gustavs III. begriffen werden, und die Höflinge wußten sich nicht in sein gerades und einfaches Wesen zu finden. Sie benutzten daher seine Eitelkeit, um mit Hülfe des nichtswürdigen Gezüchts schaaler Bewunderer, das ihm nachzog, seine Thätigkeit nach dem Tode des Königs, seines Beschützers, in der Hälfte ihrer Bahn aufzuhalten. Aber was er schon geleistet hatte, sollte für andere Zeiten Früchte tragen, und kürzlich hat man auch angefangen, seine gesammelten Schriften (Thomas Thorilds samlade Skrifter. Del. 1, 2. Upsala 1819, 1820. 8.) herauszugeben.

Christoffer Dahl, Theol. Doctor und Professor zu Upsala, † am 4. September 1809. Er war ein sehr feiner und philosophisch gebildeter Kenner der griechischen Literatur, um deren Cultur und Ausbreitung er sich große Verdienste erworben hat, obschon seine griechische Sprachlehre (Grekiska Språkläran. Upsala 1809. 8.), in welcher er sich als einen Anhänger des hemsterhuisisch-trendelenburgischen Conjugations-Systems bewiesen hat, nicht das dienlichste Schul-Compendium seyn kann, da seine ausgebreitete Gelehrsamkeit und sein philosophischer Tiefsinn ihn verhinderten, sich bis zu den eingeschränkten Begriffen des Schülers und Anfängers herabzulassen. Auch als lateinischer Grammatiker und Redner, wie auch als schwedischer Poet, hat er sich rühmlich ausgezeichnet und eine kleine Sammlung Psalmen (Försök till Kyrkosånger. Upsala 1807. 8.) herausgegeben. Alle, in einem milden, das Innerste ergreifenden Tone gedichtet, wenn sie auch mehr religiös reflectirende Lieder über moralische Gegenstände, als ächte Psalmen sind, zeigen, was ein literarisch gebildeter Mann, auch ohne einen

reichen, weitumfassenden poetischen Geist, als Dichter ausrichten kann, sobald nur das, was er dichtet, aus der Fülle seines Herzens hervorgeht.

Nach diesem Verzeichniß der älteren Schriftsteller, die im Laufe des ersten Decenniums gestorben sind, wollen wir jetzt diejenigen anführen, die, um jene gleichsam zu ersetzen, in diesem Zeitraume zuerst öffentlich auftraten. Da es aber sehr schwer ist, die chronologische Ordnung unter ihnen zu bestimmen, so wollen wir sie in alphabetischer Ordnung aufzählen.

Johan Christoffer Ackerman, Director des Gartens beim königlichen Lustschloß Haga, † 1810. Er hat sich um die Forstwissenschaft durch seine praktische Abhandlung, wie man die wilden Bäume säen, pflanzen und behandeln soll (Praktisk Afhandling om wilda Träds såning, plantering och skötsel, samt widare behandlande och hushållning, jemte ett kort tillägg om svenska Bärbuskar. Stockholm 1807. 8.), sehr verdient gemacht. Zu bemerken ist noch, daß Ackerman eigentlich blos für Schweden geschrieben hat.

Sven Björk Svensson, Sohn eines Kaufmanns zu Stockholm, geb. 1777, † 1815. Unter den Augen Lehnbergs gebildet, ergriff ihn eine glühende Liebe für die schönen Wissenschaften und besonders für die phraseologische Wohlredenheit. Im Jahre 1802 erhielt er von der schwedischen Akademie die kleinere Preis-Medaille für eine überaus declamatorische, doch gedankenarme Abhandlung über das Alter des menschlichen Lebens. Dies verschaffte ihm die genauere Bekanntschaft aller jüngeren akademischen Zöglinge, und ihr Beispiel munterte ihn auf, sich auch in dem zu versuchen, was damals für Dichtkunst galt. Bald füllte er alle Zeitschriften mit seinen Reimen an und gab nachher unter dem Titel Polymnia (Polymnia, eller Samling af Skaldestycken af ätskilliga Författare. Stockholm 1807. 12.) eine Sammlung von Gedichten seiner Freunde heraus, unter welchen sich auch mehrere seiner eigenen befinden. Selten hat man so platte und prosaische Gedanken in so schwerfällige Verse und Reime eingezwängt gesehen, als in diesen sogenannten Gedichten.

Johan Jakob Berzelius, nunmehr Professor und Secretair der Akademie der Wissenschaften, Commandeur des Wasaordens, Ritter des Nordsternordens und in den adelichen Stand erhoben. Mit einer kleinen Abhandlung über den Galvanismus trat er 1802 zuerst als Schriftsteller auf und hat sich nachher den Ruhm eines der vorzüglichsten Chemiker Europa's erworben, theils durch mehrere Abhandlungen in verschiedenen, sowohl schwedischen als ausländischen, Journalen, theils durch ausführlichere Werke, als seine Vorlesungen über die thierische Chemie (Föreläsningar i

Djur Kemien. Del. 1, 2. Stockholm 1806, 1808. 8.) und sein Lehrbuch der Chemie (Lärbok i Kemien. 1. Del. Stockholm 1808. und von diesem ersten Theil eine neue Auflage, von zwei andern Theilen begleitet, Stockholm 1817 -1819. 8.). Das erste dieser Werke ist eigentlich der Grundriß einer analytischen Physiologie und gibt die Resultate, die Berzelius aus seinen vielfältigen Operationen an thierischen Körpern gesammelt. Das andere hat den Zweck, die gesammte Chemie wissenschaftlich zu bearbeiten, ohne ihre Anwendung auf Fabriken und Künste zu berücksichtigen. Der erste Theil stellt die organische Chemie dar, der andere handelt von den Metallen, und in dem dritten gibt er eine tabellarische Uebersicht der Schwere aller einfachen Theile oder Atomen der unorganischen Körper, nach Procenten berechnet. In diesen Schriften, durch welche Berzelius so wichtige und bedeutende Beiträge zur Entwickelung der elektro-chemischen Theorie, für die Auflösung der körperlichen Bestandtheile, mitgetheilt hat, zeigt er sich als einen vorzüglichen und genau beobachtenden Experimentator. Doch nur ganz empirisch und ohne allen philosophischen Geist verfahrend, erklärt er sich mit Verachtung gegen die Speculation, und darum paßt er seine Theorie jedem neuen Experimente an. Sein erst angenommenes und von ihm vertheidigtes Princip, daß die erste Störung des elektrischen Gleichgewichts von der Acididation des einen oder andern Metalles im elektrischen Stapel abhänge, hat er nachher ganz verworfen, andere angenommen und wiederum verworfen, je nachdem die Resultate seiner Versuche ausfielen. Auch seine Experimente nimmt er so ziemlich auf Gerathewohl vor, nur um Antworten von der Natur zu bekommen, ohne bestimmt sich bewußt zu seyn, was er sie jedesmal fragen will. Dies nennt er mit Verstande chemisch operiren.

Carl Ulric Broocman. Von armen Aeltern geboren, nahm sich der König seiner als Knaben an und unterstützte seine Erziehung. Seine erste Bildung erhielt Broocman in der deutschen Schule zu Stockholm und nachher auf der Universität zu Upsala. Nachdem er hier im Jahre 1803 promovirt hatte, sandte ihn der König nach Deutschland, um das dasige Erziehungswesen zu prüfen, wo er sich zu einem gutherzigen und wohlwollenden Eklektiker der verschiedenen damals herrschenden pädagogischen Systeme bildete. Ins Vaterland zurückgekehrt, gab er einen Bericht über die Unterrichtsanstalten Deutschlands von den ältesten bis auf die jetzigen Zeiten (Berättelse om Tysklands Underwisnings Werk, ifrån de äldsta in till närvarande Tider. Del. 1, 2. Stockholm 1807, 1808. 8.) heraus, ein Werk, das mit vieler Ordnung in einem luxuriirenden Styl abgefaßt, von Gelehrsamkeit und regem Beobachtungsgeiste, aber auch von Mangel an Tiefsinn und phi-

losophischer Urtheilskraft zeugt. Inzwischen war sein Wirken ausschließend auf die Pädagogik gerichtet, und um sie praktisch auszuüben, wurde er als Lehrer bei der deutschen Schule in Stockholm angestellt. Daselbst fing er an, ein pädagogisches Journal für Aeltern und Lehrer (Magasin för Föräldrar och Lärare. Häft. 1—6. Stockholm 1810—1812. 8.) herauszugeben, in welchem man, außer mehreren Uebersetzungen pädagogischer Abhandlungen, kurze Recensionen aus- und inländischer Schulschriften, oft auch schätzbare Notizen über die Gestalt des Erziehungswesens in Schweden, Ermunterungen und Vorschläge zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichts u. s. w. antrifft, die, als Kinder eines wenig durchdachten Eklekticismus, etwas trocken und langweilig zu lesen sind, da sie noch dazu in einem sentimental-declamatorischen Style abgefaßt sind. Auch verfaßte er eine schwedische Sprachlehre für Schulen (Lärebok i svenska Språket, med tillhörande Öfningar. Stockholm 1813. 8.), die wohl in Hinsicht ihres Zweckes verfehlt ist, da sie, in der Hauptsache, nach deutschen Grammatiken gemodelt ist, und der Verfasser nur dürftige Kenntnisse der Entwickelungsgeschichte seiner Muttersprache verräth, welche aber doch einige Bemerkungen von Wichtigkeit enthält, die wohl für eine künftige Feststellung der schwedischen Sprache gebraucht werden können. Da im Jahre 1811 eine Committé für die Verbesserung des schwedischen Schulwesens eingesetzt wurde, konnte ein so verdienter Schulmann, wie Broocman, nicht unbeachtet bleiben. Er wurde Mitglied dieser Committé, der er jedoch nicht lange dienen konnte, weil eine verzehrende Hektik, eine Folge mühevoller Arbeiten, ihn in seinem besten Alter 1812 wegraffte. Nach seinem Tode gaben seine Freunde nicht nur seine schwedische Grammatik, sondern auch eine Ehrengedächtniß-Rede auf Axel Oxenstjerna heraus, die um den Preis der schwedischen Akademie im Jahre 1808, doch ohne Glück, gerungen hatte. Sie ist doch so ganz in der geheiligten Form gegossen, so leer an historischer Gründlichkeit und philosophischen Ueberblicken, dabei so phraseologisch und geschroben, daß kein Mensch recht begreifen kann, warum die wirklich belohnte Rede dieser vorgezogen wurde. Doch der gute Broocman verstand wohl nicht, das einzige Mittel zu gebrauchen, um die Gunst der Akademie zu erwerben, nämlich darum bei den Mitgliedern zu suppliciren und sich ihre Verbesserungen zu erbitten.

Erik Gadelius, Mitglied des Collegiums der Gesundheit und Professor der Anatomie am carolinischen Institute zu Stockholm. Als Schriftsteller trat er mit einem Handbuche der Medicinal-Jurisprudenz auf (Handbok i Medicinal-Lagfarenheten. Stockholm 1804. 8.), das nicht einmal den relativen Werth hat, in schwedischer Sprache das erste dieser Art zu seyn, und übrigens

Mangel an tief eindringendem Scharfsinn, an eigenen Ansichten und Gewandtheit der Darstellung verräth. Noch mehr verunglückte seine kleine, anonym herausgegebene Abhandlung vom Wahnsinne (Om Galenskap. Stockholm 1812. 8.), die nur eine verworrene Compilation aus der Zeitschrift der psychischen Heilkunde, von Reil, ist, dessen höhere philosophische Ahnungen der schwedische Nachbeter ganz und gar nicht begriff, weshalb sie ihn nur noch mehr irre geführt haben. Daher, obschon er mit Berzelius Herausgeber des Journals für Aerzte und Wundärzte (Journal för Läkare och Fältskärer. Häft 1, 2. Stockholm 1807. 8.) und auch anfänglich Secretair der Gesellschaft der schwedischen Aerzte war, hat er sich doch in wissenschaftlicher Hinsicht unter ihnen keinen sonderlichen Namen erworben.

Johan Erik Gerß, Secretair beim Comptoir der Meßkunst, Oekonomie-Director in Pommern und Ritter des Wasa-Ordens, † im Jahre 1808. Sechs Jahre vorher gab er eine Abhandlung heraus, von der vortheilhaftesten Anwendung der Brachfelder in Schweden (Om svenska Trädesjordens förmonliga anwändande. Stockholm 1802. 8. Neue Auflage 1805. 8.). Die Grundsätze, von welchen der Verfasser hier ausgeht, sind in allgemeiner und theoretischer Hinsicht sehr richtig und verdienen volles Zutrauen; in den Einzelheiten der Ausführung dieser Grundsätze aber wäre wohl hier und da etwas anzumerken und zu erinnern, wie auch in der Praktik die Evidenz der Principien ein wenig eingeschränkt werden muß.

Pehr Adolf Granberg, jetzt Buchdruckereibesitzer und Secretair der Committé zur Einschränkung der entbehrlichen Staatsämter. Mit einer Ehrengedächtniß-Rede, dem Andenken Sten Sture's des ältern gewidmet (Äre Minne öfver Riksföreståndaren Sten Sture den äldre. Belönt af svenska Academien med andra Guldpenningen, d. 20. Dec. 1803. Stockholm 1804. 8.) und von der schwedischen Akademie gekrönt, trat er zuerst öffentlich auf, um in der Folge ein sehr fleißiger und mannichfaltiger Schriftsteller zu werden. Leider nur ist er in allen Fächern mit gleich ungründlichen Kenntnissen, gleicher Niedrigkeit der Ansichten und gleicher Eingeschränktheit des Geistes erschienen, was ihn jedoch nicht gehindert hat, trotz seiner verschrobenen, declamatorischen und ideenleeren Schreibart, der platten schwedisch-akademischen Kritik nach, als ein vorzüglicher Autor berühmt zu werden. So hat er mehrere historische Schriften: Geschichte der kalmarischen Union (Kalmar-Unions Historia. Del. 1 — 3. Stockholm 1807 — 1809. 12.); historische Gemälde der späteren Regierungsjahre des ehemaligen Königs Gustav IV. Adolph (Historisk Tafla af f. d. Konung Gustaf IV. Adolphs sednaste Regerings År. Del. 1 — 3. Stockholm 1810, 1811. 8.) und die Geschichte der

skandinavischen Reiche in der Periode der Folkunger (Skandinaviens Historia under Konungarne af Folkunga - Ätten. Del. 1, 2. Stockholm 1819. 8.), alle ohne historische Kritik, anschauliche Ordnung und Kenntniß der Begebenheiten, meistens voll trivialer und ohne Scharfsinn gedachter Reflexionen, geschrieben. Als Dichter, doch ohne Phantasie, Gefühl und versificatorische Gewandtheit, hat er sich auch gezeigt in einer Sammlung dramatischer Versuche (Dramatiska Försök. Stockholm 1812. 8.) und in seinen Gedichten (Skaldestycken. Stockholm 1814. 8.), unter welchen die sogenannte lyrische Tragödie Jorund in Hinsicht des Plans, des Styls und der Idee gleich verfehlt ist, so daß sie vorzüglich als ein Muster, wie man Tragödien nicht schreiben soll, dienen kann. Dennoch hat ihn die schwedische Akademie mit ihrem höchsten Preise belohnt. Später widmete er sich ernsteren Arbeiten und gab eine schwedische Statistik (Utkast till en svensk Statistik. Del. 1, 2. Stockholm 1817 — 1820. 8.) heraus, die als die einzige ihrer Art bisher brauchbar und mehrere sonderbare Nachrichten und Bemerkungen enthaltend, von einigem Werthe, aber an und für sich, nach den Urtheilen wahrer Kenner, nur ein Machwerk von Verworrenheit und eingeschränkten Ansichten ist. Sein ganzes literarisches Leben hindurch fröhnte er nur dem Modegeiste. Als noch die schwedisch = akademische Wohlredenheit etwas galt, trat er mit zwei Ehrengedächtniß = Reden hervor — denn auch er hat eine über den großen Axel Oxenstjerna (gedruckt zu Stockholm 1809. 8.) geschrieben. Nachher, als die bellettristischen Bemühungen zur Tagesordnung gehörten, wollte er, wie er in den Vorreden und Dedicationen sagt, vermittelst Dramen und Gedichte den Nationalgeist aus seinem Schlummer wecken. Und als endlich in Schweden National = Oekonomie und Patriotismus den allgemeinen Geschmack an sich zogen, wurde er Geschichtschreiber und Statistiker. So hat er noch außer seinen oben genannten vorzüglichsten Schriften mehrere andere, z. B. ein Neujahrsgeschenk für Damen, eine Lecture für Frauenzimmer, herausgegeben und durch ein Paar cameralistisch= historische Abhandlungen den Preis der Akademie der schönen Wissenschaften, der Geschichte und der Antiquitäten erhalten. Doch, dem allen ungeachtet, hat er das Unglück gehabt, jetzt beinahe ganz vergessen zu seyn.

Carl August Grevesmöhlen, ehemaliger Ober = Director des Zollwesens, hat im Jahre 1805 die Preis = Aufgabe der patriotischen Gesellschaft: Von der dienlichsten und nützlichsten Art, die Brachfelder zu benutzen, durch eine Abhandlung beantwortet, die damals viel Aufsehen erregte, aber doch, dem Urtheile der competenten Richter gemäß, nur unzuverlässige Hypothesen enthalten soll, denen er ein wissenschaftliches Aussehen geben wollte, indem er eine deutsche Abhandlung über die Chemie benutzte, ohne die ersten Regeln, ja nicht

einmal die Kunstausdrücke dieser Wissenschaft zu verstehen. Das Ganze ist also im Grunde nur ein leeres, verworrenes Machwerk, obgleich im Aeußeren mit absprechend assertorischem Tone und geborgter, unverdauter Gelahrtheit imponirend. Von eben so schiefer und ungenügender Beschaffenheit ist die staatswirthschaftliche Schrift (Några allmänna Grundsatser i Finans och Stats Ekonomi, jemte Förslag till deras anwändande vid Sveriges närwarande Penningeställning. Stockholm 1815. 8.) und die vier politischen Zeitungen Grevesmöhlens. Der Ton seiner Polemik in dieser staatswirthschaftlichen Abhandlung gegen den oben genannten Gerß war so roh, ungesittet und verhöhnend, wie in seinen späteren Streitschriften vom Jahre 1815 — deren Daseyn eine wahre Schande der schwedischen Literatur ist, — daß sie ihm das verdiente Unglück zugezogen hat, durch das Urtheil des höchsten Gerichts seine bürgerliche Ehre zu verlieren und aus Schweden verbannt zu werden.

Carl Peter Hagberg, jetzt Pfarrer des Kirchspiels Sta. Clara zu Stockholm, Oberhofprediger und Capellan der königlichen Orden. Nachdem er als Kanzelredner in lehnbergischer declamatorischer Manier Ruhm und Beifall erworben hatte, wurde er im Jahre 1809 von der schwedischen Akademie mit ihrem doppelten Preise für eine Ehrengedächtniß-Rede über Axel Oxenstjerna belohnt. Seitdem hat er eine Sammlung seiner Predigten (Predikningar. Saml. 1—6. Stockholm. 1814—1820. 8.) in einem etwas veränderten Styl und in einem mehr rein-christlichen Tone herausgegeben. Es herrscht in ihnen ein milder Geist, lichte Ordnung und Würde des Ausdrucks, aber sie sind einförmig, und es mangelt ihnen Tiefe und eindringende Kraft.

Gabriel Israel Hartman, Amanuensis bei der akademischen Bibliothek zu Abo im Jahre 1809, für die Wissenschaften allzu frühzeitig gestorben. Durch äußere Umstände vom Anfange seiner Bildung an sich selbst überlassen und beinahe gezwungen, ein Autodidakt zu werden, hatte sich bei ihm eine glühende Begierde nach innerer Harmonie gebildet, und um diese zu erhalten, warf er sich in mehrere Fächer der intellectuellen Wirksamkeit. So hat man von ihm mehrere Gedichte, die durch Gedankenfülle, aber auch durch Härte und Schroffheit sich auszeichnen, und die von einem tiefen Zwiespalt des Gemüths zeugen. Auch schrieb er ein Lehrbuch der allgemeinen Geographie für die schwedische Jugend (Lärobok i allmänna Geografien för svenska Barn. Åbo 1806. 8.), das sich durch eine neue, leichtfaßliche Methode vortheilhaft auszeichnet. Doch am bekanntesten ist er durch seine Erkenntnißlehre geworden, ein Versuch, die Wissenschaft von den Gründen, der Beschaffenheit und dem Werthe der Erkenntnisse darzustellen (Kunskaps Lära. Ett Försök till Framställning af Wetenskapen om Kunskapernas Grunder,

Lynne och Wärde. Del. 1, 2. Åbo 1808. 8.), womit er die Philosophie gewisser und sicherer, als bis jetzt geschehen, begründen wollte. Die Philosophie aber, sagt er, ist ein Inbegriff aller Wahrheiten, die die Vernunft nach selbsteingesehenen Gründen erkennt, und die, als solche, zu unserer Veredelung und Glückseligkeit beitragen. Der erste und vornehmste Theil der Philosophie ist also die Wissenschaft von der Erkenntniß, als solcher, oder die Erkenntnißlehre. Diese Lehre ist jedoch nicht eher gefunden, als bis man sich ein System gebildet und aus einem Principe hergeleitet hat, das nur seiner selbst bedarf, um allgemeingültig zu seyn. Dieses Princip kann also weder durch Erfahrung, noch Gedankenschlüsse, als ein Object des einen oder des andern entdeckt, sondern es muß unmittelbar gefunden werden, Object seiner selbst und in sich selbst so offenbar, daß in und durch dieses Princip sowohl Erfahrungen als Begriffe in die Erkenntniß aufgenommen und zu einem Ganzen verknüpft werden können. Dieser äußerste Bestimmungsgrund aller Ueberzeugung kann also weder ein Begriff, ein Urtheil, ein Bild, noch eine Eigenschaft oder Kraft seyn, auch nicht in der Erkenntniß, als ein Theil derselben, oder in dem Erkenntnißvermögen, als eine Kraft desselben, gesucht werden. Es muß also ein Act, eine Handlung seyn, durch welche die Erkenntniß vor dem Ich entsteht. Diese Handlung, die Grenze zwischen Erkenntniß und Nicht-Erkenntniß, ist ein Wissen davon, daß nun ein Bild, ein Begriff, eine Empfindung u. s. w. in der Erkenntnißkraft wirklich vorkommt; und da man durch sie weiß, daß man Erkenntnisse hat, mag sie Bewußtseyn heißen. Das Bewußtseyn ist also das absolut Erste und das absolut Letzte und Höchste der Erkenntniß, weil jenseit derselben nur Erkenntnißlosigkeit, Dunkelheit und Tod zu finden ist; und das Problem der Erkenntnißlehre, da sowohl Geist als Erkenntnisse gegeben sind, besteht darin, zu erforschen, wie Erkenntnisse möglicherweise in dem Geiste entstehen können, wodurch diese Erkenntnisse bleiben können, was sie wirklich sind, und welchen Werth man ihnen zugestehen muß. — Also hat Hartmans Erkenntnißlehre zwei Zwecke: erstens, die Kräfte zu untersuchen, die wir dem Geiste, als erkennend, beilegen müssen; zweitens, den Ursprung, die Gründe, den Inhalt und die Beschaffenheit der Erkenntniß darzustellen. Doch diese zweite Abtheilung auszuarbeiten, wurde Hartman durch den, der alles menschliche Thun abbricht, durch den Tod, gehindert. In der ersten Abtheilung aber, die eigentlich nur eine halb rationelle und halb empirische Psychologie ist, hat er einen ausdauernden Scharfsinn und eine tiefe Wahrnehmungsgabe offenbart, aber auch eine auffallend scholastische Tendenz zu der dialektischen Zersplitterung der Begriffe und Ansichten, wobei er sich nur allzuoft in Cirkeln des Raisonnements verwickelt. Dieses hat wohl sehr viel beigetragen, die Speculation Hartmans so ganz unbeachtet zu lassen; aber gewiß noch mehr hat diese

Geringschätzung ihren Grund in der analysirenden Weitschweifigkeit und schleppenden Trockenheit seines Vortrags, die bei Lesung seines Buches ermüdet.

Conrad Quensel, Aufseher der Naturaliensammlungen der Akademie der Wissenschaften und titulirter Professor, im Anfange seines männlichen Alters, 1806, gestorben. Wir haben von diesem sehr genau beobachtenden Gelehrten und viel versprechenden Naturforscher nur wenige Früchte seines Fleißes, als: Anleitung zu chemischen und physikalischen Versuchen (Anledning till Chemiska och Physiska Försök. Stockholm 1802. 12.); Entwurf der Naturgeschichte des Elephanten (Utkast till Elefantens Natural Historia. Med 2ne Plancher. Stockholm 1804. 8.); Versuch, das Flundergeschlecht wissenschaftlich zu ordnen (Försök att vetenskapligt uppställa Flundre slägtet. Stockholm 1806. 8.) und den Text zu einigen Bänden der schwedischen Botanik aufzuzeigen.

Graf Fredrik Bogislaus von Schwerin, Probst und Pfarrer zu Sala in Westmanland und Ritter des Nordsternordens, einer der geistreichsten und kraftvollsten, wenn auch nicht streng und gründlich gebildeten, Schriftsteller, welche die schwedische Literatur aufzuzeigen hat. Mit einem kleinen Heft vermischter Schriften pädagogischen Inhalts (Skrifter i Upptostran och allmän Cultur. Upsala 1806. 8.) trat er als Schriftsteller auf, und sie sind voll von tiefsinnigen, wenn auch mitunter paradoxen Ideen, leider nur hie und da von philanthropischen Ansichten eingeschränkt und in einer energischen, wenn auch nicht ganz correcten Schreibart abgefaßt. Aber seinen schriftstellerischen Ruhm hat er eigentlich durch seine Grundlinien der Staatengeschichte (Grundlinier till Staternas Historia. Del. 1, 2. Upsala 1811, 1813. 8. mit einer historischen und einer geographischen Charte) gegründet, in welchen, obschon dem Zwecke nach nur ein Schul-Compendium, der Verfasser einen solchen Reichthum der tiefsten und hellsten Blicke über die Bestimmung der Geschichte und das Ganze des menschlichen Thuns und Treibens, durch eine klare, kräftige und schön gebildete Darstellung belebt, entwickelt hat, daß diese Grundlinien als eins der herrlichsten Erzeugnisse der historischen Kunst in Schweden geachtet werden müssen. Seitdem hat der Graf Schwerin sich vorzüglich der vaterländischen Staatswirthschaft gewidmet, theils in einigen ohne besondere Veranlassungen herausgegebenen Schriften, als: seinen Beiträgen zur Kenntniß des Vaterlandes (Bidrag till Fäderneslandets Kännedom. Upsala 1817. 8.) und seinen Abhandlungen unter den Beiträgen zur Ausbreitung allgemeiner mitbürgerlicher Erkenntnisse (Läsning till utbredande af allmänna medborgerliga Kunskaper. Häft. 1 — 3. Stockholm 1816. 8.), theils indem er bei den späteren Reichstagen als ein patriotischer, edelgesinnter, wenn auch etwas einseitiger Redner

auftrat. Aber um einen vollständigen Begriff von dem zu bekommen, was der Graf Schwerin als Denker, Darsteller und Redner leisten kann, muß man einen kleinen Aufsatz von ihm in der schwedischen Zeitschrift Hermes, Charakteristik der Rede-Sprache (Bidrag till Tal-Språkets Karakteristik) betitelt, lesen. Jede Zeile dieser vortrefflichen, hinreißenden Rede enthält einen unerschöpflichen Schatz der tiefsten, fruchtbarsten Ideen, den Verstand, die Phantasie und das Herz des Zuhörers oder Lesers gleich aufklärend und anziehend. — Die letzte Schrift des Grafen von Schwerin, ein Product des Scharfsinns und der edeln Vaterlandsliebe des Verf., ist eine Abhandlung von den Reichstagen im Allgemeinen, wie auch von einigen am nächsten Reichstage vorkommenden Gegenständen (Om Riksdagar i allmänhet, samt om några nästa Riksdag förekommande ämnen. Stockholm 1822. 8.), ein vorzüglicher Beitrag zur wahren Einsicht in die jetzige Verfassung Schwedens.

Anders Svanberg, Professor der morgenländischen Sprachen an der Universität zu Upsala, im Jahre 1810 gestorben. Durch mehrere akademische Dissertationen hat er sich auch im Auslande, als gründlicher und zuverlässiger orientalischer Linguist und Grammatiker, einen ausgezeichneten Ruhm erworben. Als schwedischer Schriftsteller ist er durch seine arabische Grammatik (Första Grunderna i arabiska Språket. Upsala 1804. 4.) bekannt, bei welcher er jedoch nur die ersten Anfänger vor Augen gehabt, und ihnen nützlich zu seyn, war das einzige Ziel, das er hier sich vorsetzte.

Jöns Svanberg, Professor Matheseos inferioris an der Universität zu Upsala, zugleich Pfarrer in dem Kirchspiele Alunda und Ritter des Nordsternordens. Seine gründliche Kenntniß der Tiefen der Mathematik und seine bewundernswürdige Gewandtheit, ihre abstracten Lehren auszuüben, hat er in der Exposition des Opérations faites en Laponie pour la détermination d'un Arc du Méridien etc. (Stockholm 1805. 4.) bewährt, und sie wurde auch von dem französischen Institut der Wissenschaften, durch Ertheilung ihres Preises, würdig anerkannt. Vorher hatte derselbe die Resultate dieser großen wissenschaftlichen Unternehmung in schwedischer Sprache schon bekannt gemacht (Historisk Öfversigt af Problemet om Jordens Figur, jemte anledningarne till den nya Lappska Gradmätningen och definitiva resultaterna deraf, framställde i sina rapporter till de Physico-Mathematiska Vetenskapernas Kraf. Stockholm 1804. 8.). Die zwei späteren Schriften, die Professor Svanberg dem Publicum übergeben hat, haben eine rein polemische Tendenz. In der ersten: Observationes nonnullae in disquisitionem de Parallaxi solis, publica dissertatione Upsaliae editam et ventilatam, d. x. Junii MDCCCVII. Holmiae 1808. 8. hat er sehr siegreich gestritten.

In der zweiten aber, über den Begriff der Naturphilosophie (Öfver Begreppet af Natur-Philosophie och dess förhållande till Experimental-Physik. Stockholm 1814. 8.), gab er seinen Haß gegen diese von ihm niemals begriffene Philosophie zu erkennen, ohne jedoch dadurch neuen Ruhm zu erwerben.

Esaias Tegnèr, Professor der griechischen Literatur an der Universität zu Lund in Schonen und Mitglied des Nordsternordens, ein Stamm, der, ohne jemals künstliche akademische Espalierungen erlitten zu haben, mehrere der schönsten Früchte der neueren schwedischen Dichtkunst getragen hat. Zwar waren es lange nur kleinere Gedichte von lyrischem Geiste, Richtung und Form, aber um so reichlicher sproßten sie hervor, durch die warmen Lüfte eines milden Frühlings des frischen, jugendlichen Sinnes getrieben. Doch das Publicum, in den Banden einer platten gallicanischen Correctheit befangen, nahm lange nur mit zweifelnder Lauheit die glänzend-farbigen Blüthen auf, welche die frohe Muse Tegnèrs darbot. Aber ein freierer Geist ist in der Literatur Schwedens erwacht, und damit hat, wie ein mächtiger Bergstrom, der Ruhm des Dichters alle Hindernisse durchbrochen, so daß Tegnèr nun, nach dem Urtheile der Kenner, als der vorzüglichste und durchaus vollendete Dichter Schwedens gilt. Doch wie man ehedem allzu karg gegen ihn war, geht man nun vielleicht etwas zu weit in dem Lobe und in der Bewunderung, und ist in beiden Fällen nicht gerecht. Mit unerschöpflich reichem Witze, mit mehr ausgebreiteter als tiefer Phantasie, aber mit wenigem und nur lauem Gefühle von der Natur begabt, hat Tegnèr eine Poesie hervorgebracht, die, dem festlichen Lustfeuer gleich, mit einem Ueberfluß von schimmernden Sonnen- und Sternen-Lichtern die Augen blendet und mit schmetternden Raketen die Ohren übertäubt, und so für den Augenblick vergnügt und hinreißt, aber nachher die Seele leer und unbefriedigt läßt. Er tändelt immer sehr artig mit den Blüthen und Farben der Dichtkunst, aber Ernst im Gemüthe, Zusammenhang, Ordnung und Bestimmtheit der Zeichnungen mangeln. So rächt sich der Haß gegen die philosophische Speculation, den Tegnèr mehr affectirt, als wirklich bei sich nährt, denn wie kann man etwas hassen, was man ganz und gar nicht kennt? — Auch ist es ihm wohl nachtheilig, daß er die beiden einander widerstrebenden Parteien in der schönwissenschaftlichen Literatur Schwedens gern zu verachten scheinen will. Es ist immer gut und des großen Künstlers würdig, ganz parteilos und von allem Sectengeiste und jeder Bitterkeit frei, nur dem Schönen zu huldigen und es darzustellen, aber er muß sich mit dieser Parteilosigkeit nicht brüsten, nicht immer seine Geringschätzung der beiden Widersacher stolz im Munde führen, als ob er durch seine affectirte Parteilosigkeit sich selbst eine Partei schaffen und durch seine ausposaunte Verachtung gegen die eine nur den Beifall der andern sich erschleichen wolle. Man darf nur seine Jubel-Rede (Tal

hället på Kgl. Carolinska Lärosalen i Lund, wid Jubelfesten 1817. Stockholm 1818. 8.) lesen, das Einzige, was wir von ihm bis jetzt in Prosa erhalten haben, um den Widerspruch dieses heftigen, bittern Prunkes mit seiner Neutralität zu erfahren. Stolz rühmt er sich, die Zeit bei den flatternden Haaren festzuhalten, und bemerkt doch nicht, daß die Zeit ein Riese ist, der immer fortschreitet und ihn, den prahlenden Redner, selbst unbarmherzig hinter sich nachschleppt. Wahrlich, auch Tegnèr ist nicht nur seinen Ruhm, sondern auch die Vollendung seiner Kunst der neuern Zeit und den neuern Ansichten schuldig. — Außer dieser Rede hat er folgende ausführlichere Compositionen geliefert: 1) Der Weise (Den Vise), ein lyrisch = didaktisches Gedicht, von der Gesellschaft der Wissenschaften und der freien Künste zu Gothenburg im Jahre 1804 belohnt und in ihren Memoiren abgedruckt; 2) Kriegs = Gesang der schonischen Landwehr (Krigs-Sång för Kgl. Skånska Landtvärnet. Stockholm 1809. 4.), ein sehr treffliches Gedicht, in welchem die glühende Vaterlandsliebe sich in der schönsten poetischen Sprache würdig ausspricht; 3) Svea (Schweden), ein ungeordneter patriotischer Prunk = Gesang, von der schwedischen Akademie im Jahre 1813 belohnt; 4) die confirmirten Kinder (Nattwardsbarnen. Lund 1821. 8.), eine sehr liebliche Idylle in voßischer Manier; 5) Axel (Lund 1822. 8.), eine sogenannte Romanze mit schönen Details, aber dem Ganzen nach in Ton, Styl und Versification von dem Wesen der Romanze durchaus abweichend; 6) Frithiof, Behandlung einer alt = nordischen Sage, wovon mehrere Fragmente in der Zeitschrift Iduna zu lesen sind.

G. Wahlenberg, botanischer Demonstrator und titulirter Professor an der Universität zu Upsala. Er debutirte als Schriftsteller mit einer reichhaltigen Anleitung zur Caricographie (Inledning till Caricographien. Häft. 1—4. Stockholm 1801—1803. med Pl.). Nachher, von dem warmen Patrioten, dem Freiherrn von Hermelin, veranlaßt und unterstützt, unternahm Wahlenberg eine wissenschaftliche Reise durch einen Theil Lapplands und gab nach seiner Zurückkunft eine geographisch = ökonomische Beschreibung Kemi = Lappmarks (Geographisk och Economisk Beskrifning om Kemi-Lappmark, med geographisk Charta. Stockholm 1804. 4.) heraus. Durch diese wurde sein nachheriger Ruhm begründet, denn er zeigte hierin tiefe und ausgebreitete geologische Kenntnisse, durch welche er später in seinen übrigen Schriften der ehedem meistens nur als Nomenclatur behandelten Kräuterkunde eine festere Basis und wissenschaftliche Tendenz gegeben hat. Diese Schriften sind: Entwurf einer gothländischen Flora (Utkast till Gottlands Flora. Afdelning 1, 2. Stockholm 1806. 8.); eine Flora Lapponica, die in Deutschland gedruckt ist, und eine Abhandlung von der Ausbildung der schwedischen Erde (Om svenska Jordens Bildning, in dem ersten Hefte der Zeitschrift

Svea, Upsala 1818. 8.). Er stellt nämlich als Grundsatz auf, daß man durch die Bildungsgeschichte der Erde eine sichere Vorstellung von dem Charakter erlangen könne, welchen die Erde in den Erzeugnissen eines jeden Landes angenommen und noch bis zu einem gewissen Grade behaupte, so wie man auch durch die Kenntniß der verschiednen Steinlager einen allgemeinen Ueberblick des Vorraths von nützlichen und zur Veredlung dienlichen Gegenständen erlange, die im innern Theile der Gebirge enthalten seyen. Durch eine solche, zweifelsohne strengwissenschaftliche Ansicht muß die Botanik, die ehedem nur ein Gegenstand der Neugierde der Gelehrten war, auch dem Staatsmann ein wichtiges Studium werden.

Johan Olof Wallin, Pfarrer der St. Nicolai- oder der großen Kirche und Pastor primarius zu Stockholm, Mitglied des Nordsternordens. In poetischer Hinsicht ist er der zweite genialische Dichter dieser Periode; aber da Tegnèr, sein Mitbewerber um den Lorbeerkranz der Musen, in einem der schwedisch-akademischen Manier ganz entgegengesetzten Style anfing, um nachher jenem sich anzunähern, und damit die Gunst der Akademie erwarb, so trat Wallin, zuerst ganz durch die akademischen Fesseln gebunden, auf, und gewöhnte sich nachher erst an freiere Formen. Dieses wird jedem offenbar werden, welcher seine freien Uebersetzungen lateinischer Dichter (Öfversättningar efter latinska Skalder. Stockholm 1806. 8.), sein langes didaktisches Gedicht: der Erzieher (Upfostraren), von der schwedischen Akademie im Jahre 1805 belohnt, und seine ersten geistlichen Gesänge betrachtet, in welchen die akademischen Ansichten in allen ihren Fehlern schreiend hervortreten, und nach diesen seinen herrlichen Dithyrambus zur Ehre Gustavs III., seine Elegie an die Baronin Amalia von Helwig, seine verschiednen lieblichen Galanterie- und Gelegenheitsgedichte — alle in die Sammlung seiner Gedichte (Vitterhets-Försök. 1a Del. Stockholm 1821. 8.) aufgenommen — und vorzüglich seine noch spätern, das ganze Gemüth ergreifenden Kirchengesänge liest. — Auch als Kanzelredner hat sich Doctor Wallin durch kraftvolle Diction und hinreißende Energie ausgezeichnet. Da ihm aber gründliche philosophische Bildung mangelt, so sucht man in seinen Predigten sowohl religiöse Tiefe als christliche Milde oftmals vergebens.

Pehr Adam Wallmark, titulirter Canzlei-Rath und Bibliothekar der königlichen Bibliothek zu Stockholm. Mit einer kleinen Sammlung zu Exercitien für Knaben ausgearbeiteter Uebersetzungen nach Aelianus, Horatius u. A., unter dem etwas unpassenden Titel: Samling af Skrifter i äldre Litteraturen. Stockholm 1802. 8., trat er auf, und eigentlich wohl nur, wie es scheint, um die Meinung G. Regnèrs von der Wichtigkeit der metrischen Uebersetzungen zu widerlegen. Dieses Zweckes halber theilt er die Uebersetzungsmethoden in zwei Arten ein: 1) in die deutsche Methode, d. i. die, welche

J. H. Voß eigentlich begründet und durch mehrere Meisterwerke verherrlicht hat, und 2) in die vernünftige, d. h. die weitschweifige, paraphrastische, die von Franzosen, Engländern und den schwedischen Akademikern angewandt worden; und dieser Methode gibt er, wie sich's versteht, unbedingt den Vorzug. Diese Behauptung, deren Erwähnung hinreicht, um den Geist des Mannes zu charakterisiren, verschaffte ihm die Gunst der streng französischen Partei in der schwedischen Literatur; und um diese zu bezeugen, gab ihm die schwedische Akademie zwei Preise für zwei Gedichte: Handen. Skaldestycke i Tre Sånger. Stockholm 1807. 8. und: Sång till finska Arméens Ära. Stockholm 1809. 8., in welchen er die Verrichtungen der Hände besingt. Durch beide hat er jedoch so vollständig seinen gänzlichen Mangel an Phantasie, an Kraft des poetischen Ausdrucks, an versificatorischem Sinn und Dichtergefühl bewiesen, daß kein Mensch Dreistigkeit genug gehabt hat, ihm diese Eigenschaften zuzuerkennen. Sein Name, ungeachtet er auch eine Zeitschrift für Damen (Läsning för Fruntimmer. Stockholm 1801. 8.) und eine zwar dürftig erfundene, aber gut erzählte Novelle (Amalia, eller de finska Flyktingarne. Stockholm 1808. 8.) herausgegeben, würde daher bald verschollen seyn, hätte er nicht als Herausgeber der Zeitungen: Journal för Litteratur och Theater. Stockholm 1809 — 1813. und Allmänna Journalen, vom Jahre 1813 an, mit glühendem Eifer die alten vermoderten akademischen Grundsätze vertheidigen und den neuern Ansichten über Dichtkunst und Philosophie entgegenwirken wollen. Da er dabei aber seine Beschränktheit des Verstandes, seinen Mangel an Witz und seine oberflächlichen Kenntnisse nur allzu klar an den Tag legte, hat er sich die nicht beneidenswerthe Ehre erworben, als Repräsentant des schwedischen schlechten Geschmacks bekannt, gefeiert und vielfach besungen zu werden. Um sich darüber zu trösten, nahm er sich vor, eine Blumenlese der Schönheiten schwedischer Dichtkunst und Beredtsamkeit (Svenska Språkets Skönheter i Vers och Prosa. Del. 1. Stockholm 1820. 12.) herauszugeben, in welcher er — wie schon in einer åboschen Zeitung bemerkt ist — von der jungfräulichen Ziererei sich rein gehalten und elf Seiten mit seinem eignen Machwerke angefüllt hat. Da aber dieses Mittel, seine eignen Reimereien selbst als Schönheiten zu stempeln, nicht anschlagen wollte, hat er sich, wie es scheint, von der Literatur und den Wissenschaften zurückgezogen, für welche er doch nicht geboren war, nachdem er zuvor die Resultate seines langen Streites in einer eignen Schrift (Den elfvääriga Striden i vår Litteratur. Stockholm 1821. 8.) gesammelt und herausgegeben hatte. Schade nur, daß es, andrer guten Eigenschaften nicht zu gedenken, dieser Schrift auch an geschichtlicher Treue gebricht.

Glänzendere Fortschritte, als die Literatur, machten aber die bildenden Künste im Laufe dieser Periode, die von folgenden auftretenden Künstlern verherrlicht wurde.

Emanuel Limnell, königl. Hof- und Decorations-Maler, wie auch Professor der Zeichenkunst an der Akademie der freien Künste. Ein genialischer Zögling des trefflichen Desprez, besitzt der Professor Limnell die nämliche Raschheit und Lieblichkeit, wenn auch nicht die Tiefe und den Reichthum der Erfindung, wie sein Meister. Ehedem warf man ihm wohl nicht ohne Grund vor, daß die Stellungen seiner Figuren, statt natürlich und bedeutungsvoll zu seyn, nur theatralisch manierirt wären. Da er aber nachher mehr rein poetische Gegenstände, als die aus den sentimental-geschrobenen kotzebue'schen Schauspielen sind, wählte und behandelte, ist diese Unart seiner Kunst auch verschwunden, so daß sein Ausdruck nunmehr so rein, wie seine Zeichnung romantisch-mannichfaltig ist. — Uebrigens malt er nur mit Wasserfarben.

Carl Johan Fahlcrantz, Professor, vielleicht der größte jetzt lebende Landschaftsmaler in Europa; denn eine tief-harmonische und das Herz durchdringende Farben-Musik athmet aus seinen mannichfaltigen herrlichen Compositionen. Im Geiste Ruysdals, zeichnen sich seine Gemälde durch große, reiche Baum-Partien aus, in welchen er ganz wunderbar kräftig und lebendig die melancholische Stille der nordischen Waldungen auszudrücken weiß, so wie er auch die bezaubernde Anmuth der schwedischen Sommer-Abende auf der Leinwand wiedergibt. Vorzüglich hat er auch die tiefe, aber mildlächelnde Schwermuth, die im Grunde der schwedischen Natur und des schwedischen Charakters lebt, in einem Winter-Gemälde dargestellt, in welchem die Furchtbarkeit und die Süßigkeit des Todes, wunderbar verschmolzen, ganz hinreißend vor die Augen des Beschauers tritt.

Johan Niclas Byström, Professor und Hof-Bildhauer, lebt jetzt in Rom. Das Beispiel mehr, als der unmittelbare Unterricht des großen Sergells haben in Byström die Anlagen für seine Kunst entwickelt, die er nun in Italien vollendet. Er ist ein sehr fleißiger Künstler, der schon eine große Menge Statuen gearbeitet hat, unter welchen ihm besonders die weiblichen Figuren geglückt sind; denn der Charakter seiner Kunst ist eine weichliche und wollüstige Wärme, die für die weiblichen Figuren eigentlich passend ist.

Johan Westin, Professor, ein Schüler von Pasch und Masreliér. Als Geschichts-Maler hat er mit vollem Rechte einen vorzüglichen Ruf sich erworben; denn er hat eine glückliche Erfindung, eine weiche Zeichnung und ein anmuthig-lichtes Colorit, und besonders sind seine vier Gemälde, die Tageszeiten vorstellend, — die im königlichen Lustschlosse Rosersberg zu sehen sind — sehr anzie-

hend. Dagegen muß man es als einen Verlust betrachten, daß er sich späterhin dem Fache des Portraits widmete; denn hier zeigt er sich beinahe nur als einen Maler von Profession, ohne Kraft, ohne Harmonie und Leben.

A. Lauräus, jetzt im Auslande, um seine Kunst zu vollenden. Er hat sich der Bambocciade gewidmet und in mehrern Compositionen seinen reichen, spielenden Witz und seinen raschen, aber doch sichern Pinsel rühmlich bewährt. Besonders glücklich ist er in Wiedergebung der Feuer-Effecte.

Nachdem wir nun in der vorhergegangnen kurzen Uebersicht diejenigen Schriftsteller und Künstler angegeben, die entweder während dieser Periode auftraten oder starben, wollen wir jetzt die vorzüglichsten Schriften anführen, die in jeder Wissenschaft während dieses Zeitraums erschienen, und zuerst die den literarischen Geist im Allgemeinen charakterisirenden Journale und Sammlungen vorausschicken.

Während der zwei ersten Jahre dieser Periode dauerte die von G. A. Silverstolpe herausgegebne kritische Zeitschrift: Journal för Svensk Litteratur. Band 1—5. 8. noch fort, in welcher das schwedische Publicum die ersten Proben kritischer Strenge und Genauigkeit erhielt. Und wenn gleich viele Recensenten, von beschränkten Ansichten geleitet, besonders sich nur mit Kleinigkeiten des Ausdrucks beschäftigten, wie auch die mehresten Gegenstände der Kritik dieses Journals nur unbeholfene Uebersetzungen von schlechten deutschen oder französischen Romanen waren, so stiftete es doch vielen Nutzen, und es war daher allerdings sehr zu beklagen, daß es, den Zeitumständen zufolge, aufhören mußte; denn in der allgemeinen Literatur-Zeitung (Allmän Litteratur-Tidning), welche in Åbo mit dem Jahre 1803 herausgegeben wurde, erhielt man, wenn sie auch länger gedauert hätte, doch keinen vollen Ersatz dafür. Es herrschte in diesen und vorzüglich in den schönwissenschaftliche Gegenstände betreffenden Kritiken eine solche Lauheit und Oberflächlichkeit, welche, verbunden mit Mangel an Theilnahme, das Aufhören dieses Instituts herbeiführte. In den spätern Jahren dieses Zeitraums wurde das kritische Scepter wieder der alten Stockholm-Post allein überlassen, die es ohne Sinn, Urtheil und Kraft handhabte.

In der dogmatischen Theologie konnte natürlicherweise, den Ansichten des Königs zufolge, denen gemäß eine jede Abweichung von dem festgesetzten Lehrbegriff als schreiende Ketzerei angesehen wurde, diese Periode keine reiche Lese von ausgezeichneten Schriften darbieten. Zwar gab der alte Professor und Doctor der Theologie, E. J. Almqvist, auf 52 eng gedruckten Bogen seinen Commentarius, Theses Theologiae dogmaticae Jo. Aug. Ernesti observationibus dogmaticis, exegeticis et polemicis illustrans. Up-

saliae 1804. 8. heraus; aber diese nach wolfischen Ansichten und im alten scholastischen Style abgefaßte Schrift machte wenig Aufsehen und wurde, einer im Jahre 1813 erlebten neuen Auflage ungeachtet, bald vergessen. Von gleichem Werthe und gleichem Schicksal sind auch ein Paar andre dogmatische Werke: Abrahami Renström Tirocinium theologicum. Hernoesandiae 1807. 8. und Andreae Ekmark Summa doctrinae christianae, comprehendens responsa biblica, quaestionibus ad religionem pertinentibus accommodata. Arosiae 1809. 8. u. dergl., die wohl alle von guten Gesinnungen und umfassender Gelehrsamkeit, aber von wenig Originalität und höhern Anschauungen zeugen. Reicher ist dagegen die schwedische Literatur dieses Zeitraums an vorzüglichen exegetischen Schriften, besonders in Beziehung auf die Offenbarung Johannis. Unter diesen, von welchen mehrere in polemischer Hinsicht durch die Uebersetzung der Jung'schen Erklärung der Offenbarung veranlaßt wurden, sind die merkwürdigsten die von Jonas Hallenberg und Samuel Oedmann. Der erste, Historiograph des schwedischen Reichs, Canzlei-Rath und Ritter des Nordsternordens, ein Mann von scharfem Urtheil und einer viel umfassenden und gründlichen Gelehrsamkeit, gab im Jahre 1800 zu Stockholm seine historischen Bemerkungen über die Offenbarung (Historiska Anmärkningar öfver Uppenbarelse Boken) in drei Theilen heraus. Das ganze Werk enthält eine tiefgelehrte Einleitung, eine wörtliche Uebersetzung mit erklärenden Anmerkungen zu jedem Verse und zuletzt eine Uebersetzung dem ausgefundenen innern Sinne nach. Die Hauptansicht des Verfassers ist, daß die Kabbala nicht so spät entstand, wie allgemein angenommen wird, sondern daß nach ihren kryptographischen Gründen alle prophetische und mehrere historische Schriften der Hebräer geschrieben wurden, wie auch in der sogenannten Offenbarung Johannis die kabbalistische Schriftweise durchaus vorherrschend ist. Hat man diese entziffert, so soll man gewahr werden, daß Johannes weder von vorhergegangnen, noch zukünftigen Zeiten spricht, sondern nur die Gegenwart und ihren religiösen, sittlichen und politischen Zustand, unter verschiedenen, von den alten jüdischen Propheten nach ihrer innern Bedeutung sanctionirten Bildern, vorstellt. Dieses tiefdurchdachte Werk, eine Zierde der schwedischen Gelehrsamkeit, mißfiel dem König so sehr, daß es während seiner Regierung nicht öffentlich verkauft werden durfte, und ein Pfarrer in Upland, Namens Elewberg, wurde aufgemuntert, eine Widerlegung zu versuchen, die unter dem Titel: Pröfning af J. Hallenbergs Historiska Anmärkningar öfver Uppenbarelse Boken, zu Stockholm im Jahre 1805. 8. herauskam. Dabei ist gewiß nichts mehr zu bewundern, als die Tollkühnheit des wackern Mannes, seiner dürftigen Schulgelehrsamkeit

so viel zuzutrauen, um gegen den durchdringenden Scharfsinn und die gründliche Gelehrsamkeit Hallenbergs aufzutreten. — Ohne alle Rücksicht auf den hallenbergischen Commentar, gab Dr. Samuel Ödmann, Professor der Gottesgelahrtheit zu Upsala und Mitglied des Nordsternordens, einer der allergelehrtesten und fleißigsten der spätern schwedischen Theologen, seinen Versuch über die Offenbarung Johannis (Försök öfver Johannis Uppenbarelse. Upsala 1803. 8.) heraus. Nach diesem soll die Offenbarung, welche vom zehnten Capitel an eigentlich erst prophetisch wird, die Vorstellungen Johannis von dem endlichen Schicksale Jerusalems und des jüdischen Reichs, von den neuen Feinden des Christenthums, der römischen Macht und eignen Gliedern der Religionsgesellschaft, zuletzt von seinem Siege über das Heidenthum und von dem Aufblühen eines neuen Jerusalems enthalten. In der Einleitung hat der Verfasser, was Hallenberg ganz auf sich beruhen läßt, eine vortreffliche, gelehrte und befriedigende Untersuchung von der Echtheit und Canonicität des Buchs, von den Lebensumständen Johannis und der Zeit, in welcher diese Offenbarungen wahrscheinlicher Weise geschrieben wurden, mitgetheilt. Außerdem hat Ödmann auch mehrere kleinere Abhandlungen exegetischen Inhalts, als Fortsetzung eines Werkes, das er schon 1796 anfing, herausgegeben (Strödda Försök öfver Nya Testamentets heliga Skrifter. Fortsättning. Häft. 1, 2. Strengnäs 1803. 8.), welche zu ihrer Zeit sehr viel gelesen wurden. Dieses war nicht der Fall mit den vom nunmehrigen Bischof zu Strengnäs, Doctor Johan Adam Tingstadius, herausgegebenen Anmerkungen über den Evangelisten Matthäus (Strödda Anmärkningar öfver svenska Tolkningen af Matthei Evangelium. Upsala 1803. 8.), da sie auch, ihrem Wesen nach, mehr ausschließend philologisch sind. Mit um so größerm Beifall und Lobe nahm man dagegen seine Uebersetzung des Propheten Esaia (Propheten Esaia Prof-Öfversättning. Upsala 1805. 8.) auf, in welcher er, wie in mehrern vorhergehenden, eine neue Probe seiner Gewandtheit gegeben, den hohen dichterischen Sinn der heiligen Urschriften aufzufassen und ihn treulich, aber doch auch kräftig und schön wiederzugeben. Von weit wenigerm Werthe und Gehalt sind die Uebersetzungen des gelehrten Bürgermeisters F. A. Björkman, nämlich: Försök till Öfversättning af Pauli begge Bref till Timotheus och begge till Thessalonicenserne, jämte några Anmärkningar. Upsala 1802. 8. und Försök till Öfversättning af Miche Prophetia, med Anmärkningar. Upsala 1803. 8., obgleich sie viele philologische und exegetische Belesenheit beurkunden. — In allen übrigen Theilen der Theologie erschien wenig Bedeutendes, und dies bestand nur in einigen katechetischen oder ascetischen Compendien. Wie oben erwähnt

ist, gab der Bischof Möller eine Art theologischer Zeitschrift: Läsning i allmänna Religions Ämnen, heraus.

Das Feld der Philosophie, dieser Wissenschaft der Wissenschaften, ist in Schweden niemals dauernd angebaut worden, und die Verhältnisse dieser Periode waren nicht dazu geeignet, ihren Fortschritt zu befördern. In der theoretischen Philosophie erschien jedoch Hartmans schon erwähnter Versuch, und in der praktischen erschienen zwei Schriften: Entwurf einer natürlichen Sittenlehre, von Pehr Söderstén (Utkast till den naturliga Sedeläran för Ungdom och Begynnare af bägge könen. Westerås 1803. 8.), und die Anweisung zur Sittenlehre als Wissenschaft, von Daniel Boëthius (Anwisning till Sedeläran, såsom Vetenskap. Upsala 1808. 8.). Die erstgenannte ist nur eine unzeitige Frucht des flachsten Eklekticismus, und daher ohne alle Bedeutung. Von höherm Werthe, um so mehr, da es zum öffentlichen Lehrbuche des moralischen Unterrichts bestimmt wurde, ist das letztere Werk des Doctor Boëthius, ehemaligen Professors der praktischen Philosophie zu Upsala, der zwar kein origineller Selbstdenker, aber von Liebe für die Wahrheit und glühender Wärme für die Wissenschaft beseelt war. Von Jugend auf nach den Lockischen Principien gebildet, hatte er schon im Jahre 1782 einen Entwurf zu Vorlesungen über die natürliche Sittenlehre herausgegeben; aber bald fand er die Antworten dieses Systems auf die Fragen der Vernunft allzu ungenügend, und umfaßte daher mit verehrender Liebe die Grundsätze, welche Kant festgestellt hatte. In diesem Geiste ist auch die oben genannte Anweisung zur Sittenlehre als Wissenschaft ausgearbeitet. — „Die Philosophie, sagt er hier, ist die fragende gesunde Vernunft selbst, zur vollkommenen Selbstkenntniß gebracht, in welcher eine reine Harmonie zwischen der Erkenntniß- und der Begehrungskraft herrscht. Wenn die Forschung sich auf Gegenstände des Erkenntnißvermögens richtet, entsteht theoretische Philosophie, — die Frage: was kann der Mensch, seinen geistigen Kräften nach, bestimmt und mit Sicherheit wissen? beantwortend. Nimmt wieder die Forschung ihre Richtung nach dem Willen hin, so entsteht die praktische Philosophie, die uns lehrt, was der Mensch thun muß, oder die zum Zwecke hat, eine Lehre von den Regeln der Sitten zu bilden. Diese praktische Philosophie, um vollständig deducirt zu seyn, muß drei Theile umfassen. Erstens muß man einen allgemein gültigen Grund der Sittenregeln zu verdeutlichen suchen, und dieser Theil heißt Metaphysik der Sitten. Da aber die Sitten der Menschen ihre eigenthümlichen, in der Freiheit gegründeten Weisen, zu seyn und zu handeln, sind, so können sie entweder böse oder gut seyn. Doch in dem, was wir uns, als zu guten Sitten gehörend, vorstellen, fühlt man sich unwillkürlich einer Regel für die Verhältnisse

des Menschen bewußt, einer aus eines Jeden Gewissen hergeleiteten Antwort auf die Frage: was ist gerecht? die man durch einen Imperativ ausdrückt. Die Zusammenfassung solcher Regeln wird in dem zweiten Theile der praktischen Philosophie, Ethik genannt, dargestellt und begründet. Der dritte Theil der praktischen Philosophie aber wendet diese in der Ethik entwickelten Begriffe auf die Natur des Menschen an und auf die Bedingungen, durch welche die Wirksamkeit des Menschen, ohne mit der Freiheit Andrer in Streit zu gerathen, möglich ist. Dieser Theil wird Naturrecht genannt und hat das äußere Band zu bestimmen, durch welches der Gebrauch der Kräfte Anderer eingeschränkt werden kann. Aber außer diesem äußern Bande gibt es auch ein inneres, mit dem Willen eines jeden Denkenden vereinigt, das wir uns als von einem ganz und gar von der moralischen Güte bestimmten Willen aufgelegt vorstellen. Die Uebereinstimmung unsrer Handlungen mit diesem höheren geistigen Willen bereitet uns vor allem andern Achtung, weil in dem menschlichen Verstande ein Begriff von menschlicher Würde lebt, der jeder mit dieser übereinstimmenden Handlung Beifall zuerkennt." Die Zusammenfassung der Begriffe von dieser Würde, aus ihren einfachen und richtigen Grundsätzen hergeleitet, nennt Boëthius moralische Orthodoxie, und der Effect der Ausübung dieser ist das Achtungswürdige, was Boëthius mit den Stoikern το καλον, honestum, genannt haben will. Wenn diesem nachgestrebt wird, ist man tugendhaft, und Tugend ist Selbstwirksamkeit, als ihr eignes Gesetz. Das Bewußtseyn dieser Wirksamkeit oder der Freiheit des Willens ist nach ihm Gewissen, das uns an ein Absolutes hinweist, das der Einheit entspricht, welche der mit sich selbst identische Gedanke enthält. Boëthius behauptet gegen Schelling, daß es falsch sey, dieses Absolute als gleich constitutiv für die Naturkenntniß anzunehmen, wie es für die von dem Sittengesetz vorgeschriebene Form des Willens und des Handelns ist. Die Ueberzeugung von der Existenz Gottes aber ist auf die menschliche Vernunft in ihrer Integrität gebaut, und bezweckt in dem ganzen Wesen des freien Denkenden Harmonie, Einheit und Zufriedenheit. Denn die Kraft, mit welcher wir uns zu einer moralischen Weltordnung erheben, ist die Kraft Gottes in uns, und das sittliche, tugendhafte Leben ist ein Leben in Gott, das nicht mit der Vergänglichkeit aufhört, sondern, Glückseligkeit über alle irdische Vergnügungen mitbringend, in Ewigkeit fortgeht. Daher theilt Boëthius die Sittenlehre in zwei Abtheilungen ein. Die erste, welche die Frage: zu welchem Gebrauch unsrer Kräfte werden wir von dem Gesetze der Freiheit aufgefordert? beantwortet, nennt er die präceptive Sittenlehre. Die andre aber, welche zeigt, wie unsre Gesinnungen willig und gern sich nach den Vorschriften des Sitten-

gesetzes richten müssen, oder die Mittel für die Verwirklichung der Tugend darstellt, nennt er die asceetische Sittenlehre.

Für die positive Rechtsgelehrsamkeit bietet diese Periode keine Ausbeute dar, um so weniger, da die schwedische Jurisprudenz seit langer Zeit nur in Citationen von gesetzlichen Verordnungen bestanden hat. Etliche solcher Sammlungen wurden freilich auch jetzt veranstaltet und herausgegeben, aber sie sind für einen Ausländer ohne alles Interesse, wie auch die von Zeit zu Zeit publicirten Acten einzelner Processe, aus welchen die juridische Literatur Schwedens hauptsächlich besteht; denn an eine historisch-philosophische Darstellung und Entwickelung der gesetzlichen Verhältnisse des Vaterlandes hat kein schwedischer Jurist bis jetzt gedacht.

Reicher war die schwedische Literatur dagegen in der Medicin; denn außer dem oben erwähnten Werke von Gadelius, erschienen mehrere dieser Wissenschaft angehörige Schriften in den Jahren 1800 bis 1810. Der Medicinal-Rath Sven Hedin setzte bis 1806 seine im Jahre 1793 begonnenen wissenschaftlichen Denkwürdigkeiten für Aerzte und Wundärzte (Vetenskaps Handlingar för Läkare och Fältskärer. Tom. 1—7. Stockholm 1793—1806. 8.) fort und gab eine andre Zeitschrift gleichen Inhalts (Vetenskaps Journal för Läkare och Fältskärer. Tom. 1 3. Stockholm 1800, 1801. 8.) heraus. Diese Zeitschriften gewannen sowohl Werth durch die Auszüge und Notizen solcher ausländischen Werke, die den meisten schwedischen Studirenden der Medicin unbekannt waren, als auch für Fremde durch die treu ausgearbeiteten, mit den in Kupfer gestochenen Bildnissen gezierten Lebensbeschreibungen von zwei und dreißig schwedischen berühmten Aerzten ein nicht geringes Interesse. Außerdem hat Hedin auch eine Abhandlung über die Ausrottung der Pocken (Kopporna kunna utrotas, eller Vaksinationen *) till sina lyckliga följder. Stockholm 1802. 8.); den Entwurf eines Handbuchs für diejenigen, welche schwedische Gesundbrunnen besuchen wollen (Utkast till Handbok för Brunsgäster. Afdelningen 1. om Medevi. Stockholm 1803. 8.); einige Bemerkungen über den Bau und die Beschaffenheit der menschlichen Haare (Afhandling om Menniskjo-Hårens byggnad och beskaffenhet. Stockholm 1804. 8.); und ein Supplement zu seinem im Jahre 1796 bekannt gemachten Handbuche der praktischen Medicin herausgegeben. In wissenschaftlicher Hinsicht zeichnen sie sich jedoch sehr wenig aus, indem sie die bestimmte Neigung des Verfassers beurkunden, nur das zur Richtschnur zu wählen, was Pa-

*) Dieser barbarisch-ungereimten Rechtschreibung hat sich der Medicinal-Rath Hedin, den Vorschriften der schwedischen Akademie zufolge, bedient.

dern alphabetisch nach den lateinischen Namen, mit den beigefügten schwedischen, und ohne alle botanische Beschreibung aufgestellt sind. Uebrigens aber hat man über die Kräfte der Pflanzen Bemerkungen gesammelt, welche man bei den Versuchen im In- und Auslande gemacht hat. Drei Jahre später gab der Professor Retzius eine andere kleine botanische Schrift: Flora Virgiliana. Londini Gothorum 1809. 8., in schwedischer Sprache heraus, in welcher er nach dem linneischen Systeme zu bestimmen sucht, welche Pflanzen in den virgilischen Gedichten vorkommen, und die daher für die Commentatoren des römischen Sängers von erheblichem Werthe ist. — Noch größerer Auszeichnung in diesem Fache hat sich die vom Doctor Erik Acharius mit besondrer Genauigkeit und scharfsichtigem Beobachtungsgeiste ausgearbeitete Schrift: Methodus, qua omnes detectos Lichenes secundum organa capomorpha ad genera, species et varietates redigere tentavit. Sect. I. II. Holmiae 1803. 8., zu erfreuen und behauptet, wie auch in praktisch-ökonomischer Hinsicht die Farben-Geschichte der schwedischen Lichenen (Svenska Lafvarnes Färg Historia, eller sättet at anwända dem till Färgning och annan Hushållsnytta. Band 1. Stockholm 1805. 8.), von dem königlichen Leibarzt, Doctor Johan Peter Westring, gelesen zu werden verdient. Dieser erste Band enthält nur fünf Hefte, dem Plane nach aber sollte das ganze Werk aus vier und zwanzig Heften bestehen und Beschreibungen von zwei und siebenzig schwedischen Moosen enthalten. Die herausgekommenen Hefte zeugen von praktischer Genauigkeit, geistreicher Auffassung und dauerndem Fleiße. Was aber die Vollendung dieses schätzenswerthen Werkes etwas beschränkt hat, ist theils des Verfassers Mangel an gründlichen chemischen Kenntnissen, theils seine unbestimmte, weitschweifige und unwissenschaftliche Darstellung.

Eine solche ökonomische Anwendung wollte auch Gustaf Odendal der Mathematik geben in seiner Geometrie für Anfänger (Geometrie för Begynnare, lämpad äfven till bruk för Landthushållare. Stockholm 1807. 8.), die nicht allein kurz, einfach und sehr leicht faßlich, sondern auch dabei wissenschaftlich und gründlich ist, und er erreichte seinen Zweck vollkommen. Der Obrist-lieutenant und Ritter des Schwertordens, Mårten Sturzenbecher, unter dem pseudonymen Namen P. Enander, versuchte in seiner Geometrie, auf eine neue Art betrachtet, (Geometrie på ett aldeles nytt sätt betracktad. Häft 1—3. Stockholm 1802—1813. 8. Neue Auflage. Stockholm 1820. 8.) eine jede mathematische Figur nur als eine allegorische Hieroglyphe für moralische Begriffe, und also die Elemente des Euklides nur als eine figurirte Ethik darzustellen. Mehr als diese aber beförderten die Kenntniß der reinen Wis-

senschaft die mit Gründlichkeit ausgearbeiteten Lehrbücher von Gustaf Adolph Nycop (Analytisk Afhandling om coniske Sectionerne, eller algebraiska Krok Linier af andra Graden. Carlscrona 1801. 8.); von Olof H. Forsell (Algebra för Begynnare. Stockholm 1801. 8.); von Lars Silverstolpe (Handbok i Trigonometrien. Stockholm 1806. 8.) und von Carl Erik Kjellin (Plan och sferisk Trigonometrie. Stockholm 1807. 8.); welchen, um der Vollständigkeit willen, in der Uebersicht der eigenen mathematischen Literatur Schwedens, die logarithmischen Tabellen (Logaritmiska Taflor och ätskilliga andra Tabeller, som äro nyttiga uti Astronomien, Navigationen och Geographien. Stockholm 1802. 4.) von Nathanael Gerhard Schultèn, beigefügt werden dürften. Alle diese Werke sind, dem Zwecke nach, der sie entstehen ließ, gewiß sehr zweckmäßig ausgearbeitet und verrathen dabei die bestimmte praktische Tendenz der Zeit, haben aber wenig oder nichts zu höherer Vollendung der Wissenschaft beigetragen.

Diese praktische Tendenz der Zeit und des schwedischen Charakters, die auch in der compendiarischen und Lehrbuchs-Behandlung der höhern Wissenschaften sich zeigt, tritt dadurch noch sprechender hervor, daß die Grund-Wissenschaften viel fleißiger, als die angewandten bearbeitet worden. Unter diesen bietet die Taktik in diesem Zeitraume die wenigsten Früchte dar, wie auch im Allgemeinen diese Wissenschaft mehr als alle übrigen von den Schweden vernachlässiget war. In den ältern Zeiten sieht es fast so aus, als wäre es ihnen genug gewesen, große Heerführer zu haben und glorreiche Siege über ihre Feinde zu gewinnen, ohne viel darnach zu fragen, nach welchen Regeln man, um diesen Zweck zu erreichen, verfahren müsse; und späterhin, da die Schweden genöthigt wurden, auf ihren alten Kriegsruhm Verzicht zu leisten, haben sie das Studium der Kriegskunst als etwas Ueberflüßiges betrachtet. Was wir über hieher gehörige Gegenstände — mit Ausnahme von Reglements und Uebersetzungen — aus dieser Periode anzuzeigen haben, sind: einige historische Bemerkungen über die Kriegskunst, ehe das Schießpulver erfunden wurde (Upplysningar, hörande till Krigskonstens Historia innan Knitet kom i Bruk. Stockholm 1802. 8.), von E. von der Lancken; eine leere Declamation über die Eigenschaften eines rechtschaffenen Soldaten (Oförgripliga Tankar om hvad som utgör en rättskaffens Soldat, jemte de egenskaper, som egentligen tillhöra formerandet af en svensk National Armee, både till esprit, soin, beväring och beklädning. Stockholm 1803. 8.), von dem Obristen O. R. von Essen; eine sehr lehrreiche, zweckmäßige und praktische Abhandlung von der See-Artillerie (Praktisk Afhand-

ling i Sjö-Artilleriet. Stockholm 1806. 8.), von dem Admiral Aschling; eine unzuverlässige Anleitung für das Seewesen (Navigationen. Stockholm 1803. 8.), von F. C. Rooswall; ein Handbuch für Feldjäger (Handbok för Fält Jägare. Stockholm 1803. 8.), von Morian, dem muth- und kopflosen Befehlshaber der schwedischen Truppen zu Lübeck im Jahre 1806; und das Ingenieur-Lexicon von dem Obristlieutenant M. Sturzenbecher, welches in zwei Theilen zu Stockholm im Jahre 1806 in 8. herauskam, das eine ausgebreitete Gelehrsamkeit in diesem Fache, gründliche Kenntnisse und mehrere genialische Ansichten verräth, aber in einer oft verworrenen und ungrammatikalischen Sprache vorgetragen ist.

Durch die Verdienste Polhems und Swedenborgs hatten, mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, die Schweden in der Mechanik einen großen rechtmäßigen Ruhm erworben, der auch in späteren Zeiten von Rinman und Thunberg erweitert und erhalten wurde. Daß sie auch im neunzehnten Jahrhunderte nicht in dem, was diese Wissenschaft betrifft, hinter ihren Vorfahren zurückblieben, davon zeugen mehrere in dieser Periode erschienene Werke. — Erstlich gab der Mechaniker, nunmehrige Obristlieutenant und Ritter des Wasa-Ordens, Erik Nordwall, den ersten Theil seiner Abhandlung von der Mechanik, mit Anwendung auf den Hütten- und Bergbau (Afhandling rörande Mechaniken med tillämpning i synnerhet till Bruk och Bergwerk. Första Delen. Stockholm 1800. 8. *) heraus, welcher die mechanische Theorie enthält und vorzüglich wichtig ist, weil darin eine von Nordwall erfundene Experimentir-Maschine beschrieben wird. Er hatte nämlich entdeckt, daß ein genaues Verhältniß zwischen der Länge, der Schwere und der Zeit Statt findet, so daß, wenn eine Maschine von einem Zoll in der Länge gebraucht wird, um eine Unze zu heben, eine Maschine von der Länge eines Fußes in gleicher Zeit eine Schwere in nämlicher Proportion heben muß. Es ist nur Schade, daß die Zeichnungen dieser Maschine nicht, wie versprochen ist, das Buch begleiten; aber die Maschine selbst ist öfters gebraucht und sehr zweckmäßig befunden worden. Auch kann nicht verhehlt werden, daß die theoretischen Ansichten etwas veraltet sind, so daß der eigentliche Werth des Buchs vorzüglich in den sehr genau ausgeführten Versuchen besteht, von welchen etliche jedoch nicht berechnet werden können, da der Verfasser, ohne tiefere wissenschaftliche Kenntnisse, sie nicht nach den Regeln angegeben hat. — Ein gleiches Ansehn mangelt den Schriften des Bergraths Johan Erik Norbergs, namentlich in seinem Mémoire sur les changemens avantageux, qui peuvent être faits aux Ustensiles employés à la fabrication

*) Der zweite Theil, der die praktische Abtheilung enthält, ist von Sven Rinman und wurde schon im Jahre 1794 gedruckt.

de l'eau de vie. Stockholm 1800. 8., worin er einen von ihm neu erfundenen, aber nicht allgemein angewandten Dampf-Abkälter beschreibt. — Något till underrättelse om Ryslands Tack-Järns tillverkning. Stockholm 1802. 8., und Beskrifning öfver en Gjut Inrättning för tvänne Stjälp-Ugnar. Stockholm 1803. 8. In diesen beiden Schriften finden sich, wie gründliche Kenner behaupten, mehrere Spuren einer charlatanischen Projectmacherei. — Die meistens nur technologische Gegenstände umfassenden Schriften des Directors Peter Jacob Hjelms, namentlich: Afhandling om Indigos tillverkning af Veide Örten. Stockholm 1801. 8. und: Konsten att tillverka Pottaska, grundad på nyaste rön och upptäckter. Stockholm 1802. 8., sind bald in Vergessenheit gerathen, obschon seine Erzählung von dem Porphyr-Werke zu Elfdalen (Berättelse om Elfdals Porfyrverk i Öster Dalame. Stockholm 1802. 4.) nicht minder lehrreich, als unterhaltend ist. — Von vielem Werthe, auf tiefe Einsicht und praktisch bewährte Kenntnisse gegründet, ist dagegen sowohl die Anleitung zur schwedischen Markscheidekunst (Försök till Handledning uti svenska Markscheideriet. Stockholm 1802. 4.) von L. Horneman, als die Geschichte der schwedischen Gebläse (Svenska Blåswerkens Historia. Stockholm 1805. 8.), von dem Berg-Mechaniker Olof Åkerrehn, wo man die erste Anleitung zu der Verbesserung der Gebläse, welche Widholm nachher ausgeführt, und die nicht nur bei den mehresten Bergwerken in Schweden angewandt, sondern auch im Auslande nachgeahmt worden, finden kann. — Mehrere Abhandlungen, die Mechanik betreffend, enthalten auch die von Erik Thomas Swedenstjerna und C. F. Lidbeck herausgegebenen Sammlungen der Bergbaukunde (Samlingar i Bergs Vetenskapen. Häft 1—7. Stockholm 1806, 1807. 8), ein allgemein nützliches, erklärendes und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit ausgeführtes Werk. Besonders sind die Aufsätze Lidbecks durch Reichthum an sicherer Erfahrung ausgezeichnet.

In keiner Wissenschaft haben jedoch die Schweden während des ersten Decenniums des neunzehnten Jahrhunderts sich solchen Ruhm erworben, als in der Chemie. Vorzüglich durch die ausgezeichneten Verdienste des vorhin schon erwähnten Professors Berzelius, sind Andre, durch sein Beispiel zur Nacheiferung geweckt, rühmlich auf der von ihren ältern Landsleuten: T. Bergman, G. Wallerius und mehrern andern gebrochenen Bahn fortgeschritten. Zu ihnen darf man jedoch den chemischen Laborator in Lund, C. P. Ohrling, nicht rechnen, der durch seine theoretischen und praktischen Vorlesungen über die großen Kräfte und Wirkungen der Natur (Theoretiska och praktiska Föreläsningar öfver Naturens stora Krafter och Verkningar. Lund 1805. 8.) seine gänzliche Unfähigkeit, etwas rein

Wissenschaftliches aufzufassen und darzustellen, vollständig bewiesen hat. Vortrefflich ist dagegen der Versuch einer Mineral=Geschichte Lapplands (Försök till en Mineral Historia öfver Lappmarken och Westerbotten. Stockholm 1804. 4.) von dem unvergeßlichen Patrioten, Freiherrn L. G. Hermelin; so wie das Handbuch der Oryktognosie (Handbok i Oryktognosien. Stockholm 1803. 8.) von dem verdienstvollen Professor der technischen Chemie bei der Akademie der Wissenschaften, Herrn G. M. Schwarz; eben so die Sammlung zu einer mineralogischen Erdbeschreibung Schwedens (Samling till en mineralogisk Geografi öfver Sverige. Stockholm 1808. 8.), von Wilhelm Hisinger, und die Abhandlungen über Physik, Chemie und Mineralogie (Afhandlingar i Fysik, Kemi och Mineralogie. Del. 1 — 3. Stockholm 1806 — 1810. 8.), die von ihm und Berzelius herausgegeben wurden, und worin sie mit einander in nützlichen Erfindungen, die Fortschritte der Wissenschaft zu befördern, wetteiferten. Von großem Werthe ist auch die Sammlung von Erfindungen in der Medicin, Landwirthschaft und Physik (Samling af Rön och Upptäckter i Medicin, Landthushållning, Physik m. m. 2a Bandet. Gotheburg 1805. 8. *), von dem verdienten Arzt, Dr. Pehr Dubb. Auf die Landwirthschaft war vorzüglich das Augenmerk der schwedischen Gelehrten dieses Zeitraums gerichtet, und mit Recht, da dieser alle übrigen Wissenschaften dienen müssen. Mehrere öffentliche Verordnungen der Regierung bezweckten ihre Verbesserung **), und viele gebildete Landwirthe und Patrioten kamen den Absichten des Königs entgegen. Schon haben wir, unter den Namen Ackerman, Gerß und Grevesmöhlen, von etlichen, diese Gegenstände betreffenden Schriften gesprochen. Die Abhandlung des Letztgenannten veranlaßte lebhafte Streitigkeiten, die mehrere Schriften erfahrner Landwirthe, J. Esbjörnsson, E. G. Adlerberg, A. Nordell, P. H. Schön und J. af Darelli hervorriefen. Andre findet man in den ökonomischen Annalen der Akademie der Wissenschaften und in den herausgegebenen Acten der gestifteten Landwirthschaftsgesellschaften. Die mehresten der einzeln herausgekommenen Abhandlungen sind so speciell für Schweden berechnet, daß sie für einen Ausländer wenig Interesse haben können, weshalb auch ihre Aufzählung hier ganz unzweckmäßig seyn dürfte. Wir wollen hier nur erinnern, daß der Pfarrer O. Linderholm alle ökonomischen Erfahrungen zu sammeln und alphabetisch zu ordnen versuchte, in seinem Praktisk Hand Lexicon för Landthushållare

*) Der erste Band war schon 1781 in Gothenburg gedruckt.

**) Ueber diese hat man vollständige Nachrichten in einer Rede vom Staatsrath Grafen M. Rosenblad, mit welcher er das Präsidium in der Akademie der Wissenschaften 1807 niederlegte.

och Konstnärer. Band. 1, 2. Stockholm 1802, 1803. 8.); wie auch, daß in diesen Jahren bis 1806 ein neues Journal für die Haushaltung (Ny Journal uti Hushållningen), jährlich sechs Hefte, von der patriotischen Gesellschaft, und noch ein Samlaren uti Economiska Ämnen. Häft 1—4. Stockholm, 8. von dem Herrn Lengblom herausgegeben wurde.

Um das Land zweckmäßig zu bebauen, war es nöthig, es zuvor sowohl nach seiner Lage und geologischen Beschaffenheit, als nach seiner Volksmenge, seinen öffentlichen Einrichtungen und innern Quellen genau zu kennen. Das erste lehrt uns die Geographie, das andre die Statistik, welche Wissenschaften in dieser Periode auch fleißig angebaut wurden. So gab nicht nur Daniel Djurberg seine Beschreibung von Schweden (Beskrifning om Svea Rike. Bd. 1—4. Stockholm 1806—1808. 8.) heraus, sondern es kamen selbst mehrere Beschreibungen einzelner Provinzen zum Vorschein, z. B. außer der schon oben genannten, von G. Wahlenberg verfaßten Beschreibung Kemi-Lappmarks, eine Beschreibung des nördlichen Theils der stockholmischen Landshauptmannschaft (Beskrifning öfver norra delen af Stockholms Län. Del. 1, 2. Upsala 1804, 1805. 8.) von Friedrik Wilhelm Radloff; Sammlungen zu einer Geschichte und Beschreibung Schonens (Samlingar till Skånes Historia och Beskrifning. 1 Del. Lund 1802. 8.), von N. H. Sjöborg; Beschreibung der Stadt Fahlun und des großen Kupfer-Gebirgs (Kort Beskrifning öfver Staden Fahlun och stora Kopparbergs Grufvan. Stockholm 1804. 8.), von C. Linderberg; hydrographische Beschreibung des Sees Wener (Hydrographisk Beskrifning öfver Wenern, till de sjöfarandes tjenst. 1a Del. Carlstad 1805. 8.), von P. J. Warberg, und vorzüglich, Nachrichten von der geographischen Breite und Länge derjenigen Oerter, die in Westerbotten vom Major C. P. Hällström durch astronomische Beobachtungen bestimmt sind (Förteckning på de Orters geographiska bredd och längd, i Westerbottens Höfdingdöme, som blifvit bestämde genom astronomiska Observationer: Stockholm 1803. 8.). Als hieher gehörig müssen auch die beiden Prachtwerke des nunmehrigen Staatsraths, Grafen Skjöldebrand: Description des Cataractes et du Canal de Trollhätta. Stockholm 1804. 4. av. Grav. und Voyage pittoresque au Cap Nord. Stockholm 1802. 4. av. Grav. angeführt werden. Mehr für das schwedische Publicum berechnet sind die Briefe, auf Reisen in Schweden geschrieben (Bref under Resor i Sverige. 4.), von welchen der zweite Theil in diese Periode gehört *).

*) Der erste Theil ist im Jahre 1797, der zweite 1808 und der dritte 1811 in Stockholm gedruckt.

Diese Briefe, von dem Canzlei-Rath und Reichs-Heraldiker Jonas Carl Linnerhjelm, sind eigentlich nur in malerischer Hinsicht geschrieben, und die schönen Aussichten, an welchen Schweden so reich ist, sind sowohl mit Worten, als mit dem Grabstichel gezeichnet, dabei sind die verschiedenen Rittergüter, Eisenhütten, Wasserfälle u. s. w. mit Genauigkeit in einem etwas zu gekünstelten und überladenen Style beschrieben. — Für die Kenntniß von Schweden hat jedoch nichts so viel geleistet, als die vom Freiherrn Samuel Gustaf Hermelin herausgegebenen und vom Major Carl Peter Hällström gezeichneten 58 geographischen Charten über Schweden, deren Vortrefflichkeit schon längst allgemein anerkannt ist. In gleicher Hinsicht darf man vorzüglich rühmen die große Charte von Schweden von dem Obristlieutenant E. Acrell, mit einer von ihm beigefügten Beschreibung Schwedens (Beskrifning öfver Sverige. Stockholm 1810. 4.). — Schließlich wollen wir noch diejenigen Schriften hier mit anführen, die auf Erweiterung der Kenntniß fremder Länder abzweckten, unter denen vorzüglich zu erwähnen sind: die ausführliche Geographie (Utförlig Geographie. Del. 1. Stockholm 8.) von Daniel Djurberg; die allgemeine Geographie, mit den nach dem letzten Frieden Statt gefundenen Veränderungen (Allmän Geographie med de efter sista Freden gjorda Förändringar. Stockholm 1804. 8.), von G. A. Silverstolpe; neue Briefe von Marocco (Ytterligare Bref om Marocco samt till en del om Spanjen och Portugal. Stockholm 1807. 8. *), von dem schwedischen General-Consul Olof Agrell; kurze Bemerkungen über Portugal (Korta Anmärkningar öfver Portugal. Stockholm 1803. 8.) und Reise in Portugal (Portugisisk Resa, beskrifven i Bref till Vänner. Del. 1, 2. Stockholm 1805, 1806. 8.), von dem Pfarrer C. D. Rubers; Reise durch einen Theil von England und Schottland (Resa genom en del af England och Skottland år 1802, 1803. Stockholm 1804. 8.), vorzüglich in mineralogischer Hinsicht wichtig, von E. Th. Swedenstjerna; der zweite Theil der Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung (Resa till Goda Hopps Udden, Södra Polhöretsen och omkring Jörden. Andra Delen. Stockholm 1802. 8.), von A. Sparrman; und topographische Bemerkungen über Liefland und Esthland (Topographiska Anteckningar öfver Lifland och Estland. Lund 1803. 8.); wie auch vermischte Nachrichten von der russischen Nation (Strödda Underrättelser om Ryska Nationen. Lund 1803. 8.), beide von C. F. Berling. — Die Regeln aber, nach welchen die Länder, vor-

*) Schon im Jahre 1796 kam zu Stockholm eine Sammlung von Briefen über Marocco heraus, wovon die oben erwähnte eine Fortsetzung ist.

zugleich in militairischer Hinsicht, ausgemessen und beschrieben werden sollten, trug der Major C. G. Tavaststjerna in seinen Vorlesungen über die Topographie (Föreläsningar i Topographien. Stockholm 1807. 8. mit Tab. und Pl.) vor.

Eine allgemeine statistische Uebersicht des Zustandes von Schweden hatte man nicht eher, als bis Herr Granberg, wie schon gesagt, seine schwedische Statistik herausgab; aber einige Schriften über einzelne dahin gehörige Gegenstände kamen auch im ersten Decennium dieses Jahrhunderts heraus. So gab der als Arzt und als Patriot gleich achtungswürdige Präsident des Collegii medici und Commandeur des Wasa-Ordens, David von Schulzenheim, eine sehr vollständige Beschreibung aller in Schweden befindlichen Armen- und Kranken-Verpflegungsanstalten, in Form einer Rede heraus, als er das Präsidium in der Akademie der Wissenschaften niederlegte (Tal om den offentliga Vården. Stockholm 1801. 8.). Ueber die Armen-Verpflegungsanstalten in Stockholm (Svar på Directionens för Gustafs Inrättning år 1800 framstälda Fråga: rörande Fättigvården i Stockholm. ibid. 1805. 8.) gab ein andres Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der Canzlei-Rath Henrik Nicander, eine Abhandlung heraus, wie auch ein Paar Jahre vorher sehr interessante Nachrichten von dem Zustande des Steuerwesens in Schweden und Finnland (Afhandling om Tabell Verkets tillstånd i Sverige och Finland ifrån 1772 till och med 1795. Stockholm 1802. 8.). Uebrigens hat man von Magnus Selling eine, für die Praxis nützliche Anweisung zur Cameralistik (Kort Anwisning till Läns-Kammar Werket, i alphabetisk Ordning. Hernösand 1802. 4.). Die eigentliche Staatswirthschaft betreffend, theilte C. P. Hagström seine Gedanken über die Ursachen der Schwäche Schwedens mit (Tankar om några till Sveriges Vanmagt bidragande Orsaker och välmenta Anledningar till deras undanrodjande. Stockholm 1802. 8.), und Erik Erland Bodell seine Bemerkungen über etliche Puncte in der Staatswirthschafts-Lehre und Finanzwissenschaft (Försök till Anmärkningar öfver några Puncter i Stats Hushållnings och Finans-Ämnen. Götheborg 1809. 8.).

Für die Geschichte wurde sehr wenig gethan, obgleich Erik Michael Fant, Professor zu Upsala, im Jahre 1802 das vierte Stück seiner Memoiren zur Aufklärung der Geschichte Schwedens (Handlingar till Upplysning af svenska Historien samlade och utgifne. 4de Stycket. Upsala 1802. 8.), wie auch seine Vorlesungen über die Geschichte Schwedens (Föreläsningar öfver svenska Historien. Styck. 1—5. Upsala 1803. 1804. 8.), ein sehr unordentlich zusammengetragnes und eilfertig ausgeführtes Werk, herausgab. Besser, sowohl in Hinsicht der Darstel-

lung, als der Ansichten, ist das Lehrbuch der schwedischen Geschichte (Läro Bok i svenska Historien. Stockholm 1805. 8.), von G. A. Silverstolpe; und zählt man hierzu die oben genannte Geschichte der kalmarischen Union von Granberg, so haben wir alle die neuen Werke in schwedischer Sprache über die Geschichte des Vaterlandes angegeben, welche innerhalb dieser Jahre herauskamen. — Die allgemeine Weltgeschichte oder die Geschichte andrer Länder betreffend, so erschien der dritte Theil der neuen allgemeinen Geschichte (Nya allmänna Historien, från början af Sextonde Århundradet. Tredje Bandet. Stockholm 1803. 8.), von dem vortrefflichen J. Hallenberg mit tiefer Gelehrsamkeit und scharfer Kritik ausgearbeitet. Dagegen sind die historischen Annalen (Historiska Annaler för åren 1801, 1802. Häft 1—3. Strengnäs 1801 — 1803. 8.) von P. D. Gravander, nur leere Compilationen aus den Zeitungen. Von beinahe gleicher Beschaffenheit ist die Geschichte Buonaparte's (Försök till Buonapartes Historia, enligt de messt trovärdiga Underrättelser. Del. 1, 2. Stockholm 1803, 1804. 8. med Porträtt.), von L. M. Philipson, Secretair des Gesundheits-Collegii zu Stockholm; und die Geschichte Englands (Historia om England. Del. 1, 2. Stockholm 1803. 8.) von J. af Bjerken, ist nur ein kurzgefaßter Auszug fremder Compendien.

In Ansehung der Hülfs- und Nebenwissenschaften der Geschichte hat die schwedische Literatur in diesem Zeitraume im Fache der Kirchengeschichte nur ein einziges Original-Werk aufzuweisen, nämlich die Geschichte der christlichen Gottes-Lehre (Christna Gudalärans Historia. Stockholm 1807. 8.), von dem Pfarrer des Sprengels Tibble in Upland, Magister N. E. Elewberg, ein von vielem Fleiße, Gelehrsamkeit und mannichfaltigen Forschungen zeugendes Werk. Da die Literaturgeschichte niemals recht in Schweden angebaut gewesen, so darf man sich nicht wundern, daß diese für die wissenschaftliche Wirksamkeit so unfreundliche Zeit keine reichen Früchte in diesem Fache des menschlichen Wissens hervorgebracht hat. Doch haben wir zwei bibliographische Werke hier aufzuzählen, obgleich beide schon lange vorher angefangen waren: die allgemein geschätzte, mit bewundernswürdigem und sorgfältigem Fleiße ausgeführte Bibliotheca Historica Sveo-Gothica, von dem Hofrath C. G. Warmholtz, deren Herausgabe lange unterbrochen gewesen *), bis endlich, im Jahre 1803, der neunte und im

*) Der Hofrath Warmholtz starb am 28. März 1785, aber mit der Herausgabe seiner historischen Bibliothek hatte, drei Jahre vorher oder im Jahre 1782, der Assessor C. Chr. Gjörwell den Anfang gemacht und sie bis zum siebenten Theil, der im J. 1793 zu Stock-

Jahre 1805 der zehnte und elfte Theil, unter der Leitung des Professors und Bibliothekars zu Upsala, Herrn Mag. Pehr Fabian Aurivillius, herauskam, der auch im Jahre 1805 die Sectio prior des lange ersehnten Verzeichnisses der gedruckten Bücher der Bibliothek der Universität zu Upsala, doch nicht wissenschaftlich, sondern nur alphabetisch geordnet, und mehr einem Verlags-Verzeichniß, als einem Kataloge einer großen gelehrten Büchersammlung ähnlich, besorgte. Auch gab der Lector M. J. Alopäus seine Geschichte des Gymnasiums zu Borgo (Borgo Gymnasii Historia. Häft 1, 2. Åbo 1806, 1807. 8.), die viele Erläuterungen der Literargeschichte Finnlands enthält, heraus. — In der Chronologie aber haben wir nur das Lehrbuch G. A. Silverstolpes (Lärobok i den allmänna Verldshistoriens Chronologi, jemte synchronistiska Tabeller öfver allmänna Historien. Stockholm 1805. 8.) zu nennen, welches noch dazu eigentlich eine Uebersetzung ist. In der Mythologie und Archäologie erschienen, außer dem großen Werke Olof Lindbergs: Antiquitets Lexicon, eller Beskrifning och Förklaring öfver de fordna Grekers och i synnerhet Romares Inrättningar, Sedvanor, Gudalära, Folkslag, Länder, Berg, Sjöar och Floder, jämte Myntsorter, Mått, Mål och Vigt samt en Genealogie öfver Grekiske och Romerske Konungar, Consuler och Kejsare, m. m. Del. 1 — 3. Stockholm 1802, 1803. 4. — der Frucht einer buntscheckigen und ausgebreiteten, aber todten und unverdauten Gelehrsamkeit — und außer den Briefen des Ober-Intendanten Pehr Thams (Bref till några lärde Herrar uti Köpenhamn. Stockholm 1802. 4. mit 5 Tab. — Till Hr. Magister Docens G. Knös, då i Rostock. Skara 1802. 8. und Bref till Doctor Münter i Köpenhamn. Skara 1803. 4.) beide voll von wunderbaren, wenige Kenntnisse und noch weniger Beurtheilungskraft verrathenden Meinungen, die diesen Schriftsteller eben nicht auf das ehrenvollste auszeichnen — noch die Quatuor Monumenta aenea, e terra in Suecia eruta, Tabulis IV aeneis et brevi commentatione illustrata. Accessere nonnulla de Literatura Cufica. Holmiae 1802. 4. und Berättelse om Kgl. Mynt Cabinettet, med Beskrifning öfver de i det samma befintliga Guld-Mynt samt åtskilliga af de öfrige sällsyntare Penningar. Stockholm 1804. 4. von dem Reichs-Historiographen und Canz-

holm herauskam, fortgesetzt. Da Gjörwell wegen ökonomischer Umstände das Werk nicht beendigen konnte, wurde die Handschrift von der Bibliothek zu Upsala gekauft, und hier ruhete sie bis zum Jahre 1807, in welchem mit dem Drucke wieder angefangen wurde, der im Jahre 1817 mit dem ganzen Werke vollendet war.

lei-Rath J. Hallenberg, die aufs neue seine gründliche und ausgebreitete Gelehrsamkeit und seinen tief eindringenden Scharfsinn beweisen.

Die Philologie gibt nur sehr geringe Ausbeute. Die Lehrbücher in der arabischen und griechischen Sprache von Svanberg und Dahl haben wir bereits angezeigt, und außer diesen und einigen akademischen Dissertationen, die niemals in den Buchhandel und also auch nicht in das große Publicum gekommen, besteht alles, was für die Kenntniß der alten Sprachen in dieser Periode gethan worden, in einem Wörterbuch über das neue Testament (Lexicon Manuale analyticum Graeco-Latino-Suecanum novi Testamenti, eller analytiskt Hand Lexicon, på Grekiska, Latinska och Svenska, öfver Nya Testamentet. Strengnäs 1802. 8.), von H. F. Wulf, und in einer Abhandlung von dem Lector Backman in Hernösand, Homerus comparans. Hernosandiae 1806. 4. betitelt, in welcher alle Gleichnisse, die in den beiden Homerischen Gedichten vorkommen, nach alphabetischer Ordnung in's Lateinische übersetzt, aufgezählt und erklärt werden. Dagegen wurden mehrere Grammatiken und Wörterbücher für die neuern Sprachen herausgegeben, die jedoch kein allgemeines Interesse haben können. Wir begnügen uns, hier nur einige Abhandlungen über die schwedische Sprache zu nennen, die durch die orthographischen Grundsätze der schwedischen Akademie veranlaßt wurden. Zwei sind von dem Baron D. Pfeiff abgefaßt, die eine, ein Versuch, alle übrigen Sprachen aus dem Schwedischen herzuleiten (Språkens Urgäng utur det Svenska. Norrköping 1801. 4.), die andere eine Entdeckung, die Selbstständigkeit und Reinheit der schwedischen Sprache zu begründen (Nyttigt Fynd för svenska Språkets Sjelfständighet, Renhet och Beriktande. Norrköping 1803. 4.), in welcher er, von den alten Rudbeckischen Ansichten und Hypothesen verleitet, jedoch ganz und gar ohne die Genialität des Verfassers der Atlantica, die lächerlichsten Absurditäten und die ungereimtesten Behauptungen ausspricht, so daß diese beiden kleinen Schriften wohl sehr nützlich für diejenigen seyn können, die ihr Zwerchfell erschüttern wollen, keineswegs aber für solche, die sich eine gründliche Kenntniß der schwedischen Sprache zu verschaffen wünschen. Letztre mögen sich hingegen zu den Bemerkungen über die Schriftregeln der schwedischen Sprache (Anmärkningar vid svenska Språkets Skrifsätt. Stockholm 1807. 8.) von dem Präsidenten des Gesundheits-Collegii, David von Schulzenheim, wenden, und sie werden ihn nicht, ohne vielseitige und sichere Belehrung, verlassen.

An Schriften über die freien Künste ist die Literatur dieses Zeitraums noch ärmer. Ueber die Maler- und Bildhauerkunst ha-

hen wir kaum eine einzige theoretische, nicht einmal eine historische Original-Abhandlung aufzuführen; denn die vermischten Abhandlungen über Gegenstände, die freien Künste betreffend (Strödda Afhandlingar i Åmnen rörande de fria Konsterna. Häft 1 — 4. Strengnäs 1808. 1809. 8.), von dem jetzigen Canzlei-Rath und Pfarrer zu Söderköping, G. A. Silverstolpe, redigirt, bestehen — mit Ausnahme eines kleinen Briefes, über die allgemeinsten Hindernisse der Ausbildung der Künste, und Bemerkungen über die Ausstellungen der schwedischen Kunst-Akademie im Jahre 1809 — nur aus übersetzten Schriften von Winkelmann, Göthe, Garve, Lessing u. A. Für die, doch meistens nur technische, nicht ästhetische Theorie der Musik haben zwei, nunmehr verstorbne, schwedische Künstler gearbeitet. Der eine, C. Envalsson, gab ein musikalisches Lexicon heraus (Svenskt Musikaliskt Lexicon, efter Grekiska, Latinska, Italienska och Franska Språken. Stockholm 1802. 8.), das doch eigentlich nur eine abgekürzte Compilation aus den Schriften Rousseau's und Rameau's ist. Und der andre, Musik-Director an dem Gymnasium zu Linköping, J. A. Mecklin, sammelte seine vieljährigen Erfahrungen in seiner Anweisung für den Anfänger in der Tonkunst (För Begynnare i Ton Konsten, med Tabell, innehållande Schalorna för Claver, Violin, Alt, Viol och Violoncelle, jämte några Öfnings-Exempel för Violin. Linköping 1802. 8.)

In der Geschichte der schönwissenschaftlichen Cultur der Schweden ist diese Periode besonders dadurch merkwürdig, daß die meisten ältern namhaften Dichter und Redner — gleichsam als ob sie dadurch stillschweigend andeuten wollten, daß sie ihre Bahnen als durchlaufen ansähen — ihre Schriften zu sammeln und herauszugeben anfingen. Zuerst trat Carl Gustaf af Leopold, nunmehriger titulirter Staats-Secretair und Großkreuz des Nordsternordens, hervor. Nach dem im Jahre 1795 erfolgten Tode Kellgrens und nachdem Leopold zweimal das Andenken des Verstorbnen in Versen gefeiert hatte, wurde letzterm von seinen Apollo-Brüdern das Primat in der schwedischen Dichtkunst feierlich übertragen. Er schrieb, um diese Würde zu behaupten, fleißig, theils in gebundenen, theils in ungebundenen Reden, in der damals beliebten Zeitschrift: Läsning i blandade Åmnen. Da späterhin, den einschränkenden Preß-Gesetzen zufolge, dieses Journal nicht fortgesetzt ward und kein andres es ersetzte, gab er, um mit einem Male sich in seinem ganzen schriftstellerischen Glanze zu zeigen, seine gesammelten Schriften (C. G. Leopolds samlade Skrifter. Del. 1 — 3. Stockholm 1800 — 1802. 8.) heraus. Diese Sammlung enthält zwei Trauerspiele: Odin und Virginia, die von den Jüngern der schwedischen Akademie als die größten Meisterstücke ausgeschrieen wurden und Leopol-

den unter ihnen den Namen des schwedischen Euripides erwarben. Diese Benennung wäre im Nothfall treffend gewesen, hätte Euripides nur die einzige Elektra geschrieben; denn, wie hier, herrscht in den Leopoldischen Trauerspielen die ungereimteste Verkettung der Auftritte, die erdenklich größte Verletzung aller Costume und eine rasende Sucht nach Gelegenheit, paradoxe Sentenzen in donnernden Versen auszusprechen. Uebrigens sind sie nach französischem Zuschnitte gearbeitet, und also die höchste Atrocität des Ausgangs auf die größte Schlechtigkeit und Gemeinheit der Sitten gebaut. Ferner enthält diese Sammlung mehrere didaktische und lyrisch seyn sollende Gedichte, poetische Episteln und satyrische Erzählungen *), in welchen kein Schatten von Phantasie oder wahrem Dichtergefühl, aber wohl etwas von prosaischem Witz und vorzüglich ein sophistisches Haschen nach Erhabenheit in verschrobenen Phrasen, durch eine oft sprachwidrige Diction und in eintönigen und schleppenden Versen, schreiend hervortritt. Auch verschiedene prosaische Aufsätze, die philosophischen oder ästhetisch-theoretischen Inhalts seyn sollen, findet man darin. Hier trennt er die speculative Vernunft, die keine allgemeinen Uebereinstimmungen hat und also keine Sicherheit der Wahrheit verschafft, von dem nur durch Sinnen-Eindrücke genährten gesunden Menschenverstande oder dem sens commun, der sich niemals betrügt. Doch ist letzterer nicht zureichend, sich der Ueberzeugung in Hinsicht der höchsten Gegenstände der menschlichen Gedanken, namentlich von Gott und Unsterblichkeit, zu versichern, ohne welche der Moralität alle Stützen mangeln würden; sondern wir erhalten diese Gewißheit durch ein ursprüngliches Gefühl, welches der äußerste Grund einer, sowohl sittlichen als künstlerischen, Aesthetik ist, die uns in allen unsern moralischen und artistischen Urtheilen über das Gute leitet, nach dem Princip der Vernunftrichtigkeit auf das System der menschlichen Glückseligkeit in Verbindung mit der Moralität gebaut — und über das Schöne, nach dem Princip der Vollkommenheit der Kunstwirkung mit Gemüthswürde vereinigt **). Darum glaubt er, daß alle Forderungen des Geschmacks auf die Sitten-, Vernunft- und Kunst-Cultur eingeschränkt werden können, und daß die höchsten Gebote der Geschmacks-Lehre diejenigen sind, welche Wahl, Reinheit und Züchtigkeit des Styls

*) Unter diesen Erzählungen ist eine, wo Herr Leopold die Lehre Kants von Zeit und Raum lächerlich machen will, dadurch, daß ein Schneider die Beinkleider des Philosophen allzu enge gemacht hat. Dieser einzige Zug muß dem Leser mehr als genug seyn.

**) Wenn ich seine Worte richtig verdollmetscht habe; denn es ist etwas schwierig, das zu übersetzen, was in der Urschrift ganz und gar ohne Sinn ist.

vorschreiben. Diese Züchtigkeit des Styls — gegen welche, wie er behauptet, die deutschen Dichter seit Klopstocks Auftritt, eigentlich gesündiget haben, besteht in einer genauen Mäßigkeit des Geistesfluges und der Gefühlserweckungen. Doch um den Herrn Leopold kurz zu charakterisiren, ist es genug, zu erinnern, daß er Virgilius, Horatius, Tasso, Corneille, Racine, Boileau, J. Lafontaine, Voltaire, Addison, Pope und Wieland als die allerhöchsten Classiker und die einzigen wahren Muster der dichterischen Vortrefflichkeit angibt; dagegen Shakspeare als den Waldmenschen der Literatur betrachtet, der wohl stärkere Sehnen und größere Schnelligkeit haben kann, aber dessen Körper haarig ist und dessen Stimme durch Mißlaute das Ohr verletzt *). Natürlich konnte ein Dichter mit solchem Streben und mit dergleichen Ansichten niemals den Ton angeben, der das rein und wahr empfindende Herz durchdringt oder die nicht verschrobene Einbildungskraft bewegt. Darum war Leopold auch, ohnerachtet seiner unvergleichlichen Vortrefflichkeit, ein Glaubensartikel des Mode-Jargons unter den Akademikern und ihren Verehrern, durchaus aber todt für den größten Theil der Nation, die sein ausposauntes Lob wohl nachsagte, aber seine Schriften ungelesen ließ.

Dagegen sollte man einen allgemeinen Beifall einem andern Akademiker, dem Kammerherrn A. G. von Silverstolpe, der im Jahre 1801 ein kleines Heft seiner Gedichte herausgab, in welchem er auf jeder Seite unwidersprechliche Beweise seiner edeln Gesinnungen, seines klaren, aber sehr eingeschränkten, alltäglichen Verstandes und seiner mittelmäßigen Talente abgelegt hat. Er fröhnte dennoch dem Tone der Zeit und — denn Schweden stand im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, den allgemeinen Ansichten nach, ungefähr auf der nämlichen Stufe der Cultur, wie Deutschland in dem achten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts — gab seiner Liebe für Aufklärung, Toleranz und Mittelmäßigkeit und seinem Hasse gegen Vorurtheile, Herrschbegierde und Ruhmsucht, in mehrern satyrischen Erzählungen und Episteln, in einer Sprache freien Lauf, die keine Mühe, weder zu erfinden noch zu versificiren, gekostet haben konnte. Auch drückte er einige laue, aber doch allgemein empfindbare Gefühle in mehrern nach Shenstone und Gray imitirten Elegien, und mitunter seine aufrichtige Liebe zum Vaterlande und seinen Gemeinsinn in etlichen patriotischen Gesängen aus. Damit jedoch der

*) Franz Horn behauptet, daß das sicherste Mittel, den poetischen Beruf eines Dichters zu prüfen, sey, nachzufragen, wie er über Shakspeare urtheilt, und mit welchem Grade von Bewunderung er seine Schriften liest. Wenn dieses Mittel wirklich sicher ist, so hat Herr Leopold sich selbst das Urtheil gesprochen.

Patriotismus nicht allzu excentrisch würde, versicherte er in andern, daß es dem denkenden Menschen gleichviel seyn müsse, wo oder unter welcher Regierung er lebte, wenn er nur glücklich und vergnügt seyn könnte, und freuete sich, daß die Aufklärung endlich dahin gelangt wäre, daß keiner sich mehr des Namens des großen Alexanders rühmen wollte. So etwas galt noch vor zwölf Jahren in Schweden als Poesie! — Doch andre Zeiten sind gekommen, in welchen man allgemein bei diesen, in einer kraftlosen und schleppenden Sprache ausgesprochenen Trivialitäten Ekel empfindet, so wie das dichterische Ansehen Silverstolpe's beinahe nur als ein einfältiges Kindermährchen aus vergangenen unreiferen Jahren betrachtet wird.

Dem Beispiele dieser beiden eben genannten Schriftsteller folgte zunächst der nachmalige Staatsrath und Seraphinenritter, Freiherr Gudmund Jöran Adlerbeth, der nun eine vollständige Sammlung *) seiner poetischen Versuche (Gudmund Jöran Adlerbeths poetiska Arbetan. Del. 1, 2. Stockholm 1802. 1803. 8.) herausgab. Diese Reimwerke — denn der Verfasser hatte sehr wenig oder vielmehr ganz und gar nichts von dem productiven Dichtergeiste bekommen, der eine wahre poetische Inspiration empfangen kann — sind eigentlich nur zusammengefrorne Bemühungen in französischer Correctheit, und da sie kein menschliches Gemüth wärmen oder nähren können, ungelesen geblieben. Doch hatte sich auch der Freiherr von Adlerbeth zu seiner Zeit einen Namen als Dichter, besonders als der fleißigste Trauerspieldichter der schwedischen Bühne, erworben. Seine Trauerspiele sind ebenfalls in strengster französischer Manier gedichtet; doch zeichnen sich die besten der ältern dramatischen Versuche durch Einfachheit der Situationen und Richtigkeit des Plans, als Producte eines klaren Verstandes, aus. Aber man dichtet nur mit dem klaren Verstande allein nicht schön, und Dramen, wie die Adlerbethischen, ohne eindringende Pathetik, tiefe Charakter-Entwickelungen, idealisirte geschichtliche Wahrheit in der Darstellung und poetische Kraft und Wärme des Vortrags, können kein reines Vergnügen erwecken und auch kein dauerndes Glück machen.

Aber nicht nur seine eignen Gedichte sammelte der Freiherr von Adlerbeth, sondern er that auch den hinterlassenen Schriften eines seiner Mitbrüder in der schwedischen Akademie, des Lector Johan Stenhammars, der im Jahre 1799 an einer verzehrenden Krankheit starb, den nämlichen Dienst. Lange nach dessen Tode, mit einer Vorrede des Herausgebers versehen, kamen diese Gedichte (Poetiska Skrifter. Stockholm 1807. 8.) ins Publicum. Zu seiner Zeit stand Stenhammar in großem Ansehen, um so mehr,

*) Schon vorher hatte er eine kleinere Sammlung unter dem Titel: Skald Skrifter. Del. 1, 2. Stockholm 1796. 8. herausgegeben.

da er der damaligen Mode in seinen Versen oft entgegenkam; aber sein ausgebreiteter Ruhm hat die Prüfungen einer schärferen und sicherern Kritik nicht aushalten können. Wohl findet man in allen seinen Gedichten lebendige Leichtigkeit der Versification und eine milde, halb fröhliche Einfachheit in der Darstellung, die sich dadurch als eine Nachbildung Kellgrens verräth; doch lag hinter dieser technischen Anmuth kein tief eindringender, reich erfindender und selbstständig wirkender und bildender Geist. Auch waren seine Ansichten von der Kunst eingeschränkt und so verworren, wie seine Kenntnisse überhaupt.

Zwei Jahre vor der Herausgabe der Stenhammerschen Gedichte fing der Reichsrath, Graf Johan Gabriel Oxenstjerna, die Sammlung seiner Schriften an. Zeitig wurde die hervortretende und sehr glückliche Natur-Anlage des Grafen für die Poesie von seinem Lehrer, dem Dichter O. Bergklint, und von seinem Oheim, dem Dichter Gyllenborg, entwickelt und mit einer glühenden Liebe für die Kunst und einem edeln Verlangen nach Vollkommenheit in ihrer Ausübung vereinigt. Leider wurden diese ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes nicht zweckmäßig von gründlichen und ächt-classischen Kenntnissen unterstützt, sondern er bekam nur eine oberflächliche bellettristische Bildung, die ihn seine Muster ausschließend in der französischen Literatur suchen ließ. Auch seine äußeren Lebensverhältnisse wirkten auf ihn, als schwedischen Dichter, minder vortheilhaft; denn da er in französischen Formen erwachsen und durch seinen Platz am Hofe oftmals genöthigt war, diese Sprache sowohl in Rede als Schrift anzuwenden, nahm nicht nur seine schwedische Diction einen durchaus französischen Charakter an, sondern verleitete ihn auch zu mehrern, dem ernsthaften und männlichen Geiste der schwedischen Sprache so widerstrebenden Versuchen, in Reimen an Freunde und Freundinnen mit tändelnder Artigkeit Nichts zu sagen. Die Sammlung seiner Schriften (Arbeten af J. G. Oxenstjerna. Del. 1—3. Stockholm 1805—1808. 8.) enthält daher beides, sowohl Gutes als Schlechtes. — In dieser Sammlung bieten sich erstens zwei große Gedichte dar: die Aernte (Skördarne), ein Lehrgedicht in neun Gesängen, über den Acker- und Gartenbau, das freilich, in seiner Integrität betrachtet, nach einer prosaisch-absichtlichen Berechnung entworfen ist und deshalb eigentlich nur stückweis mit Vergnügen gelesen werden kann, da mehrere Einzelheiten alles Lob verdienen, weil man hier, in einer unaffectirten, milden und rein poetischen Darstellung, alle für das Vaterland theure Erinnerungen erfinderisch und glücklich angebracht findet. Das andre Gedicht, die Tageszeiten (Dagens Stunder), in vier Gesängen, war ursprünglich nur zu einem beschreibenden Gedichte angelegt; aber später, von akademischen Ansichten verleitet, hat der Dichter seine Beschreibungen

durch die Didaktik einer empirischen Sittlichkeit ganz unglücklich auszufüllen gesucht, da die Landschaftsmalerei nur durch musikalische Einheit zusammengehalten werden kann, und die Schönheiten der unorganischen Natur nur in dem Herzen des Beschauers ihr Centrum finden und nur, durch seine Empfindungen reflectirt, in der idealisirten Individualität hervortreten, die den Forderungen der Kunst genugthut; wogegen die Verstandes-Reflexion, durch seine Analysirung, die Mannichfaltigkeit der Gegenstände noch mehr zersplittert und für die Phantasie ganz und gar unfaßlich macht. Ein schöneres Ganze ist dagegen die Erzählung: die Königin Dilfa; die, wenn man nur die allzu deutlichen Spuren der französischen Erzählungs-Manier verdecken könnte, ganz vollendet in ihrer Art seyn würde. Aber wenn auch der Graf Oxenstjerna nicht mehr, als die Ode an die Hoffnung, geschrieben hätte, wäre doch dadurch sein Dichter-Ruhm fest begründet, besonders wenn man dieses liebliche Gedicht in seiner ursprünglichen Gestalt betrachtet. Wie es in der Sammlung dasteht, ist mehreres, einer schiefen und dem Verfasser angezwungenen Theorie zufolge, von seiner ursprünglichen Anmuth weggeschnitten und das Ganze zu sehr in die Breite ausgesponnen. Der dritte Theil der Sammlung umfaßt eine Ehrengedächtniß-Rede über den König Gustaf III., durch und durch die feurigste Bewunderung und Dankbarkeit athmend. Doch wird diese Rede sich gewiß nicht viele Leser erwerben, denn man gähnt bald bei der weichlichen, abgeschliffenen Prosa, ohne Tiefe der Ansichten und ohne Klarheit der Reflexion.

Graf Oxenstjerna hat gleichwohl nicht nur als Redner das Gedächtniß seines Königs und Wohlthäters gefeiert, sondern dasselbe noch fester durch die Herausgabe seiner Schriften begründet. Sie kamen zuerst französisch unter dem Titel: Collection des écrits politiques, littéraires et dramatiques de Gustave III., Roi de Suède, suivie de sa Correspondance. Tom. 1 — 5. Stockholm 1803 — 1805. av. Grav. und nachher schwedisch: Konung Gustaf III's Skrifter, i politiska och vittra ämnen; tillika med dess Brefvexling. Del. 1 — 6. Stockholm 1806 — 1810. 8. heraus. Gewiß muß man einen König als Schriftsteller nach milderen Regeln, als gewöhnlich geschieht, beurtheilen; aber selbst so streng, wie seines Gleichen, darf Gustaf III. gewiß nicht gewürdigt zu werden fürchten, da er unwidersprechlich unter ihnen nicht den letzten Ehrenplatz erhalten dürfte. Das ächte poetische Leben sucht man zwar wohl vergebens in seinen dramatischen Versuchen; aber ein sehr heller Verstand, der alles auf das schicklichste sicher anzuordnen weiß, und vorzüglich ein warmer und liebender vaterländischer Geist in der innern Tiefe herrscht, troß der äußern fremdartigen und französischen Formen, darin. Dagegen

sind mehrere seiner politischen Reden, und vor allen diejenigen, die er auf dem Reichstage am 17. Februar 1789 hielt, bewunderns=würdig in Hinsicht des Adels der Gedanken und der feurigen und männlichen Kraft der Diction. Noch mehr hat man von seinem Ehrengedächtniß Lennart Torstensons gesprochen, doch eigentlich nur, weil der König ganz ungekannt um den Preis seiner neugestifteten Akademie mit drei Mitbewerbern rang und ihn erhielt; denn wenn sie auch nicht so phraseologisch leer und überladen ist, wie die spätern schwedischen Producte dieser Art nach der lehnbergischen Manier, sondern eine warme Empfindung für die ehemalige Ehre des Vaterlandes athmet, ist sie doch allzu unhistorisch, und die philosophischen Reflexionen zeugen von keinem sonderlichen Tiefsinne.

Wohl nicht Akademiker, aber doch zu seiner Zeit viel mehr berühmt und gelesen, als mancher unter ihnen, war Carl Lindegren. Er hatte sich nämlich zweier Zaubermittel bemächtiget, um seine Zeitgenossen zu entzücken. Das eine war die schlaffe, unsittliche, aber gutherzige Sentimentalität, welche er der Sprache und dem Ausdruck in einer Reihe von Schauspielen, nach dem Vorbilde Kotzebue's geformt, gab, in welchen Armuth und Hunger die Motive der Rührung ausmachen; der Tugendhafte, oder eigentlich der aus überschwenglicher Gutmüthigkeit fehlende und reuige Sünder, zum Schrecken aller Bösewichter, mit Gold belohnt wird; ahnenstolze Tanten und französische Gouvernanten, als über die Maßen Heirathslustige, Scheinheilige und Abergläubige, dem Gelächter Preis gegeben werden; die guten und edeln Gesinnungen am vorzüglichsten bei Kammerjungfern gefunden, und alle Falten der Bedienten=Seele mit der größten psychologischen Genauigkeit entwickelt werden, in welchen Schauspielen aber auch daneben eine vertraute Bekanntschaft mit dem Theater und seinen Hülfsquellen, Geschicklichkeit, Effect hervorzubringen, und ein leicht fließender Dialog nicht zu verkennen ist. Alle aber, bei denen diese Apparate nicht anschlagen wollten, wußte er auf der andern Seite durch jacobinisch politisirende Trinklieder und sanscullotisch gestimmte Erzählungen, in welchen er gegen die Könige und den Adelsstand tobte, bis zum Uebermaße zu berauschen. Es ließ sich also ein schallendes Jubelgeschrei durch ganz Schweden hören, da Lindegren eine Sammlung seiner Gedichte ankündigte. Aber als diese Sammlung (C. Lindegrens samlade Arbeten. Del. 1—3. Stockholm 1805—1807. 8.) herauskam, war es bald mit der Entzückung vorbei; denn man fand in dieser, wie der Verfasser bescheiden sich ausdrückt, „magern Mahlzeit" nur wenig oder nichts von den antiroyalistischen Kräutern, nach welchen man verlangt hatte. Etliche seiner Schauspiele theilte er wohl mit, aber sie waren nicht mehr neu und machten im Lesen nicht die nämliche Wirkung, wie auf der Bühne. Das Meiste in der Sammlung besteht

durch die Didaktik einer empirischen Sittlichkeit ganz unglücklich auszufüllen gesucht, da die Landschaftsmalerei nur durch musikalische Einheit zusammengehalten werden kann, und die Schönheiten der unorganischen Natur nur in dem Herzen des Beschauers ihr Centrum finden und nur, durch seine Empfindungen reflectirt, in der idealisirten Individualität hervortreten, die den Forderungen der Kunst genugthut; wogegen die Verstandes-Reflexion, durch seine Analysirung, die Mannichfaltigkeit der Gegenstände noch mehr zersplittert und für die Phantasie ganz und gar unfaßlich macht. Ein schöneres Ganze ist dagegen die Erzählung: die Königin Difa; die, wenn man nur die allzu deutlichen Spuren der französischen Erzählungs-Manier verdecken könnte, ganz vollendet in ihrer Art seyn würde. Aber wenn auch der Graf Oxenstjerna nicht mehr, als die Ode an die Hoffnung, geschrieben hätte, wäre doch dadurch sein Dichter-Ruhm fest begründet, besonders wenn man dieses liebliche Gedicht in seiner ursprünglichen Gestalt betrachtet. Wie es in der Sammlung dasteht, ist mehreres, einer schiefen und dem Verfasser angezwungenen Theorie zufolge, von seiner ursprünglichen Anmuth weggeschnitten und das Ganze zu sehr in die Breite ausgesponnen. Der dritte Theil der Sammlung umfaßt eine Ehrengedächtniß-Rede über den König Gustaf III., durch und durch die feurigste Bewunderung und Dankbarkeit athmend. Doch wird diese Rede sich gewiß nicht viele Leser erwerben, denn man gähnt bald bei der weichlichen, abgeschliffenen Prosa, ohne Tiefe der Ansichten und ohne Klarheit der Reflexion.

Graf Oxenstjerna hat gleichwohl nicht nur als Redner das Gedächtniß seines Königs und Wohlthäters gefeiert, sondern dasselbe noch fester durch die Herausgabe seiner Schriften begründet. Sie kamen zuerst französisch unter dem Titel: Collection des écrits politiques, littéraires et dramatiques de Gustave III., Roi de Suède, suivie de sa Correspondance. Tom. 1 — 5. Stockholm 1803 — 1805. av. Grav. und nachher schwedisch: Konung Gustaf III's Skrifter, i politiska och vittra ämnen; tillika med dess Brefvexling. Del. 1 — 6. Stockholm 1806 — 1810. 8. heraus. Gewiß muß man einen König als Schriftsteller nach milderen Regeln, als gewöhnlich geschieht, beurtheilen; aber selbst so streng, wie seines Gleichen, darf Gustaf III. gewiß nicht gewürdigt zu werden fürchten, da er unwidersprechlich unter ihnen nicht den letzten Ehrenplatz erhalten dürfte. Das ächte poetische Leben sucht man zwar wohl vergebens in seinen dramatischen Versuchen; aber ein sehr heller Verstand, der alles auf das schicklichste sicher anzuordnen weiß, und vorzüglich ein warmer und liebender vaterländischer Geist in der innern Tiefe herrscht, trotz der äußern fremdartigen und französischen Formen, darin. Dagegen

sind mehrere seiner politischen Reden, und vor allen diejenigen, die er auf dem Reichstage am 17. Februar 1789 hielt, bewundernswürdig in Hinsicht des Adels der Gedanken und der feurigen und männlichen Kraft der Diction. Noch mehr hat man von seinem Ehrengedächtniß Lennart Torstensons gesprochen, doch eigentlich nur, weil der König ganz ungekannt um den Preis seiner neugestifteten Akademie mit drei Mitbewerbern rang und ihn erhielt; denn wenn sie auch nicht so phraseologisch leer und überladen ist, wie die spätern schwedischen Producte dieser Art nach der lehnbergischen Manier, sondern eine warme Empfindung für die ehemalige Ehre des Vaterlandes athmet, ist sie doch allzu unhistorisch, und die philosophischen Reflexionen zeugen von keinem sonderlichen Tiefsinne.

Wohl nicht Akademiker, aber doch zu seiner Zeit viel mehr berühmt und gelesen, als mancher unter ihnen, war Carl Lindegren. Er hatte sich nämlich zweier Zaubermittel bemächtiget, um seine Zeitgenossen zu entzücken. Das eine war die schlaffe, unsittliche, aber gutherzige Sentimentalität, welche er der Sprache und dem Ausdruck in einer Reihe von Schauspielen, nach dem Vorbilde Kotzebue's geformt, gab, in welchen Armuth und Hunger die Motive der Rührung ausmachen; der Tugendhafte, oder eigentlich der aus überschwenglicher Gutmüthigkeit fehlende und reuige Sünder, zum Schrecken aller Bösewichter, mit Gold belohnt wird; ahnenstolze Tanten und französische Gouvernanten, als über die Maßen Heirathslustige, Scheinheilige und Abergläubige, dem Gelächter Preis gegeben werden; die guten und edeln Gesinnungen am vorzüglichsten bei Kammerjungfern gefunden, und alle Falten der Bedienten-Seele mit der größten psychologischen Genauigkeit entwickelt werden, in welchen Schauspielen aber auch daneben eine vertraute Bekanntschaft mit dem Theater und seinen Hülfsquellen, Geschicklichkeit, Effect hervorzubringen, und ein leicht fließender Dialog nicht zu verkennen ist. Alle aber, bei denen diese Apparate nicht anschlagen wollten, wußte er auf der andern Seite durch jacobinisch politisirende Trinklieder und sansculotisch gestimmte Erzählungen, in welchen er gegen die Könige und den Adelsstand tobte, bis zum Uebermaße zu berauschen. Es ließ sich also ein schallendes Jubelgeschrei durch ganz Schweden hören, da Lindegren eine Sammlung seiner Gedichte ankündigte. Aber als diese Sammlung (C. Lindegrens samlade Arbeten. Del. 1—3. Stockholm 1805—1807. 8.) herauskam, war es bald mit der Entzückung vorbei; denn man fand in dieser, wie der Verfasser bescheiden sich ausdrückt, „magern Mahlzeit" nur wenig oder nichts von den antiroyalistischen Kräutern, nach welchen man verlangt hatte. Etliche seiner Schauspiele theilte er wohl mit, aber sie waren nicht mehr neu und machten im Lesen nicht die nämliche Wirkung, wie auf der Bühne. Das Meiste in der Sammlung besteht

Gespensterbücher, und Räubergeschichten von Vulpius und ihren Nachfolgern für die Liebhaber der Gräßlichkeiten und des iterirten Beischlafs auf, — und den sinnlichen Verführungen dieser Meisterstücke suchte man entgegen zu arbeiten durch Uebersetzungen von den Moralitäten der Frau von Genlis. Da nun diese Uebersetzungen — gegen welche Herr G. A. Silverstolpe in seinem Journal der schwedischen Literatur vergebens tobte, denn, um nur die besten und namhaftesten zu nennen, die Herren Curèn, Landmark, Altén, H. A. von Kullberg, Wistrand u. a. brauchten immer Geld und gewannen es immer durch übersetzte Schauspiele und Romane — oftmals auch von solchen ausgeführt wurden, die, was sie für die Erlernung des Französischen oder Deutschen an einen Sprachmeister bezahlt hatten, von den Buchdruckern für ihre Exercitien baldmöglichst wiedergewinnen wollten: so mußte, wenn es lange so fortgegangen wäre, der allgemeine Geschmack und die Sprache gänzlich verwildern. Doch als Anregung zu etwas Besserem, trat der Herr Expeditions-Secretair G. Regnèr, ein verdienter Gelehrter des ältern Gustavischen Zeitraums, mit seinen Versuchen zu metrischen Uebersetzungen (Försök till metriska Öfversättningar. Stockholm 1801. 8.), von einer Abhandlung über die metrischen Regeln der schwedischen Sprache begleitet, hervor, welche Uebersetzungen durch Eigenthümlichkeit und natürliche Anmuth — besonders die nach Bion, Moschos, Musäos dem Grammatiker, Catullus und Ovidius — ausgezeichnet sind, obschon die Versification, trotz seiner eigenen Regeln, ziemlich incorrect ist, so daß er als der Begründer der Grundsätze der echten Uebersetzungs-Theorie angesehen werden kann. Seinen Fußtapfen, leider aber auch in der Versification, folgte der Schullehrer Magnus Boman in seiner Uebersetzung der Distichen Dionysii Catonis (Nyköping 1802. 8.). Endlich gab der schon oben genannte Freiherr G. F. Adlerbeth seine streng nach Voßischen Grundsätzen in Hinsicht des Innern und Aeußern gebildeten, ganz vortrefflichen Uebersetzungen: Virgilii Aeneis, Stockholm 1804. 8. und Virgilii Bucolica och Georgica. Stockholm 1807. 8. heraus; und obschon der platte Wallmark sich theoretisch gegen die Methode erklärte, und einige wo möglich noch plattere Parodien der Adlerbethischen Uebersetzungen handschriftlich verbreitet wurden, so drang doch hier, wie immer, das Gute, so wie alles, was richtig angefangen und mit Consequenz durchgeführt wird, durch, und sowohl die wahre Uebersetzungs-Methode als der Hexameter gewannen nun sicheres Bürgerrecht in der schwedischen Literatur und Sprache. Dieses wird durch mehrere spätere Erscheinungen bewiesen. So versuchte der alte Gyllenborg, der doch einmal den Reim als der schwedischen Sprache unentbehrlich und wesentlich erklärt hatte, sich die Regeln seines Freundes Adlerbeth anzueignen und darnach eine Uebersetzung der Ovidischen Fabel von dem Streite über die

Waffen des Achilles (gedruckt zu Stockholm 1804. 8.) zu schreiben. Nach gleichen Grundsätzen übersetzte auch C. N. Humble zwei Gedichte von Kosegarten (Stockholm 1804. 8.) in's Schwedische, und G. A. Silverstolpe veranstaltete eine neue Auflage des Gedichts Hercules von dem alten Sternhjelm, mit einer, nach den Zeitumständen gerichteten, nur im Metrischen allzu willkürlichen Umarbeitung, die in Strengnäs 1806. 4. herauskam. Mehrere solche Versuche — unter welchen die Uebersetzung der Tyrtäischen Kriegslieder von Ingelgren, Upsala 1809. 4., besonders genannt zu werden verdient — kamen in Form öffentlicher Gelehrsamkeitsproben auf den Universitäten zum Vorschein, wie auch die schönwissenschaftlichen Gesellschaften zu Stockholm und Gothenburg zuletzt Preise für metrische Uebersetzungen bestimmten. Dies waren die ersten Strahlen der Morgenröthe einer bessern Zeit, die nur veränderte Umstände abwarteten, um in vollerem Glanze hervorzubrechen. 9.

VIII.

Ueber Pestalozzi's Institut.

Wie Herr Jos. Schmid die Pestalozzi'sche Anstalt leitet, von Jerem. Meyer. Stuttgart bei Metzler 1822.

Auf das Buch Lienhard und Gertrud hat unser Herder zuerst aufmerksam gemacht und schon damals, vor vierzig Jahren, den Verfasser einen Mann des Volks genannt. Das war auch Pestalozzi. Was er in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts geschrieben, und was er zu Neuhof und Stanz gethan hat, ist der bündigste Beweis dafür. Verbesserer des Zustandes der untern Volksclassen, Vater ihrer Kinder zu seyn, war sein Ideal. Er wollte sie aber nicht blos aus dem Schmuz des Verderbens ziehen, nicht blos Unterhalt und Beschäftigung für sie suchen; er dachte vielmehr auf Mittel, ihren Unterricht zu bessern, ohne daß man gelehrte Bildung und Bücherweisheit in ihren Kreis herabziehe und die Staatskassen in Anspruch nehme. Indem er hierüber nachsann, ist er auf edlere Erfindungen gekommen, als nach ihm Bell und Lancaster. Diesen Engländern verdankt man eine äußere Schuleinrichtung, wodurch eine übergroße Zahl von Kindern in Ordnung gehalten und des Lehrers Augen und Hände gleichsam vervielfältigt werden. Der Schweizer dagegen hat nicht darnach

getrachtet, die äußern Hemmungen der Achtsamkeit in den Schulen wegzuräumen; sein Blick richtete sich auf das Innere des Lehrens; der Lehrstoff sollte eine so belebende Kraft erhalten, daß der kindliche Geist nothwendig achtsam, und mehr noch, daß er selbstthätig werde und seine eigene Bildung sich gleichsam erzeuge. Zum Muster stellte er die Mutter mit ihrem Kinde auf, dieses in frühester Entwickelung, jene sich bemühend, ihm darin zu helfen durch Vorsingen und Vorsprechen, durch Mittheilung von Namen, durch Hinweisen auf Gestalt und auf's Vielfache. Sprache, Form und Zahl seyen demnach, behauptete er, die Uebungsfelder des Geistes; die Gesetze, nach denen man zu üben habe, seyen die Anschauung, das Selbstfinden, der lückenlose Fortschritt und das Aneignen alles Aufgefaßten durch den bestimmtesten Ausdruck der Sprache; Beginn aber und Folge der Uebungen würden bei scharfer Beobachtung der Selbstthätigkeit der Zöglinge bald auszumitteln seyn.

Aus diesen Ansichten konnte eine neue Methode für den ersten Unterricht hervorgehen, und da die Natur keinen Unterschied zwischen Armen und Reichen macht, nicht jenen allein, sondern allen Kindern zu gute kommen. Durch Handbietung wackerer Männer gelang es auch dem Erfinder, die Möglichkeit der Ausführung seiner Ideen zu zeigen. Der Glaube an ihn begann zu wachsen. Zu Burgdorf, Buchsee, und am bedeutendsten seit 1805 zu Iferten am neuenburger See, sah sich Pestalozzi an der Spitze einer Menge von Knaben, die ihm aus der Schweiz und aus mehrern Gegenden Deutschlands voll Zuversicht auf seine Methode und seine uneigennützigen Absichten zur Erziehung anvertraut wurden. Zur Erziehung, kann man sagen, denn auch über religiöse und sittliche Bildung, gleichfalls aus dem Verhältniß des Kindes zur Mutter sie entwickelnd, hatte er mit Tiefe des Gefühls und mit Begeisterung geschrieben und sich überaus viele Herzen dadurch gewonnen.

Manche Pädagogen und Sprachgelehrte hielten seine Lehre der Annahme oder Bestreitung würdig. Ein Denker, wie Fichte, sah Bedeutsames in ihrer möglichen Entwickelung; ein Staatsmann, wie Herr von Wangenheim, beschäftigte sich wirklich mit dieser Entwickelung, und der besonnenste der jetzigen Philosophen, Herbart, verschmähte, wiewohl selbst gelehrter Mathematiker, die Pestalozzi'schen Uebungen so wenig, daß er eine ihrer Richtungen aufzusuchen und zu bestimmen strebte. Wer in die Nähe des fast kindlich naiven, lebhaften, sich äußerlich vernachlässigenden alten Mannes kam, fühlte sich innig von ihm angezogen. Sein natürlich herzliches Wesen verbannte alle Convenienz, sein Witz überraschte; in seiner ganzen Unterhaltung, die nichts Gelerntes vorbrachte, vielmehr Alles, und war es auch früher schon von ihm gedacht, mit frischer Vor-

stellungskraft und erregtem Gefühl eben zu schaffen schien, konnte man nicht anders, als den genialen Mann erkennen. Man verehrte und liebte ihn als Vater. Viele ergaben sich seinen Aussprüchen, wie denen eines Himmlischen. — Da von den Resultaten der Methode in den Anfangsgründen der Mathematik sich preisende Gerüchte verbreitet hatten, so begaben sich Lehrer, Seminaristen und Studenten, oft aus weiter Ferne, zu ihm, um die Unterrichtsweise, die aus gedruckten Aufsätzen und Heften schwer aufzufassen war, mit eigenen Augen zu sehen. Mehrere Regierungen sandten Beamte, sie zu prüfen, und Jünglinge zu ihrer Erlernung. Vielleicht hat nie ein Erziehungshaus ähnliche Gelegenheit gehabt, auf die Verbesserung des Lehrwesens in vielen Ländern wohlthätig zu wirken. Es wäre deshalb zu wünschen, daß ein Kenner der Sache diesen Wirkungen nachspähte und sie schilderte; wo nach unsrer Meinung nicht zu den geringsten gehören würde: die erhöhtere Vorstellung vom Elementar-Unterricht, das Selbstgefühl, das in dem sonst weniger geschätzten Lehrer kleiner Stadt- und Landschulen geweckt, und die größere Achtung, die ihm bei andern zu Theil geworden.

Gewöhnlich wendet der Mensch in Erziehung seiner Kinder und Schüler die selbst in der Jugend genossene Behandlung an. In den Umgebungen Pestalozzi's wurden aber häufig zum Lehrfach bestimmte Jünglinge, welche vielleicht über ihr künftiges Amt noch wenig nachgedacht, noch keine bedeutende Neigung zum Erziehen empfunden hatten, dafür erwärmt und bald dem Gewohnten gänzlich entfremdet. Schon daß hier kein demüthiges Seminar sich aufthat, mußte den Ankömmling gewinnen. Das Institut, eingerichtet in einem alten, mit vier Thürmen versehenen, weitläuftigen Schlosse, zierte und belebte, gleich einer Universität, die kleine, aber schön gelegene Stadt. Reisende jeglicher Art verweilten, um es zu sehen und zu bewundern. Im Innern glaubte man nichts Handwerkartiges zu erblicken, vielmehr eine Versammlung von Männern und Zöglingen, wo die Idee der Erziehung als eine der höchsten, das Werk derselben als das schönste und ehrenvollste Geschäft eines Menschen galt. Um so mehr konnte in den jugendlichen Köpfen die Bedeutung ihres künftigen Thuns sich steigern, so daß man sich glücklich pries, der Jüngerschaft des alten verehrten Meisters anzugehören, und einem enthusiastischen Gefühl sich ergab, das mit idealen Hoffnungen erfüllte. Jedoch war außer dieser allgemeinen Erregung auch für ein besonderes Gut gesorgt, das die, welche die Methode studirten und mit dem Namen Erwachsene bezeichnet wurden, mit nach Hause nehmen konnten. Die Elemente des Rechnens und der Geometrie, in deren methodischer Entwickelung früher Herr Krüsi Manches, dann ein thätiger Zögling, Herr Schmid,

vieles geleistet, ganz nach Weise der Kinder selbst durchzugehen; die Anfangsgründe des Zeichnens, die ein andrer Zögling, Herr Ramsauer, gleichfalls schärfer aufgefaßt und geordnet, vortrug, sich anzueignen; dem zuletzt durch die Herren Henning und Blochmann verbesserten geographischen, und dem nach Nägeli's Vorschrift ertheilten Gesang-Unterrichte beizuwohnen, — dies Alles stand ihnen offen. Die noch immer mißlungene Anwendung der Pestalozzi'schen Ansichten auf naturgeschichtliches und physikalisches Wissen und vorzüglich auf die Muttersprache, der jenes Wissen dienen sollte, konnte wenigstens Winke geben, was eigentlich darin zu thun seyn möchte. Der gleiche Fall war mit Versuchen einer naturgemäßen Gymnastik. Gerade das Unvollendete, das noch Dunkle reizte und bethätigte mehr, als hätte man den gesammten Unterricht in allen Formen durchaus fertig und abgeschlossen mitzutheilen gewußt. Noch war nichts pedantisch herrschend und anderes ausschließend geworden, noch trug die Methode das Abzeichen der Jugendlichkeit, noch fühlte man an ihr die Wärme des Werdens. Man forschte, man versuchte und hielt, wenn er auch mitunter verletzt wurde, den aufgestellten Grundsatz, die Individualität der Zöglinge zu beachten, in Ehren. — Reibung der Meinungen, Ansichten und Gedanken gab's häufig; es entwickelte sich darin das Talent junger Lehrer. Sie nahmen nicht blos auf, sie fühlten, daß sie mit schufen. Ueber Behandlung der Jugend war mancher Ausspruch von Belang, mancher eifrige Streit anzuhören. Man wetteiferte, Pestalozzi's unklare Andeutungen und Wünsche sich auszulegen. Zu alle dem diente die große Oeffentlichkeit, welche dem Institute eigen war. Die Lehrerversammlungen, wo etwa pädagogische Grundsätze berathen, einzelne Eigenthümlichkeiten der Schüler erwogen wurden, oder sonst das Nothwendige, Fehlende, zu Verbessernde zur Sprache kam, waren den Erwachsenen nicht verschlossen. Sie gehörten mit zum Ganzen. Pestalozzi pflegte nicht zu sagen: mein Institut, sondern: mein Haus. Er betrachtete sämmtliche Kinder und sämmtliche Lehrer, die nicht bloße Stundengeber, sondern Erzieher seyn sollten, als eine einzige große Familie; und jeder Fremde, dem die Anstalt lieb war, konnte sich leicht als Mitglied hinzurechnen. Diesen Familiengeist sollte deshalb auch kein Classengeist stören, der etwa die vorgerückten Zöglinge den jüngern entfremdet hätte; und wohl überlegt, wurden zu jenem Zwecke gemeinschaftliche Feste und gemeinsame, an das sämmtliche Personal gerichtete Ermahnungen des Vaters benutzt.

Die Religiosität des Hauses, durch den Vater selbst und durch seinen Freund Niederer geleitet, war ganz geeignet, wie in den Zöglingen, so in den Lehrern und Erwachsenen, das religiöse Leben zu wecken und zu fördern. Kein mystischer Kram, keine Kopfhän-

gerei! Und doch machte der reine religiöse Geist, der sich in der Liebe zur Kinderwelt, in dem Vertrauen der Kinder zu ihren Lehrern und zu dem geliebten Vater, in den mehrmals in der Woche gehaltenen Morgen- und Abendandachten, und in dem sonntäglichen Gottesdienste des Schlosses aussprach, sich innigst fühlbar. In den meisten Knaben konnte der Beobachter leicht entdecken, wie Gottesfurcht mit jugendlicher Lust, Gehorsam mit Offenheit des Charakters und ungebrochnem Willen vereint sey, und daß man aus den Kindern sittliche, charakterstarke Jünglinge zu ziehen wünsche, denen Kopf und Herz auf dem rechten Flecke sitze.

Die vielen, nun wieder in der Schweiz und im weiten deutschen Vaterlande zerstreuten Männer und Frauen, die vor zehn und mehr Jahren sich zu Iferten und in Pestalozzi's Nähe geraumere Zeit aufgehalten, werden gewiß, gleich dem Schreiber dieses, sich gern und oft an die dort verlebten Tage erinnern, und dem vorhin Gesagten, als einem kurzen Abriß von der Lichtseite des Pestalozzi'schen Instituts, als wahr beypflichten. Leider hat aber die Lichtseite ihre Stärke seitdem verloren. In den letztern Jahren sprach man keinen Reisenden, der nicht auf Fragen nach der Anstalt zu Iferten die Achseln zuckte, unangenehme Dinge berichtete, den zu häufigen Lehrerwechsel, die Entzweiung mit den ältern treuen Gehülfen und den gemißleiteten, über den wahren Zustand seines Institutes gänzlich in Unkunde gehaltenen, nur in Einbildungen lebenden Greis beklagte. Gerade in Pestalozzi's Hause, hieß es, suche man Pestalozzi's Erziehung jetzt vergeblich. Die Firma laute freilich noch immer nach dem Namen des verehrten Mannes, die Geschäftsführung sey aber gänzlich in den Händen des Herrn Schmid, der nach andern Grundsätzen verfahre. Das dortige Wesen halte sich nur noch durch Schein und Marktschreierei, wovon die neusten Einladungsschriftchen und Selbstpreisungen ein deutliches Zeugniß lieferten. Man müsse sich damit trösten, daß ja an das Leben Pestalozzi's und seiner Lehranstalt nicht das Leben seiner Ideen gebunden sey; der Mutterstamm möge dem allgemeinen Gesetze der Natur gemäß hinsterben, da man seine Schößlinge, verpflanzt in die Nähe und Ferne, frisch wachsen, blühen und Früchte tragen sehe.

Solche und ähnliche Aeußerungen verschiedener Augenzeugen bestätigt nun die vorliegende Meyer'sche Schrift, indem sie von dem geistigen und sittlichen Verfall der Pestalozzi'schen Anstalt eine vollständige Schilderung liefert. Ihr Inhalt ist für den Menschenfreund betrübend und dennoch in mehrfacher Beziehung so wichtig, daß Niemand, der sich mit Pestalozzi's Charakter und Unternehmungen bekannt machen will, sie übersehen darf; so wie sie dem Kenner und Freunde jener Unternehmungen Gelegenheit bietet zu belehrenden Vergleichen des Jetzt und Ehemals, und allen Eltern

welche sich nach einer Erziehungs-Anstalt für ihre Kinder umsehen und etwa an das Schloß von Iferten denken, eine deutliche, auf Thatsachen beruhende Warnung ist.

Herr Meyer war in seinen Knabenjahren Zögling des Pestalozzi'schen Instituts. Referent hat ihn dort als einen der talentvollsten und fleißigsten Schüler gekannt. Nachmals besuchte er das Gymnasium zu Aarau, wo er unter Leitung des nun zu Lüneburg befindlichen Philologen Evers tüchtige Fortschritte in den alten Sprachen machte. Nachdem er darauf in Halle und Berlin seine Studien, vorzüglich in classischer Literatur und Philosophie, fortgesetzt hatte, fand er die Gelegenheit, seinen mit unwandelbarer Anhänglichkeit verehrten Vater Pestalozzi wieder zu sehen und ihm das empfangene Gute durch treuen Eifer in seiner Sache vergelten zu können. Er ging als Lehrer nach Iferten. — Anfangs [illegible] durch die Freude für den Aufenthalt, wo er seine erste Geistesnahrung erhalten, nahm er die zunächst in's Auge springenden Mängel [illegible] und [illegible] durch gute Gegenwirkung sie bald zu [illegible]. Er [illegible] an Herrn Schmid; [illegible] jedoch vergeblich. Das Mangelnde, [illegible] und Bösen zeigte sich indeß [illegible] immer mehr, und war [illegible] bleiben [illegible] daß der [illegible] selbst, wie von der [illegible] ins Einzelne gehenden [illegible] Verkehrte und Schlechte, [illegible], daß man Hand anlege zur [illegible] den entflohenen Geist zurückzurufen, sich mit [illegible] Freunden und Gehülfen wieder [illegible] ist auch zwischen ihm und Herrn Schmid [illegible] entstanden, wovon die Folge gewesen, daß er nach [illegible] zwischen Dankbarkeit und Liebe zur Person [illegible] und Pflicht und Liebe zu den Ideen Pestalozzi's [illegible] die Anstalt verlassen hat und nun öffentlich gegen [illegible] ist.

[illegible] ist die Veranlassung der Schrift. Dem zufolge wird sich [illegible] Kenntniß des Gegenstandes dem Verfasser nicht absprechen lassen [illegible] sie auch auf jeder Seite des Buchs. Eher dürfte man [illegible] Sprache und zu stark aufgetragene Farben von ihm [illegible] er ist jung und entrüstet. Man freut sich aber, [illegible] nschaftlichkeit nur in jenen Stellen zu finden, wo ein Zorn gegen das Unsittliche aus ihm spricht. Daß er [illegible] stark seine Farben aufgetragen, Manches zu schwarz [illegible] auch sich geirrt habe, mag hie und da der Fall seyn. [illegible] dagegen die Klarheit, womit er erzählt, die scharfe

Auffassung, die sich überall zeigt, und ein natürliches Talent, dasjenige hervorzuheben, worauf es ankommt. Der Lüge wird wohl schwerlich ein Leser den Verfasser für fähig halten. Wenn ein sittlicher, von Affectation freier Ernst, wenn eine innere Verwandtschaft der mitgetheilten Aussprüche und Thatsachen unter einander, und eine offene, ungeschminkte Sprache uns irgend berechtigen, dem Verfasser zu glauben, so scheint es hier der Fall zu seyn. Abgesehen aber von solchen innern Kriterien der möglichen Wahrheit oder Unwahrheit eines Buches, besitzt der Referent und mit ihm wohl ein jeder Kenner der Pestalozzi'schen Anstalt, wie sie in frühern Jahren beschaffen war, noch einen andern Maßstab der Beurtheilung, nämlich die Kenntniß der damaligen *Schattenseite des Instituts*. Man erinnere sich daran und man wird einzelnes von dem Tadelnswerthen, was Herr Meyer schildert, schon damals gesehen haben; anderes war nur im Keim und von dem Guten überragt und zurückgehalten vorhanden. Die Entstehung von anderem, und zwar von dem Aergsten, hat freilich erst nach Aufhörung des wahren geistigen Strebens und nach Erschlaffung der sonst vorwaltenden Religiosität möglich werden können. Es sey deshalb dem Referenten noch ein näherer Blick auf jene Zeit erlaubt.

Zuvörderst ist gewiß, daß *die Anstalt nicht recht wußte, was sie war*. Man hätte Herrn Pestalozzi vergeblich gefragt, wie lange man einen Knaben mit Nutzen in seiner Anstalt lassen, oder welche Kenntnisse er sich überhaupt bei ihm erwerben könne. Weder die Grenzen des gesammten Unterrichts, noch die Nothwendigkeit der Lehrfächer, noch die Verhältnisse derselben in verschiedenen Classen waren bestimmt. Mit mancher Sprache und Wissenschaft stand es so, daß sie gelehrt wurden, je nachdem sich gerade ein Lehrer dafür vorfand, oder auf dringendes Verlangen der Eltern, oder auf Begehren Pestalozzi's, einen methodischen Versuch darin zu machen. Darum galt ein Verzeichniß der Lehrfächer nicht etwa auf einige Jahre, oft kaum auf Vierteljahre und Monate. Zu jeder Zeit sah man einzelne Jünglinge ohne zweckmäßige Geistesbeschäftigung, weil es ihnen entweder an Entschluß und Mitteln fehlte, aus eignem Antriebe fortzugehn, oder sorglose Angehörige es versäumt hatten, sie zu rechter Zeit aus Iferten abzuholen; denn aus freien Stücken entließ die Anstalt keinen.

Pestalozzi hätte seine Schule bestimmt als eine *elementarische* betrachten sollen, und zwar für Knaben von etwa 7 bis 14 Jahren. In solcher Begrenzung hätte für die Entwickelung seiner Grundsätze vieles und weit mehr geschehen können, als geschehen ist. Daß manche freilich die Methode für eine Form gehalten, worein jede Doctrin sich fügen müsse, zeigt nur von Unkenntniß derselben; auch gab es einen Fingerzeig, solche Ausschweifung zu vermei-

den, sobald das Wort: allgemeine Menschenbildung zur Bezeichnung des Pestalozzi'schen Strebens ausgesprochen war. Denn hierin liegt ein Gegensatz mit Berufs- und Nationalbildung. Da die Forderungen dieser letztern beiden irgend einmal in der Erziehung eines Jeden erfüllt werden müssen, Pestalozzi's Principien aber sich allein auf das dem Menschen ursprünglich Inwohnende beziehen, so folgt daraus, daß das Kind den Händen der Methode entwächst, sobald jene Forderungen ihre Befriedigung verlangen. Es versteht sich wohl von selbst, daß wir nicht behaupten, es könne gelehrte und anderweitige Berufsbildung geben, ohne gleichzeitig mit allgemein menschlicher verbunden zu seyn. Ist aber von dieser, als dem Gegenstande einer Schule, die Rede, so müssen wir sie derjenigen gleich setzen, die man elementarisch zu nennen pflegt. Indeß ist eine allgemeine Menschenbildung denkbar, die über das zur Elementarbildung bestimmte Maß weit hinausreichen würde. Auch [illegible] den [illegible] der Pestalozzi'schen Idee diese ausgedehnte Wirkung [illegible]. Referent hingegen ist der Ueberzeugung, daß sie darin zu einseitig sey, daß Pestalozzi unter den Verhältnissen, welche er bei dem Menschen betrachtete, gerade ein wichtiges, nämlich das zu der gesammten Menschheit, nicht beachtet hat, woraus sich z. B. seine einseitige Ansicht des historischen Unterrichts erklären läßt.

Hätte die Pestalozzi'sche Methode, woran nicht zu zweifeln, auch [illegible] die äußere Vollständigkeit erreichen — denn an eine innere Vollendung, an eine absolute Methode, deren man sich schon [illegible] noch rühmen könnte, glaubt Referent nicht — so würde sie eine Anweisung zur geistigen Turnkunst seyn. [illegible] Versuch und Beginn einer solchen Anweisung. Sie würde aber, wie gesagt, schon mehr seyn, wenn Pestalozzi nicht die Schranken überschritten und sein eigentliches Wollen aus den Augen verloren hätte. Alle Anstrengung mußte darauf gerichtet seyn, wie man die Naturwissenschaften und das System der deutschen Sprache am zweckmäßigsten zu jener Turnkunst benutzen ließen, oder mit andern Worten: wie und wo die pädagogischen Elemente dieser großen [illegible] aufzufinden seyen. Es ist auch mancherlei darüber geredet worden, man hat auch an der Sache herum getastet, und eben nicht zum Frommen der Jugend sogleich Experimente gemacht, um zu sehen, was aus der Anwendung des ersten, besten unreifen Gedankens werden möge. Wenig ist im Institute zu Iferten selbst daraus geworden; außerhalb desselben geschah mehr, und Herrn von Türks Versuch über die sinnlichen Wahrnehmungen war bereits schätzbar zu nennen.

Der Ausspruch, daß das Institut sey schon früh seinem Stifter über den Kopf gewachsen, hat seine Richtigkeit. Denn war die

Begrenzung der Anstalt versäumt, so hatte man auch darin gefehlt, daß man sich abhängig machte von allerlei Begehrungen der Eltern, die, an Berufsbildung denkend, bald Gelehrsamkeit, bald Realien verlangten. Den Eltern Ja antworten und doch nach Gutdünken dies Ja brechen, welches Verfahren die Meyersche Schrift Herrn Schmid zur Last legt, wollte man nicht. Das Versprochene sollte gehalten werden. Statt nun hierin so zu verfahren: die der Methode anheim fallenden Fächer von den andern zu sondern, diese aber nach den besten vorhandenen Lehrbüchern oder nach der Einsicht geschickter Lehrer vortragen zu lassen, versuchte man anders. Man gedachte sie schnell zu methodisiren und in diesem Geschäfte bereits Größeres mit ihnen zu leisten. In Pestalozzi lag die Ansicht, die er auch aussprach: „Wir müssen der Welt nachgeben. Man wirft uns vor, unsre Kinder lernten nichts. Wir müssen zeigen, daß sie noch mehr bei uns lernen können, als auf den Akademien von Bern und Lausanne." — Hievon wurde der thätige Alte leidenschaftlich ergriffen und aus seiner Sphäre geworfen. Er fühlte nicht, daß er in die größten Widersprüche mit sich selbst gerieth. Statt auszumitteln, was für Kenntnisse und in welcher Folge die Methode zur Fortsetzung der Geistesgymnastik durchaus nöthig habe, wähnte er, es komme ihm zu, für jede Wissenschaft und für die Sprachen des Alterthums neue Lehrarten zu erfinden, und zwar solche, die ein Quantum von Wissen am leichtesten und schnellsten dem Gedächtnisse einprägten, während er früher allen eiteln Gedächtnißkram und jede leere Maulbraucherei verdammt hatte. Die Förderung geistiger Kraft, also das Bildende der Gegenstände kam nicht in Betracht. Darin, meinte er, leiste Zahl- und Formenlehre schon zur Genüge.

Es ist charakteristisch, daß ein reisender Mnemoniker (wenn ich nicht irre, hieß er Finletter) ihn sehr angesprochen hatte. Sein Wesen ist Charlatanerie, sagte er, es steckt aber etwas Tiefes dahinter. Wir müssen das anwenden und mnemonische Stützpuncte suchen.

Voll von dieser Vorstellung, mißfiel ihm der geographische, als methodisch bereits anerkannte Unterricht, an welchem gewiß nur die Ueberfülle von Namen der Flüsse, Berge und Vorgebirge als unnöthig zu tadeln und gar leicht einzuschränken war. An solche Abänderung dachte er nicht. Er wollte etwas ganz Neues, und worin bestand es? Charten zu machen, etwa vom Rheinstrom, mit Einzeichnung weniger großen Städte als Stützpuncte. Das Kind würde alsdann unschwer lernen, was im Umkreise derselben liege. — Da Besseres geleistet ward, so blieb der Vorschlag unbeachtet.

Zugleich ging er an die Geschichte. Der damalige Lehrer

[illegible] bemühte sich, die Theilnahme der Schüler für Ereignisse und Charaktere lebhaft zu erregen, stets das Nöthige aus der Geographie des jedesmaligen Zeitraums und Volkes mit dem Historischen zu verbinden und das Wissen von Namen und Zahlen nach gemalten Tabellen, die er im Zimmer aufhängte, einzuüben. Das Letztere wollte Herrn Pestalozzi, der überhaupt eine zu weit gehende Abneigung gegen einen Unterricht hat, wo er den Lehrer reden hört, aber an solchen Lehrstunden, wo er Hand und Mund der Schüler, wenn auch nur auf die beste Weise, überaus bethätigt findet, sich eher [illegible]. Mit den Tabellen, meinte er, sey etwas anzufangen; nur auf andere Weise und etwa so: durch farbige, starke Striche seyen die Zeiträume und Jahrhunderte der Weltgeschichte anzudeuten. Setze man nun in jedes Jahrhundert einige, durch Farben vorstechende Hauptnamen und lasse diese das Kind lernen, so seyen Stützpunkte im Gedächtniß. Auf einer zweiten Tabelle müßten vor und hinter jenen hervorstechenden Namen andere mit geringerem Farbenglanz bemerkt werden, die [illegible] dann leicht um die schon im Gedächtnisse vorhandenen [illegible] reihen und einprägen ließen. Das Einprägen [illegible] werden, daß man den Kindern die Zeiträume, Jahrhunderte und Namen, und zwar die letzteren mit der Bezeichnung der [illegible] Datum [illegible] wodurch sie berühmt geworden, [illegible] nachsprechen und [illegible] Vortragen der Geschichte sey [illegible] — [illegible] Weise glaube er, eine Methode für das [illegible] Wissen zu schaffen, und ersuchte den [illegible] Tabellen und Hefte mit den Namenreihen zu [illegible] indem er hinzusetzte: „Machet also die Cahiers; geben [illegible] Burschen (er meinte die zu Unterlehrern [illegible]) in die Hand, so ist für die Geschichte gesorgt, [illegible] fortgeht. Wir wollen sie dann drucken lassen." — [illegible] zu seinen Ansichten über historischen Unterricht, wie [illegible] Jahre zuvor in der Lenzburger Rede ausgesprochen: die [illegible] bedürfe nur ein Skelett von Namen und Zahlen, um [illegible] [illegible], sobald man über Geschichte sich belehren wolle, [illegible] im Gedächtnisse zu haben. Die Aermlichkeit dieses [illegible] in die Augen; und ist von untern Volksschulen die [illegible] man ihn zwiefach unstatthaft finden, da alsdann [illegible] Selbstbelehrung nicht zu denken ist. Auch weigerte [illegible], die verlangten Cahiers zu fertigen.

[illegible] in der Naturlehre war mehr werth, doch ohne [illegible] methodische Unterricht dieser Wissenschaft sollte [illegible] zur Sprachbildung angewandt werden. Es fand sich [illegible] physikalische Experimente zu machen verstand und auf [illegible] Wunsch mit höchst einfachen begann, ohne Erklärungen

zu gehen. Herren und Damen aus der Stadt waren zu der lehrreichen Unterhaltung eingeladen, und ergötzten sich anfangs mit, wenn der Alte eifrig seine Zöglinge fragte: was seht ihr? und die beste der Antworten niederschreiben ließ. Bald aber wurde das Untersuchen, was die Kleinen sähen, den Aelteren langweilig, und Pestalozzi selber ward durch das Interessante manches kleinen, ihm neuen Experiments so angezogen, daß er lieber seine Fragen, und zwar anderer Art, an den Experimentator richtete und die Fortsetzung des angefangenen Heftes unterließ.

Die neue Manier, alte Sprachen zu lehren, sollte gleichfalls dazu geeignet seyn, daß selbst Unwissende mit Erfolg darin unterrichten könnten. Referent ist Augenzeuge gewesen von dem Anfange des nun über elf Jahre dauernden Treibens, ein Lehrbuch der lateinischen Sprache zu fertigen. Pestalozzi suchte kleine und größere lateinische Sätze, die einem zum Grunde liegenden grammatischen Faden folgten. Diese sollte man den Schülern vorsprechen. Erst später, wenn sie einen großen Vorrath von Sätzen im Gedächtniß hätten, könnten die Formen des Declinirens und Conjugirens und die Regeln der Syntax daraus entwickelt werden. Er dachte dabei an lebende Sprachen. — Während er dies lebhaft betrieb und sich Sätze fertigen ließ, kam er auf die Entdeckung, daß ja in Schellers großem Lexicon eine mehr als hinreichende Menge von Sätzen vorräthig sey, die man nur auszuziehen und zu ordnen brauche. Und um zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, verlangte er, daß die Schüler zugleich im Zeichnen geübt würden, während der zum Lehrer creirte Zögling ihnen jene Sätze zu mehrmaligem Nachsprechen vorspreche. Man konnte dem feurigen Alten die Sache nicht schnell genug einrichten. Er machte sich selbst daran und saß Tag und Nacht vorm großen Scheller. Er versammelte auch viele Zöglinge seines Instituts und begann den wunderlichen Unterricht selbst, den man, trotz aller Verehrung des genialen Lehrmeisters, oft nicht ohne Lachen anhörte. In der Zerstreuung, da sein eigener Geist natürlich von dem Geschäft nicht befriedigt wurde, ging er zuweilen aus der Thür und die Treppe hinab, den zuletzt ausgesprochenen Satz, z. B. manus manum lavat, noch mehrmals vor sich hinmurmelnd, während oben die schon durch's Nachschreien aufgeregte Jugend lustig durch einander fuhr.

Auch das Griechische ward vorgenommen. Sobald hierin der mnemonische Gang so weit eingeleitet war, daß man diejenigen Namen aus dem Kalender, die griechischen Ursprungs sind, sammt ihren Stammwörtern, und einiges andre aufgezeichnet hatte, ging der erfreute Alte in die Classen und rief in wahrer Kindlichkeit: Wer will Griechisch lernen, der hebe die rechte Hand auf! — Der Jugend war's etwas Neues, also hob eine ziemliche Zahl Freiwilliger,

getrachtet, die äußern Hemmungen der Achtsamkeit in den Schulen wegzuräumen; sein Blick richtete sich auf das Innere des Lehrens; der Lehrstoff sollte eine so belebende Kraft erhalten, daß der kindliche Geist nothwendig achtsam, und mehr noch, daß er selbstthätig werde und seine eigene Bildung sich gleichsam erzeuge. Zum Muster stellte er die Mutter mit ihrem Kinde auf, dieses in frühester Entwickelung, jene sich bemühend, ihm darin zu helfen durch Vorsingen und Vorsprechen, durch Mittheilung von Namen, durch Hinweisen auf Gestalt und auf's Vielfache. Sprache, Form und Zahl seyen demnach, behauptete er, die Uebungsfelder des Geistes; die Gesetze, nach denen man zu üben habe, seyen die Anschauung, das Selbstfinden, der lückenlose Fortschritt und das Aneignen alles Aufgefaßten durch den bestimmtesten Ausdruck der Sprache; Beginn aber und Folge der Uebungen würden bei scharfer Beobachtung der Selbstthätigkeit der Zöglinge bald auszumitteln seyn.

Aus diesen Ansichten konnte eine neue Methode für den ersten Unterricht hervorgehen, und da die Natur keinen Unterschied zwischen Armen und Reichen macht, nicht jenen allein, sondern allen Kindern zu gute kommen. Durch Handbietung wackerer Männer gelang es auch dem Erfinder, die Möglichkeit der Ausführung seiner Ideen zu zeigen. Der Glaube an ihn begann zu wachsen. Zu Burgdorf, Buchsee, und am bedeutendsten seit 1805 zu Iferten am neuenburger See, sah sich Pestalozzi an der Spitze einer Menge von Knaben, die ihm aus der Schweiz und aus mehrern Gegenden Deutschlands voll Zuversicht auf seine Methode und seine uneigennützigen Absichten zur Erziehung anvertraut wurden. Zur Erziehung, kann man sagen, denn auch über religiöse und sittliche Bildung, gleichfalls aus dem Verhältniß des Kindes zur Mutter sie entwickelnd, hatte er mit Tiefe des Gefühls und mit Begeisterung geschrieben und sich überaus viele Herzen dadurch gewonnen.

Manche Pädagogen und Sprachgelehrte hielten seine Lehre der Annahme oder Bestreitung würdig. Ein Denker, wie Fichte, sah Bedeutsames in ihrer möglichen Entwickelung; ein Staatsmann, wie Herr von Wangenheim, beschäftigte sich wirklich mit dieser Entwickelung, und der besonnenste der jetzigen Philosophen, Herbart, verschmähte, wiewohl selbst gelehrter Mathematiker, die Pestalozzi'schen Uebungen so wenig, daß er eine ihrer Richtungen aufzusuchen und zu bestimmen strebte. Wer in die Nähe des fast kindlich naiven, lebhaften, sich äußerlich vernachlässigenden alten Mannes kam, fühlte sich innig von ihm angezogen. Sein natürlich herzliches Wesen verbannte alle Convenienz, sein Witz überraschte; in seiner ganzen Unterhaltung, die nichts Gelerntes vorbrachte, vielmehr Alles, und war es auch früher schon von ihm gedacht, mit frischer Vor-

stellungskraft und erregtem Gefühl eben zu schaffen schien, konnte man nicht anders, als den genialen Mann erkennen. Man verehrte und liebte ihn als Vater. Viele ergaben sich seinen Aussprüchen, wie denen eines Himmlischen. — Da von den Resultaten der Methode in den Anfangsgründen der Mathematik sich preisende Gerüchte verbreitet hatten, so begaben sich Lehrer, Seminaristen und Studenten, oft aus weiter Ferne, zu ihm, um die Unterrichtsweise, die aus gedruckten Aufsätzen und Heften schwer aufzufassen war, mit eigenen Augen zu sehen. Mehrere Regierungen sandten Beamte, sie zu prüfen, und Jünglinge zu ihrer Erlernung. Vielleicht hat nie ein Erziehungshaus ähnliche Gelegenheit gehabt, auf die Verbesserung des Lehrwesens in vielen Ländern wohlthätig zu wirken. Es wäre deshalb zu wünschen, daß ein Kenner der Sache diesen Wirkungen nachspähte und sie schilderte; wo nach unsrer Meinung nicht zu den geringsten gehören würde: die erhöhtere Vorstellung vom Elementar-Unterricht, das Selbstgefühl, das in dem sonst weniger geschätzten Lehrer kleiner Stadt- und Landschulen geweckt, und die größere Achtung, die ihm bei andern zu Theil geworden.

Gewöhnlich wendet der Mensch in Erziehung seiner Kinder und Schüler die selbst in der Jugend genossene Behandlung an. In den Umgebungen Pestalozzi's wurden aber häufig zum Lehrfach bestimmte Jünglinge, welche vielleicht über ihr künftiges Amt noch wenig nachgedacht, noch keine bedeutende Neigung zum Erziehen empfunden hatten, dafür erwärmt und bald dem Gewohnten gänzlich entfremdet. Schon daß hier kein demüthiges Seminar sich aufthat, mußte den Ankömmling gewinnen. Das Institut, eingerichtet in einem alten, mit vier Thürmen versehenen, weitläuftigen Schlosse, zierte und belebte, gleich einer Universität, die kleine, aber schön gelegene Stadt. Reisende jeglicher Art verweilten, um es zu sehen und zu bewundern. Im Innern glaubte man nichts Handwerkartiges zu erblicken, vielmehr eine Versammlung von Männern und Zöglingen, wo die Idee der Erziehung als eine der höchsten, das Werk derselben als das schönste und ehrenvollste Geschäft eines Menschen galt. Um so mehr konnte in den jugendlichen Köpfen die Bedeutung ihres künftigen Thuns sich steigern, so daß man sich glücklich pries, der Jüngerschaft des alten verehrten Meisters anzugehören, und einem enthusiastischen Gefühl sich ergab, das mit idealen Hoffnungen erfüllte. Jedoch war außer dieser allgemeinen Erregung auch für ein besonderes Gut gesorgt, das die, welche die Methode studirten und mit dem Namen Erwachsene bezeichnet wurden, mit nach Hause nehmen konnten. Die Elemente des Rechnens und der Geometrie, in deren methodischer Entwickelung früher Herr Krüsi Manches, dann ein thätiger Zögling, Herr Schmid,

vieles geleistet, ganz nach Weise der Kinder selbst durchzugehen; die Anfangsgründe des Zeichnens, die ein andrer Zögling, Herr Ramsauer, gleichfalls schärfer aufgefaßt und geordnet, vortrug, sich anzueignen; dem zuletzt durch die Herren Henning und Blochmann verbesserten geographischen, und dem nach Nägeli's Vorschrift ertheilten Gesang-Unterrichte beizuwohnen, — dies Alles stand ihnen offen. Die noch immer mißlungene Anwendung der Pestalozzi'schen Ansichten auf naturgeschichtliches und physikalisches Wissen und vorzüglich auf die Muttersprache, der jenes Wissen dienen sollte, konnte wenigstens Winke geben, was eigentlich darin zu thun seyn möchte. Der gleiche Fall war mit Versuchen einer naturgemäßen Gymnastik. Gerade das Unvollendete, das noch Dunkle reizte und bethätigte mehr, als hätte man den gesammten Unterricht in allen Formen durchaus fertig und abgeschlossen mitzutheilen gewußt. Noch war nichts pedantisch herrschend und anderes ausschließend geworden, noch trug die Methode das Abzeichen der Jugendlichkeit, noch fühlte man an ihr die Wärme des Werdens. Man forschte, man versuchte und hielt, wenn er auch mitunter verletzt wurde, den aufgestellten Grundsatz, die Individualität der Zöglinge zu beachten, in Ehren. — Reibung der Meinungen, Ansichten und Gedanken gab's häufig; es entwickelte sich darin das Talent junger Lehrer. Sie nahmen nicht blos auf, sie fühlten, daß sie mit schufen. Ueber Behandlung der Jugend war mancher Ausspruch von Belang, mancher eifrige Streit anzuhören. Man wetteiferte, Pestalozzi's unklare Andeutungen und Wünsche sich auszulegen. Zu alle dem diente die große Oeffentlichkeit, welche dem Institute eigen war. Die Lehrerversammlungen, wo etwa pädagogische Grundsätze berathen, einzelne Eigenthümlichkeiten der Schüler erwogen wurden, oder sonst das Nothwendige, Fehlende, zu Verbessernde zur Sprache kam, waren den Erwachsenen nicht verschlossen. Sie gehörten mit zum Ganzen. Pestalozzi pflegte nicht zu sagen: mein Institut, sondern: mein Haus. Er betrachtete sämmtliche Kinder und sämmtliche Lehrer, die nicht bloße Stundengeber, sondern Erzieher seyn sollten, als eine einzige große Familie; und jeder Fremde, dem die Anstalt lieb war, konnte sich leicht als Mitglied hinzurechnen. Diesen Familiengeist sollte deshalb auch kein Classengeist stören, der etwa die vorgerückten Zöglinge den jüngern entfremdet hätte; und wohl überlegt, wurden zu jenem Zwecke gemeinschaftliche Feste und gemeinsame, an das sämmtliche Personal gerichtete Ermahnungen des Vaters benutzt.

Die Religiosität des Hauses, durch den Vater selbst und durch seinen Freund Niederer geleitet, war ganz geeignet, wie in den Zöglingen, so in den Lehrern und Erwachsenen, das religiöse Leben zu wecken und zu fördern. Kein mystischer Kram, keine Kopfhän-

gerei! Und doch machte der reine religiöse Geist, der sich in der Liebe zur Kinderwelt, in dem Vertrauen der Kinder zu ihren Lehrern und zu dem geliebten Vater, in den mehrmals in der Woche gehaltenen Morgen- und Abendandachten, und in dem sonntäglichen Gottesdienste des Schlosses aussprach, sich innigst fühlbar. In den meisten Knaben konnte der Beobachter leicht entdecken, wie Gottesfurcht mit jugendlicher Lust, Gehorsam mit Offenheit des Charakters und ungebrochnem Willen vereint sey, und daß man aus den Kindern sittliche, charakterstarke Jünglinge zu ziehen wünsche, denen Kopf und Herz auf dem rechten Flecke sitze.

Die vielen, nun wieder in der Schweiz und im weiten deutschen Vaterlande zerstreuten Männer und Frauen, die vor zehn und mehr Jahren sich zu Iferten und in Pestalozzi's Nähe geraumere Zeit aufgehalten, werden gewiß, gleich dem Schreiber dieses, sich gern und oft an die dort verlebten Tage erinnern, und dem vorhin Gesagten, als einem kurzen Abriß von der Lichtseite des Pestalozzi'schen Instituts, als wahr beypflichten. Leider hat aber die Lichtseite ihre Stärke seitdem verloren. In den letztern Jahren sprach man keinen Reisenden, der nicht auf Fragen nach der Anstalt zu Iferten die Achseln zuckte, unangenehme Dinge berichtete, den zu häufigen Lehrerwechsel, die Entzweiung mit den ältern treuen Gehülfen und den gemißleiteten, über den wahren Zustand seines Institutes gänzlich in Unkunde gehaltenen, nur in Einbildungen lebenden Greis beklagte. Gerade in Pestalozzi's Hause, hieß es, suche man Pestalozzi's Erziehung jetzt vergeblich. Die Firma laute freilich noch immer nach dem Namen des verehrten Mannes, die Geschäftsführung sey aber gänzlich in den Händen des Herrn Schmid, der nach andern Grundsätzen verfahre. Das dortige Wesen halte sich nur noch durch Schein und Marktschreierei, wovon die neuesten Einladungsschriftchen und Selbstpreisungen ein deutliches Zeugniß lieferten. Man müsse sich damit trösten, daß ja an das Leben Pestalozzi's und seiner Lehranstalt nicht das Leben seiner Ideen gebunden sey; der Mutterstamm möge dem allgemeinen Gesetze der Natur gemäß hinsterben, da man seine Schößlinge, verpflanzt in die Nähe und Ferne, frisch wachsen, blühen und Früchte tragen sehe.

Solche und ähnliche Aeußerungen verschiedener Augenzeugen bestätigt nun die vorliegende Meyer'sche Schrift, indem sie von dem geistigen und sittlichen Verfall der Pestalozzi'schen Anstalt eine vollständige Schilderung liefert. Ihr Inhalt ist für den Menschenfreund betrübend und dennoch in mehrfacher Beziehung so wichtig, daß Niemand, der sich mit Pestalozzi's Charakter und Unternehmungen bekannt machen will, sie übersehen darf; so wie sie dem Kenner und Freunde jener Unternehmungen Gelegenheit bietet zu belehrenden Vergleichen des Jetzt und Ehemals, und allen Eltern

welche sich nach einer Erziehungs-Anstalt für ihre Kinder umsehen und etwa an das Schloß von Iferten denken, eine deutliche, auf Thatsachen beruhende Warnung ist.

Herr Meyer war in seinen Knabenjahren Zögling des Pestalozzi'schen Instituts. Referent hat ihn dort als einen der talentvollsten und fleißigsten Schüler gekannt. Nachmals besuchte er das Gymnasium zu Aarau, wo er unter Leitung des nun zu Lüneburg befindlichen Philologen Evers tüchtige Fortschritte in den alten Sprachen machte. Nachdem er darauf in Halle und Berlin seine Studien, vorzüglich in classischer Literatur und Philosophie, fortgesetzt hatte, freute ihn die Gelegenheit, seinen mit unwandelbarer Anhänglichkeit verehrten Vater Pestalozzi wieder zu sehen und ihm das empfangene Gute durch neuen Eifer in seiner Sache vergelten zu können. Er ging als Lehrer nach Iferten. — Anfangs getäuscht durch die Vorliebe für den Aufenthalt, wo er seine erste Geistesrichtung erhalten, nahm er die zunächst in's Auge springenden Mängel für zufällig und glaubte durch gute Gegenwirkung sie bald zu beseitigen. Er schloß sich deshalb an Herrn Schmid, gleichen Willen in ihm voraussetzend, jedoch vergeblich. Des Mangelnden, des Verkehrten, des Schiefen und Bösen zeigte sich indeß vor seinen achtsamer gewordenen Blicken immer mehr, und vor allem enthüllte sich, was ihm nicht verborgen bleiben konnte, daß der wahre Geist Pestalozzi's von diesem selbst, wie von der Anstalt gewichen sey. Er äußerte seinen in's Einzelne gehenden Tadel unverholen; er eiferte gegen das Verkehrte und Schlechte, noch immer überzeugt, er werde bewirken, daß man Hand anlege zur Abänderung, und daß man, den entflohenen Geist zurückzurufen, sich mit den alten, feindlich ausgestoßenen Freunden und Gehülfen wieder aussöhne. Statt dessen ist auch zwischen ihm und Herrn Schmid eine Spannung entstanden, wovon die Folge gewesen, daß er nach einigem Schwanken zwischen Dankbarkeit und Liebe zur Person Pestalozzi's einerseits, und Pflicht und Liebe zu den Ideen Pestalozzi's andrerseits, die Anstalt verlassen hat und nun öffentlich gegen sie aufgetreten ist.

Dies ist die Veranlassung der Schrift. Dem zufolge wird sich also Kenntniß des Gegenstandes dem Verfasser nicht absprechen lassen; sie zeigt sie auch auf jeder Seite des Buchs. Eher dürfte man eine heftige Sprache und zu stark aufgetragene Farben von ihm erwarten, denn er ist jung und entrüstet. Man freut sich aber, eigentliche Leidenschaftlichkeit nur in jenen Stellen zu finden, wo ein tief gefühlter Zorn gegen das Unsittliche aus ihm spricht. Daß er außerdem zu stark seine Farben aufgetragen, Manches zu schwarz erblickt, vielleicht auch sich geirrt habe, mag hie und da der Fall seyn. Jedoch spricht dagegen die Klarheit, womit er erzählt, die scharfe

Auffassung, die sich überall zeigt, und ein natürliches Talent, dasjenige hervorzuheben, worauf es ankommt. Der Lüge wird wohl schwerlich ein Leser den Verfasser für fähig halten. Wenn ein sittlicher, von Affectation freier Ernst, wenn eine innere Verwandtschaft der mitgetheilten Aussprüche und Thatsachen unter einander, und eine offene, ungeschminkte Sprache uns irgend berechtigen, dem Verfasser zu glauben, so scheint es hier der Fall zu seyn. Abgesehen aber von solchen innern Kriterien der möglichen Wahrheit oder Unwahrheit eines Buches, besitzt der Referent und mit ihm wohl ein jeder Kenner der Pestalozzi'schen Anstalt, wie sie in frühern Jahren beschaffen war, noch einen andern Maßstab der Beurtheilung, nämlich die Kenntniß der damaligen Schattenseite des Instituts. Man erinnere sich daran und man wird einzelnes von dem Tadelnswerthen, was Herr Meyer schildert, schon damals gesehen haben; anderes war nur im Keim und von dem Guten überragt und zurückgehalten vorhanden. Die Entstehung von anderem, und zwar von dem Aergsten, hat freilich erst nach Aufhörung des wahren geistigen Strebens und nach Erschlaffung der sonst vorwaltenden Religiosität möglich werden können. Es sey deshalb dem Referenten noch ein näherer Blick auf jene Zeit erlaubt.

Zuvörderst ist gewiß, daß die Anstalt nicht recht wußte, was sie war. Man hätte Herrn Pestalozzi vergeblich gefragt, wie lange man einen Knaben mit Nutzen in seiner Anstalt lassen, oder welche Kenntnisse er sich überhaupt bei ihm erwerben könnte. Weder die Grenzen des gesammten Unterrichts, noch die Nothwendigkeit der Lehrfächer, noch die Verhältnisse derselben in verschiedenen Classen waren bestimmt. Mit mancher Sprache und Wissenschaft stand es so, daß sie gelehrt wurden, je nachdem sich gerade ein Lehrer dafür vorfand, oder auf dringendes Verlangen der Eltern, oder auf Begehren Pestalozzi's, einen methodischen Versuch darin zu machen. Darum galt ein Verzeichniß der Lehrfächer nicht etwa auf einige Jahre, oft kaum auf Vierteljahre und Monate. Zu jeder Zeit sah man einzelne Jünglinge ohne zweckmäßige Geistesbeschäftigung, weil es ihnen entweder an Entschluß und Mitteln fehlte, aus eignem Antriebe fortzugehn, oder sorglose Angehörige es versäumt hatten, sie zu rechter Zeit aus Iferten abzuholen; denn aus freien Stücken entließ die Anstalt keinen.

Pestalozzi hätte seine Schule bestimmt als eine elementarische betrachten sollen, und zwar für Knaben von etwa 7 bis 14 Jahren. In solcher Begrenzung hätte für die Entwickelung seiner Grundsätze vieles und weit mehr geschehen können, als geschehen ist. Daß manche freilich die Methode für eine Form gehalten, worein jede Doctrin sich fügen müsse, zeigt nur von Unkenntniß derselben; auch gab es einen Fingerzeig, solche Ausschweifung zu vermei-

den, sobald das Wort: allgemeine Menschenbildung zur Bezeichnung des Pestalozzi'schen Strebens ausgesprochen war. Denn hierin liegt ein Gegensatz mit Berufs- und Nationalbildung. Da die Forderungen dieser letztern beiden irgend einmal in der Erziehung eines Jeden erfüllt werden müssen, Pestalozzi's Principien aber sich allein auf das dem Menschen ursprünglich Inwohnende beziehen, so folgt daraus, daß das Kind den Händen der Methode entwächst, sobald jene Forderungen ihre Befriedigung verlangen. Es versteht sich wohl von selbst, daß wir nicht behaupten, es könne gelehrte und anderweitige Berufsbildung geben, ohne gleichzeitig mit allgemein menschlicher verbunden zu seyn. Ist aber von dieser, als dem Gegenstande einer Schule, die Rede, so müssen wir sie derjenigen gleich setzen, die man elementarisch zu nennen pflegt. Indeß ist eine allgemeine Menschenbildung denkbar, die über das zur Elementarbildung bestimmte Alter weit hinausreichen würde. Auch scheint Herr Niederer der Pestalozzi'schen Idee diese ausgedehnte Wirkung beizumessen. Referent hingegen ist der Ueberzeugung, daß sie dafür zu einseitig sey, da Pestalozzi unter den Verhältnissen, worin er den Menschen betrachtete, gerade ein wichtiges, nämlich das zu der gesammten Menschheit, nicht beachtet hat, woraus sich z. B. seine engherzige Ansicht des historischen Unterrichts erklären läßt.

Sollte die Pestalozzi'sche Methode, woran nicht zu zweifeln, einst wenigstens die äußere Vollständigkeit erreichen — denn an eine innere Vollendung, an eine absolute Methode, deren man sich schon gerühmt hat oder noch rühmen könnte, glaubt Referent nicht — so wird sie eine Anweisung zur geistigen Turnkunst seyn. Jetzt ist sie nur Versuch und Beginn einer solchen Anweisung. Sie würde aber, wie gesagt, schon mehr seyn, wenn Pestalozzi nicht jene Schranken überschritten und sein eigentliches Wollen aus den Augen verloren hätte. Alle Anstrengung mußte darauf gerichtet seyn, wie sich Naturwissenschaften und das System der deutschen Sprache auf's treffendste zu jener Turnkunst benutzen ließen, oder mit andern Worten: wie und wo die pädagogischen Elemente dieser großen Stoffe aufzufinden seyen. Es ist auch mancherlei darüber gedacht worden, man hat auch an der Sache herum getastet, und eben nicht zum Frommen der Jugend sogleich Experimente gemacht, um zu sehen, was aus der Anwendung des ersten besten unreifen Gedankens werden möge. Wenig ist im Institute zu Iferten selbst daraus geworden; außerhalb desselben geschah mehr, und Herrn von Türk's Versuch über die sinnlichen Wahrnehmungen war bereits schätzbar zu nennen.

Der Ausspruch, das Institut sey schon früh seinem Stifter über den Kopf gewachsen, hat seine Richtigkeit. Denn wer die

Begrenzung der Anstalt versäumt, so hatte man auch darin gefehlt, daß man sich abhängig machte von allerlei Begehrungen der Eltern, die, an Berufsbildung denkend, bald Gelehrsamkeit, bald Realien verlangten. Den Eltern Ja antworten und doch nach Gutdünken dies Ja brechen, welches Verfahren die Meyersche Schrift Herrn Schmid zur Last legt, wollte man nicht. Das Versprochene sollte gehalten werden. Statt nun hierin so zu verfahren: die der Methode anheim fallenden Fächer von den andern zu sondern, diese aber nach den besten vorhandenen Lehrbüchern oder nach der Einsicht geschickter Lehrer vortragen zu lassen, verfuhr man anders. Man gedachte sie schnell zu methodisiren und in diesem Geschäfte bereits Größeres mit ihnen zu leisten. In Pestalozzi lag die Ansicht, die er auch aussprach: „Wir müssen der Welt nachgeben. Man wirft uns vor, unsre Kinder lernten nichts. Wir müssen zeigen, daß sie noch mehr bei uns lernen können, als auf den Akademien von Bern und Lausanne.“ — Hievon wurde der thätige Alte leidenschaftlich ergriffen und aus seiner Sphäre geworfen. Er fühlte nicht, daß er in die größten Widersprüche mit sich selbst gerieth. Statt auszumitteln, was für Kenntnisse und in welcher Folge die Methode zur Fortsetzung der Geistesgymnastik durchaus nöthig habe, wähnte er, es komme ihm zu, für jede Wissenschaft und für die Sprachen des Alterthums neue Lehrarten zu erfinden, und zwar solche, die ein Quantum von Wissen am leichtesten und schnellsten dem Gedächtnisse einprägten, während er früher allen eiteln Gedächtnißkram und jede leere Maulbraucherei verdammt hatte. Die Förderung geistiger Kraft, also das Bildende der Gegenstände kam nicht in Betracht. Darin, meinte er, leiste Zahl- und Formenlehre schon zur Genüge.

Es ist charakteristisch, daß ein reisender Mnemoniker (wenn ich nicht irre, hieß er Finletter) ihn sehr angesprochen hatte. Sein Wesen ist Charlatanerie, sagte er, es steckt aber etwas Tiefes dahinter. Wir müssen das anwenden und mnemonische Stützpuncte suchen.

Voll von dieser Vorstellung, mißfiel ihm der geographische, als methodisch bereits anerkannte Unterricht, an welchem gewiß nur die Ueberfülle von Namen der Flüsse, Berge und Vorgebirge als unnöthig zu tadeln und gar leicht einzuschränken war. An solche Abänderung dachte er nicht. Er wollte etwas ganz Neues, und worin bestand es? Charten zu machen, etwa vom Rheinstrom, mit Einzeichnung weniger großen Städte, als Stützpuncte. Das Kind würde alsdann unschwer lernen, was im Umkreise derselben liege. — Da Besseres geleistet ward, so blieb der Vorschlag unbeachtet.

Zugleich ging er an die Geschichte. Der damalige Lehrer

derselben bemühte sich, die Theilnahme der Schüler für Ereignisse und Charaktere lebhaft zu erregen, stets das Nöthige aus der Geographie des jedesmaligen Zeitraums und Volkes mit dem Historischen zu verbinden und das Wissen von Namen und Zahlen nach paßlichen Tabellen, die er im Zimmer aufhängte, einzuüben. Das Letztere reizte Herrn Pestalozzi, der überhaupt eine zu weit gehende Abneigung gegen jeden Unterricht hat, wo er den Lehrer reden hört, aber in solchen Lehrstunden, wo er Hand und Mund der Schüler, wenn auch nicht auf die beste Weise, überaus bethätigt findet, sich eher wohl fühlt. Mit den Tabellen, meinte er, sey etwas anzufangen; nur auf andre Weise und etwa so: durch farbige, starke Striche seyen die Zeiträume und Jahrhunderte der Weltgeschichte anzudeuten. Setze man nun in jedes Jahrhundert einige, durch Farben vorstechende Hauptnamen und lasse diese das Kind lernen, so seyen Stützpuncte im Gedächtnisse. Auf einer zweiten Tabelle müßten vor und hinter jenen hervorstechenden Namen andere mit geringerem Farbenglanz bemerkt werden, die sich dann leicht um die schon im Gedächtnisse vorhandenen eben so ordnen und einprägen ließen. Das Einprägen könne so erleichtert werden, daß man den Kindern die Zeiträume, Jahrhunderte und Namen, und zwar die letztern mit der Bezeichnung des Geschäfts oder Talents, wodurch sie berühmt geworden, mehrmals vorspreche und sie dieselben nachsprechen und niederschreiben lasse. Alles sonstige Erzählen und Vortragen der Geschichte sey unnütz. — Auf solche Weise glaubte er, eine Methode für das der Jugend nöthige historische Wissen zu schaffen, und ersuchte häufig den Lehrer, die Tabellen und Hefte mit den Namenregistern zu verfertigen, indem er hinzusetzte: „Machet also die Cahiers; geben wir die einem jungen Burscher (er meinte die zu Unterlehrern vorgerückten Zöglinge) in die Hand, so ist für die Geschichte gesorgt, wenn ihr einmal fortgeht. Wir wollen sie dann drucken lassen." — Es stimmt dies zu seinen Ansichten über historischen Unterricht, wie er sie zwei Jahre zuvor in der lenzburger Rede ausgesprochen: die Jugend bedürfe nur ein Skelett von Namen und Zahlen, um in spätern Jahren, sobald man über Geschichte sich belehren wolle, eine Grundlage im Gedächtnisse zu haben. Die Aermlichkeit dieses Behelfs fällt in die Augen; und ist von untern Volksschulen die Rede, so muß man ihn zwiefach unstatthaft finden, da alsdann an eine spätere Selbstbelehrung nicht zu denken ist. Auch weigerte sich der Geschichtslehrer, die verlangten Cahiers zu fertigen.

Ein Versuch in der Naturlehre war mehr werth, doch ohne Erfolg. Der methodische Unterricht dieser Wissenschaft sollte begründet und zur Sprachübung angewandt werden. Es fand sich jemand, der physikalische Experimente zu machen verstand und auf Pestalozzi's Wunsch mit höchst einfachen begann, ohne Erklärungen

zu gehen. Herren und Damen aus der Stadt waren zu der lehrreichen Unterhaltung eingeladen, und ergötzten sich anfangs mit, wenn der Alte eifrig seine Zöglinge fragte: was seht ihr? und die beste der Antworten niederschreiben ließ. Bald aber wurde das Untersuchen, was die Kleinen sähen, den Aelteren langweilig, und Pestalozzi selber ward durch das Interessante manches kleinen, ihm neuen Experiments so angezogen, daß er lieber seine Fragen, und zwar anderer Art, an den Experimentator richtete und die Fortsetzung des angefangenen Heftes unterließ.

Die neue Manier, alte Sprachen zu lehren, sollte gleichfalls dazu geeignet seyn, daß selbst Unwissende mit Erfolg darin unterrichten könnten. Referent ist Augenzeuge gewesen von dem Anfange des nun über elf Jahre dauernden Treibens, ein Lehrbuch der lateinischen Sprache zu fertigen. Pestalozzi suchte kleine und größere lateinische Sätze, die einem zum Grunde liegenden grammatischen Faden folgten. Diese sollte man den Schülern vorsprechen. Erst später, wenn sie einen großen Vorrath von Sätzen im Gedächtniß hätten, könnten die Formen des Declinirens und Conjugirens und die Regeln der Syntax daraus entwickelt werden. Er dachte dabei an lebende Sprachen. — Während er dies lebhaft betrieb und sich Sätze fertigen ließ, kam er auf die Entdeckung, daß ja in Schellers großem Lexicon eine mehr als hinreichende Menge von Sätzen vorräthig sey, die man nur auszuziehen und zu ordnen brauche. Und um zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, verlangte er, daß die Schüler zugleich im Zeichnen geübt würden, während der zum Lehrer creirte Zögling ihnen jene Sätze zu mehrmaligem Nachsprechen vorspreche. Man konnte dem feurigen Alten die Sache nicht schnell genug einrichten. Er machte sich selbst daran und saß Tag und Nacht vorm großen Scheller. Er versammelte auch viele Zöglinge seines Instituts und begann den wunderlichen Unterricht selbst, den man, troz aller Verehrung des genialen Lehrmeisters, oft nicht ohne Lachen anhörte. In der Zerstreuung, da sein eigener Geist natürlich von dem Geschäft nicht befriedigt wurde, ging er zuweilen aus der Thür und die Treppe hinab, den zulezt ausgesprochenen Satz, z. B. manus manum lavat, noch mehrmals vor sich hinmurmelnd, während oben die schon durch's Nachschreien aufgeregte Jugend lustig durch einander fuhr.

Auch das Griechische ward vorgenommen. Sobald hierin der mnemonische Gang so weit eingeleitet war, daß man diejenigen Namen aus dem Kalender, die griechischen Ursprungs sind, sammt ihren Stammwörtern, und einiges andre aufgezeichnet hatte, ging der erfreute Alte in die Classen und rief in wahrer Kindlichkeit: Wer will Griechisch lernen, der hebe die rechte Hand auf! — Der Jugend war's etwas Neues, also hob eine ziemliche Zahl Freiwilliger,

kleine und große, die Hand auf. Ohne zu beachten, daß erst eine Aenderung im Stundenplane vorzunehmen sey, entführte er die neugierige Knabenschaar ihrem Unterrichte und fing das Griechische an; und wie er Alles mit ganzer Seele treibt, so mußten die kleinen Griechen schon früh am Morgen und außerdem mehrmals des Tages dran, bis der Stoff ausging, die Lust in den Kindern erlosch und nach wenig Wochen das hitzig Begonnene schon veraltet war, um bald gänzlich aufzuhören.

Ein vorzüglicher Mann mag sich immerhin einmal mit einer Thorheit befassen; und ist er originell, so haben wir ihm auch eine originelle Thorheit zu gut zu halten. Drum würden wir die eben erwähnten Curiositäten hier kaum berührt haben, wären sie nicht dem Institute und der Entwickelung und Verbreitung der Methode schädlich gewesen.

Sehen wir zunächst auf den Nebenzweck, die Zöglinge der Methode mit Gymnasialkenntnissen hinreichend auszustatten, so wurde er gänzlich verfehlt, ja man störte den bereits vorhandenen Unterricht in alten Sprachen, worin so schon der öftere Lehrerwechsel ein öfteres Abreißen und neues Anfangen veranlaßte. Pestalozzi hat, sobald er über Erziehung spricht, stets das kleinere Kind im Sinne, und denkt niemals an die Bedürfnisse des ältern Knaben und Jünglings. Daraus erklärt sich, daß er auch diese versammeln kann, um mit ihnen kindliche Versuche anzustellen. Statt sich zu begnügen, Knaben, die erst das Lateinische anfangen, für seine Experimente zu benutzen, mußten auch ältere Zöglinge herbei, die sich bereits im Virgil vorbereiten konnten. Mit Recht haben sich manche deshalb beklagt, daß man es ihnen unmöglich mache, vorwärts zu kommen. Der Schüler soll aber das Angefangene ohne übereilte Hast gleichmäßig und beharrlich fortsetzen, sonst bringt er es im Wissen nicht weit und lernt überhaupt, was noch schädlicher ist, nicht arbeiten. Diese Wahrheit, die Pestalozzi in der Theorie gewiß erkannte, verleugnete er praktisch.

Was das Experimentiren selbst betrifft, so lag die Verirrung besonders darin, daß den Versuchen keine Untersuchung des Stoffes vorausgegangen war. Dies gab Anlaß zur Verbreitung irriger Ansichten über die Methode. Mancher sah freilich den Irrthum ein und fand darin einen Beweis, daß Pestalozzi den von ihm aufgestellten Begriff des Naturgemäßen in seinem eigenen Kopfe noch keineswegs geläutert habe, und mehr mit der Imagination taste, als mit Verstand suche. Andre mochten aber das Tasten für's echte Suchen oder gar schon für ein entschieden methodisches Verfahren halten; weshalb es nicht zu verwundern ist, daß man hie und da ein ähnliches Tasten gewagt und der Pestalozzi'schen Sache nur geschadet hat.

Andre verlachten mit den mißlungenen Versuchen auch die Kenntnisse, worin man sich versucht hatte, wiewohl sie insgeheim sich selbst das Wünschenswerthe derselben gestehen mochten. Wer habe, hieß es, Pestalozzi's Sache gleich in ihrem Entstehen gefördert, Gelehrte oder Ungelehrte? Seyen es nicht die letztern gewesen? Und was habe so großes Aufsehen in der Welt erregt? Doch unstreitig die Resultate der mathematischen Uebungen. Um Latein zu lernen, komme der Fremde nicht nach Iferten; man bewundere nur Formen- und Zahlenlehre. Das sey der Kern der Methode, daran müsse man sich halten. — Aeußerungen der Art hörte man von einigen Erwachsenen, auch von einigen Lehrern und Zöglingen. So beförderte Pestalozzi eigentlich einen antiwissenschaftlichen Geist, der Boden genug unter sich hatte, um irgend einmal im Institute vorherrschend zu werden; und wie gewöhnlich mit jenem Geiste der Dünkel im Bunde steht, so auch hier. Es war nicht selten, verachtende Reden zu hören über alle, außer den vier Thürmen des Ifertener Schlosses befindliche Schulen der Erde. Hatte doch der Meister selbst so oft gegen alles pädagogische Treiben der Zeit declamirt, ohne eins unsrer pädagogischen Werke gelesen, noch über irgend eine jetzt vorhandene Schulanstalt sich unterrichtet zu haben.

Dieser Unbekanntschaft mit der pädagogischen Literatur und mehr noch dem eignen Mangel an wissenschaftlichen Kenntnissen, so wie der Unfähigkeit, Leistungen der Kinder überhaupt beurtheilen zu können, muß es zugeschrieben werden, wenn Pestalozzi die Lehrmittel und Leistungen in seiner Anstalt weit überschätzte. Fand sich ein fähiger Kopf unter den Kindern, der in geometrischen Auflösungen eine gewisse Raschheit zeigte, so staunte er über die ungeheure Kraftentwickelung. Er sprach in Entzücken davon, als von einem großen Resultat der Methode; und das bekannte Gebot, Kinder nicht durch übertriebenes Lob zu verderben, wurde von dem Reformator der Erziehung hundertfach übertreten. So wahr ist es, daß nicht gerade derjenige, welcher tiefe Blicke in die menschliche Natur gethan hat, auch im Stande ist, den einzelnen Menschen zu beurtheilen, und ein trefflicher pädagogischer Schriftsteller noch kein Kind erziehen kann. Pestalozzi wenigstens taugte gar nicht zum Erzieher; schon deshalb nicht, weil er eine Vorliebe für einseitige Kraftförderung gegen vielseitige Bildung hat. Aber abgesehen von dieser Eigenheit, deren Erörterung zu einer Kritik seiner Methode führen würde, fehlt ihm zum Erzieher, wie überhaupt zu einem praktischen Manne, die nöthige Ruhe und Besonnenheit. Er hat weniger Charakter, als herrliches Naturell. Man möchte ihn eher ein Naturkind, als einen Mann von Grundsätzen nennen. Der erste Eindruck von Sachen und Personen

ist bei ihm entscheidend; und war er der rechte, so wird auch sein Urtheil treffend seyn, da, wo andre erst lange zu reflectiren genöthigt sind. Im Gegenfalle wird man an ihm die seltsamsten Irrungen im Denken und Handeln wahrnehmen. Er ist nicht im Stande, den Streithandel zweier Parteien, und wären es nur Knaben, zu untersuchen; er wird geneigt seyn, dem, welchen er vorzieht, oder der seine Sache zuerst mit einem Anschein von Recht vorgetragen hat, beizupflichten und wo möglich rasch abbrechen, ohne nur die Sache vollständig oder gar noch den andern anzuhören; sey es, daß er auf's herzlichste mit einnehmendem Tone zur Besänftigung räth, oder aufbrauset in Heftigkeit und davon geht. So steht er unter der Herrschaft seines Gefühls und seiner Einbildungskraft; indem die letztere, leicht reizbar und geschäftig, ihn bald mit angenehmen Bildern täuscht, bald durch peinliche Vorstellungen beunruhigt; und jenes zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Demuth und Trotz, zwischen tiefem Kummer und seliger Heiterkeit schnell hin und her zu springen vermag, mitunter auch die dazwischen liegenden Grade, wie Töne der Aeolsharfe, und oft gleich diesen nur von Luft bewegt, in Disharmonien wühlend und wiederum köstlich sich auflösend durchläuft. — Er hat viel Erfahrungen im Leben gemacht und weiß höchst anziehend davon zu reden. Da aber bei jedem Vorfall, der Gefühl und Imagination aufreizt, diese beiden Kräfte schon mit dem Urtheil hervortreten, ehe noch der Verstand das ihm zugehörige Amt verwalten kann, so helfen ihm alle Erfahrungen nichts.

Man hat ihn mit Rousseau verglichen; es ist auch eine gewisse Verwandtschaft beider Geister nicht zu leugnen. Wie aber wollte man an Rousseau rühmen, daß seine lebhaften Gefühle aus eben so reinem Herzen entsprungen seyen, als in Pestalozzi? — Die Verschiedenheit beider ließe sich vielleicht schon an ihren innern Herzenswünschen erkennen. Wenn der Genfer in Rückerinnerungen an sein früheres Leben schmerzlich bedauert, daß er nicht bei diesem und jenem Handwerke oder anderm Geschäfte, wozu sich in der Jugend ihm Veranlassung bot, geblieben sey, so hat Pestalozzi nie etwas andres, als das Glück andrer, und nur darin sein eignes gesucht; und spricht er, wie jener, vom verfehlten Leben, so geschieht's, weil ihm nie die Erfüllung seines liebsten Wunsches geworden, Vater einer Armen- und Waisen-Anstalt zu seyn. Darum kann Rousseau von endlicher Seelenbefriedigung reden, wenn er, von der großen Welt und seinem Ruhme fern, auf dem Spiegel des bieler Sees im Kahne sich hinstreckt und träumt; Pestalozzi dagegen unter den unglücklichen Kindern zu Stanz, denen er Vater, Lehrer und Diener wird. Und wie auch beide in Widersprüche mit sich selbst gerathen, so viel ist klar, daß bei Rousseau mehr die Eitelkeit und Selbstliebe überall

hervorsticht, bei jenem aber Selbstvergessen und Menschenliebe. Beiden hat Gefühl und Wahn, so innig als feurig, viel Mißverständnisse und Irrungen bereitet; beide aber sind gerade dadurch zu bedeutenden Schriftstellern geworden. Weniger Imagination, weniger tiefe Sprache des Herzens, und Pestalozzi hätte, vielleicht mit mehr Verstand, doch nicht so stark auf die Gemüther gewirkt und nicht so viele für die Idee besserer Erziehung begeistert. Wir wollen uns also gern seiner freuen und rühmen, wie er war. Er wäre auch sonst nicht unser Pestalozzi, den wir lieben, und dessen Schwächen sogar mehr der Betrachtung, als des Tadels würdig sind. Was Referent über ihn gesagt hat und, da er eben Hauptmängel seines Instituts aufzählt, noch sagen muß, ist deshalb keiner von den elenden Versuchen, große Männer verkleinern zu wollen. Was Pestalozzi wahrhaft Neues erfunden, woran noch geraume Zeit die besten Köpfe nur fortzubauen haben, das ist so unsterblich, wie sein schönes Leben und die Idee, welche ihn mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch beseelt hat.

Kehren wir zu unsern Rügen zurück. — Man hat es dem Institute längst und mit Recht vorgeworfen, daß seine Haltung gegen Lob und Tadel von außen der Würde ermangelt habe. Der Stifter selbst schien in seiner Stimmung häufig nur von dem gleichgültigen, tadelnden oder beifälligen, Blick der Fremden abzuhängen, die sein Institut besuchten. Jedem, auch dem blos Neugierigen, der, bevor er weiter reiste, nur um einige Stunden Zeitvertreib verlegen war, stand Thor und Thür offen, und fast kein Tag zur Sommerzeit verging, wo nicht einzelne Reisende, gewöhnlich aber ganze Gesellschaften, durch die Classenzimmer und Säle herumgeführt wurden. Es ist natürlich, daß diese Sehenswürdigkeit in wenig Tagen andern merkwürdigen Dingen in Natur und Kunst, wie Italien und die Schweiz sie darbieten, weichen mußte. Im Schlosse schien es aber manchem, als hätten jene Schwärme von Besuchenden nur des Pestalozzianism wegen sich in Kutschen gesetzt oder den Alpenstock ergriffen. Wenigstens konnte man von dem Alten glauben, er wäre solcher Ansicht, indem sein Eifer, die Fremden zu erfreuen, über die Methode zu belehren und mit ihren Resultaten zu überraschen, fast schrankenlos war. Gegen dies wichtige Geschäft war ihm die Ordnung des Hauses gering. Zu einer Stunde, wo nicht gerade dieses und jenes von einem Fremden erwähnte Fach getrieben wurde, verlangte er, daß es sogleich geschehe, und ertrug es nur höchst mühsam, wenn ein Lehrer, was wiederholt der Fall war, es als ordnungswidrig verweigerte. Alles Auffallende und womit man glänzen konnte, ward den Fremden vorgeritten. Ganze Classen mußten den eben ertheilten Unterricht auf der Stelle verlassen, weil athemlos Botschaft über Botschaft kam und sie auf Pestalozzi's

Zimmer beschied, wo die Methode gezeigt werden sollte. Hörte dann der unruhige Greis die Fremden aus Höflichkeit oder Ueberzeugung schmeichelhafte und bewundernde Worte sagen, so fühlte er sich höchst beglückt. Wie weit solche Ungebührlichkeiten bei zunehmendem Alter ferner ausgeartet sind, sehen wir in der Meyerschen Schrift.

Der Grund lag eigentlich darin: Pestalozzi fühlte, daß die Anstalt nicht das völlige Abbild seines eignen Wollens sey. In manchem, was unter seinen Augen geworden, fand er sich nicht wieder; und doch, wie sie auch dastand, sein Werk war ja darin. Was er in seinem Leben gedacht und ersehnt, davon war hier wirklich ein wesentlicher Theil in That übergegangen. Er hatte wirklich etwas durchgesetzt, dem die Anerkennung vieler zu Theil geworden. Er wollte, daß ihm die Anerkennung aller zu Theil werde, denn das Heil der Menschheit lag ihm daran. So nun voll Gefühl der Nothwendigkeit seines Thuns, jedoch besorgt und ungewiß, ob das, was er um sich sah, auch wirklich sein Thun sey, voll Angst, daß es verloren gehen und vernichtet werden könne durch Neider und Feinde, die ihm seine Phantasie schuf, verwundete ihn der leiseste Tadel stark und der starke gewaltig, so daß er der höchsten Anstrengung fähig gewesen wäre, um ihn zu entkräften. Jedes Lob dagegen that ihm unendlich wohl. Aus dieser besorglichen Liebe zu seiner Sache, aus dem peinlichen Gedanken, vielleicht vergeblich gelebt zu haben, aus der Muth gebenden Vorstellung, daß die Welt durch ihn Erziehungsmittel erhalten, die sie vorher nicht gehabt habe, entsprang das seltsame, oft unterthänige Benehmen des Mannes gegen Fremde, die mitunter nicht werth waren, ihm die Schuhriemen aufzulösen. Wer den Grund nicht kannte, schüttelte zweifelhaft den Kopf über den alten Republikaner, oder bildete sich ein, ihn bemitleiden zu dürfen.

Uebrigens kommt es dem Referenten vor, als schüttelte auch mancher Leser hier den Kopf, nicht gerade über das eben Gesagte, sondern in der Betrachtung der sichtbaren Unfähigkeit Pestalozzi's zum Regieren. Es ist begreiflich, daß der Eine sich wundert, warum Dünkel und Unwissenheit nicht wirklich herrschend geworden; ein Andrer fragt, wer den Geist der Methode, da selbst der Meister abgeirrt sey, festgehalten habe; und wieder ein Andrer wissen möchte, wie es mit der äußern Besorgung so vieler Knaben und Lehrer, wie mit der Beachtung von Küche und Keller und der Wirthschaft überhaupt beschaffen gewesen. Pestalozzi ließ seine Methode sehen; konnt' er auch sein Haus präsentiren? Er beabsichtigte ein wahres Familienleben; hat er dies wirklich erreicht, oder wird auch darin ein bedeutender Mangel zum Vorschein kommen? Und warum ist der Hausmutter noch nicht Erwähnung geschehen?

Referent hat es auf keine Beschreibung des ganzen Instituts angelegt, er enthält sich also einer umständlichen Beantwortung jener Fragen, besonders der ökonomischen. Indeß muß er auch diese mindestens berühren.

Eine Hausmutter war in der That ein wesentliches Bedürfniß. Frau Pestalozzi, die damals noch lebte, mochte nicht die Eigenschaften einer Hausmutter besitzen. Zudem war sie alt, älter, als ihr Gemahl, und kam selten von ihren Zimmern, wo sie, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, im Lehnstuhle saß und etwaige Besuche freundlich empfing. Bei ihr war der einzige Ort, wo eigentlich auf äußern Anstand gesehen wurde; aber sonst konnte sie dem Hause nichts seyn. Es fehlte daher die Sorglichkeit der Familienmutter und jener Antrieb zur Ordnung, Reinlichkeit und zum gesitteten Benehmen, welchen die Anwesenheit der gebildeten Frau gebietet oder zu wecken weiß. Eben so vermißte man die in so großer Wirthschaft nöthige Genauigkeit und zweckmäßige Sparsamkeit. Die verschiedenen Theile der Verwaltung bestanden jeder für sich, ohne gehörige Verbindung. Nach einer gebietenden Oberaufsicht über alle fragte man vergebens. Zwar ließ sich für die kleineren Knaben in mehrerer Hinsicht auf die Pflege der gutherzigen Frau Krüsi rechnen, die außerdem als Schaffnerin gewiß nur den Vortheil des Hauses gesucht hat. Sie besaß aber nicht das umsichtige Auge, die nöthige Einsicht und die Kraft, um das übrige weibliche Personale, wovon sie ohnehin an Stand und Lebensart wenig entfernt war, beherrschen zu können. Und hätte sie es gekonnt, so wäre sie doch eben so wenig, als der redliche Führer des Bureaus, der gewissenhaft Ausgaben und Einnahmen berechnete, im Stande gewesen, stets die erstern mit den letztern im Gleichgewicht zu halten. Dazu bedurfte es durchgreifender Maßregeln und unter andern sowohl einer neuen Festsetzung der Pensionsgelder und des nöthigen Lehrerpersonals, als einer Beschränkung bedeutender Nebenausgaben. — Pestalozzi selbst hat nie verstanden, Besitz zu wahren, geschweige zu vergrößern; aber die Berichte seines Bureauhauptes mußten ihm zu Herzen gehen und drückten ihn zuweilen so, daß er in Gang und Mienen das Bild der Schwermuth war. Er glaubte, er müsse selbst eingreifen und der vorhandenen Unordnung steuern; da ihm aber der Blick fehlte, das Wesentliche vom Zufälligen zu unterscheiden, so ärgerte ihn meistens nur dieses; er schalt über Kleinigkeiten, im Wesen blieb's nach wie vor. Daß Jemand fehlte, der die Lenkung des ganzen Hauses in Händen habe, fühlte er wohl, stieß aber redlich gemeinte Anerbietungen wackerer Männer zurück, fast aus Mißtrauen, indem er fürchtete, man wolle ihm die Herrschaft seines Hauses entreißen. In der That hätte er auch einen Theil seines Willens opfern und seine Neigung zum Wohlthun beschränken müs-

sen. Jedoch mochten ihn wohl gar keine Rücksichten in diesem Verfahren bestimmen; vielleicht war es nur, ihm unbewußt, eine innere Geringschätzung der Kunst, äußere, zur Erhaltung eines unternommenen geistigen Werkes nöthige Bedingungen zu berechnen, insofern nämlich diese Kunst die vorzüglichste eines Menschen und nicht blos ein willkommenes Nebentalent sey. Ich zweifle deshalb, ob er die ökonomische Oberleitung seines Hauses irgend Jemandem, und wenn auch einem wahren Freunde der Methode, zugestanden hätte, ohne ihn mindestens für eben so erfinderisch in der Methode, als praktisch in Geschäften zu halten. Und dennoch hätte der Begünstigte ihm den Schein der Oberleitung nicht nehmen dürfen. Ein solcher Mann fand sich nun damals unter dem Personale der Anstalt nicht und war auch gewiß nur in der Voraussetzung wünschenswerth, daß sich mit der erforderlichen Regierungsfähigkeit auch mehrseitige Bildung und ein edler Charakter in ihm verbände.

Uebrigens blieb das Bedürfniß ökonomischer Rettung in jenen Jahren, von denen hier die Rede ist, noch ziemlich im Hintergrunde; Enthusiasmus und lebhafte Thätigkeit verhüllte dem Blick jene betrübende Aussicht. Noch lebte der Alte selber unter Lehrern und Zöglingen, noch hatte sich keiner zwischen ihn und sie hineingedrängt, um Erkältung zu veranlassen, und noch hielt die Liebe zu ihm und zur Sache das Ganze zusammen. Die mangelnde Regierungskraft ersetzten in mancher Hinsicht die auch unter der tüchtigsten Leitung einer Anstalt stets nöthigen Lehrerversammlungen, wo man über die Bedürfnisse und Behandlungsweise der Zöglinge, über Zusammenhang der Classen und Unterrichtsfächer, über Gesetze zur Erhaltung der Hauspolizei, und über manches Nöthige sonst sich besprach und geeignete Beschlüsse faßte. Bei weitem der wichtigste Zweck solcher Versammlungen muß aber der seyn, daß der Blick jedes Mitgliedes auf das Ganze gerichtet werde, da man, thätig im eignen Geschäfte, oft das Verhältniß desselben zu den andern vergißt, und in der einseitigen Richtung, die uns die Vorliebe zum Einzelnen gar zu leicht gibt, den Zweck des Gesammten aus dem Auge verliert. Dies ist um so nöthiger in einer Anstalt, wo eine neue Idee des Unterrichts soll durchgeführt werden, und war deshalb auch in Iferten nicht außer Acht gelassen. Man wollte die Zusammenkünfte benutzen, um die Vorstellung von der Methode zu erfrischen, ja, da sie noch unvollkommen gedacht und noch weit unvollkommener ausgeführt war, zu immer größerer Klarheit zu bringen. Weil aber jedes einzelne Mitglied vorzüglich im Besondern lebt, so möchte solche Absicht schwer zu erreichen seyn ohne Vorsitz eines denkenden Kopfes, der bei allen dahin führenden Erörterungen, sowohl sittlicher als intellectueller Art, sich der Principien und Folgesätze der gemeinsamen Sache stets bewußt ist und sie zum eigenen, dauernden

Studium gemacht haben muß. Hier wäre der Meister an seinem Platze gewesen. Er war es aber nur höchst selten, ja er war, eben wegen seiner Vertiefung in irgend etwas Besonderes, auch dazu nicht geeignet; auch möchte bei seinem Alter und seiner sonstigen rastlosen Thätigkeit dies Geschäft ihn nur belastet haben. Zum Glück besaß er einen Mann dafür in der Person des schon genannten Religionslehrers Niederer.

Wir kommen hier zur Beantwortung jener Frage: wer sich der Unwissenheit entgegengestellt und den Geist der Methode erhalten habe? Sie beantwortet sich wohl am besten, wenn man die Wirksamkeit dieses Mannes betrachtet.

Es ist bekannt, daß Herr Niederer schon in jungen Jahren eine Pfarrstelle im appenzeller Lande bekleidet, sie aber aufgegeben hat, um an den Erziehungsversuchen Pestalozzi's Theil zu nehmen. Er war bereits dessen treuer Gehülfe in Burgdorf und Buchsee, und hat das bald nachher wandernde Institut in's Waadland nach Ifferten begleitet. Den Pestalozzi'schen Ideen ist er bis jetzt treu geblieben als Verfechter gegen alle Angriffe, selbst dann, als er aus des Greises Freundschaft verdrängt worden und nun der Person desselben in Feindschaft entgegenstehen muß. Schon daraus geht hervor, daß er ein Mann ist, welcher die Sache der Person von der Sache der Wissenschaft zu trennen vermag, was ruhigen Gemüthern leicht, leidenschaftlichen aber schwer wird und alsdann eine vorzügliche geistige Kraft voraussetzt. Zwar hat ihn der Streit über Gedanken oft bis zu persönlicher Erbitterung geführt, doch nie so, daß er nicht leicht wieder das Treffliche in seinem Gegner erkannt und die Hand zur Versöhnung geboten hätte. In der Lebhaftigkeit des Geistes hat er Aehnlichkeit mit seinem Meister; sonst finden sich im Wesen beider Männer die größten Gegensätze, jedoch von solcher Art, daß einer dem andern viel seyn mußte, und ihre Naturen sich zu gegenseitiger Ergänzung völlig bedurft hätten, wenn der Jünger mehr ruhige Klarheit und weniger Neigung besessen, mit seiner Feder in's Endlose zu arbeiten. Was der Alte an sich selbst vermißt, mit Begriffen, mit Urtheilen und Schlüssen, mit philosophischer Entwickelung umgehen zu können: gerade darin zeigt der Jünger besonderes Geschick und Thätigkeit. Er hat die Gabe, einen verschlossenen Gedanken wie eine Rosenknospe so zu öffnen und auseinander zu legen, daß man sich wundern muß, welche Fülle von Blättern hier in so engem Raume zusammengedrängt war. Uebrigens sind es nicht gerade die Gegenstände selbst, welche den Alten stets zum Sinnen und Helfen und Schreiben bewogen, sondern dessen und Anderer Gedanken darüber, welche der Jünger zum Ziele seiner Forschungen gemacht hat. Schwerlich würde er auch die Methode des Meisters erfunden haben; wohl aber vermochte er, den gefundenen Wahrhei-

ten erst eine wissenschaftliche Gestalt zu geben und sie nach mehrern Seiten bis zu einer viel umfassenden Lehre auszudehnen. Eben deshalb ist er nicht, wie der Alte, ein Mann des Volks, sondern der Literatur, und hat nicht, wie jener, sich der gelehrten Beschäftigung entzogen, sondern gerade das Bedürfniß gefühlt, Schriften der Philosophen und Erzieher zu studiren.

Um so eher konnte er das Mittel bilden zwischen der Literatur und dem pädagogisch ungelehrten Pestalozzi, sobald nämlich dieser ihn für den Befestiger und Erweiterer seiner Ideen gelten ließ; und das that er und hat es wiederholt in den bestimmtesten Worten erklärt, wie z. B. in den mit Fleiß gearbeiteten Paragraphen gegen Bremi, wo er sagt: „Sein System ist es allein, wodurch Niederer „mit dem Institute verbunden ist, und gar nicht seine Persönlich„keit. — — Seine Ansichten und Urtheile sind beinahe sämmtlich „Resultate seiner Reflectionen. Ich weiß kaum, was reflectiren ist; „meine Urtheile und Ansichten sind beinahe alle Resultate meiner im„mediaten Anschauung und meiner belebten Gefühle. Zudem verstand „ich Niederers Sprache nicht, aber seine Schutzschrift hat mich sie „verstehen gelehrt. Ich konnte nicht satt werden, sie zu lesen. Ich „fand mich selbst fast in jeder Zeile und bestimmt klarer ausgespro„chen und tiefer durchgedacht, als ich mich und meine Meinung je „über das Erziehungswesen, über den mütterlichen Instinct, über „die Natur und das Wesen der Schule, über das Institut u. s. w.; „kurz über alle Grundsätze und Ansichten, um die es jetzt wesent„lich zu thun ist, erkannt und ausgesprochen." — Die in diesen Worten genannte Schutzschrift gehört zu dem Bücherstreit, der sich für und wider die Methode erhoben hatte. Niederer wußte ihn rege zu halten und für Entwickelung der Pestalozzi'schen Ansichten Gewinn daraus zu ziehen, indem er besonders das Verhältniß derselben zu den Ansichten der Philanthropen und Humanisten genau zu bezeichnen unternahm. Daß in diesem Geschäft die höchst lebhaften blauen Augen des Mannes, außer wirklich rein psychologischen Blicken, noch weit mehr leidenschaftlich schneidende, auch falsche gethan, und seine Feder fast weniger durch philosophische als polemische Lust regiert schien, das haben damals manche wahre Freunde des Instituts laut getadelt und vor allem beklagt, daß der geistvolle Mann dadurch vom innern Wirken im Institute zu lange abgezogen werde.

Jedoch war er auch im Innern des Instituts, und wenn auch nicht in dem Maße, wie er hätte seyn können, eine Gedanken fördernde Kraft, indem er, allen Gegenständen der Berathung und Unterhaltung die geistige Seite abgewinnend, stets auf Grundsätze zurückführte. Seine öffentlichen Vorträge über Pestalozzi's Leben und über das Wesen der Methode werden noch jetzt denen, die ihn

hörten, unvergeßlich seyn; so wie er in die Behandlung der Zöglinge, von streng sittlichen und methodischen Principien ausgehend, einen Ernst und eine Folgerichtigkeit brachte, die schwerlich ohne ihn das Product der Lehrerversammlung gewesen wäre.

Er hätte in der Anstalt herrschen können; er strebte aber nicht darnach, theils durch seine Polemik beschäftigt, theils sich begnügend an dem gelegentlichen Uebergewicht seiner Aussprüche. Nur als eine gewisse Lauigkeit sich hie und da zu zeigen anfing, sah er sich zu der Einsicht genöthigt, daß er mehr handeln und eingreifen müsse. Er erschien deshalb nicht mehr als gewöhnliches Mitglied in der Lehrerversammlung, sondern als Vorsitzer derselben im Namen und Auftrag Pestalozzi's. Schade, daß seine eigene Natur ihn hinderte, diesem Auftrage kräftig zu entsprechen, denn, fast gleich dem Alten, ließ er sich zu viel gehen und machte sich öfterer Vernachlässigung der Tagesordnung schuldig. Hätte er zugleich praktische Thätigkeit besessen, so war er damals der Einzige, der ohne Widerrede des Alten noch des Hauses die ganze Leitung desselben über sich nehmen konnte. Denn das Verhältniß beider trefflichen Männer zu einander trug ganz das Gepräge der Freundschaft und zwar einer so eigenthümlichen, daß sie dem künftigen Lebensbeschreiber Pestalozzi's ein höchst anziehendes Capitel liefern wird. Wir begnügen uns hier nur mit der Bemerkung, daß ihr Umgang eine gegenseitige Belebung war, indem sie sich abstießen und anzogen, oft im scharfen Ernst, gewöhnlich im witzigsten Scherz, und daß Pestalozzi selbst an mehreren Orten, vorzüglich in den schon angeführten Paragraphen, bedeutende Worte darüber gesagt hat, z. B.: „Niederer „hat Eigenthümlichkeiten an sich, die ich oft mit Mühe trage, weil „sie den meinigen geradezu entgegenstehen. — — Seine Persönlich„keit nähert sich der meinigen so wenig, als meine der seinigen; „aber sein Leben ist seine Freundschaft; sein Ausharren für meine „Zwecke, sein Kampf, den er anhaltend mit sich selbst und mit sei„ner Persönlichkeit besteht, um meinen Lebenszwecken immer mehr „zu seyn; selber seine Widersprüche und sein Widerstand gegen meine „Persönlichkeit, wenn er sie mit meinen Zwecken in Conflict findet, „beweiset das Edle, das Außerordentliche, das Reine seiner Freund„schaft. Würde er weniger widerstehen, er würde weniger lieben. — — „Ich möchte so gern, daß man sich überzeugte, was er mir ist, was „er meinem Hause ist, und warum die Achtung gegen ihn bei so „vielen edlen Menschen, die ihn kennen, bis zur Verehrung gestie„gen, und warum ich, der ich seine Fehler wie sein Gutes kenne, „mein Leben für das seinige jeden Augenblick hingeben würde."

Zwei Jahre früher, ehe dies geschrieben wurde, lebten einmal beide Männer geraume Zeit auf demselben Zimmer, und wie sich damals ihre gesprochenen und geschriebenen Gedanken mischten, davon zeugt die

reichhaltige Ueberarbeitung einer zuvor in Lenzburg von Pestalozzi gehaltenen Rede. Sie mag wohl oft dazu beitragen, Herrn Niederer jene Zeit innigen Zusammenlebens lebhaft zu vergegenwärtigen, und sicher auf schmerzliche Weise, wenn er sieht, wer seinen Platz in der Freundschaft des Greises, der gerade in der steigenden Schwäche des Alters einen edeln Geist als Stütze bedurfte, eingenommen hat. — Genug davon! —

Wir glauben, daß unsern Lesern das ehemals Löbliche und Tadelnswerthe der Anstalt in der Hauptsache klar geworden ist. Eben so wird die Möglichkeit des jetzigen Verderbens derselben außer Zweifel seyn, sofern wir annehmen, die früheren Fehler seyen geblieben, ja das höhere Alter des Stifters habe sie noch verstärkt, und mit der Entfernung Niederers sey die Haltung der geistigen und sittlichen Grundsätze verloren gegangen.

Letzteres wäre also noch zu erweisen übrig und könnte nur geschehen durch eine Beleuchtung des Mannes, der an Niederers Stelle getreten, nämlich des Herrn Joseph Schmid. Gerade dies bildet aber die Basis der zu beurtheilenden Schrift, da sich Herr Meyer überaus anziehend und erschöpfend über die Erziehungs-Ansichten und den Charakter Schmids, sowohl in allgemeiner Beziehung, als in einer Menge von einzelnen Zügen ausgesprochen hat. Besäße Referent, der mit Herrn Schmid nicht gleichzeitig im Pestalozzi'schen Institute gelebt hat, ebenfalls eine vollständige Kenntniß desselben, so würde er nicht das Wort möglich in Hinsicht der Wahrheit des Meyer'schen Buches gebraucht, sondern sich entschieden für oder wider sie erklärt haben. Indeß hält er für nöthig, auch das Wenige, was er früher über ihn Glaubhaftes vernommen oder als Augenzeuge berichten kann, einige Verhandlungen zu Hofwyl im Jahre 1817 abgerechnet, den Lesern nicht vorzuenthalten; sie mögen dann selbst ermessen, inwiefern es jene Möglichkeit noch zu verstärken im Stande ist, oder nicht.

Herr Schmid gehört selbst zu den Zöglingen der Pestalozzi'schen Anstalt. Er zeigte Fähigkeit zur Mathematik, die in früherer Zeit fast das Hauptlehrmittel daselbst war. Da nun das methodische Verfahren die Schüler sehr anzog und ihre Thätigkeit anregte, so machte er, nach Maßgabe der Kenntnisse seiner Lehrer, beträchtliche Fortschritte. Er war von unbemittelten Eltern und konnte das Institut als seine Heimat betrachten. Man gebrauchte ihn deshalb, statt ihn vielseitiger zu beschäftigen und seine fernere Bildung außerhalb der Elementar-Anstalt zu befördern, so bald als möglich zum Wiederlehren des Erlernten. Seine Rührigkeit ward durch Lob gehoben; das Gefühl, etwas von Belang zu können und zu leisten, gab ihm innerliche Zuversicht. Pestalozzi war ent-

zückt von seiner Derbheit, entzückt von seinem Talent, und glaubte, was er oft glaubt, Ungeheures zu sehen. Und weil der Vater der Anstalt ihn vor allen pries und erhob, so ward er auch ein Gegenstand der Achtung der Zöglinge und mancher im mathematischen Wissen eben so unerfahrnen, als zum Enthusiasm leicht bereiten Jünglinge. Selbst erfahrnen Männern gefiel seine Thätigkeit; sie hielten dafür, daß ein mathematisches Genie, wenigstens ein guter Lehrer seines Fachs sich in ihm entwickele. Pestalozzi sah ihn schon entwickelt. Der junge Mensch sah natürlich dasselbe, und in kurzer Zeit war der Anmaßling fertig, der sein geringes Wissen für die Wissenschaft selbst halten mochte. Er trieb dabei seine Sache mit Feuereifer und schrieb seine weitläuftigen Bogen über die Elemente der Form und Zahl. Als ein Licht des Hauses und der Welt, glaubte er nun über die planimetrischen Figuren hinaus, nicht aufwärts in der Wissenschaft sich bemühen, sondern seitwärts alle Unterrichtsmittel, von denen er nichts verstand, beleuchten zu müssen. Indem einige das Institut fehlerhaft findende Fremde sich in seiner Gegenwart über die Mängel aussprachen, faßte er ihre Bedenken auf und fand, daß außer ihm nichts tauglich sey. Er selbst war zu hohem Ruhm gestiegen, und doch nur durch Linien und Zahlen. Diese waren also hinlänglich, einen Menschen zu bilden, ohne daß er mehr als mittelmäßig nur die Orthographie seiner Muttersprache zu verstehen brauche. Er begegnete also seinen frühern Lehrern und dem verehrten Vater selbst mit unziemlichen Urtheilen. Es bildete sich eine Partei um ihn; Uneinigkeit im Institute war die Folge, und der junge Mann, der nur noch zu jung war, um den ihn liebenden Alten und das ganze Haus zu beherrschen, mußte es verlassen. Er brüstete sich damit, daß er ein Märtyrer großer Ideen geworden; und da in seinem Wahne Europa, ja die Welt auf ihn blickte, so schrieb er ein Buch, das er die Keckheit hatte, Erfahrungen über Erziehung, Institute und Schulen zu betiteln. „Durchbrochen, heißt es darin, hat die Klarheit das Weltlicht, und ich sah die Irrthümer, und die Welt zitterte vor meinem Sehen.“ — Da die Welt vor ihm zitterte, so neigte er dahin, sie durch Schein in diesem Zittern zu erhalten, und erließ gewaltige Aussprüche, die vielleicht ein Unbärtiger und Verstandloser wirklich wegen ihrer Entschiedenheit als Wahrheit oder Kraft anstaunen mochte, z. B.: „Ich habe ausgesprochen, Erziehungs-Institute seyen die Schande der Menschheit. Es frägt sich, ob das Pestalozzi'sche auch in diese Reihe gehöre? und ich antworte kühn: Ja!“ —

Referent ist gerade in jener Zeit nach Iferten gekommen, als Schmid das Institut verlassen hatte. Er hörte natürlich vieles von den vorgefallenen Bewegungen und Auftritten erzählen. Hiermit harmonirten jene gedruckten Aussprüche und, in gewisser Hinsicht,

auch ein Portrait desselben, welches in Pestalozzi's Besuchzimmer hing. Den zahlreichen Fremden, die sich im Schlosse zu Iferten herumführen ließen, wird dies Zimmer erinnerlich seyn, wo den Hauptplatz über dem Sopha ein gelungenes Portrait Pestalozzi's zierte, ein Kniestück, von Schöne gemalt. Der Ausdruck darin war überaus treffend und anziehend. Rechts und links hingen die Brustbilder Krüsi's und Niederers, gleichfalls sprechend, indem auf jenes Antlitze das ruhig Herzliche und Redliche waltete, aus den Augen und von der Stirn des letztern die geistige Schärfe hervorleuchtete. Außer ihnen sah man an den Wänden umher die andern ältesten Gehülfen des Meisters. In ihrer Reihe befand sich nun auch das Abbild Schmids, noch knabenartig, noch nicht durch entwickelten Charakter ausgeprägt. Das Vollrunde und Frische des Gesichts konnte gefallen, aber nach irgend einer Beseelung der Züge suchte man vergebens; es ließ Zuversicht und Keckheit erwarten, aber keineswegs einen denkenden Geist oder irgend eine künftige Größe des Mannes. Es schien gemalt, ehe sich die inwohnende Selbstsucht des Jünglings konnte geltend gemacht und die Keckheit zur eigentlichen Arroganz umgewandelt haben. — Nachdem Referent einige Zeit in Iferten gewesen, hörte er von einem Besuche, womit Herr Schmid eben das Institut beehre. Er freute sich der Gelegenheit, ihn zu sehen, und bemerkte, wie Vater Pestalozzi in einiger, zugleich mit Freude über die Ankunft des verlornen Sohns vermischter Verlegenheit sich befand. Bald darauf wurden alle Lehrer und Erwachsene zu einem Vortrage des Angekommenen in das erwähnte Besuchzimmer eingeladen. — Man war versammelt. Herr Schmid trat herein, kein Jüngling mehr, wie der Abgebildete, sondern ein Mann, und wiewohl erst etwa 26 Jahre, doch bei weitem älter aussehend. Kalt in seinem Aeußern, schien er weder bewegt von seiner Wiedererscheinung in diesem Kreise, noch von den Aussprüchen, die er hier vorzutragen gedachte. Er eröffnete uns, daß er zu einer neuen Schrift eine Vorrede gefertigt habe, die er hier vorlesen wolle, um seine Ansichten noch vor dem Drucke dem Institute mitzutheilen. Darauf begann er die Lesung.

Die Grundlosigkeit der Urtheile, das Zusammengewürfelte der Sätze, das Ungebildete der Sprache sprang in die Augen, wurde aber überboten von der Dreistigkeit, womit er hier in Pestalozzi's Gegenwart aller Pädagogik, sammt der Pestalozzi'schen, den Stab brach. Ohne Schonung, keineswegs motivirt durch den Drang eines Pflichtgefühls, welches eine tief empfundene Wahrheit, und wäre es selbst zur Kränkung eines verehrten Menschen, auszusprechen befiehlt, trug er sein Geschreibe vor. Niemand hatte ihn dazu aufgefordert. Nichts hatte ihn genöthigt, seinen Pflegvater aufzusuchen, um ihm Leides zu thun. Es ist aber schwer zu sagen,

was die Anwesenden mehr in Staunen setzte, die Keckheit des Vorlesers, oder die Langmuth des alten Vaters und seiner ältern Freunde, die ihrem gerechten Unwillen nicht auf der Stelle Luft machten. Auf Pestalozzi, das sah man klar, machte das Gehörte einen schmerzlichen Eindruck; tiefer Kummer überzog sein Gesicht; er begann auf und ab zu gehen, sobald der Gegner geendet hatte, und sagte wehmüthig und halb laut: laß drucken! — Dann trat er, sich fassend, stärker mit dem Fuße auf und setzte laut hinzu: laß drucken, wir wollen auch drucken lassen. — Der Andre, ungerührt, setzte sich auch in Bewegung und erwiderte: ja, ich weiß jetzt mehr, als sonst. Ich hatte damals noch nicht den Euklid und Sokrates (!!) gelesen. — Pestalozzi murmelte noch einiges und ging fort. Die Versammlung löste sich auf. Herr Schmid reiste ab.

Demungeachtet blieben seine Lehrbücher im Institute in Gebrauch, und ihn selbst betrachtete man als einen tüchtigen, unternehmenden Charakter, der schon ausgähren, von seinen Irrthümern zurückkommen und sich veredeln werde. So ward er beurtheilt, indem man das öfters über ihn Ausgesprochene vergaß, daß nämlich nie ein Ideal höherer Art ihn belebt habe, und sein Geist eben so von Dünkel eingenommen, als sein Herz von Gefühlen des Wohlwollens unberührt geblieben sey. An Pestalozzi wollten viele bemerken, wie er trotz der Trennung sich gern an Schmid erinnere, ja oft Verlangen nach ihm habe und in ihm, als einer kraftvollen Natur, die Hauptstütze seiner Anstalt verloren zu haben glaube. Keiner hatte auch so Wesentliches in Anwendung der Methode geleistet und nach der Meinung des Alten die mathematische Lehrart so zur Vollendung gehoben. Daß also das Herz des leicht zu täuschenden Pflegvaters den Sohn nicht aufgab, ist begreiflich und verzeihlich. Weniger begreiflich aber ist es, daß — wie man erzählt — nach Verlauf einiger Jahre, da ein Rechner und praktischer Mensch der zerrütteten Oekonomie des Hauses noth that, und der Alte Niemandem, an dem nicht sein Herz hing, die Ordnung derselben vertrauen wollte, Herr Niederer selbst Schritte zur Aussöhnung mit Schmid gethan und ihn wieder an Pestalozzi's Seite und in den Kreis der Lehrer zurückgeführt hat. — Das Unausbleibliche erfolgte. Schmid wußte Maßregeln zur ökonomischen Rettung zu treffen und griff zugleich thätig in die Führung des ganzen Hauses ein. Die Gunst Pestalozzi's in hohem Grade gewinnend und von Niederers Geistes-Ueberlegenheit sich beengt fühlend, löste er diesen — was nach dem oben mitgetheilten Ausdrucke Pestalozzi's, daß seine Freundschaft zu Niederer nicht persönlich sey, wohl erklärbar ist — vom Herzen des Alten ab, sprengte dann seinen Einfluß und zwang ihn, als einen, der Pestalozzi's Gedanken entstellt und die Zerrüttung des Instituts mit verschuldet habe, das Haus zu räumen. Er aber blieb der ei-

gentliche Regent desselben. Was ihm widerstrebte, ward bei Seite geschafft; Jeder, der dem Alten — so behauptet man — die Augen zu öffnen im Stande war, entfernt, und, wie Herr Meyer anführt, wurden in Zeit von vier Jahren, das Uebel eines häufigen Lehrerwechsels noch vermehrend, über funfzig Lehrer verabschiedet oder zum Weggehen genöthigt. — Die Motive, welche ihn zu diesem Verfahren bewogen haben, sucht Herr Meyer aufzudecken. Referent bescheidet sich, darin keine Stimme zu haben, und kann also füglich diese Blätter schließen, die für eine Einleitung zu der Meyer'schen Schrift gelten und ihn einer fernern Beurtheilung derselben überheben mögen. Doch wird der Leser wenigstens einige Auszüge aus ihr, als Anhang, nicht ungern sehen.

Anhang.

Herr Meyer weiß gar keine, weder die Erziehung noch den Unterricht leitenden Grundsätze in der Anstalt zu finden. Es gebe dort nur Meinungen, behauptet er, und zwar höchst schwankende, da die Grundlage des Pestalozzischen Thuns rein verleugnet werde. „Man wollte einmal, erzählt er S. 53., die Bell-Lancastersche Methode einführen, aber verbessernd; denn ohne Verbessern und Klügerseynwollen geht es hier nie ab. Was geschah? Alle Classenabtheilungen wurden in die Winkel eines einzigen großen Saales zusammengeworfen, und so zu gleicher Zeit Unterricht in verschiedenen Fächern von verschiedenen Lehrern ertheilt. So war nun freilich die spinnmaschinenartige Ordnung der Lancasterschen Schule übertroffen durch eine vollkommene Unordnung. Um sich nur selbst verstehen zu können, mußte ein Lehrer den andern, noch mehr eine Classe die andre im Schreien überbieten, bis man endlich die Sache wieder fahren ließ und, wie der Fuchs von der Traube, sagte: sie taugt nichts. Ein andermal schoß plötzlich der Gedanke auf, man müsse die ganze Anstalt auf einen Familienfuß setzen und in einfacher, häuslich-sittlicher Ordnung und Lehrweise fortschreiten. — — Allein die sittliche Einheit, in der das Familienleben besteht, wird nicht von außen hereingebracht, sondern sie muß von innen herauswachsen u. s. w." —

Interessant ist von S. 84 bis 126 die Uebersicht der in der Anstalt jetzt vorhandenen Lehrfächer, woran unsre Schulen wahrscheinlich kein Beispiel nehmen werden. Obenan steht die Mathematik, nämlich Rechnen (aber kein Kopfrechnen), nebst dem planimetrischen Theile der Geometrie. Zum ernsten Arbeiten darin kommt es nicht, weil Herr Schmid selbst seit Abfassung seiner Elementarbücher auf seinen Lorbeern ruhet und man nie ein mathematisches Buch in seiner Hand erblickt. Der Alte hält ihn übrigens für den größten Mathematiker in Europa. — Herr M. macht

hier eine Bemerkung, die wir herausheben müssen: „Wenn die Pestalozzi'sche Geometrie für das erste bildungsfähige Alter der Knaben wirklich in hohem Grade weckend und belebend ist, so ist sie dem Erwachsenen dagegen, der sich nach demselben Gange beschäftigen soll, ein gehaltloses Formenspiel, das den denkenden Geist nicht mehr befriedigen kann. Kein Wunder also, wenn bei den ältern Zöglingen eine gewisse Lässigkeit und Gleichgültigkeit eintritt, da sie im Kinderrocke gehen müssen, und alles höhere wissenschaftliche Streben bei ihnen erstickt wird." — Man halte hiermit das Urtheil eines competenten Richters, des Herrn Hofraths Schweins, zusammen, der dem Referenten einmal bemerkte: die besten Pestalozzi'schen Schüler hätten wohl ihre Anschauung bis auf einen gewissen Grad geübt, es fehle ihnen aber an Abstractionsgabe. — Beider Tadel trifft eigentlich die Schrankenlosigkeit des Instituts, das mehr seyn wollte, als Elementar-Anstalt, und es nicht zu seyn verstand. —

Wenn der bejahrte Greis nur in der Art, Mathematik zu lehren, die absolute Methode sieht, so hat er wenigstens insoweit recht, als in allem Uebrigen, was im Institute gelehrt wird, gar kein bestimmter und zweckmäßiger Unterricht Statt findet; es sey denn, daß gerade in irgend einem Fache ein tüchtiger Lehrer sich eingefunden hat, der etwas Bestimmtes durchzuführen so lange unternimmt, bis er aus Ueberdruß fortgeht. Dies ist nun besonders mit dem Sprach-Unterricht der Fall. Was Herr M. vom Lateinischen erzählt, bestätigt, was wir oben berichtet haben, und zeigt, daß man von 1812 bis 1822 um kein Haar vom Fleck gekommen, vielmehr — obgleich mancher wackere Lehrer es auf bessern Weg zu bringen suchte — auf demselben Flecke fauler und kleinlicher geworden ist. Der Alte selbst hat Verse verfaßt, die mit lateinischer Uebersetzung den Knaben vorgesprochen wurden, um sie durch öfteres Nachschreien in's Gedächtniß zu prägen. Herr M. gibt davon herzbrechende Proben, z. B.:

Hasen jagen,
Schwache plagen,
sogleich zagen
und sich klagen
über den Magen,
Berge, die ragen,
Hunde, die nagen,
Männer, die tragen,
Leute, die sagen u. s. w.

wo dann die Schüler im Durcheinanderschreien oft die Sätze verwechseln und man rufen hört: venari lepores, über den Magen; canes, qui rodunt, und sich klagen; montes, qui imminent, Hunde die nagen u. s. w. — Daß im Probiren, auch das Deutsche originell zu

lehren, eine Zeit lang nach ähnlichen Knittelversen verfahren ist, mag sauber gelautet haben. — Was den Unterricht im Französischen, und wenn gerade Jemand da ist, der englisch lehren will und kann, auch im Englischen betrifft, so läuft es auf etwas Plappern hinaus. Tüchtig grammatisch eine Sprache lernen, sich anstrengen und in den Geist der Sprache dringen, das sind [und wir setzen hinzu: das waren stets] dem Pestalozzi'schen Institut fremde Beschäftigungen. —

Das Zeichnen, sonst neben der Mathematik methodisch und mit Erfolg betrieben, ist jetzt fast nur ein Lückenbüßer zur Anregung der Thätigkeit bei kleineren Knaben, und Anweisung in der Perspective ist nicht mehr an der Tagesordnung. Von gleicher Geringschätzung der bereits Pestalozzisirten Lehrarten, sobald sie nicht Schmids eignes Werk sind, zeugt auch der Gesang, denn Pfeifers und Nägeli's Gesanglehre sucht man im Schlosse umsonst, wo „nicht besser Pestalozzisch gesungen wird, als in jeder Dorfschule." Ein Franzos gibt den Unterricht im Singen, der keine deutschen Texte zu wählen versteht. Darum hört man wohl unter den Knaben Lieder, wie: Vivons, aimons, comme nos bons ayeux. — Für Geographie ist kein bestimmter Lehrer angestellt. Vorm Jahre ward sie von einem Hausfreunde vorgetragen, der zugleich Religionslehrer für die evangelischen Confessionen war. — Da Herr Schmid dem Einflusse der Geschichte nichts in seiner Bildung verdanken soll, so kümmert sie ihn nicht. Dann und wann bekommt einmal ein Lehrer Erlaubniß, ein Paar Stunden wöchentlich darin vorzutragen. — Naturlehre und Naturgeschichte fehlen gänzlich. Nicht ein Stein, nicht eine Pflanze, nicht ein Thier wird den Kindern zur Belehrung dargeboten. Gymnastik gehört gleichfalls unter das Vermißte. —

Der Religions-Unterricht wird nun zwar besorgt. Wo aber sind die religiösen Uebungen geblieben? Wenn Pestalozzi in seiner neuesten Einladungsschrift sagt: „Ich kenne nichts Wichtigeres, als das Gebet, dieses große Hülfsmittel aller Weisheit und alles Segens, keinen Morgen und keinen Abend zu unterlassen u. s. w." — so setzt Herr M. mit einem Seufzer hinzu: „So war es vor mehreren Jahren!" und äußert ferner: „Ich halte dafür, daß der frühere große Vorzug des Pestalozzi'schen Institutes eine Herzens- und Gemüthsbildung war, die bei gleichem Streben in andern Anstalten dennoch nicht in gleichem Grade erreicht ward, weil diese Eigenschaften gerade diejenigen waren, welche den ehrwürdigen Vater zu seiner Zeit groß gemacht haben, und die in Fülle ausströmten, als er noch lebendig und wirksam unter seinen Kindern umherwandelte. Dieser religiöse Sinn, der die Anstalt wie der Puls- und Herzschlag belebte, ist verschwunden, denn Pestalozzi's Geist hat aufgehört, das Ganze zu durchwehen. — Herr Schmid, ein Mann ohne alles Gefühl für Religion, hat Pestalozzi's Morgen- und Abend-Andach-

tert, die schönsten und wichtigsten Minuten des Tages in früheren Zeiten, aufhören lassen als eine in seinen Kram nicht taugliche Sache. Wie man jedoch vor Fremden mit dem Heiligsten Komödie spielt, davon folgende Beispiele: Ein Reisender kommt und wünscht dem Religions-Unterrichte beizuwohnen. Pestalozzi läuft verlegen durch's ganze Haus, läßt die Knaben zusammenrufen und hält einen Vortrag, wie er es früher wenigstens dreimal in der Woche zu thun pflegte, und auch außer den bestimmten Tagen, wenn ihn sein Herz dazu antrieb. Kaum ist aber der Fremde fort, so hört die Sache wieder auf. Einige Zeit darauf kommt eine deutsche Frau, die sich besonders angelegentlich nach der Religiosität erkundigt. Das Haus wird wieder zusammengerufen und die Andachtsübungen dauern mehrere Wochen hindurch fort, so lange als die Fremde sich in Iferten aufhielt. Aber auf den Tag ihrer Abreise wurden sie wieder eingestellt." —

Das sind nun die stehenden und fehlenden Artikel auf dem schwarzen Brete des Ifertener Schlosses. Betrübt! Und wenn nur die Art, wie man die stehenden Artikel behandelt, tüchtig und dem, was man sonst unter dem Erziehungshause Pestalozzi's verstand, angemessen wäre! Aber die Art kümmert Herrn Schmid nicht. Er sorgt nur, daß der Unterricht ertheilt wird, und verlangt überhaupt von den Lehrern weiter nichts, als daß sie Stunden geben. Da kein methodischer Geist in der Anstalt herrscht, sondern nur von einzelnen Manieren die Rede seyn kann, so sollte wenigstens über die Manieren eines jeden Lehrers in seinem Unterricht ein Austausch der Ansichten und Erfahrungen Statt finden. Dies ist nicht der Fall. Die ehemaligen Lehrerversammlungen, worin natürlich nur ein geistvoller Mann dominirt hätte, sind eingegangen. Diesen Mangel in etwas zu ersetzen, das heißt, zu erfahren, was über einzelne Vorfälle sonst würde in der Versammlung zur Sprache gekommen seyn, werden Spione gebraucht. Ueber dies Spionenwesen, über die Verhältnisse der Lehrer, über Schmids Regierung des Hauses, über die Beaufsichtigung der Zöglinge und den sittlichen Geist enthält die Schrift reichhaltige Capitel. Wie die vorigen Capitel die Herrschaft des antiwissenschaftlichen Geistes beurkunden, so liefern diese die Belege, daß auch der antisittliche sich erhoben hat.

Des eingerissenen, auf Unwissenheit gegründeten Dünkels beschuldiget Herr M. leider auch den zweiten Herrn des Hauses, nämlich den Enkel des verehrten Alten, Namens Gottlieb Pestalozzi. Wegen Unfähigkeit zum Studiren war er zum Gerberhandwerk gethan. Durch Herrn Schmid aber von seiner Wanderschaft als Gesell wieder in die Arme des Großvaters zurückgerufen, wird er zum Gehülfen in allerlei Fächern und selbst zum Mitlen-

ker und Aufseher der Zöglinge — denn die Lehrer wohnen außerhalb des Schlosses — gebraucht. Von seinem Mangel an Bildung, selbst am nothwendigsten äußern Benehmen, werden erbauliche Beispiele geliefert. — Ueber Unreinlichkeit gibts zu klagen. „Es fiel nicht selten vor, daß ich Knaben aus der Stunde weisen mußte, denen der Kopf so voll Ungeziefer wimmelte, daß ihnen die Läuse auf's Papier herunter fielen." — Von Unordnung während des Essens wird S. 152. kein Appetit erweckendes Bild gemacht, eben so von der Wildheit, womit die Knaben beim Läuten der Stundenglocke in die Schulzimmer und wieder herausstürzen u. s. w.

„Weit schlimmer, fährt Herr M. fort, als alles dieses, ist der Umstand, daß im ganzen Schlosse kein Mensch ist, an den sich das Herz der Knaben anschließen möchte, an dem sich ihr Geist erheben und bilden könnte. Die Knaben fühlen, daß Pestalozzi ihnen fern steht, und Herr Schmid ist nicht der Mann, ein kindliches Gemüth an sich zu ziehen. — — Ohne väterlichen Freund, ohne Bücher, ohne Möglichkeit einer ungestörten Selbstbeschäftigung, eingeschläfert von dem alltäglichen zehnstündigen Lehrschlendrian, ohne Pestalozzi's oder seiner Stellvertreter täglichen Zuspruch und Anhalten zum Gebet, schleichen siebzehn- und achtzehnjährige Jünglinge in den Gängen umher, Dunkel und Einsamkeit suchend. Sieht man dieses und bedenkt man, mit welchem frevelhaften Leichtsinne man sich das Erziehungsfach so leicht denkt und macht, so muß einem das Herz übergehen, und der gute Wille, sein Möglichstes zum Heil der Jugend beizutragen, sich in den Entschluß verwandeln, nichts zu scheuen, um nur die Eltern auf diese Lage und Gefahr ihres Theuersten auf Erden aufmerksam zu machen. — — Ein Lehrer erzählte mir, daß ältere Zöglinge oft bis Mitternacht in der Küche bei den Mägden gestanden." — — „Nach welchen Grundsätzen Herr Schmid Vergehungen höherer Art bestraft, darüber mögen folgende zwei Beispiele Aufschluß geben. Ein Knabe schrieb einer erwachsenen Person ungebührliche Spitznamen und grobe Schimpfworte an die Stubenthür. Dafür strafte ihn Herr Schmid, indem er ihm drei Batzen vom Wochengelde abzog. — Zwei Knaben hatten unkeusche Hand an eine Magd gelegt. Ihre Strafe war, daß sie sechs Batzen weniger Wochengeld erhielten und der Magd ein Paar Thaler bezahlen sollten."

Genug davon, um den Geist der Anstalt zu erkennen! Und dennoch glaubt der Alte, daß sie erst jetzt etwas von der gesuchten Naturgemäßheit erreicht habe. Merkwürdig ist, was Herr M. S. 58. aus einer Schrift Pestalozzi's, die den Titel führt: Ueber die neue Organisation meiner Anstalt. Zürich 1820. in dieser Beziehung mittheilt. Es lautet so: „So entfernt fühle ich „das ganze Thun meines Lebens von meinem Vorbilde, und ich

„dürfte auch heute noch nicht einmal daran denken, daß ich nach „diesem Ziele strebe, daß ich danach jage, nicht einmal, daß ich „anfangen könne, danach zu streben, wenn die Unnatur meines al„ten, so lange dauernden, verwirrten, einseitigen, unreifen Kunst„tappens nach diesem Ziele fortdauerte und ich noch jetzt keine Mit„tel hätte, diesfalls auf einen neuen und bessern Weg zu lenken; „aber Gottlob! meine nun anderthalb Jahre *) bestehende Erziehungs„anstalt hat mich aus meinem Wirrwarr auf den Weg der Natur „hingelenkt." — Fühlt aber Pestalozzi nicht, bemerkt Herr M. darüber, daß Jedermann einen billigen Zweifel in diese Versicherung eines Mannes setzt, der dasselbe schon öfter gesagt, der nach eigenem Bekenntniß so lange auf dem Felde der Erziehung herumgetappt hat, und nun plötzlich vorgibt, wie durch einen glücklichen Tapp seit anderthalb Jahren den rechten Weg irrthumsfrei gefunden zu haben? —

Solchen Einbildungen der Altersschwäche ist es zuzuschreiben, wenn er wähnt, außer seinem Institut nun auch endlich eine Armenanstalt zu besitzen, die zugleich eine Anstalt sey, um Erzieher und Erzieherinnen zu liefern. Sie ist ein Werk des Herrn Schmid, der den fünfundsiebzigjährigen Greis mit Erfüllung seines liebsten Wunsches, wozu schon seit 1811 mit Erfolg Collecten eröffnet waren, zu erfreuen gedachte. Herr M. liefert von S. 161 bis gegen Ende seines Buchs eine umständliche Darstellung davon; und verhält sich's wirklich so, woran wir kaum zweifeln, so möchten weder Fellenberg, noch Falk, noch Herr von der Recke und andere Männer, die für die Armen mehr oder weniger nützliche Stiftungen geschaffen haben, sich zu jenem Werke bekennen wollen, das unter Pestalozzi's — des größten Menschenfreundes! — Namen an's Licht getreten ist. Von Pestalozzi's Herzen, von seinen frühern Idealen ist keine Spur darin zu erkennen. Nur eine Speculation, und zwar gemeiner Art, sehen wir vor uns, und können nicht ohne herzliches Mitleid mit den unglücklichen Opfern derselben den Bericht darüber lesen.

Man fand, daß eine Partie Knaben, die den Unterricht der Hauptpension genössen und keinen besonders besoldeten Lehrer gebrauchten, und eine Partie Mädchen, wofür eine der Schwestern des Herrn Schmid als Erzieherin und Lehrerin ausreichte, leicht zu ernähren seyn, sobald man nur einige völlig Arme unentgeldlich, die andern gegen eine halbe oder Drittelspension aus Familien zurückgekommener, sonst wohlhabender Leute aufnähme. Diese, unvermögend, die ganze Pension zu zahlen, würden sich glücklich schätzen, auf wohlfeilere Art

*) Er datirt, wie es scheint, nach Jahren der Revolution, d. h. der Kleinen im Schlosse zu Iferten.

ihre Kinder dennoch gebildet und zu Lehrern und Lehrerinnen erzogen zu sehen. Diese letztere Aussicht war beim Beginn der Unternehmung eröffnet und ihr so viel Wichtigkeit beigelegt, daß selbst reiche Leute schon gedachten, eben wegen der ganz vorzüglichen Erziehung, die man verhieß, ihre Kinder in die Armenanstalt zu thun; allein der eigene Anblick mag sie bald zurückgeschreckt haben. — Für diese Einrichtung sind nicht eigene Locale ausgewählt, wie sich's wenigstens für Mädchen, worunter sogar achtzehnjährige Jungfrauen, gewiß gebührte. Man hat Platz für sie im Schlosse selbst zu finden gewußt. Ihre Wohnstube erhielten die Knaben auf dem Speicher, wo verfaulte Breter sie vom Dachstuhl trennen, der Fußboden aus Steinplatten besteht, und im Winter bei einem alten brüchigen Ofen vor Rauch es kaum auszuhalten ist. „Der Schlafsaal der Mädchen ist ein Schlafstall, ein dunkler, fensterloser, mit Bretern vernagelter Boden, durch den beim Regenwetter das Wasser herabläuft, der Luft und Licht durch runde Löcher empfängt, in dem man kaum aufrecht stehen kann, und dessen kahle Wände im Winter triefen, wie die eines Kellers." — Mit der Traurigkeit solchen Aufenthaltes ringt die sittliche Umgebung und Erziehung um den Preis. Ihre höchste Pflicht ist, die Gunst des Herrn Schmid sich zu erwerben, der sie durch eingeführtes Spioniren regiert. Darum herrschen Heimlichkeit und List, Zwietracht und Haß unter ihnen. Daß sie die Armen sind, wird ihnen stets in's Gedächtniß gerufen, um sie desto unterwürfiger zu halten. Schmids Schwester ruft ihnen zu: „Ihr müßt bedenken, daß ihr aus dem Bettelvolke gezogen seyd!" — oder: „Du mußt mehr arbeiten, als jener, denn du bezahlst weniger." — u. s. w. Durch Arbeiten sollen nämlich die Armen, sowohl Knaben, als Mädchen, das Deficit der Kosten, falls bei dem vorhandenen Fond eins existirt, decken und wo möglich einigen Gewinn abwerfen. Es ekelt einen aber, wenn man liest, daß die Mädchen die Betten der Armenknaben und des in demselben Gemach schlafenden Hausknechts machen, daß eine der Mädchen, die 15 Louisd'or Pension bezahlt, den Abtritt reinigen und andere in den Schlafsälen der reicheren Zöglinge, wo große Bursche im Hemde herumsprangen, kleinere Knaben anziehen mußten. Indem Knaben und Mädchen zu allen Arbeiten in der geräumigen Wirthschaft — z. B. Kühe hüten, Schweine besorgen, Mist führen, Wasser tragen, Kutscher seyn, Schuhe der reicheren Zöglinge putzen u. s. w. — gebraucht werden, erspart man einige Hausknechte und Mägde. Ein Knabe mit entzündeten Augen und schwacher Brust mußte während der Waschzeit Tag und Nacht am glühenden Ofen stehen und die Glättsteine besorgen. — Und alle diese Arbeiten sind nicht etwa regelmäßig, um die Lehrstunden nicht zu stören; nein, man verlangt sie zu jeder Zeit. Mitten aus dem Un-

terricht werden sie abgerufen und kommen oft Tage lang den Lehrern nicht vor die Augen.

Man begreift nicht, wie auf solche Weise gar Volkslehrer und Erzieher aus diesen Knaben hervorgehen. Man macht sich's aber leicht; nach dem Fabrik-Grundsatz, die Arbeit zu theilen, werden sie schnell zu Lehrern zugestutzt. Jeder lernt irgend ein Stück Wissen, und wie ein Arbeiter, der von früh bis spät nur das Oehr durch die Nadeln schlägt, brauchbar ist, so wird der eine für die Rudimente des Zeichnens, der andre für's Rechnen, ein dritter für lateinische Declinationen, ein vierter für Conjugationen u. a. eingeübt und geht als Lehrmaschine in den Unterrichtssälen umher.

Was Herr M. von dem erbarmungswerthen Unterrichte der Mädchen erzählt, mag man, wie sehr vieles andre, bei ihm selbst nachlesen. Man sollte demnach glauben, sie würden mehr für's Häusliche gebildet; allein sie lernen weder kochen, noch nähen, noch stricken. Nur im Flicken erhalten sie täglich zwei Stunden Uebung, und zwar bei verschlossenen Thüren, damit nicht ein unbescheidener Fremder plötzlich eintritt und sieht, wie hier Hemden und Hosen und andere Kleidung der Zöglinge geflickt werden. — Von einem gebildeten Umgange für die Mädchen kann nun gar nicht die Rede seyn, wiewohl mitunter die Erzieherin Anstandsregeln zu geben wagt, z. B.: „Wo ihr geht und steht, ihr Mädchen, müßt ihr denken, daß ihr auf dem Theater seyd, und daß euch alle Leute sehen." — Es ist noch sehr milde, wenn Herr M. hier ausruft: „Möge doch die Schmidische Familie erst die Aufgabe lösen, Kinder zu erziehen! Dann kann sie auch daran denken, Kinder zu Erziehern zu erziehen." — An einem andern Orte sagt er treffend: „Es gibt allerdings eine Art zu bilden und zu lehren, wie sie jener griechische Flötenspieler übte, indem er zeigte, wie man es nicht machen müsse. Nur wollen wir dies in unsern Erziehungsanstalten nicht eingeführt wissen, weil ein sittliches Gemüth vor ähnlichen Auftritten zwar einen tiefen Ekel fassen muß, aber auch Gefahr läuft, dasselbe bei dieser Lehrart gänzlich zu verlieren." — „Ich weiß recht gut, schließt Herr M. sein Buch, daß ich in einen hohlen Baum gestochen habe, dessen Mark ein Hornissennest ausfüllt. Ich müßte Herrn Schmid nicht kennen, wenn ich nicht wüßte, wessen er in solchen Fällen fähig ist. Aber wenn ich mich gefürchtet hätte, so hätte ich in der That die Feder nicht ergriffen. Die Wahrheit ist ein gutes Schwert, und das reine Gewissen ein starker Schild. Darum habe ich es Pestalozzi sowohl als Herrn Schmid selbst angekündigt, ich werde thun, was ich jetzt gethan habe, damit sie mich keines unversehenen Angriffs beschuldigen können. Ich habe Pestalozzi gebeten, einzusehen, daß es nicht seinem Werke gelte, sondern dem,

was Herr Schmid daraus gemacht hat. Dem stehe ich Rede auf jedes Wort, wenn es der Mühe lohnt, wohl bewußt des Muthes, den es verleiht: tueri justitiam, nil extimescere!" —

7.

IX.

Napoleon in Exile; or a Voice from St. Helena. The opinions and reflexions of *Napoleon* on the most important Events of his Life and Government, in His own Words. By Barry E. O'Meara, Esq., his late surgeon. 2 Vols. *Fifth Edition. London.* Printed for W. Simpkin and R. Marshall; 1822. Vol. I. xxviii, 512 S. Vol. II. 542 S. 8.

Diese Schrift hat die Aufmerksamkeit von Europa erregt und in England schon in dem ersten Jahre ihrer Erscheinung die fünfte Auflage erlebt. Von zwei deutschen Uebersetzungen ist die von Friedrich Schott (Dresden bei Hilscher) zweimal aufgelegt worden. Fragt man nach dem letzten Grunde, warum O'Meara's Tagebuch von St. Helena mit solcher Theilnahme von allen Ständen und von allen Parteien gelesen wird, so liegt derselbe nicht allein in dem Inhalte und in der Form der Schrift, sondern auch und hauptsächlich in dem Interesse, das der Mensch unter allen Umständen an dem Wahren nimmt. Denn von dem frivolen Interesse des neugierigen oder des schmähsüchtigen Parteigeistes darf unter Gebildeten nicht die Rede seyn.

Bei der vorliegenden Schrift vereinigt sich alles, was den Wahrheitssinn der Menge sowohl als auch der Gebildeten im höchsten Grade reizen und beschäftigen kann. Der Held, vor dem Europa zitterte, der zwanzig Jahre hindurch die Blätter der Geschichte mit seinen Thaten füllte, der endlich, nach einem Riesenkampfe der furchtbarsten Kraftentwickelung, von dem Hasse der Völker und der Fürsten ereilt, von Europa geächtet und ausgestoßen, gleich dem an den Kaukasus geschmiedeten Prometheus, auf einem ausgebrannten Vulkan mitten in der großen Wüste des Weltmeers sein Gefängniß und sein Grab fand; dieser Held, der in der Ohnmacht seiner Titanen-Natur den Zeitgenossen erhabener und menschlicher erschien, als früher im Gefolge seiner Adler und seiner Triumphe, der gleichsam aus der Welt gerückt, das Urtheil der Nachkommen schon im

der Gegenwart ahnend, den allgemeinen Haß der Völker gegen sich nach und nach verschwinden sah, und von schmerzlichen Leiden gemartert, dennoch ungebeugt, immer derselbe, in den letzten Augenblicken seines Lebens dem ernsten Ausspruche der höhern Nemesis mit seltenem Gleichmuth entgegentrat: dieser Held spricht in der Einsamkeit seines politischen Todes über sich und seine Zeit, als ob er frei und unabhängig über die Welt richten dürfte, mit der Offenheit und Hingebung des unbefangensten Vertrauens — wie es scheint — zu seinem Freunde O'Meara, der einer Nation angehört, die ihn auf das bitterste haßt, und deren Regierung ihn in Auftrag von Europa mit allen Augen des Argwohns auf das strengste bewacht.

Wer wollte einem solchen Einsiedler nicht mit der lebhaftesten Theilnahme zuhören? Daraus folgt aber noch nicht, daß alles, was der Mann in Longwood, wie ein Selbstgespräch, dem Grabe gewissermaßen anvertraut hat, auch unbedingt wahr und gleichsam das feierliche Bekenntniß eines Sterbenden sey. Hier liegt vielmehr das Interesse am Wahren zunächst einzig und allein darin, daß Napoleon wirklich so gesprochen, wie O'Meara es aufgezeichnet hat.

Die erste Frage also, welche die Kritik bei der Würdigung dieser Schrift beantworten muß, ist die: Konnte O'Meara in das Innere des außerordentlichen Mannes blicken, und wollte und durfte er das, was er von ihm gehört und erfahren hatte, treu niederschreiben und der Welt ohne Rückhalt und Beimischung mittheilen?

Die zweite Frage würde dann seyn: Welchen Grad von Wahrheit haben Napoleons Geständnisse, die hier aufbewahrt worden sind, an sich; konnte und wollte Napoleon wirklich das Wahre, wie er es dafür hielt, rein heraussagen? Oder täuschte er sich vielleicht selbst, indem er fortwährend durch Leidenschaften aller Art und durch den peinlichen Druck, mit dem er unaufhörlich ringen mußte, in eine feindliche Lage und Stimmung versetzt wurde, die ihn hinderte, ganz zu sich selbst zu kommen und mit der Ruhe des Weisen die Zeit hinter sich zu betrachten, ohne Haß und ohne Vorgunst?

Es ist schwerer, die letzte Frage zu beantworten, als die erste, und doch hängt zum Theil die Antwort auf die Frage, ob O'Meara fähig war, das innere Wesen von Napoleon zu durchschauen, von jener Beantwortung ab.

Doch selbst in dem Falle, daß wir den Grad von objectiver Wahrheit in Napoleons Bekenntnissen, Urtheilen und Bemerkungen sehr gering anschlagen und sogar gegen die Unbefangenheit und Aufrichtigkeit mancher Aeußerungen wichtige Zweifel erheben

und dem an sich unverdächtigen Berichterstatter O'Meara die Fähigkeit, das innere Wesen Napoleons zu durchschauen, absprechen müßten: selbst in diesem Falle wird das vorliegende Tagebuch ein hohes historisches Interesse behalten, da es schon in psychologischer Hinsicht die genaueste Prüfung des künftigen Biographen Napoleons verdient, weil es uns den Kaiser und Feldherrn, den Staatsmann und Gesetzgeber, in der Einsamkeit der Verbannung mit allen Einzelnheiten seines Privatlebens vor die Augen stellt; nicht selten auch — im Nachtkleide. Doch selbst in diesem erkennt man den Napoleon von St. Cloud. St. Helena ist gleichsam das Hauptquartier seines Kampfes mit dem Schicksal. Er verschanzt sich auf Longwood gegen die Angriffe der letzten Coalition: gegen Sir Hudson Lowe, Lord Bathurst und Lord Castlereagh!

Das aufmerksame Lesen des Buchs hat uns auf folgende Bemerkungen geführt, die wir der Würdigung desselben vorausschicken, ohne zu befürchten, daß man uns den Vorwurf machen werde, damit eine petitio principii begangen zu haben. Jeder Leser kann sie ja, das Buch in der Hand, selbst prüfen.

Wir glauben, daß O'Meara allerdings das Gehörte, was er im Gespräche mit Napoleon erfahren, treu wiedergeben wollte und durfte; daß aber weder er mit vorurtheilsfreiem Geiste und parteiloser Gemüthsstimmung unbefangen zugehört, noch weniger, daß Napoleon mit reinem Wahrheitssinne sich unbefangen gegen ihn ausgesprochen habe, daß mithin das ganze Tagebuch uns mehr das Gepräge eines absichtlich angestellten Verhörs, wo der Eine in seinem Interesse fragt, und der Andere in seinem Interesse antwortet, als den Werth eines einsam vertraulichen und herzlichen Zweigesprächs der gegenseitig freien Mittheilung zu haben scheint. Ungeachtet nun Napoleon sich wirklich mit vieler Offenheit selbst über seine Fehler erklärt, z. B. S. 499., und öfter gefühlvoll sich geäußert, auch wohl vieles mit Recht und in der Wahrheit behauptet hat, und ob wir gleich wissen, daß Alle, die Napoleon seines nähern Umgangs gewürdiget, von der Offenheit und Innigkeit seiner rücksichtlosen Hingebung und Mittheilung völlig überzeugt sind, so leugnen wir dennoch geradezu, was der gutmüthige O'Meara von seiner Eigenliebe sich einreden ließ, daß zwischen Napoleon und ihm eine „unreserved conversation“ Statt gefunden habe. Napoleon besaß die Gabe der Ueberredung in einem hohen Grade. Er wollte die Männer, mit denen er umging, für seine Zwecke gewinnen; darum gewann er sie zuerst für sich, für seine Persönlichkeit. Er konnte bezaubern, wenn er wollte. Denn seine erste Kraft war der Wille, seine zweite der Verstand, seine dritte die Einbildungskraft, welche überall, wenn der Augenblick winkte, bis

zu den Grenzen des Möglichen sich aufschwang. Nun hatte ihn aber die Zeit, in der er lebte und in welcher er beständig aus sich herausgehen mußte, nicht zu jener sittlichen Reife und Ruhe gelangen lassen, wo die Vernunft als höhere Vermittlerin zwischen den Willen und den Verstand eintritt. Daher riß ihn die Macht, die Heftigkeit seines Wollens zur Leidenschaft hin, und sein von der Einbildungskraft erhöhter Verstand zeigte ihm unter allen Umständen schnell den kürzesten Weg zu seinem Ziele. Dieses war natürlich, wie in jedem willenskräftigen Menschen, kein anderes, als daß sein Wille der Wille Aller würde, also Herrschbegier oder die vollkommenste Freiheit in seinem Wollen. Dieser gewaltige Wille begeisterte seinen Verstand, und darin sah man die Eigenthümlichkeit seines Genies, wie die Eigenthümlichkeit seines Charakters. Alles mußte ihm zu Gebote stehen, um seinen Willen durchzusetzen; von allen Machtmitteln aber, die er ungenügsam vergeudet hatte, blieb ihm zuletzt keins übrig, als der Zauber seiner Rede. Diese Macht war groß. Als die Königin von Würtemberg im Jahre 1805 zu Stuttgart mit Napoleon mehrmals gesprochen hatte, äußerte sie sich über ihn sehr günstig in einem Briefe an ihre Mutter, die Königin Charlotte, und schloß die Beschreibung seiner Person mit den Worten: and he has so bewitching a smile! (und er hat ein so bezauberndes Lächeln!) II, 372. Was jedoch jetzt diesen Zauber verdoppeln und erhöhen mußte, das war die außerordentliche Lage, in der er sich befand, umgeben von der Majestät der stolzesten Erinnerung; das war sein tiefgefühltes Bedürfniß, die einzige Eroberung zu machen, die ihm noch übrig war, die Eroberung der öffentlichen Meinung bei einer Nation, die allein eine öffentliche Meinung hat, bei der brittischen.

Wie konnte der arme O'Meara diesem Zauber widerstehen, oder ihn durchblicken?

Doch fassen wir unsern Mann näher in's Auge, wie er in der Vorrede sich darstellt! O'Meara war Wundarzt auf dem Bellerophon, als Napoleon sich den Engländern ergab. Während der Ueberfahrt lernte ihn Napoleon kennen und wünschte, da er fertig italienisch sprach, ihn als Wundarzt bei sich zu haben. Capitain Maitland rieth ihm, den Antrag anzunehmen, und der Admiral, Lord Keith, erklärte, Herrn O'Meara's Wahl könne der Regierung nicht anders, als sehr angenehm seyn. Auch das Zeugniß, welches Capitain Maitland dem Wundarzte gab, den er funfzehn Jahre lang zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, erregt von seinem Charakter die vortheilhafteste Meinung. Da Napoleon sich mit ihm, wie mit jedem andern von seiner nähern Umgebung, sehr vertraulich unterhielt, wie einer, der gern über alles vielerlei plaudert, so kam O'Meara auf den Gedanken, über diese Gespräche ein Tage-

buch zu führen. Dieses liegt nun in der Gestalt, wie er es vom 7. August 1815 an bis zum 25. Julius 1818 niedergeschrieben, vor uns, bis auf einige Wortverbesserungen und bis auf die Auslassung von solchen Bemerkungen, Namen und Thatsachen, welche der Verfasser jetzt schon bekannt zu machen, für bedenklich hielt. Die Glaubwürdigkeit der Echtheit dieses Tagebuchs wird noch dadurch erhöht, daß eine Abschrift desselben auf Silberpapier, durch eine Druckpresse, sogleich wie es geschrieben war, davon genommen worden ist, die Herr O'Meara an Napoleons Agenten in London, Herrn Holmes, einen sehr achtungswerthen Mann, von Zeit zu Zeit, wie die Gelegenheit sich darbot, überschickt hat. Einige Proben der Abschrift auf Silberpapier sind bei den Herausgebern des Buches niedergelegt, damit man sich überzeugen kann, der Inhalt sey an Ort und Stelle und an dem jedesmal bemerkten Tage niedergeschrieben worden. Auch ist das Zeugniß des Herrn Holmes abgedruckt, daß er das Ganze lange vor O'Meara's Ankunft in England erhalten habe.

Was den Glauben an Herrn O'Meara's Zuverlässigkeit noch mehr bestärkt, ist der wichtige Umstand, daß sein Bericht mit Aeusserungen und Anekdoten, die andere Vertraute Napoleons aus den Gesprächen mit ihm nur Wenigen mitgetheilt hatten, und die vorher noch nicht bekannt gemacht worden waren, genau übereinstimmt. Namentlich gilt dies von mehreren Dingen, welche Napoleon zu seinem größten Erstaunen in dem Edinburgh Review von sich las, dessen Herausgeber (nach Ed. Rev. LXXIII. June 1822.) sie von einem seiner nächsten Verwandten erfahren hatten. So gesteht er selbst (Vol. II. 225.): „den Umstand mit dem Déjeûné de trois amis habe ich nie Jemandem gesagt. Es ist wahr, ich bin der Verfasser, und es machte großen Eindruck in Frankreich; allein ich erinnere mich nicht, dies irgend Einem entdeckt zu haben."

Endlich hat Buonaparte selbst dem Herrn O'Meara das Zeugniß gegeben, daß er vollen Glauben verdiene. „Je prie mes parens et amis, — so lautet jenes, unter Napoleons Bildniß gesetzte und vor dem Titel des Buchs in Kupfer gestochene Zeugniß — de croire tout ce, que le Docteur O'Méara leur dira rélativement à la position, ou je me trouve, et aux sentimens, que je conserve." Der Schluß desselben: „S'il voit ma bonne Louise, je la prie, de permettre, qu'il lui baise la main."

Le 25. Juillet 1818. Unterz. Napoléon.

ist als Facsimile beigefügt. Die Unterschrift läuft auch hier, wie man sie an andern Orten schon gesehen hat, flüchtig, aber kräftig nach oben aus. Noch bemerken wir, daß O'Meara nicht alles hat

abdrucken lassen, sondern noch andere mündliche Mittheilungen und wichtige Documente von Napoleon selbst besitzt, die er vielleicht künftig bekannt machen wird.

Napoleon wollte also und wußte es, daß seine Mittheilungen auf diesem Wege, da ihm jeder andere verschlossen war, nach Europa gelangten. Er hat zwar die Handschrift nicht selbst gesehen; allein es war ihm nicht unbekannt, daß O'Meara ein Tagebuch hielt, ja er hat sogar, nach der Vorrede S. x., einige Bemerkungen über besondere Gegenstände selbst dictirt: „Some of the observations on particular subjects are committed to paper from Napoleon's own dictation.“ Wie kann man sonach annehmen, daß Napoleon mit der Unbefangenheit des engsten Vertrauens über sich selbst und über seine Ansichten von seinem früheren Leben sich erklärt habe, da er durch den Doctor gleichsam mit Europa zu sprechen glaubte! Er wollte durch ihn zunächst auf die öffentliche Meinung in England wirken, und diesen Zweck hat er vollkommen erreicht. Indeß wollen wir daraus nicht folgern, daß er selbst das, was er gesagt, für nicht wahr gehalten habe. Im Gegentheil, es herrscht in allen seinen Aeußerungen der volle Ton subjectiver Ueberzeugung, und nur selten verräth sich die Absicht, nicht alles sagen zu wollen, oder die Einseitigkeit einer Vertheidigungsrede. Nur das behaupten wir: diese Geständnisse dürfen keineswegs, wie jetzt viele glauben, gleich den Erklärungen eines Sterbenden, als ernste, strenge Wahrheit, als die Bekenntnisse einer ruhigen Selbstprüfung, im Angesichte des Todes ausgesprochen, angesehen und darum für ein historisch-politisches Evangelium gehalten werden. Napoleon stellt sich auch hier dar, wie er immer war, voll von seinen Entwürfen und Ansichten, in denen sein mächtiger Wille, von einem scharfen und lebhaften Verstande unterstützt und von der kühnsten Einbildungskraft beflügelt, leidenschaftlich und heftig vorherrscht; dieselbe Unruhe des Geistes, den ein feindseliges Schicksal vor sich her treibt, führt ihn von einem Gegenstande zu dem andern; er überspringt Zeiten und Begebenheiten, er verknüpft das Entfernteste, er schweift in die Zukunft hinüber, aber bei dem allen hat er nur seinen Ruhm und die Stimme des englischen Volks vor Augen, nicht die Wahrheit, nicht die Ewigkeit, nicht das Ideal der Menschheit! Dabei spricht er, ganz erfüllt von seinem Idol, dem Ruhme, hinreißend, wie immer, mit der vollen Macht seiner einnehmenden Persönlichkeit, die durch die Lage, in der er sich befand, nur an tragischem Interesse gewinnen und um so mehr den Zuhörer wie den Leser bestechen muß.

Wir glauben also dem Herausgeber es unbedingt, wenn er auf die ganze Hausgenossenschaft Buonaparte's zu Longwood sich beruft, insbesondre auf die Grafen Bertrand, Montholon und Las

Casas, daß ihn der Exkaiser wirklich eines solchen Vertrauens gewürdigt habe; obwohl Graf Bertrand in öffentlichen Blättern zu Paris die etwas auf Schrauben gestellte Erklärung bekannt gemacht hat, daß er die Unterredungen nicht angehört habe, welche der Herausgeber des Werks mit dem erlauchten Gefangenen von St. Helena gehabt zu haben vorgebe. Auch zweifeln wir eben so wenig an O'Meara's Behauptung, daß die brittischen Staatsdiener, mit denen sich Napoleon zu Zeiten über politische Gegenstände unterhalten hat, desselben Aeußerungen in den Berichten dieses Tagebuchs aus jener Zeit wiederfinden müssen.

Wie genau und sorgfältig O'Meara übrigens bei der Abfassung seines Tagebuchs verfahren sey, sagt er selbst: „Ich sprach so wenig und horchte so aufmerksam auf, als ich nur konnte, selten einfallend, außer um das Gespräch auf solche Umstände zu lenken, über die ich Auskunft zu haben wünschte. Auf mein Gedächtniß, so treu es auch ist, verließ ich mich nicht allein; sondern, so wie ich von Napoleon weggegangen war, eilte ich auf mein Zimmer und schrieb sorgfältig die Gegenstände der Unterhaltung nieder, wobei ich, soviel mir möglich war, dieselben Worte brauchte. Wo ich nur den geringsten Zweifel an meiner Genauigkeit hatte, da machte ich mir ein Zeichen in meinem Tagebuche und führte das Gespräch, wann die Gelegenheit es gab, wieder auf den Gegenstand zurück, bis ich mir völlig genügte; daher bisweilen, ob ich dies gleich so viel als möglich zu vermeiden suchte, Wiederholungen vorkommen mußten. Denn ich wollte lieber langweilig werden, als mich vielleicht in einer Angabe irren. Bei meinem langen Aufenthalte in Longwood (der Verfasser war um Napoleon drei Jahre lang) und bei der Geneigtheit Napoleons, sich mitzutheilen, wurde mir es leicht, das Gespräch auf jeden beliebigen Gegenstand hinzulenken."

Doch der gültigste Beweis von der Echtheit der Tagesgespräche liegt in dem Inhalte selbst. Wer nur einigermaßen Napoleons Art und Weise kennt, wird in dem Tagebuche die innern Merkmale der Glaubwürdigkeit desselben finden. Auch erscheint der Herausgeber gar nicht als der Mann, der selbst so etwas zu erdenken und so auszudrücken vermocht hätte. Alles trägt das Gepräge von Napoleons großer Originalität, die keine Nachahmung erreichen mag; daher können wir es nicht billigen, wenn in einer Uebersetzung die Form des Tagebuches nicht ganz beibehalten worden ist. Der außerordentliche Mann, welcher in sich die Eigenschaften eines Feldherrn, Gesetzgebers, Monarchen und Eroberers vereinigte, war zugleich ein überaus lebendiger, humoristischer und oft sehr drolliger Plauderer, jedoch nichts weniger als ein gewöhnlicher Witzling, sondern seine Unterhaltung betraf immer etwas Wichtiges und hatte Gehalt, indem Scherz und Spott nur zufällig beigemischt waren. Sein Ausdruck ist daher wahr-

haft beredt und ihm ganz eigenthümlich; er hat blos die leichte, muntre Form des Bavardage, wie Napoleon sein Gespräch einmal selbst nannte, unter welcher die ernste Thatkraft des Mannes sich darstellt. Die Gedankenverbindung ist, wie schon Andre bemerkt haben, oft riesenmäßig, aber abspringend und voll spurloser Zwischenräume; seine Bilder sind ihm eigenthümlich, aus den gegenwärtigsten Anschauungen und nach den lebendigsten Eindrücken seiner Seele gestaltet (man lese z. B. die Schilderung des Brandes von Moskau I, 194); aber seine Aeußerungen sind auch nicht selten gemein oder niedrig, wie sie der lebhaften Rede eines gereizten Gefühls in der Plauderei des vertraulichen Gesprächs entschlüpften. Man vergleiche die Stelle I, 471. Sehr geläufig ist ihm das Wort canaglie, doch nicht allemal in dem schlechten Sinne. Er versteht oft darunter das Volk, im Gegensatze des Adels. Einen sonst guten und religiösen Souverain nennt er einmal a ganache! So behandelt er verhältnißmäßig alle Andere; am ärgsten den Sir Hudson Lowe.

Kurz, das Tagebuch zeigt ganz die geistige Physiognomie des seltenen Mannes, wie die Geschichte keine ähnliche kennt. Wir sehen ihn hier, wie er, der vor kurzem noch über kriegserfahrne Feinde triumphirte, der einem hochgebildeten Zeitalter Gesetze gab, der mitten unter mächtigen und aufgeklärten Nachbarn den Scepter der Herrschaft über ein mächtiges und aufgeklärtes Volk erfaßte, wie dieser Mann, entkleidet von seiner zufälligen Größe und der äußern Freiheit beraubt, allein durch seine innere Kraft empor gehalten, sich frei bewegt in einem gefesselten Leben!

Aber diesem Anblicke tritt die Betrachtung zur Seite: Um die Reinheit und den Glanz seines Ruhmes zu vollenden, führte ihn die Vorsehung auf eine Bahn, wie sie kein Sterblicher vor ihm betrat, und — diese Bahn konnte der Uebermüthige thöricht verlassen! Er, der die Freiheit des Rechts in Europa auf eherne Säulen einzugraben und das bürgerliche Glück der Völker auf eine höhere Stufe zu erheben berufen war, — erniedrigte sich, aus gemeiner Herrsch- und Ruhmsucht, damit Frankreich seinen Fuß auf Europa's Nacken setzen konnte, zu einem Feinde der Freiheit und des Friedens; er, der Aller Herzen in dankbarer Zuneigung auf ewige Zeiten an sich fesseln konnte, schreckte blos die Gegenwart durch die furchtbare Größe seines Namens und durch das Wetterleuchten seiner Gedankenblitze, so daß zuletzt die edelsten Menschen wie der große Haufe nur in seinem Sturze das Ende des allgemeinen Kriegsjammes vor Augen sahen!

Von ganz andrer Art sind freilich die Bemerkungen, welche in und außerhalb England, vorzüglich seit man O'Meara's Werk gelesen hat, über die Behandlung, die dieser berühmte Mann nach seinem Falle erfuhr, und über die Art, wie er seine außerordentliche Laufbahn beschloß, gemacht werden. In England wenigstens hat sich die öffent-

liche Stimme sehr laut dahin erklärt, daß jene Behandlung dem brittischen Nationalcharakter nicht zum Ruhme gereiche.

Aber eben hierin liegt auch der Grund, warum Napoleon in seiner Lage nicht zu jener ruhigen Ansicht über seine Zeit und über sein öffentliches Leben gelangen konnte, daß wir seine Aeußerungen darüber, gleich der Stimme eines Friedrich II. in dessen hinterlassenen Werken, als die gereiften Aussprüche der unbefangenen Selbstprüfung eines weisen, sittlich großen Mannes beachten mußten. Im Gegentheil trat N. B. auch in St. Helena, wie wir schon erinnert haben, nie aus jener feindseligen und gespannten Stellung gegen die alte Politik von Europa heraus, die sein Gemüth in fortwährender Reizung und Bitterkeit erhielt. Sein Wille jedoch ward, gleich dem des Cato, nimmer besiegt. Dies zeigte er, als man ihm den Namen eines Kaisers verweigerte. Denn da selbst England ihm diesen Titel in den Protocollen des Congresses zu Chatillon (die O'Meara in den späteren Ausgaben seines Tagebuchs, S. XXVI ff., so weit sie diesen Umstand betreffen, wörtlich hat abdrucken lassen) beigelegt und denselben schon früher durch Lord Lauderdale's Sendung im J. 1806 nach Paris, um den Frieden mit ihm zu unterhandeln (II, 351) ausdrücklich anerkannt hatte: so behauptete er ihn jetzt nur um desto folgerichtiger und führte seinen Streit vor dem Tribunale der öffentlichen Meinung und der Nachwelt (vgl. seine Meinung über Legitimität II, 113).

Wie früher stets, so war er auch hier seines Sieges gewiß.

„Sie werden sehen, sagt daher Napoleon, I, 128, zu O'Meara, daß in kurzem die Engländer mich nicht mehr hassen werden. So viele Britten waren und sind noch in Frankreich, wo sie die Wahrheit hören; — diese werden die Meinung Englands ganz umändern. Ihnen will ich meine Rechtfertigung überlassen, und ich zweifle gar nicht an dem Erfolge.“

In dieser fortwährend feindlichen Stellung mußten seine Urtheile über Personen, in denen er ehemals seine Freunde und Schmeichler, jetzt seine Widersacher sah, oft sehr gehässig und leidenschaftlich ausfallen; auch die Dinge selbst konnte er nicht anders, als in einem getrübten Lichte erblicken. Er spricht daher oft voreilig, rasch und jähzornig ab, wie Einer, der den Kopf voll hat und aufgebracht ist. Nicht selten scheint er auch einzelne Umstände vergessen, oder von seiner Heftigkeit und Einbildungskraft verführt, sich anders, als sie waren, vorgestellt zu haben; der unbedeutenden Verwechselungen nicht zu gedenken, wie z. B. I, 127, wo der auf Napoleons Befehl in Hamburg verhaftete brittische Resident Sir George Cockburns Bruder genannt wird, da es doch Sir George Rumbold gewesen war; doch schien ihm der Name überhaupt ganz aus dem Gedächtnisse verschwunden zu seyn.

Offenbar sind also seine Aeußerungen über Gegenstände, die ihn näher betrafen, nicht unparteiisch; gleichwohl ist der Ton, mit wel-

chem er sie vorbringt, so offen und natürlich, daß man nicht ohne Achtung ihm zuhört, und ihm eine absichtliche Entstellung der Thatsachen kaum zutrauen kann. In O'Meara's Tagebuche nimmt dieser leichte, ungezwungene Ton und die gutmüthig heitre Laune, der er sich oft sogar muthwillig überläßt, mehr für ihn ein, als es die scharfsinnigste Apologie thun könnte.

Aber auch der Führer des Tagebuchs gewinnt persönlich das Vertrauen seiner Leser, da sie sehen, daß er als Mensch und Arzt dem hart behandelten Gefangenen wahrhaft uneigennützig und herzlich theilnehmend ergeben war. Er wagte sogar, dem Willen der Minister, die nach dem S. XVI abgedruckten amtlichen Schreiben, alles, was sich auf Napoleons Lage bezog, der öffentlichen Kunde zu entziehen suchten, nicht zu gehorchen, sondern beschloß, für die Geschichte zu retten, was er über den Charakter des welthistorischen Mannes einzusammeln Gelegenheit gehabt hatte; denn „ich verachte", sind seine Worte, „den Despotismus, der selbst das Wissen einkerkern möchte." Er hielt es blos für seine Pflicht, diese Unterredungen nicht eher als nach Napoleons Tode, und auch jetzt nur mit Vorwissen seiner Testamentsvollzieher, bekannt zu machen. Es ist kein Zweifel, hätte er seine Nachrichten denen überlassen, welchen so viel an ihrer Geheimhaltung lag, so würde er, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, sein Glück gemacht haben; doch „bei uns," bemerkt der Herausgeber, „gibt es keine Gewalt, welche die Schriften eines Britten dem Imprimatur unterwerfen könnte, und jenes Verbot der Admiralität, meine Beobachtungen bekannt zu machen, ist mehr dem Meridian von Algier angemessen, als dem von England."

Es konnte nicht fehlen, daß O'Meara's Tagebuch, welches der Lady Holland gewidmet ist, in England die größte Aufmerksamkeit erregen mußte. Kaum war es erschienen, so wurde es von neun und zwanzig öffentlichen Blättern und Zeitschriften als eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Literatur angekündigt. Gegen die Echtheit des Tagebuchs und die Treue der Berichterstattung hat sich in England bis jetzt auch nicht Eine Stimme erhoben. Wie das Quarterly Review die Geständnisse seines alten Feindes im ministeriellen Sinne beurtheilen wird, wissen wir noch nicht. Das Edinb. Review Nr. 73, schenkt ihm, fast zu freigebig, volle Glaubwürdigkeit; selbst in der Beurtheilung seiner Zeitgenossen traut es dem verbannten Exkaiser Unbefangenheit genug zu, als daß er einseitig oder ungerecht über seine Feinde und die Nebenbuhler seines Ruhms habe sprechen können, obwohl „seine Herabsetzung Moreau's eine Ausnahme" machen dürfte.

Das Buch selbst gestattet keinen Auszug; auch haben andere Blätter bereits diese Mühe übernommen. Das Ganze erhält nur durch den Ton und die Form des Gesprächs seinen eigenthümlichen

Reiz; wir bemerken daher blos, daß der Herausgeber in einzelnen Fällen die eigenen Worte Napoleons in französischer oder in italienischer Sprache beigefügt hat; folglich entsteht wohl die Frage, ob er in der englischen Uebersetzung allemal den Sinn Napoleons richtig auszudrücken im Stande gewesen ist.

Die Erzählung beginnt mit der Einschiffung Napoleons auf dem Northumberland, am 7. August 1815. Der gefangene Exkaiser entließ alle Franzosen, die ihm nicht folgen durften oder es nicht wollten, und man fand, nachdem er die abgehenden Diener entschädigt hatte, daß seine Baarschaft nur noch 4000 Napoleondor betrug, welche die von der englischen Regierung hierzu beauftragten Personen an sich nahmen. Der Northumberland ging am 15. October bei St. Helena vor Anker. Am 17. betrat Napoleon die Insel und wurde in einem der besten Häuser der Stadt, in dem des Herrn Porteous, einquartiert. Den 18. früh führte man ihn nach Longwood; da dieser Landsitz aber noch nicht für seine Aufnahme eingerichtet war, so bezog er einstweilen das in der Nähe gelegene Landgut des Herrn Balcombe. Der Admiral, Sir George Cockburn, that alles, was unter den Umständen erlaubt war, um seinem Gefangenen und dessen Gefolge ihre Lage zu erleichtern. Am 9. December bezog Napoleon Longwood, das außer ihm noch der Graf und die Gräfin Montholon mit ihren Kindern, der Graf Las Casas nebst seinem Sohne, und einige Diener bewohnten. Der Platz war aber sehr beengt, und für das übrige Gefolge mußten anstoßende Wohnungen erst erbaut werden.

In seiner Abgeschiedenheit von der Welt *) beschäftigte sich Napoleon damit, abwechselnd bald dem Grafen Las Casas und seinem Sohne, bald den Grafen Bertrand, Montholon und Gourgaud zu dictiren. Schon in Paris hatte er öfter (II, 9), wenn er mit Geschäften überhäuft war, vier oder fünf Secretairen über verschiedene Gegenstände zu gleicher Zeit dictirt. Auf Longwood bedurfte er dieser Eile nicht; daher wurde auch seine eigene Handschrift jetzt leserlicher, II, 15. Doch war er nicht minder thätig, als sonst; er arbeitete von früh drei Uhr an, manchmal auch bis spät in die Nacht. Unter andern dictirte oder schrieb er Bemerkungen über die Werke Friedrichs des Großen, die eine Sammlung von fünf bis sechs Octavbänden ausmachen sollen. Nebenbei lernte er Englisch und

*) Das Felseneiland St. Helena hat 28 englische Meilen im Umfang; von der nächsten Insel Ascension liegt es etwa 600 englische Meilen, und von dem nächsten festen Lande, dem Cap, 1200 englische Meilen entfernt.

konnte bald in dieser Sprache sich unterhalten; er sprach es aber französisch aus. Dem D. O'Meara erzählte er von sich, daß er ehemals oft funfzehn Stunden nach einander, ohne einen Augenblick Ruhe und ohne einige Nahrung zu genießen, in Staatsgeschäften gearbeitet, bei einer Gelegenheit sogar drei Tage und Nächte fortwährend, ohne sich niederzulegen, gearbeitet habe I, 312. Seine ganze Lebensweise war höchst einfach, und im Essen und Trinken äußerst mäßig, was auch sonst und stets bei ihm der Fall gewesen seyn soll, wie Personen, die funfzehn Jahre ihm gedient hatten, dem D. O'Meara versicherten.

Die Wohnung und die etwas ärmliche häusliche Einrichtung des berühmten Gefangenen beschreibt der Herausgeber mit der genauesten Umständlichkeit. An den Wänden von Napoleons Schlafzimmer befanden sich das Portrait von Marie Luise, mehrere von dem jungen Napoleon, von welchem auch eine kleine Marmorbüste in dem Zimmer aufgestellt war. Noch hing daselbst ein Miniaturportrait von seiner ersten Gemahlin Josephine, und unter dem Geräthe befand sich die Weckuhr Friedrichs des Großen, welche Napoleon von Potsdam her behalten hatte. Er schlief auf seinem eisernen Feldbette von Marengo und Austerlitz.

Am 14. April 1816 kam der neue Gouverneur von St. Helena, Sir Hudson Lowe, auf der Insel an, und es fand gleich bei der ersten Unterredung mit ihm ein Mißverständniß statt, wodurch der abgehende Gouverneur, der Admiral, Sir George Cockburn, jedoch ohne Napoleons Schuld, beleidigt wurde. Uebrigens beweisen Buonaparte's Aeußerungen über diesen Vorfall, I, 27 — 30, augenscheinlich, in welcher gereizten Gemüthsstimmung er sich damals schon befand, daher er manche Dinge anders ansah, als sie wirklich waren. Diesen Einfluß konnte seine späterhin noch mehr aufgeregte Empfindlichkeit auch auf manche andre Urtheile haben, und vielleicht sind einige seiner Klagen in einzelnen Fällen, wo nicht ungegründet, doch wenigstens übertrieben gewesen. Im Allgemeinen aber hatte er wohl Ursache, sich zu beschweren. Denn es ist erwiesen, daß mit S. H. Lowe's Ankunft die härtere Einschränkung Napoleons begann. Da nun der Gefangene, welcher sich widerrechtlich und unnöthiger Weise wie ein Verbrecher behandelt glaubte, seinerseits Festigkeit, Verachtung und Stolz dem Eigensinn und der Willkür des Gouverneurs entgegensetzte, so wurde die Spannung zwischen beiden mit jedem Tage feindseliger.

Napoleon nannte den Sir Hudson Lowe gewöhnlich un capo di Spioni, weil dieser Mann sich so weit vergessen konnte, von allem, was bei dem „General Bonaparte" und bei den Franzosen oder von ihnen gesprochen wurde, Bericht und Kundschaft zu verlangen, wozu sich jedoch Niemand verstehen wollte. Napoleon verbat sich zuletzt seine Besuche ganz. „Ich habe," sagte er zu O'Meara, I, 45,

Preußen, Tataren, Kosaken und Kalmucken gesehen, aber nie ein so widrig gezeichnetes Gesicht. Il porte le-empreint sur son visage." — „Cockburn war barsch, hat mich aber nie so behandelt, wie dieser Preuße." Einst ließ Napoleon sogar eine Tasse Kaffee weggießen, in welche, ihm gegenüber, die Blicke dieses verhaßten Gouverneurs gefallen waren! —

Und in der That benahm sich Sir Hudson Lowe auf eine seiner Stellung durchaus unwürdige Art. Wir führen nur Folgendes aus einem seiner Gespräche mit O'Meara über Buonaparte an. „Er ist nichts als ein Kriegsgefangener (?!)" — „Ich halte den Ali Pascha für einen viel respectablern Schandkerl (Scoundrel) als Buonaparten!!" — Mehrere Beispiele von dem gegenseitigen Hasse sollen weiter unten noch angeführt werden. Genug, man sieht schon aus den ersten Auftritten zwischen beiden, daß Sir Hudson der Mann nicht war, welcher die Bewachung Napoleons auf eine der Würde und dem Charakter der Souveraine, die den Besiegten nach St. Helena verwiesen hatten, entsprechende Art anordnen und leiten konnte. Doch das Urtheil der öffentlichen Stimme in England hat sich schon hierüber ausgesprochen, und wenn man gewissen Nachrichten trauen darf, so hat eine hohe Person dem Marquis Londonderry, dieser Behandlung Napoleons wegen, ihr Befremden oder ihre Mißbilligung zu erkennen gegeben.

Der verbannte Kaiser war anfangs mißtrauisch gegen O'Meara, weil er ihn für einen Spion des Gouverneurs ansah. Als ihm aber O'M. das Gegentheil versicherte, jedoch dabei bemerkte, daß er unmöglich ein gänzliches Stillschweigen beobachten könne, so lange er in irgend einer Verbindung mit dem Gouverneur oder mit andern Engländern auf der Insel stehe, so faßte Nap. das Verhältniß sogleich richtig auf und verlangte von ihm nur, daß er gegen ihn wie ein galantuomo handeln solle. „Es ist nicht meine Absicht, Sie zum Schweigen zu verpflichten, oder Ihnen zu verwehren, irgend ein Bavardage, das Sie etwa von mir hören, weiter zu sagen, sondern ich verlange nur, daß Sie sich, selbst unwillkürlich, von diesem Gouverneur nicht als Spion gebrauchen lassen." Sir Hudson hatte dies allerdings dem ehrlichen O'Meara zugemuthet, wie dieser selbst erzählt, II, 299.

Je aufrichtiger aber O'Meara dem General Buonaparte ergeben war, und je weniger er als Kundschafter auf die Absichten des Sir Hudson Lowe einging, desto verdächtiger wurde er dem letztern. Nachdem er mehrere Kränkungen und viele Unannehmlichkeiten erfahren hatte, weil er den Forderungen und den Vorwürfen des immer heftiger aufgereizten Gouverneurs stets Muth und Festigkeit entgegen setzte, erhielt er endlich seinen Abschied und mußte St. Helena verlassen. Als er am 25. Julius 1818 von Napoleon Abschied nahm, trug

ihm dieser auf, sich von seinem Bruder Joseph ein Paket vertrauter Briefe von den europäischen Souverainen, die er demselben zu Rochefort anvertraut habe, einhändigen zu lassen, um sie bekannt zu machen, und wie Napoleon — etwas rachsüchtig — sich ausdrückt, II, 417, pour couvrir de honte die Fürsten, welche ihm früher gehuldigt hätten. „Als ich mächtig war," setzte er hinzu, „ils briguèrent ma protection et l'honneur de mon alliance. Jetzt nehmen sie mir mein Weib und Kind." — Allein bei seiner Ankunft in England hörte O'Meara, daß diese Briefe von dem Grafen Surveillers (Joseph) vor seiner Abreise von Rochefort nach Amerika, aus Furcht, er möchte den englischen Kreuzern in die Hände fallen, einem Vertrauten übergeben worden wären, der aber den Grafen betrogen und die Briefe in London für 30000 Pf. zum Verkauf angeboten habe. Darauf sagt man, sollen von dem Minister einer großen Macht die Briefe seines Souverains für 10,000 Pf. gekauft worden seyn, II, 416.

Napoleon gab dem theilnehmenden Wundarzte, außer dem schon erwähnten Briefe, mit den eigenhändigen Zeilen für seine Gemahlin, als Andenken eine Tabatiere und eine Statue von sich, die bei dem 2. Theile in Kupfer gestochen ist. Noch trug er ihm auf, seine Familie zu besuchen und derselben zu sagen, er wünsche nicht, daß Jemand von ihr nach St. Helena komme. Wir setzen die letzten Worte des Abschieds her, welche den Schluß des Buchs machen: „Ueberbringen Sie die Versicherung meiner Liebe meiner guten Louise, meiner trefflichen Mutter und Paulinen. Wenn Sie meinen Sohn sehen, so umarmen Sie ihn in meinem Namen. Möge er nie vergessen, daß er ein geborner französischer Prinz war! Bezeugen Sie der Lady Holland meine Erkenntlichkeit für ihre Güte und die Achtung, welche ich für sie hege. Endlich suchen Sie mir, eine genaue Nachricht von der Art, wie mein Sohn erzogen wird, zukommen zu lassen." — Hierauf drückte Napoleon dem scheidenden Freunde die Hand und umarmte ihn mit den Worten: „Adieu, O'Meara, nous ne nous reverrons jamais encore. *Soyez heureux* *)!" —

Dieses war nöthig vorauszuschicken, um das herzliche Verhältniß, welches zwischen dem Verbannten und seinem Wundarzte stattfand, kennen zu lernen.

---

*) Der Anhang (421 — 518) enthält eine ausführliche Beschreibung der Insel St. Helena und mehrere Briefe, die als Belege zu den in dem Tagebuche angeführten Thatsachen gehören, und die das eben so unnöthige als willkürlich harte Verfahren des Gouverneurs, selbst in Kleinigkeiten oder in gleichgültigen Dingen, beweisen.

Nun zu dem Inhalte des Buchs selbst! Hier drängt sich sogleich die Bemerkung auf, daß Napoleons Leben in den letzten Jahren, wie von Jugend auf, ein beständiger Kampf war, den er seinerseits mit eben so großer Heftigkeit als Hartnäckigkeit geführt hat. Seine Schuljahre zu Brienne und die Zeit seiner Verbannung auf Longwood zeigen in ihm dieselbe Kraft des entschlossensten Widerstandes gegen jeden Angriff und dieselbe Handlungsweise. Wenn er zu Brienne sich in seinem kleinen Schulgarten verschanzte und jeden Dritten, der ohne seine Erlaubniß hineinzudringen wagte, mit Steinwürfen abhielt, so umgab er sich in Longwood mit Schießgewehr und drohte Jeden (sogar den Arzt des Gouverneurs) zu erschießen, der, von seinen eigenen Hausofficieren unangemeldet, von selbst oder auf Befehl des Sir Hudson Lowe in sein Zimmer eintreten würde, um sich von seiner Gegenwart zu überzeugen, oder ihm die Beschlüsse des Gouverneurs zu überbringen (Any person, war seine Drohung, who endeavours to force his way into my apartment, shall be a corpse the moment, he enters it. If he ever eats bread or meat again. I am not Napoleon). Man wagte es nicht, ihn auf diese Probe zu setzen, von der Buonaparte selbst voraussagte, daß sie ihm sein Leben kosten würde. Den Gouverneur mochte er gar nicht mehr sehen, noch Jemanden von ihm sich vorstellen lassen; eben so wenig die Commissaire der fremden Mächte in dieser Eigenschaft, sondern nur als Privatpersonen. Da letztres nicht anging, so sah er sie gar nicht. Auch ritt Napoleon nicht mehr aus, weil ihn dann stets ein Officier begleiten sollte. Er gab nämlich nicht zu, daß man ihn als einen Gefangenen zu behandeln das Recht habe. Hätte er aber jedesmal, wie man von ihm verlangte, dem Officier es angezeigt, daß er ausreiten wolle, so würde er stillschweigend in seine Gefangenschaft eingewilligt haben. Uebrigens war der Gedanke an einen Selbstmord ihm ganz fremd. „Keine Mißhandlung in der Welt könne ihn dazu bewegen, und schon d i e Vorstellung, daß er dadurch seinen Feinden eine Freude machen würde, müßte ihn davon abbringen" (Vgl. die Stelle II, 153). Nichts konnte ihm daher erfreulicher seyn, als die Nachricht, daß zwei Pairs, Lord Holland und der Herzog von Sussex, gegen seine Detention Bill protestirt hätten.

Ueber die Kränklichkeit Napoleons, an welchem O'Meara stets einen schwachen Pulsschlag bemerkte, und über seine Abneigung gegen Arzeneimittel (Napoleon wollte nur durch Hunger, viel Gerstenwasser trinken, Bäder und starke Bewegung sich heilen), verbreitet sich das Tagebuch mit großer Umständlichkeit; auch nimmt der Herausgeber als erwiesen an, daß gerade der Aufenthalt in Longwood, sodann der beständige Aerger und der Mangel an Bewegung auf Napoleons Gesundheit nachtheilig eingewirkt haben.

Die Gegend, in der Longwood lag, war nämlich äußerst unangenehm, und Buonaparte oft sehr verstimmt, ja schwermüthig. „C'e un sole che mi brucia il cervello," sagte er von Longwood, weil es daselbst keinen Schatten gab. (Alle Beschreibungen der Insel stimmen darin überein, daß das Klima von St. Helena sehr ungesund ist. S. die Beweise II, 434 ff.). Napoleon wünschte daher, auf die andre Seite der Insel, wo es Schattenplätze, Rasen und Wasser gab, versetzt zu werden. Dazu kam, daß er mit seiner Verpflegung im Allgemeinen nicht sehr zufrieden seyn konnte; — daß Sir Hudson Lowe ihn selbst in gleichgültigen Dingen einer strengen oder unnöthigen Aufsicht unterwarf, und daß er überhaupt diesem Manne und dem Lord Bathurst den entschiedensten Willen zutraute, ihm auf dieser Isola maladetta durch Kränkungen aller Art das Leben zu verkürzen. „Jeden Tag, sagte er von Sir Hudson Lowe, erhalte ich neue colpi di stilo al cuore da questa boja, che ha piacere a far di male." Doch was mehr, als Alles, seine Erbitterung gegen Sir Hudson beweist, ist die ausdrückliche Versicherung: „Und wenn mein Sohn auf diese Insel käme, und es wäre vorgeschrieben, daß er mir von ihm sollte vorgestellt werden, so möchte ich ihn nicht sehen." —

Auch Personen in Napoleons Gefolge waren äußerst erbittert gegen Sir Hudson. Ein gewisser Santini war fest entschlossen, ihn zu erschießen, und konnte durch Napoleon selbst nur mit großer Mühe von seinem Vorhaben abgebracht werden. II, 391. Dagegen gab Sir Hudson seinen Haß und Eigensinn selbst nach Napoleons Tode noch zu erkennen. Graf Montholon hat nämlich als erwiesene Thatsache erzählt, daß er, als die Testamentsvollzieher verlangten, es möchte eine Tafel mit einer Inschrift auf dem Sarge befestigt werden, dies auf keine Weise erlaubt habe. Und doch enthielt jene Inschrift nichts, als die Worte: Napoléon — né à Ajaccio le 15 Août 1769 — mort à St. Hélène le 5 Mai 1821. — Der Gouverneur wollte nicht einmal die Anfangsbuchstaben des Namens auf den Sarg schreiben lassen.

Außer den Zänkereien mit Sir Hudson Lowe, der Behandlung des Grafen Las Casas und Andrer, betrafen die in dem Tagebuche aufgezeichneten Unterredungen meistens Geschichte und Politik, Napoleons früheres Leben und sein tägliches Befinden, selten rein wissenschaftliche Gegenstände. Mehr als einmal bedauerte Napoleon (z. B. I, 285), daß er in seiner Meinung von der Großmuth der Engländer sich getäuscht habe. „Hätte er sich, erzählt O'Meara, seinem Schwiegervater oder dem Kaiser Alexander übergeben, so würden sie ihn mit der größten Achtung behandelt haben." — Denn „my old Friend, der Kaiser Alexander ist großmüthig; es würde ihm eine Freude gewesen seyn, mich gut zu behandeln, und mein

Schwiegervater — — ist zu gewissenhaft und unfähig, Verbrechen zu begehen, oder solche Grausamkeiten zu verfügen, wie hier an mir verübt worden." — In einer andern Stelle I, 141, sagt er: „J'ai eu la sottise, mich selbst in John Bulls Arme zu werfen; nun muß ich jede Pille, wie sie auch sey, verschlucken, die er mir gibt." Aehnliches bemerkt I, 369, und setzt hinzu: „Das Verfahren der Calabresen gegen Murat war menschlicher, als man mich hier behandelt. Jene endigten doch bald Murats Elend; aber hier: ils me tuent à coup d'épingles." Doch „die Nachwelt wird mich rächen." S. 374. Und über Sir Hudson sagte er II, 132: Un jour son prince et sa nation seront instruits, et sa méchante conduite sera connue, et s'il échappe à la justice de la loi qu'il viole, il n'échappera pas à la justice de l'opinion de tous les hommes éclairés et sensibles."

Der Gouverneur ließ ihm gewöhnlich nur solche Bücher zukommen, die ihn beleidigen sollten. Allein Napoleon las sie und lachte. Ueber Chateaubriands Ausfälle gegen sich bemerkte er: „C'est un de ces lâches, qui crachent sur un cadavre." II, 16. Von der Schmähschrift: Amours secrètes de Napoléon Buonaparte, versicherte er, daß sie nicht ein wahres Wort enthalte; die meisten Weiber, die darin vorkämen, seyen ihm, selbst dem Namen nach, unbekannt. Die Anekdote von dem Luftballon, den er mit dem Degen durchstochen haben sollte, weil ihn der Luftschiffer nicht zur Auffahrt mitgenommen, sey nicht wahr. „Ein Mitglied des comité habe dies gethan, ein Mensch von vieler Herzhaftigkeit, ein Sonderling, der immer auf den Zehenspitzen gestanden und gern am Rande eines Abgrunds spazieren gegangen sey." I, 322. — Pelletiers Ambigu las er mit Interesse, „ob es gleich viele Unwahrheiten und bêtises enthalte. — Der Bericht von der Schlacht bei Waterloo sey ziemlich genau." S. 385. — Wardens Schrift war ihm lieb; aber er fand darin vieles schief und unrichtig ausgedrückt, weil Warden kein Französisch verstanden habe. S. 416 fg. 419, 456 fg. — In Pichons und Goldsmiths Schmähschriften sey alles falsch, falsch; so auch im Quarterly Review. Vgl. S. 467.

Ueber das Manuscript venu de St. Hélène, bemerkte Napoleon, daß es, ungeachtet einiger groben Mißgriffe, was Ort und Zeit betreffe, von einem gescheidten Manne geschrieben seyn müsse, der gute Nachrichten gehabt habe, ob er gleich in mehrern Stellen nicht einmal gesunden Menschenverstand zeige. Napoleon hebt mehrere Bemerkungen, die darin vorkommen, aus, und zeigt ihre Richtigkeit, II, 204 fg. „Der Verf., setzt er hinzu, müsse ihn selbst sprechen gehört und sich mit seinen Ideen bekannt gemacht haben. Er glaube, den

Verfasser zu kennen als einen Mann, der in der Revolution eine Rolle gespielt habe und jetzt zurückgezogen lebe." II, 211.

So gab es auch fast kein Zeitungsblatt aus Europa, das nicht Napoleons Ruhmbegier aufgereizt und ihn zu lebhaften Erörterungen veranlaßt hätte. Die bitterste Kränkung aber für ihn war, daß er den Botaniker, welcher den östreichischen Commissair, Baron von Stürmer, nach St. Helena begleitet, und der kurz vor seiner Abreise aus Deutschland seine Gemahlin Marie Louise und seinen Sohn gesprochen hatte, nicht sehen durfte, ob von diesem gleich, nach S. 396, die Erlaubniß dazu nachgesucht worden war. „C'est le comble de la cruauté!" rief Napoleon aus. „Der muß in der That ein Barbar seyn, der einem Gatten und Vater den Trost versagen kann, mit einer Person sich zu unterreden, die kürzlich sein Weib, sein Kind — hier zitterte Napoleons Stimme — gesehen, gesprochen, berührt hat, von deren Umarmungen er auf immer durch eine grausame Politik getrennt ist." Auch gerieth er sehr in Zorn, als er hörte, daß der Gouverneur die Büste seines Sohnes, welche man ihm von London schickte, ihm hatte vorenthalten, ja sogar zerbrechen wollen, was jedoch wohl nur ein Argwohn seines verstimmten Gemüths war, II, 102 fg.; doch ist nach dem, was II, 114. angeführt wird, jener Verdacht nicht ganz grundlos gewesen. Der Anblick dieser Büste gewährte dem Verbannten die innigste Freude. Das zärtlichste Vatergefühl, sagt O'Meara, drückte sich auf seinem Gesichte aus.

Dies und einige Besuche von interessanten Fremden waren die Sonnenblicke in Napoleons letzten Lebensjahren; dann war er auch gewöhnlich im Gespräche sehr heiter. So gern er übrigens Fremde bei sich sah, so weigerte er sich dennoch, jeden Besuch anzunehmen, wenn ein Adjutant des Gouverneurs mit zugegen seyn sollte. Er nannte seine ganze Behandlung, wie er sie von Sir Hudson Lowe's Willkür in einer immer mehr gesteigerten Härte erdulden mußte, einen moralischen Meuchelmord, II, 238 fgg. „Die Lords Bathurst und Castlereagh — la canaille de l'aristocratie — sind diejenigen Männer, welche mich in den Staub niedertreten wollen. John Bull wird aber begreifen, daß man mich zu Boden geworfen, parceque je sors du peuple; — denn ich setzte stets meinen Stolz darein, zu seyn l'homme du peuple; aber weil ich es bin, und weil ich sagen kann, daß ich mich selbst aus der canaille zu der höchsten Stufe der Macht erhoben *), ohne Erbrecht, so haßt, so

*) Eben so drückt sich Napoleon in einer andern Stelle aus, II, 380.: „Das Volk (in seiner Sprache la canaille) weiß, que je suis l'homme de peuple, que je sors de la canaille moi-même; darum hängt es mir an u. s. w."

verfolgt mich la morgue, la rage aristocratique, und Ihr Engländer, Ihr seyd the most aristocratical nation in the World!" II, 252 fg. — „Aber, sagt er an einer andern Stelle, II, 294.: Quando io sarò morto, e forse il giorno non è lontano, John Bull mi vendicherà."

Diese in zwei Bänden abgerissen und zerstreut vorgetragene Darstellung der Lebensweise, der Verhältnisse und der Gemüthsbewegungen Napoleons auf St. Helena mußte, ehe wir ihn selbst über sein früheres Leben, über seine Zeitgenossen und über Politik überhaupt sprechen hören, so viel als möglich, in seinen eigenen Worten vorausgeschickt werden, um den Leser des Buchs in den Stand zu setzen, nach dieser psychologischen Andeutung die historische Glaubwürdigkeit seiner Aussagen selbst zu prüfen und zu beurtheilen. Wir glauben, dadurch wenigstens unsere gleich Anfangs aufgestellte Behauptung erwiesen zu haben, daß Napoleon Buonaparte auf St. Helena keinesweges in derjenigen Lage und Gemüthsstimmung sich befand, wo er ruhig und klar über sich und seine Zeit hätte nachdenken können.

O'Meara's Tagebuch kann, nach der vorausgeschickten allgemeinen Beurtheilung, schon aus psychologischen Gründen nicht als eine reine Quelle für die Zeitgeschichte angesehen werden; aber auch gegen die einzelnen historischen Angaben und Bemerkungen, die es enthält, möchten sich leicht erhebliche Zweifel aufwerfen lassen. Gleichwohl ist es an interessanten Beiträgen zur Charakteristik Napoleons und zu der Geschichte seines Lebens so reich, daß wir, um einen treuen Bericht von dem merkwürdigen Buche zu erstatten, das Wichtigste in dieser Hinsicht aus den beiden Bänden ausheben und vergleichend zusammenstellen wollen. Aber auch die Form des Inhalts ist charakteristisch; daher, glauben wir, ist es unsre Pflicht, nicht nur die bunte, rhapsodische und desultorische Manier des Gesprächs im Allgemeinen beizubehalten, sondern auch die eigenen Worte des Exkaisers so treu als möglich, d. i. so nachlässig und kurzweg, wie er sich ausgesprochen hat, aus dem Urtexte zu übersetzen, im Französischen und Italienischen aber die von ihm gebrauchten Ausdrücke unverändert wiederzugeben. Um jedoch die Uebersicht des Ganzen zu erleichtern, wollen wir zuerst dasjenige anführen, was wir darin in Beziehung auf Napoleon Buonaparte's eigenes Leben Neues und Bemerkenswerthes gefunden haben; sodann in einem gedrängten Auszuge dasjenige verbinden, was wir mehr seine Ansichten von seinen Zeitgenossen und von den großen Aufgaben seines Lebens: Politik, Gesetzgebung, Staatsverwaltung und Kriegskunst, nennen möchten, als die reifen Urtheile

einer unbefangenen Prüfung und die glaubwürdigen Zeugnisse eines durch keine Leidenschaft getrübten Wahrheitssinnes. Doch wird man selbst in diesen Ansichten das Genie des außerordentlichen Mannes erkennen: den Reichthum seines Geistes an politischen Ideen, die Kühnheit seiner Einbildungskraft in großartigen Entwürfen und die Kraft seines Willens in der Verfolgung seines letzten Ziels, die öffentliche Meinung Europa's und insbesondere Englands, von St. Helena bis über sein Grab hinaus zu beherrschen. Uebrigens wollen wir uns nur gegen einzelne Thatsachen oder Urtheile Zweifel und Bemerkungen erlauben, auf die Bestreitung aller der verschiedenen Ansichten aber uns nicht einlassen, da wir sonst ein ganzes Buch schreiben müßten; was sie jedoch Wahres enthalten, wird jeder Leser auch ohne uns leicht herausfinden. Uns scheint es hier hauptsächlich darauf anzukommen, den Gehalt und den Werth des Tagebuchs von St. Helena in Hinsicht auf Napoleons Charakteristik zu zeigen.

Was nun zuerst diejenigen Mittheilungen betrifft, durch welche uns Napoleon mehrere historische Umstände, die sein eigenes Leben betreffen, vervollständigt oder berichtigt zu haben scheint, so möchte Folgendes eine nähere Prüfung der Unterrichteten verdienen.

Auf das Alter seiner Familie legte Napoleon keinen Werth. „Dem Kaiser Franz, so erzählt er II, 296 fg., der den Kopf voll Ideen von hoher Geburt hat, lag es sehr am Herzen, zu beweisen, daß ich von irgend einem der alten Tyrannen zu Treviso abstammte. Nach meiner Vermählung mit Marie Louise stellte er einige Personen an, die in alten, staubigen genealogischen Urkunden die Beweise für das, was er zu finden wünschte, aufsuchen sollten. Endlich bildete er sich ein, daß es ihm gelungen sey, und er schrieb an mich, um meine Einwilligung zu erhalten, daß er den Bericht darüber mit allen diplomatischen Förmlichkeiten bekannt machen könne. Ich willigte nicht in seinen Wunsch ein. Er war aber von seinem Lieblingsgegenstande so eingenommen, daß er sich noch einmal an mich wandte und mir sagte: Laissez-moi faire, damit ich nicht den Schein haben sollte, Theil daran zu nehmen. Ich versetzte: dies sey unmöglich; denn so wie der Bericht bekannt gemacht würde, müßte ich doch Notiz davon nehmen; ich wollte lieber der Sohn eines ehrlichen Mannes seyn, als von irgend einem kleinen, schmuzigen italienischen Tyrannen abstammen. Ich sey der Rudolph meiner Familie."

„Es gab einmal, setzte Napoleon hinzu, einen gewissen Buonaventura Bonaparte, der als Mönch lebte und starb. Der arme Mann lag ruhig in seinem Grabe; es wurde seiner nicht gedacht, als bis ich auf dem Throne von Frankreich saß. Nun erst entdeckte man, daß er viele Tugenden besessen habe, die man ihm

vorher nie beigelegt hatte, und der Papst schlug mir vor, ihn zu canonisiren. „Saint Père, sagte ich, pour l'amour de Dieu, épargnez-moi le ridicule de cela! Da Sie in meiner Gewalt sind, so würde alle Welt sagen, ich hätte Sie gezwungen, aus einem von meiner Familie einen Heiligen zu machen."

In seinem siebzehnten Jahre schrieb er eine kleine Geschichte von Corsica, die ganz nach den republikanischen Ideen des Tages schmeckte. Sie gefiel dem Abbé Raynal; allein sie wurde nicht gedruckt. Später ging das Manuscript verloren. II, 168. In Lyon gewann Napoleon eine goldene Medaille von dem Collegium für die Beantwortung der Frage: Welche Gesinnungen sind am meisten zu empfehlen, um die Menschen glücklich zu machen? Talleyrand ließ den Aufsatz in Lyon aufsuchen und überreichte ihn dem Kaiser, der ihn aber sogleich in's Feuer warf, weil ebenfalls überspannte Freiheitsideen darin vorkamen. —

Man glaubte sonst, Napoleon habe durch seinen Eigensinn den Verlust der Flotte bei Abukir verschuldet, indem er sie nicht in den Hafen von Alexandrien habe bringen lassen. Allein nach S. 57. gab er gleich nach der Eroberung Alexandriens einem geschickten Officier, Namens Barré, den Befehl, die Einfahrt in den Hafen zu untersuchen Er fand das Wasser im Canal für die Schiffe von achtzig Kanonen tief genug; nur Brueys war anderer Meinung. „Barré bestand auf der seinigen. Unterdessen war ich tiefer in das Land den Mameluken nachgedrungen. Alle Verbindung zwischen dem Heere und der Stadt war durch die Beduinen abgeschnitten, welche meine Eilboten auffingen oder tödteten. Meine Befehle langten nicht an, sonst würde ich Brueys genöthiget haben, in den Hafen einzulaufen. In dieser Zeit kam Nelson u. s. w. Barré hatte Recht gehabt." — Vgl. II, 44 fg.

I, S. 84. wird behauptet, daß Napoleon auf die von Wien durch mehrere Personen, welche der Verf. aber nicht nennt, erhaltene Nachricht: „man sey übereingekommen, ihn von Elba nach St. Helena zu bringen," das Unternehmen gewagt habe, sich wieder auf den Thron von Frankreich zu schwingen.

„Zu Amiens, sagt Buonaparte S. 171., schlug ich Ihrer Regierung vor, sich mit mir zu verbinden, um entweder jene Seeräubernester, Algier rc., ganz zu zerstören, oder wenigstens ihre Schiffe und Festungen, damit sie die Seeräuberei aufgeben und ihr Land anbauen möchten. Allein Ihre Minister wollten nicht darein willigen, aus einer niedrigen Eifersucht auf die Amerikaner, welche damals mit den Barbaren Krieg führten. Ich wünschte, die Barbaresken zu vernichten, ob mir gleich wenig daran lag, da sie im Al-

gemeinen meine Flagge achteten und mit Marseille einen wichtigen Handel trieben."

Ueber seinen Kriegsplan bei Dresden 1813 erklärt sich Napoleon II, 394 fg. Er wollte eben auf Berlin marschiren, als ihm der König von Würtemberg die Vereinigung Baierns mit Oestreich meldete. Seine Ansicht von der Schlacht bei Leipzig ist ganz die des bekannten Bulletins.

O'Meara fragte einst Napoleon, S. 174., ob er nicht bei Waterloo, als die Preußen erschienen, eine Zeitlang geglaubt habe, es wären Truppen von Grouchy. „So ist's, antwortete Napoleon, und noch jetzt kann ich kaum begreifen, warum es eine preußische Division und keine von Grouchy war?" (Napoleon wußte also den Umstand nicht, daß Grouchy zu spät — am 18. Abends um 6 oder 7 Uhr! — durch den Obersten Zenowicz den von Soult erst Mittags an demselben Tage ausgefertigten, von Napoleon jedoch schon Vormittags gegebenen Befehl, sich auf den rechten Flügel der Franzosen heranzuziehen, erhalten hatte. Der Oberst Zenowicz hat diesen Umstand mit allen Einzelnheiten in einem kleinen Schriftchen (Opinion sur l'affaire de Waterloo. 1820. S. Lit. Conv. Bl. Nr. 38. 1822.) bekannt gemacht.) S. 385. gibt Napoleon dem General Grouchy nur Mangel an Energie Schuld, glaubt jedoch, daß einige Officiere vom Generalstabe, die er an Grouchy gesandt habe, ihn verrathen hätten!? Ob sie aber zum Feinde übergegangen, wisse er nicht bestimmt. O'Meara fragte ihn hierauf, ob die Schlacht nicht würde unentschieden geblieben seyn, wenn weder die Preußen noch Grouchy gekommen wären. Napoleon antwortete: „Das englische Heer würde vernichtet worden seyn. Es war um Mittag geschlagen. Ein Zufall, oder vielmehr das Verhängniß entschied, daß Lord Wellington sie gewann. Ich konnte es kaum glauben, daß er mir dort eine Schlacht liefern wollte; denn hätte er sich, wie er thun sollte, nach Antwerpen gezogen, so würde ich von den drei- bis viermalhunderttausend Mann starken Heeren angegriffen und erdrückt worden seyn. — Es war die größte Thorheit, die preußischen und englischen Heere zu trennen. Sie mußten vereinigt bleiben; ich begreife nicht den Grund ihrer Trennung. Es war eine Thorheit von Wellington, mir an einem Orte die Schlacht zu liefern, wo, wenn er geschlagen wurde, Alles verloren seyn mußte; denn er konnte sich nicht zurückziehen. In seinem Rücken lag ein Wald, zu dem nur Eine Straße führte. Er mußte vernichtet werden. Ueberdieß gesteht er selbst, von mir überfallen worden zu seyn. Das war ein großer Fehler! Er mußte mit dem Anfange des Junius im Felde stehen, da ihm meine Absicht, ihn anzugreifen, nicht verborgen seyn konnte, u. s. w." „Hätte er bei Waterloo gesiegt, versichert Napoleon S. 216., „so würde ich den Tractat von Paris

bestätiget haben; denn Frankreich brauchte Ruhe." Noch merkwürdiger ist die Stelle über die Schlacht bei Waterloo S. 463—466., wo er, was sehr unwahrscheinlich ist, behauptet, daß die Grenadiers à cheval und die Reserve-Cavallerie ohne seinen Befehl und ohne sein Wissen angegriffen hätten; dies sey die zweite Ursache seiner Niederlage gewesen. „Der jüngste General würde nicht einen solchen Fehler begangen haben, die Armee ohne Reserve zu lassen. Ob dies aus Verrätherei geschehen sey, oder nicht, könne er nicht sagen." — „J'aurais du mourir à Waterloo" bemerkt Napoleon II, S. 107.

Buonaparte kommt mehrmals in seinen Gesprächen mit O'Meara auf diese verhängnißvolle Schlacht zurück. „Er befand sich, nach II, 162., persönlich in großer Gefahr. Als gegen das Ende der Schlacht die Engländer ihrerseits angriffen, kam ein Theil ihrer Reiterei, mit Scharfschützen vermischt, fast bis auf hundert Toisen dem Platze nahe, wo Napoleon mit Soult, Drouot, Bertrand und Gourgaud allein hielt. Er befahl dem letzteren, mit den Feldstücken eines französischen Bataillons, das nicht weit davon ein Viereck gemacht hatte, auf den feindlichen Haufen zu feuern. Dies geschah, und einer von den Schüssen riß dem Marquis von Anglesea das Bein weg. Hierauf stellte sich Napoleon selbst an die Spitze des Bataillons und wollte angreifen mit dem Rufe: Il faut mourir ici, il faut mourir sur le champ de bataille! Schon stürzte sich Labedoyere auf den Feind und suchte den Tod; dasselbe that Napoleon, als Soult seinem Pferde in den Zügel fiel und ausrief: er würde nicht getödtet, sondern gefangen genommen werden. Dadurch gelang es ihm und den übrigen Generalen, den Kaiser von dem Schlachtfelde zu entfernen. Napoleon war ganz erschöpft und sagte lange kein Wort. Als man auf die Straße nach Paris kam, beschloß man, daß der Kaiser gleich bei seiner Ankunft, in Stiefeln und Sporen, in den Senat gehen sollte, was eine große Wirkung hervorgebracht haben würde; allein dieser Entschluß ward unglücklicher Weise nicht ausgeführt."

Ueberhaupt erklärt sich Napoleon nicht über die Ursachen, warum er nach der Schlacht bei Waterloo seine Armee verließ. Er that es aus politischen Gründen, um den Widerwillen, der sich in den Kammern gegen ihn äußerte, durch seine Gegenwart zu ersticken. Allein er blieb, wie alle Menschen, deren moralische Kräfte sich zu erschöpfen beginnen, auf halbem Wege stehen. Statt sich den Stellvertretern der Nation zu zeigen, um die Einheit des Widerstandes gegen das Andringen der Feinde auf's neue zu beleben, schloß er sich in den Palast Elisée ein. Dadurch erst wurde seine Gegenwart in Paris zum doppelten Fehler, und die Folge war, daß er, der die Kammern, wie er es richtig fühlte, hätte auflösen sollen, abdanken

mußte. Wenn aber Napoleon über diesen von ihm begangenen Fehler gegen O'Meara sich nicht offen geäußert hat, so muß man auch auf der andern Seite gestehen, daß er bei seiner Abdankung nur Frankreich im Auge hatte, nicht sein persönliches Interesse. Bei alle dem fühlte er wohl, wie das letztere in jenem Augenblicke mit dem von Frankreich auf's innigste verbunden war, und die Unterredung, welche er damals mit Benjamin Constant hatte (s. Benjam. Constant: Mémoires sur les cent jours en forme de lettres. Paris 1822), beweist, daß der Entschluß, das Aeußerste zu wagen, vor seiner Seele einen Augenblick wenigstens gestanden hat. Aber er verabscheute den Gedanken, als bloßer Militairchef eine usurpirte Dictatur zu behaupten, das Gesindel zu bewaffnen und Paris mit Blut zu überschwemmen. Dadurch allein konnte er sich retten vor Gefangenschaft und Tod; und er that es nicht! Dies war sein größtes Verdienst; doch darf man den Entschluß, abzudanken, nicht ganz so reinen Beweggründen zuschreiben. Napoleon war Fatalist; mit seiner Größe, sah er ein, war es vorbei; er war ermüdet; er sehnte sich nach der Ruhe des Privatlebens, das er sehr behaglich schildert *); die Menschen ekelten ihn an, und was der Hauptgrund war, er täuschte sich über das ihm bevorstehende Schicksal (I, 497 fg. und obige Schrift von Benj Constant). — So gab er sich selbst auf, als er seine Abdankung unterschrieb.

Doch wir gehen in seine frühere Geschichte zurück. Bei den Unterhandlungen über Malta im Febr. 1803, I, 177. u. II, 21 fg. bemerkt Napoleon folgenden Umstand: „Zwei Tage, ehe Lord Withworth Paris verließ, wurde den Ministern und andern in meiner Nähe ein Anerbieten von 30 Millionen Franken gemacht, und zugesagt, mich als König von Frankreich anzuerkennen, wenn ich Malta Euch überlassen wollte."

Ueber den unglücklichen Rückzug aus Rußland sagt Napoleon S. 191., was man schon weiß, mit aller Offenheit und Stärke des Ausdrucks. Von dem Brande in Moskau, von den Russen selbst angestiftet, entwirft er ein überaus lebendiges Gemälde. „Ohne den Brand von Moskau würde ich daselbst überwintert — ich würde allen Leibeignen in Rußland die Freiheit verkündigt, ich würde Unterthänigkeit und Adel aufgehoben und mir dadurch eine mächtige Partei verschafft haben." Das Folgende hat entweder der Doctor nicht recht gehört, oder Napoleon hat in der flüchtigen Rede sich versprochen. Der Leser urtheile selbst: „Ich schlug die Russen an

*) Er wünschte incognito in England oder Amerika zu leben, bei Restaurateurs mit einem Freunde für eine halbe Guinée zu speisen, anzuhören, was die Leute über ihn schwatzten; „dies und die Erziehung meines Sohnes würde mein größtes Vergnügen seyn." II, 155.

der Moskwa; sie waren 250,000 Mann stark (?); ich griff sie an mit 90,000 (?) und schlug sie gänzlich (?); 70,000 (?) Russen lagen auf dem Schlachtfelde. Zwei Tage (?) nachher rückte ich in Moskau ein. (Bekanntlich war die Schlacht am 7. Sept., und der der Kaiser zog in Moskau ein am 14.) — „Ich verließ Moskau fünf Tage zu spät."

„Die größten militairischen Schlachtbewegungen, die ich je ausführte und für welche ich mir selbst das beste Zeugniß geben muß, waren die bei Eckmühl; sie übertrafen bei weitem die von Marengo, und so alle andre." II, 206. — Ueber die Schlacht bei Austerlitz, die dem militairischen Genie Napoleons so viel Ehre macht, bemerkt er I, 227. nichts Neues.

In Hinsicht seines Glaubens versichert Napoleon S. 197. dem Doctor: „Ebbene, credo tutto quel che crede la chiesa." — „Ich ließ öfter in meiner Gegenwart den Bischof von Nantes mit dem Papste disputiren. Dieser wünschte die Mönche wiederherzustellen. Mein Bischof sagte ihm, daß der Kaiser nichts gegen diejenigen Personen hätte, die Mönche in ihren Herzen wären, wohl aber viel gegen die öffentliche Zulassung solcher Gesellschaften im Staate. — Der Papst wünschte, mich beichten zu hören; ich wich aber immer mit den Worten aus: Heiliger Vater, ich bin jetzt zu sehr beschäftigt. Wenn ich werde älter seyn. Ich unterredete mich gern mit dem Papste, der ein guter alter Mann ist, ma testardo."

O'Meara fragte ihn, ob er an Prädestination glaube. „Sicuro, versetzte Napoleon, eben so wie die Türken. Ich bin immer so gewesen. Quando lo vuole il destino, bisogna ubbidire." — Einst las er im Neuen Testamente und sagte zu O'Meara, der sich darüber wunderte, weil man ihn für einen Atheisten halte: „Cependant ce n'est pas vrai. Je suis loin d'être Athée." S. 445. — II, 226. sagt Napoleon: „Ich bin zu sehr Fatalist, als daß ich je Vorsichtsmaßregeln gegen Meuchelmord genommen hätte."

Von der Belagerung von Toulon führt Napoleon einige, wie Rec. glaubt, noch nicht bekannte Umstände an; wir müssen aber den Leser auf das Buch selbst verweisen. S. 203 fg. Eben so in Ansehung seiner Bemerkungen über Sidney Smith, S. 208 fg.

Ueber Murat kommt S. 206. die merkwürdige Stelle vor: „Ich hatte ihm verboten, loszuschlagen (im J. 1815); denn nach meiner Rückkehr von Elba war zwischen dem Kaiser von Oestreich und mir die Verabredung getroffen, daß der Kaiser, wenn ich ihm

Italien überließe, nicht der Coalition gegen mich beitreten wolle. Dies hatte ich versprochen und würde es gehalten haben; aber jener Schwachkopf rückte, trotz der Anweisung, die ich ihm gegeben, ruhig zu bleiben, mit seinem Gesindel in Italien vor, wo er weggeblasen wurde, wie ein Puff. Der Kaiser von Oestreich schloß daraus, daß es auf meinen Befehl geschehen sey und daß ich ihn betrogen hätte. Da er sich bewußt war, mich selbst früher verrathen zu haben, so nahm er an, daß ich nicht die Absicht hätte, ihm Wort zu halten, und beschloß nun, mich mit seiner ganzen Macht zu zermalmen *). Murat hat mich zweimal verrathen und in's Verderben gebracht. Als er mich das erste Mal verließ, stieß er zu den Verbündeten mit 60,000 Mann und nöthigte mich, 30,000 Mann in Italien zu lassen, die ich anderwärts sehr nöthig hatte. Damals war sein Heer von französischen Officieren gut angeführt. — Ohne den unbesonnenen Schritt Murats (im J. 1815) würden sich die Russen zurückgezogen haben, da sie nicht gesonnen waren, vorzurücken, sobald Oestreich der Coalition nicht beiträte."

Interessant ist die Notiz über Napoleons Wunder und über die Anhänglichkeit seiner Truppen an ihn, S. 215 fg. und II, 226 fg. Bekannt ist, was Napoleon S. 249. über seine Jugend und sein Emporkommen sagt: „Es ist, wie ich glaube, ohne Beispiel in der Geschichte, daß ich, ein Privatmann, bis zur höchsten Staffel der Macht gestiegen bin, ohne durch ein einziges Verbrechen dahin zu gelangen. Selbst auf meinem Todbette noch würde ich dies behaupten können." Er wiederholt dies S. 404. und erklärt sein Glück durch die Bemerkung: „J'ai toujours marché avec l'opinion de grandes masses et les évènemens. — Ich bin zu sehr ein Fatalist und habe stets die Menschen zu sehr verachtet, als daß ich je ein Verbrechen zu Hülfe genommen hätte, um ihre Anschläge zu vereiteln. — J'ai marché toujours avec l'opinion de cinq ou six millions d'hommes; was hätte mir da ein Verbrechen helfen sollen?" — — (Die Tugend war ihm also wohl nichts weiter, als un heureux calcul?) — Barras hatte ihn nicht bei Toulon angestellt; er kam erst seitdem mit ihm in Verbindung. „Der Deputirte Gasparin, ein Mann von Talent, hatte vorzüglich meine Anstellung vor Toulon bewirkt." — „Nie bot ich England meine Dienste an, noch habe ich je daran gedacht. Auch fiel mir nie ein, nach Constantinopel zu gehen: alle diese Sagen sont des romans." — „Paoli klopfte mich manchmal auf den Kopf mit den Worten: Sie sind einer von den Männern Plutarchs." Ueber den 13. Vendemiaire vgl. m. S. 439 fg. und II, 360 fg.

---

*) Man vergl. mit dieser Stelle die ähnliche II, 96 fg. und über seine letzte Katastrophe II, 104.

Durch englische Schmuggler in Dünkirchen, die er genti terribili nannte, erfuhr Napoleon (S. 252 fg.) Alles, was in England vorging, und seine Polizei hatte viele französische Emigranten in ihrem Solde, die ihm alles meldeten, was in England die Vendee-Partei, Georges u. a., veranstalteten; auch eine vornehme englische Lady war in seinem Solde, die manchmal des Monats mit dreitausend Pfund bezahlt wurde rc. „Jene Schmuggler befreiten bisweilen gefangene Franzosen und brachten sie aus England herüber, wenn die Verwandten derselben mit ihnen deshalb vorher zu Dünkirchen den Handel abgeschlossen hatten. Sie erboten sich zu verschiedenen Malen, für eine Summe Geldes Ludwig und die übrigen Bourbons nach Frankreich zu schaffen; allein sie wünschten dabei auszumachen, daß sie, im Fall eines Hindernisses, dieselben umbringen dürften. Das wollte ich nicht zugeben." Vgl. S. 511.

Die englische Expedition nach Walchern nennt er aus mehreren Gründen (S. 256 fg.): le comble de la bêtise et de l'inhumanité.

Daß er Toussaint-Louverture heimlich habe im Gefängniß umbringen lassen, verdiene keine Antwort. „Was für einen Vortheil konnte ich haben, wenn ich einen Neger nach seiner Ankunft in Frankreich tödten ließ? Wäre er in St. Domingo gestorben, dann hätte in der That Verdacht geschöpft werden können," II, 199. „Eine der größten Thorheiten aber, die ich beging, war die Sendung jener Armee nach St. Domingo. Es war ein großer Fehler, daß ich St. Domingo nicht für frei erklärte und die schwarze Regierung anerkannte. Hätte ich vor dem Frieden von Amiens einige französische Officiere dahin geschickt, so würde dies Euch großen Nachtheil gebracht haben. Ihr hättet Jamaica verloren u. s. w."

Ueber die Schrift von Miot, Geschichte des Feldzugs in Aegypten, äußert sich Napoleon I, S. 328 fg. so: „Miot war ein Polisson, den ich, wie seinen Bruder, aus dem Staube erhob. Er sagt, ich hätte ihm dieses Buchs wegen gedroht; das ist nicht wahr. Ich sagte blos seinem Bruder einmal, daß er besser gethan hätte, nicht Unwahrheiten in die Welt zu schreiben." — Gegen Miots Behauptung, daß Napoleon einige Tage nach der Einnahme von Jaffa drei- bis viertausend Türken habe erschießen lassen, versicherte Napoleon: „Es waren ihrer nicht so viel; ich befahl, ungefähr tausend bis zwölfhundert zu erschießen, und dies geschah. Der Grund war, daß unter der Besatzung von Jaffa türkische Truppen entdeckt wurden, die ich kurz zuvor zu El-Arisch gefangen genommen und unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen mich zu dienen, oder unter den Waffen gegen mich angetroffen zu werden, auf ihr

Wort nach Bagdad entlassen hatte, wohin sie zwölf Stunden weit von meinen Truppen begleitet wurden. Aber statt nach Bagdad zu gehen, warfen sich diese Türken nach Jaffa, vertheidigten es auf's äußerste und kosteten mich, um den Ort zu nehmen, eine Menge braver Leute; diese hätte ich nicht verloren, wenn jene nicht zu der Besatzung von Jaffa gestoßen wären. Ueberdies sandte ich an sie, ehe ich den Platz angriff, eine Stillstandsflagge; aber gleich nachher erblickten wir den Kopf des Ueberbringers auf einem Pfahle über dem Walle. Hätte ich sie jetzt wieder verschont und auf ihr Wort entlassen, so würden sie geraden Weges nach St. Jean d'Acre gegangen und daselbst eben so wieder auf dem Platze erschienen seyn, wie zu Jaffa. Aus Pflicht für das Leben meiner Krieger, da jeder General die Soldaten als seine Kinder und sich als ihren Vater betrachten muß, konnte ich dies nicht bewilligen. Als Wache aber jenen Theil von meinem ohnehin bereits geschwächten Heere zurückzulassen, um einen Wortbruch dieser Elenden zu verhüten, das war unmöglich. In der That, hätte ich anders gehandelt, als ich that, so würde ich wahrscheinlich die Vernichtung meiner ganzen Armee verursacht haben. Darum also bediente ich mich des Rechts im Kriege, nach welchem man befugt ist, Gefangene, die man unter solchen Umständen macht, zu tödten; außerdem gab mir schon die Einnahme der Stadt durch Sturm das Recht dazu. Ich befahl also, die Gefangenen von El-Arisch, welche, der Capitulation entgegen, die Waffen in der Hand, gegen mich getroffen worden waren, abzusondern und zu erschießen. Die übrigen, ein nicht unbeträchtlicher Haufe, wurden verschont. Ich würde, fuhr er fort, morgen dasselbe wieder thun, eben so Wellington und jeder andere Feldherr unter gleichen Umständen."

Hierauf erklärt sich Napoleon über die Beschuldigung, daß er die Kranken und Verwundeten im Hospitale zu Jaffa, welche nicht fortgebracht werden konnten, habe vergiften lassen. „Ich berief die Oberärzte zusammen; sie erklärten, sieben bis acht wären so gefährlich krank, daß sie kaum noch vier und zwanzig bis sechs und dreißig Stunden leben könnten; überdies wären sie pestkrank und würden alle, die sich ihnen näherten, anstecken. Einige wünschten selbst den Tod, um nicht in die Hände der Türken zu fallen; Larrey (dessen Rechtschaffenheit und Pflichttreue Napoleon II, 251. das ehrenvollste Zeugniß gibt) war daher der Meinung, man solle ihren Tod um einige Stunden beschleunigen. Desgenettes mißbilligte dies; sein Beruf sey, die Kranken zu heilen, nicht aber sie zu tödten. Larrey rieth mir daher, eine Nachhut Cavallerie zurückzulassen, um sie vor Streifpartien zu schützen, bis sie todt wären. Ich ließ daher vier- bis fünfhundert Reiter zurück. Als diese wieder zu dem Heere stießen, meldeten sie mir, daß alle gestorben wären, noch ehe sie die

Stadt verlassen hätten. Doch hörte ich nachher, daß Sidney Smith bei seinem Einrücken noch einen oder zwei am Leben gefunden. Wilson wird jetzt selbst es wissen, daß er sich geirrt hat. — Uebrigens halte ich es nicht nur für kein Verbrechen, sondern sogar für etwas Verdienstliches, solchen Unglücklichen Opium zu geben ec." (Nach der Erzählung eines Augenzeugen, des Generals Beauvois, im 10. Bande seines Werks: Victoires et Conquêtes des Français, ließ sich der Apotheker Royer dazu brauchen, ungefähr dreißigen, die man für unheilbar hielt, Laudanum Sydenhami zu geben, wovon funfzehn oder sechszehn starben, die übrigen aber durch dieses heroische Mittel genasen.) Zu seiner Rückkehr aus Aegypten nach Europa entschloß sich Napoleon erst, nachdem er einige Artikel in englischen Zeitungen, die ihm Sidney Smith nebst Briefen durch einen Parlementair schickte, gelesen hatte. S. 512.

„Nie beging ich, fuhr Napoleon fort, in meiner ganzen politischen Laufbahn ein Verbrechen. In meiner letzten Stunde kann ich dies betheuern. Es hing nur von meiner Einwilligung ab, und die Bourbons wurden aus dem Wege geräumt. — Man hat mich noch anderer eben so unnöthiger Verbrechen angeklagt, als hätte ich Pichegru, Wright u. A. ermorden lassen; beide brachten sich selbst um's Leben." Auch weiß man, daß nicht er Palms Verhaftung und Hinrichtung befohlen hat, sondern Berthier war es. Napoleon glaubte, S. 432., Davoust habe es befohlen. Doch diese und andere wichtige Erklärungen Napoleons, z. B. S. 51., so wie die über den Brief des Duc d'Enghien an ihn, welchen Talleyrand zwei Tage bis nach des Herzogs Hinrichtung zurückbehalten haben soll, sind schon durch die öffentlichen Blätter hinlänglich verbreitet; daher wir unsre Leser hier nur auf die merkwürdigsten Originalstellen S. 334 fg. aufmerksam machen wollen. Napoleon nannte Talleyrand jener Vorenthaltung wegen (ist diese aber darum schon als absichtlich erwiesen?) einen Scelerato, einen Briccone! Indeß schlüpft er selbst über die heimliche und die gewaltsame Art, wie er den unglücklichen Fürsten aus einem fremden Staate, wo er unter dem Schutze des Völkerrechts lebte, entführen ließ, um ihn als Emigranten, der die Waffen gegen Frankreich getragen, vor ein Kriegsgericht zu stellen, leicht hinweg; denn sein Vorgeben, daß er sich hierin nur des Wiedervergeltungsrechts bedient habe, weil die Bourbons Meuchelmörder gegen ihn nach Paris gesandt hätten *), kann

---

*) Napoleons Worte lauten S. 335. so: I caused the Duke of Enghien to be arrested in consequence of the Bourbons having landed assassins in France to murder me. I was resolved to let them see, that the blood of one of their princes should pay for their attempts, and he was accordingly tried

die Verletzung eines fremden Gebiets nicht entschuldigen. Sodann ist ja durch nichts erwiesen, daß der Prinz an der Absendung jener Meuchelmörder (Georges u. A.) Theil genommen habe. Auch wurde er deshalb nicht gerichtet. Erst S. 417 und 453 behauptet Napoleon, daß der Duc d'Enghien nach Paris habe kommen und den Meuchelmördern beistehen wollen. Wright habe sich durch seinen Selbstmord von dem Geständnisse befreit, wer durch ihn die vom Grafen d'.... gedungenen Mörder nach Frankreich habe bringen lassen. —

Ueber des Bildhauers Ceracchi Verschwörung und über die Höllenmaschine, deren Urheber nach S. 341 und 354 ein gewisser St. Regent Imolan, „ein religiöser Mann, der nachher nach Amerika ging und Priester wurde," und einige Andere waren, verbreitet sich Napoleon sehr umständlich. St. Regent und Carbon wurden dieses Verbrechens wegen hingerichtet. Der Versuch eines Jünglings von achtzehn Jahren, Napoleon in Schönbrunn zu ermorden (bekanntlich hieß dieser Fanatiker Friedrich Stapß, der Sohn eines Predigers zu Naumburg in Sachsen), wird von Napoleon S. 344 — 346. fast eben so erzählt, wie ihn Gassincourt in seiner Voyage en Autriche, à la suite de l'armée française de 1809 (Paris 1818) berichtet hat. Auch ist meist schon aus öffentlichen Blättern bekannt, was Napoleon von einem wahnsinnigen jungen Edelmann aus Sachsen, dessen ähnliches Vorhaben der König von Sachsen dem Kaiser anzeigte, S. 348. erzählt.

Zur Ergötzlichkeit der radicalen „Canaille", wie Napoleon selbst den Pöbel in London nennt, setzt er S. 349 — 353. sein großes Landungsproject in England umständlich aus einander; jene Canaille spielte in seinen Berechnungen eine Hauptrolle. (II, 379 fg.) Uebrigens versicherte er (I, 369 u. a. a. O.), die Engländer seyen die einzige Nation, welche er achte. Den größten Beweis von Achtung habe er ihr gegeben, als er sich ihr ausgeliefert, vorzugsweise vor seinem Schwiegervater und vor seinem alten Freunde, dem Kaiser Alexander. — „Aber ich habe theuer bezahlt für die romantische und chevalereske Meinung, die ich von Euch hatte. S. 389. — Paoli kannte Euch besser!" —

Um seine Rückkehr von Elba nach Frankreich, die er wegen vielfacher Verletzung des Tractats von Fontainebleau unternommen habe, vgl. S. 459 fg., versichert Napoleon S. 386 fg., habe nie-

---

for having borne arms against the republic, found guilty, and shot, according to the existing laws against such a crime." Vergl. S. 410 und 453 fg. und II, 24.

mand gewußt. „Was die Proclamation betrifft, welche Ney von mir zugeschickt bekommen haben will, so ist dies nicht wahr. Ich sandte ihm nur Befehle. Hätte ich gekonnt, so würde ich die Proclamation unterdrückt haben, da sie meiner nicht würdig war. Es fehlte Ney an Erziehung. — — Er hätte wie Oudinot handeln sollen, der die Truppen fragte, ob man sich auf sie verlassen könne, und dem sie einmüthig zur Antwort gaben: „„Wir wollen nicht gegen den Kaiser fechten, noch für die Bourbons."" — Es ist, wie ich glaube, ohne Gleichen in der Geschichte, daß mir das Unternehmen ohne alle Verschwörung gelang. Da gab es keinen Geheimbund, kein Einverständniß mit irgend einem französischen General. Keiner wußte von meinen Absichten. Es war der allgemeine Wunsch der Nation. — Nie war ein König mehr der Souverain seines Volks, als ich. Auch ohne Talente würde ich leichter in Frankreich regieren können, als Ludwig und die Bourbons mit den größten Fähigkeiten. Die Masse der französischen Nation haßt die alten Edelleute und die Priester. Ich stamme nicht her de l'ancienne noblesse, noch habe ich je die Priester zu sehr begünstigt." — Durch die Kunst, im Geiste des französischen Volks zu regieren, sey er emporgestiegen. „Die vorherrschenden Eigenschaften der französischen Nation sind la vanità, la leggerezza, l'independenza ed il capriccio, mit einer unüberwindlichen Leidenschaft für den Ruhm. Sie würde eben so gern ohne Brot, als ohne Ruhm etwas thun, und eine Proclamation kann sie zu Allem bringen. Ganz anders, als in England, wo die Einwohner einer ganzen Grafschaft der Meinung von zwei oder drei vornehmen Familien folgen, muß man in Frankreich der Nation selbst den Hof machen."

Eine merkwürdige Stelle über seinen eigenen Werth kommt S. 405. vor: „Trotz aller Schmähschriften, fürchte ich für meinen Ruhm nichts. Die Nachwelt wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Man wird die Wahrheit einsehen und das Gute, das ich gethan, mit den Fehlern, die ich begangen habe, vergleichen. Mir ist nicht bange vor der Entscheidung. Wäre ich glücklich gewesen, so würde ich mit dem Ruhme des größten Mannes, der je gelebt, gestorben seyn. — Hätte ich in Moskau, oder bei Lützen, oder bei Bautzen den Tod gefunden, so würde mein Ruhm als Eroberer nicht seines gleichen in der Geschichte haben. II, 156. — So wie es jetzt steht, werde ich, obgleich mein Ziel verfehlt ist, als ein außerordentlicher Mann angesehen werden. Meine Erhebung hat nicht ihres gleichen, weil sie von keinem Verbrechen begleitet war. Ich habe funfzig Feldschlachten geliefert und die meisten davon gewonnen. Ich habe ein Gesetzbuch zu Stande gebracht und eingeführt, das meinen Namen auf die späteste Nachwelt bringen wird. — Europa war zu meinen Füßen. Mein Ehrgeiz war groß, ich gebe

dies zu; aber er war d'une nature froide und erregt durch die Ereignisse und die Meinung der großen Massen. Ich hatte stets die Ueberzeugung, daß die Souverainetät in dem Volke liege. In der That war die kaiserliche Regierung nur eine Art von Republik. (Auch als Napoleon das Tribunat aufhob ꝛc.?) Durch die Stimme der Nation an ihre Spitze berufen, war stets mein Grundsatz: la carrière ouverte aux talens, ohne Unterschied der Geburt oder des Vermögens, und dieses System der Gleichheit ist der Grund, warum mich Ihre Oligarchie so sehr haßt."

„Der Gefangene verglich Ruhm und Glück. Er beschrieb, wie er das letztere nach seinem Falle als Privatmann in England oder Amerika habe finden wollen. Die glücklichste Zeit seines Lebens nannte er das sechszehnte bis zwanzigste Jahr, wann er auf Urlaub sich befand und in freier Ruhe von einem Restaurateur zu einem andern ging. Seit er den Thron bestiegen, sey der Marsch von Cannes nach Paris die glücklichste Epoche seines Lebens gewesen. II, 155 und 158.

Napoleon hörte nicht auf, seine Gefangenschaft widerrechtlich zu nennen, und handelte in diesem Sinne nicht eigensinnig, sondern folgerichtig, wenn er sich mehrern Beschränkungen nicht unterwarf. „Ehe ich nach Elba ging, erzählt er S. 497., bot mir Lord Castlereagh ein Asyl in England an und sagte mir, daß man mich dort sehr gut behandeln würde, und viel besser, als in Elba." Auch soll dieser Minister zu Caulaincourt gesagt haben: „„Warum denkt Napoleon daran, nach Elba zu gehen? Laßt ihn nach England kommen. Er wird in London mit dem größten Vergnügen aufgenommen werden und die bestmögliche Behandlung erfahren. Doch soll er nicht erst deshalb anfragen, dies würde zu viel Zeit wegnehmen; er mag sich selbst uns übergeben, ohne alle Bedingung, und er wird mit der größten Freude aufgenommen werden und dort viel besser seyn, als in Elba."" — „Dies, setzte Napoleon hinzu, hat in der Folge auf meinen Entschluß viel Einfluß gehabt."

Nicht weniger auffallend ist Folgendes: Als sich Castlereagh mit den Gesandten der alliirten Mächte zu Chatillon befand, und Napoleons Truppen in Folge einiger errungenen Vortheile diese Stadt gewissermaßen umringten, war Lord Castlereagh sehr besorgt, daß Napoleon ihn als einen Feind ansehen, ihn aufheben und als Gefangenen behandeln lassen möchte, da er nicht Ambassadeur, noch sonst mit einem diplomatischen Charakter versehen und von Frankreich in dieser Eigenschaft anerkannt war. Lord Castlereagh ging daher zu Caulaincourt und theilte ihm seine Furcht mit; denn er konnte Chatillon nicht verlassen, ohne den französischen Truppen in

die Hände zu fallen. Caulaincourt sagte ihm darauf, daß Napoleon, so viel er glaube, sich wohl nicht um ihn bekümmern werde, doch könne er für nichts stehen. „Unmittelbar nachher schrieb mir Caulaincourt, was ihm Castlereagh gesagt hatte, und seine Antwort. Ich beschied ihn darauf, er möchte dem Lord Castlereagh sagen, ruhig zu seyn und zu bleiben, wo er wäre; denn ich wollte ihn als einen Ambassadeur ansehen." — „Auch war es hier in Chatillon, fügt Napoleon hinzu, wo Castlereagh, als man von der brittischen Freiheit sprach, in einem verächtlichen Tone bemerkte, daß dies eben nicht die schätzenswertheste Sache in eurem Vaterlande sey; es sey nur so ein usage, den man sich gefallen lassen müsse; er wäre aber ein wirklicher Mißbrauch geworden und passe nicht für andre Länder."

Sehr wahr und zugleich sehr charakteristisch — das rechte Motto für seine Biographie — ist folgende Stelle:

— „Niemand, als ich selbst, sagt Napoleon S. 499. mit vielem Ausdruck, that mir wehe; ich war, so zu sagen, mein eigner und einziger Feind; meine eignen Entwürfe, der Zug nach Moskau und die Zufälle daselbst waren die Ursachen meines Falles." Indeß setzt er gleich hinzu: „Diejenigen, die mir nicht widersprachen, die gleich einstimmten und nachgaben, thaten mir das größte Unrecht und waren meine größten Feinde."

Ueber die Verhandlungen mit den Bourbons in Bayonne erklärt sich Napoleon II, 119 fg.: „Nicht Gewalt oder Zwang wurde angewandt, um Ferdinand zur Abdankung zu bewegen. Ich bot ihm an, er könne nach Spanien zurückkehren; doch würde ich ihn dann sogleich bekriegen. Ferdinand weigerte sich, zurückzukehren, außer unter meinem Schutze." Die Intrigue des Baron Kolli wird so erzählt, wie man sie bereits kennt. Vergl. die Stelle II, 166 fg.

Bei Gelegenheit des Todes der Prinzessin Charlotte, wo Napoleon sich lebhaft über manche Vernachlässigung, die dabei stattgefunden haben soll, erklärt, II, 367 fg., erzählt er die Niederkunft seiner Gemahlin auf eine sehr anziehende Weise und zugleich die Geschichte seiner zweiten Vermählung, II, 370 fg. Anfangs dachte Napoleon an eine russische oder an eine sächsische Prinzessin; da geschah von Seiten Oestreichs die erste Anregung durch den französischen Gesandten in Wien, Narbonne. Zugleich meldete der Gesandte in Petersburg, daß Alexander (nicht so die Kaiserin Mutter) geneigt sey, ihm seine Schwester, die Großfürstin Anna, zu geben.

Nur erhoben sich Schwierigkeiten in Ansehung einer griechischen Capelle in den Tuilerien, und die Mehrheit im Staatsrathe stimmte der Religion wegen für die östreichische Prinzessin.

Mit diesen und ähnlichen Aeußerungen Napoleons über sich und seine Schicksale verbinden wir seine Urtheile und Bemerkungen über mehrere seiner Zeitgenossen. Auch hier beweist die Heftigkeit seiner Sprache die Leidenschaftlichkeit seines von der Gegenwart noch viel zu sehr bewegten Gemüths. Wo diese Erregung nicht stattfand, da urtheilte er ziemlich ruhig. Doch man höre ihn selbst!

„Moore (der bekannte brittische Feldherr, welcher bei Corunna in der Schlacht gegen Soult blieb) war ein braver Soldat, ein trefflicher Officier und ein Mann von Talent. Er that einige Mißgriffe; wahrscheinlich konnte er nicht anders handeln in der überaus schwierigen Lage, in der er sich befand; vielleicht auch wurde er dazu veranlaßt durch Nachrichten, welche ihn irre führten."

„Menou hatte Muth, war aber kein Soldat. Wäre Kleber noch am Leben gewesen, ihr würdet nie Aegypten erobert haben. Eine Armee ohne Reiterei und Geschütz! Die Türken bedeuten nichts. Kleber war ein unersetzlicher Verlust für Frankreich und für mich. Er war ein Mann von den glänzendsten Talenten und dem größten Muthe. Ich habe während meines Aufenthalts bei Herrn Balcombe die Geschichte meiner und eurer Feldzüge in Aegypten geschrieben. Nur fehlte mir der Moniteur zu den Zeitangaben."

Von der verstorbenen Königin von Preußen sagte Napoleon S. 102.: „Era bella, graziosa e piena d'intelligenza, aber sehr unglücklich." Auch II, 150 fg. spricht er von ihrem Charakter mit hoher Achtung. „Sie beklagte bitterlich den Krieg. „„Ach, sagte sie zu mir, la mémoire du grand Frédéric nous a fait égarer. Nous nous crûmes pareils à lui, et nous ne le sommes pas."" (Bekanntlich hat sich die Königin weit edler und würdiger ausgedrückt.) Er habe sie, versichert Napoleon, stets mit der größten Ehrfurcht behandelt; aber seiner schmähsüchtigen Bulletins gedenkt er nicht!!

Von den Bourbons I, 102.: „Sie möchten gern das alte System des Adels in die Armee einführen, — die Befehlshaberstellen ausschließend mit dem alten Adel, mit Emigrirten besetzen, die eben so unwissend, eitel und anmaßend nach Frankreich zurückgekommen sind, wie sie es verlassen haben. Ils n'ont rien ap-

pris, ils n'ont rien oublié. Sie waren die Ursache der Revolution und von so vielem Blutvergießen; jetzt, nach fünfundzwanzigjähriger Verbannung, kehren sie mit denselben Fehlern und Verbrechen, wegen welcher sie auswandern mußten, belastet zurück, um eine andere Revolution zu bewirken. Ich kenne die Franzosen. Glauben Sie mir, daß binnen sechs oder zehn Jahren die ganze Race wird ermordet und in die Seine geworfen werden. Sie sind der Nation ein Abscheu. Und aus solchen Leuten möchten die Bourbons gern ihre Generale machen! Ich machte die meinigen meistens de la boue. Wo ich nur Talente und Muth fand, belohnte ich sie. Mein Grundsatz war: la carrière ouverte aux talens, ohne zu fragen, ob man Ahnen habe." — In diesem Tone des heftigsten Zornes fährt Napoleon fort, bittere Ausfälle mit gesunden Bemerkungen zu vermischen. Diese Stelle mag beweisen, wie voll noch sein Gemüth von allen Eindrücken der nächsten Vergangenheit war!

„Soult ist, nach ihm (S. 105.), ein trefflicher Kriegsminister und Chef des Generalstabes der Armee; er versteht weit besser, ein Heer zu ordnen, als es anzuführen." (Dagegen erinnern wir uns an Wellingtons Urtheil, daß Soult und Massena die besten französischen Generale gewesen seyen, die in den portugiesischen und spanischen Feldzügen gegen ihn commandirt hätten.) S. 386. versichert Napoleon, daß Soult Ludwigen nicht verrathen habe; „er wußte nichts von meiner Rückkehr und Landung in Frankreich. Einige Tage glaubte Soult, ich sey toll und müsse nothwendig umkommen."

Als O'Meara Napoleon fragte, ob er Savary oder Fouché für einen bessern Polizeiminister hielte, — beide hätten in England einen schlechten Ruf, so antwortete er: „Savary ist kein schlechter Mann; im Gegentheil, Savary ist ein Mann von gutem Herzen und ein braver Soldat. Man hat ihn weinen sehen. Er liebt mich mit der Zuneigung eines Sohnes. — Fouché ist ein Bösewicht von allen Farben; ein Priester, ein Terrorist, ein Mann, der an vielen Blutscenen in der Revolution thätigen Antheil nahm; ein Mann, der euch alle eure Geheimnisse mit der ruhigsten und gleichgültigsten Miene von der Welt ablocken kann. Er ist sehr reich; aber seine Reichthümer sind schlecht erworben. Auf die Spielhäuser in Paris war eine Taxe gelegt; da dies aber eine schändliche Art, Geld zu bekommen, war, so wollte ich keinen Nutzen davon ziehen, und befahl daher, daß der Ertrag der Steuer einem Armen-Hospitale zugewiesen werden sollte. Sie belief sich auf Millionen; aber Fouché, der sie erhob, steckte davon einen guten Theil in seine Tasche, und es war mir unmöglich, die wahre Summe des jährlichen Ertrages zu entdecken." — „Ich hatte nie für Fouché

Achtung, noch besaß er je mein Vertrauen. Ich brauchte ihn als ein Instrument, um seine alten Freunde, die Jacobiner, die Septembriseurs, zu entdecken und ihrer los zu werden." II, 173 fg. Daß Fouché aber den Capitain Wright im Gefängnisse habe umbringen lassen, hält Napoleon für eine grundlose Beschuldigung. „Fouché würde das nicht gewagt haben, er kannte mich zu gut. Capitain Wright tödtete sich selbst, und ich kann nicht glauben, daß er selbst persönlich schlecht im Gefängnisse behandelt worden sey," II, 182. und 216 fg.

Von Carnot sagte er S. 186.: „Er ist ein arbeitsamer und redlicher Mann, aber dem Einflusse der Intriguen zugänglich und leicht zu hintergehen. Er leitete die Kriegsoperationen, ohne die ihm deshalb ertheilten Lobsprüche verdient zu haben, da er weder Erfahrung noch Einsicht vom Kriege besaß. Als Kriegsminister zeigte er wenig Talent und hatte manchen Streit mit dem Minister der Finanzen und des Schatzes, und dabei allemal Unrecht. Er verließ das Ministerium in der Ueberzeugung, daß er seinem Posten aus Mangel an Geld nicht vorstehen könne. In der Folge stimmte er gegen die Errichtung des Kaiserthums; doch da sein Verhalten stets rechtschaffen war, so gab er nie der Regierung Ursache zum Verdacht. Während des Flors des Reichs verlangte er nichts; aber nach dem Unglück in Rußland hielt er um eine Anstellung an und führte das Commando zu Antwerpen mit großer Auszeichnung." — Nach Napoleons Rückkehr von Elba wurde er Kriegsminister, und der Kaiser konnte durchaus mit seinem Benehmen zufrieden seyn. „Er war ehrlich, sagt Buonaparte, treu, gewissenhaft und thätig in seinen Dienstleistungen. — In seiner Jugend galt er unter seinen Freunden für ein Original. Er haßte die Adelichen und hatte daher verschiedene Male Streit mit Robespierre, der zuletzt mehrere von denselben unter seinen Schutz nahm. Als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses zugleich mit Robespierre, Couthon, St. Just und andern Schlächtern, war er der Einzige, der nicht angeklagt wurde. Nachher verlangte er in die Anklage-Acte mit eingeschlossen und wegen seines Verhaltens, wie die Uebrigen, mit gerichtet zu werden, was man ihm aber abschlug; doch erwarb ihm dieses Gesuch, das Schicksal der Andern theilen zu dürfen, große Achtung." II, 172. wiederholt Napoleon von Carnot: c'est le plus honnête des hommes.

„Barras war ein heftiger Mann, von wenig Einsicht und Entschlossenheit; dabei wankelmüthig und tief unter seinem Rufe, ob man gleich nach der Heftigkeit seines Charakters und nach dem starken Tone im Anfange seiner Reden anders von ihm hätte denken sollen." Er war ein Figurant und käuflich, II, 171.

Vom General Dugommier sprach Napoleon wie ein persönlicher Freund mit den wärmsten Ausdrücken der Achtung.

Ueber die Polen äußert sich Napoleon S. 191. mit großer Achtung: „Poniatowsky war ein edler Charakter, voll Ehre und Bravheit. Ich hatte die Absicht, ihn zum König von Polen zu machen, wenn ich in Rußland glücklich gewesen wäre."

„Blücher, sagt Napoleon S. 200., ist ein sehr braver Soldat, un bon sabreur. Er gleicht einem Stiere, der die Augen schließt, und da er keine Gefahr sieht, darauf los geht. Er beging tausend Fehler, und wären nicht Zufälligkeiten eingetreten, so hätte ich ihn und den größten Theil seiner Armee gefangen genommen." (Wer denkt nicht hier an Soissons und an den Major von Martens, der den Commandanten im rechten Augenblicke zur Uebergabe beredete?) „Er ist hartnäckig und nicht zu ermüden, hat vor nichts Scheu; aber als Feldherr ohne Talent." Auch über die Schlacht bei Brienne kommen S. 428 fg. einige Anekdoten vor. Blüchers und Bülows wesentlichen Antheil an dem Siege bei Waterloo erkennt Napoleon S. 466. ausdrücklich an, spricht aber Wellington die Talente eines großen Feldherrn ab. Er sey ein Mann von großer Festigkeit. Ueber seine bei Waterloo begangenen Fehler erklärt er sich noch einmal S. 479 fg. — „Nach meiner Meinung hat jetzt der preußische Soldat den Vorzug vor dem östreichischen. Die französischen Cuirassiers sind die beste Cavallerie von der Welt, pour enfoncer l'infanterie. Einzeln genommen, kommt kein Reiter den Mammelucken gleich; aber diese können nicht in Massen fechten. Als Parteigänger sind die Kosaken vortrefflich, und als Lanzenreiter die Polen."

O'Meara fragte ihn, wen er für den besten General der Oestreicher hielte. „Den Prinzen Karl, war seine Antwort S. 203., ob er gleich tausend Fehler begangen hat. Was Schwarzenberg betrifft, so kann er nicht 6000 Mann commandiren (?!)." In seinem Urtheile über Schwarzenberg widerspricht sich Napoleon. Wenigstens hat er von diesem Feldherrn in Paris, dann am Tage der Schlacht bei Leipzig und über dessen Feldzugsplan 1814 an der Seine günstiger geurtheilt, wie man aus Prokesch's Denkwürdigkeiten rc. weiß. Auch auf Elba hat er sich gegen Vivlani über Schwarzenberg, als Feldherrn, mit Achtung geäußert. Oder richtete sich sein Urtheil nach den Umständen, weil er damals noch Oestreich wieder für sich zu gewinnen hoffte? Ueber Wurmser kommen einige Anekdoten vor, II, 124 fg.

„Murat war ein ganz besonderer Charakter. Er liebte mich, ja ich kann sagen, er betete mich an. In meiner Gegenwart war er, wie von Scheu erfüllt, als ob er mir zu Füßen fallen sollte. Ich that Unrecht, mich von ihm zu trennen, da er ohne mich nichts war. Mit mir, war er mein rechter Arm. Ich konnte Murat befehlen, anzugreifen und vier- oder fünftausend Mann hier oder da zu vernichten, und den Augenblick war es geschehen; überließ ich ihn aber sich selbst, so war er ein imbecille ohne Urtheilskraft. Ich kann nicht begreifen, wie ein so braver Mann so lâche seyn konnte. Er war nirgends brav, außer vor dem Feinde. Hier war er unstreitig der bravste Mann von der Welt. Sein siedendheißer Muth führte ihn mitten unter die Feinde, couvert de pennes jusqu'au clocher und von Gold flimmernd. Wie er entkam, ist ein Wunder. Selbst die Kosaken bewunderten ihn wegen seines außerordentlichen Muthes. Jeden Tag hat er mit ihnen Mann gegen Mann gefochten, und nie kehrte er zurück, ohne daß sein Säbel vom Blute der Erschlagenen triefte. Er war ein Paladin, in der That, ein Don Quixote im Felde; aber sah man ihn im Cabinet, so war er ein Poltron ohne Urtheilskraft und Entschlossenheit. Murat und Ney waren die bravsten Männer, die ich je gekannt. Doch war Murat ein weit edlerer Charakter, als Ney. Murat war großmüthig und offen; Ney hatte etwas an sich von der Canaille. — Ich glaube nicht, daß es zwei solche Officiere in der Welt gab, als Murat für die Cavallerie und Drouot für die Artillerie." II, 95 fg. —

„Drouot, sagt Napoleon II, 365., war einer der tugendhaftesten und anspruchlosesten Charaktere in Frankreich, ob er gleich sehr seltene Talente besaß. Er würde mit 40 Sous den Tag für seine Person eben so zufrieden gelebt haben, wie mit den Einkünften eines Souverains. Er war mitleidig und religiös; ein Mann, dessen Grundsätze, Rechtschaffenheit und Einfachheit selbst in den Zeiten strenger Republikaner eine ehrenvolle Anerkennung gefunden haben würden."

Ueber Murats Landungsplan gegen Sicilien sagt Napoleon II, 11., „es sey nicht seine Absicht gewesen, daß Murat Siciliens sich bemächtigen, sondern nur, daß er die englische Macht dort in Schach halten sollte, damit sie nicht anderswo gegen Frankreich gebraucht würde."

„Die neapolitanischen Soldaten nannte Napoleon I, 206. die elendeste canaglie von der Welt. Murat brachte mich in's Verderben, als er mit ihnen (1815) gegen die Oestreicher zu Felde zog. Der alte Ferdinand lachte, wie er dies hörte, und sagte in seinem Jargon, sie würden unter Murat eben so dienen, wie einst

unter ihm, als Championnet hunderttausend von ihnen, wie Schafe, mit zehntausend Franzosen zerstreute."

Als ihn O'Meara fragte, welches die Eigenschaften eines guten Generals wären, sagte Napoleon: „Der Verstand eines Generals muß so klar seyn, wie das Fernglas eines Teleskops, et jamais se faire des tableaux. Von allen Generalen vor seiner und vielleicht auch nach seiner Zeit, war Turenne der größte. Der Marschall von Sachsen war ein bloßer General, pas d'esprit; Luxemburg, beaucoup; der große Friedrich, beaucoup, und scharfe, schnelle Wahrnehmung jedes Gegenstandes. Ihr Marlborough, nicht allein ein großer General, avait aussi beaucoup d'esprit. Urtheile ich über Wellingtons Thaten nach seinen Berichten und vor allem nach seinem Betragen gegen Ney, so muß ich ihn nennen un homme de peu d'esprit sans générosité et sans grandeur d'âme. So, weiß ich, dachten über ihn auch Benjamin Constant und Frau von Staël; sie sagten, daß er, bis auf seine Kenntnisse als General, nicht zwei Ideen habe." — „Wollen Sie aber in Ihrer Nation einen ihm gleichen Feldherrn aufsuchen, so müssen Sie bis auf Marlboroughs Zeit zurückgehen; doch in allem Uebrigen, glaube ich, wird ihn die Geschichte nennen un homme borné." II, 229. Endlich heißt es II, 342. von Wellington, daß, wenn derjenige Feldherr, der die wenigsten Fehler begehe, der größte genannt werden müsse, so habe Wellington dergleichen eben so selten, als die meisten andern, begangen. (Heißt dies nicht mit andern Worten: Wellington ist ein ganz gewöhnlicher Feldherr?)

Talleyrand nannte Napoleon (I, 213 fg.) le plus vil des agioteurs, bas flatteur. C'est un homme corrompu, der alle Parteien und jedermann verrathen habe. (Vergl. S. 421 fg. und die starke Stelle S. 435 fg. und 447, 454, und besonders die Stelle 510 fg. und II, 171.) Behutsam und umsichtig, stets Verräther, doch stets mit dem Glück im Einverständniß, behandelt Talleyrand seine Feinde, als ob sie eines Tages seine Freunde werden könnten, und seine Freunde, als ob sie seine Feinde werden könnten. Er ist ein Mann von Talent, aber in allem käuflich. Nichts kann mit ihm anders, als durch Bestechung, gemacht werden. Die Könige von Baiern und Würtemberg beschwerten sich so oft über seine Habsucht und Erpressungen, daß ich ihm das Portefeuille nahm; überdies fand ich, daß er einigen Intrigants ein sehr wichtiges Geheimniß, das ich ihm allein anvertraut, mitgetheilt hatte. — Als ich von Elba zurückkam, schrieb mir Talleyrand von Wien und bot mir seine Dienste an; er wolle die Bourbons verrathen, wenn ich ihm vergäbe und ihm meine Gunst wieder schenkte." — Auf O'Meara's Frage, ob es wahr sey, was er vom Herzog

von Rovigo gehört, daß nämlich Talleyrand in seiner Gegenwart zu Napoleon, in Bezug auf Spanien, gesagt habe: Ew. Majestät werden nie sicher auf Ihrem Throne seyn, so lange noch ein Bourbon auf einem Throne sitzt, — versetzte Napoleon: „Ja, er rieth mir zu allem, was den Bourbons, die er verabscheut, Schaden bringen konnte." Ueber seine Unterschlagung des Briefes des Duc d'Enghien erklärt sich Napoleon an mehrern Orten, unter andern II, 58., wie wir oben schon angeführt haben.

„Der Herzog von Reggio (S. 220.), ein braver Mann, ma di poco testa. Er ließ sich zuletzt von seiner jungen Frau leiten, die aus einer alten Familie Eitelkeit und Vorurtheile mit geerbt hat. Dessen ungeachtet bot er mir, nach meiner Zurückkunft aus Elba, seine Dienste an und schwor, mir treu zu seyn." —

„Moreau (S. 237. und II, 35.) war ein trefflicher Divisionsgeneral, aber kein Feldherr für eine große Armee. — — Von Natur hatte er kein böses Herz; un bon vivant, mais il n'avait pas beaucoup de caractère. Er ließ sich von seiner Frau und einer andern ränkevollen Creolin irre leiten." — — Seinen gepriesenen Rückzug aus Baiern durch Schwaben an den Rhein nennt Napoleon einen groben Schnitzer. II, 40. — „Er hätte dem Erzherzog in den Rücken marschiren sollen." — „Als General stand er tief unter Desaix und Kleber, selbst unter Soult. Desaix und Kleber besaßen unter allen meinen Generalen die größten Talente. — Kleber liebte den Ruhm bloß, insoweit er ihm Reichthum und Genuß verschaffte, während Desaix (vergl. S. 310.) den Ruhm an sich liebte und alles andere verachtete u. s. w." Vergl. I, S. 273. über Moreau's Proceß und über seine tödtliche Verwundung vor Dresden, bei welcher Erzählung wir jedoch bemerken, daß die von Napoleon angeführten Umstände mit dem auf seinen Befehl abgeschossenen Dutzend Kugeln und mit dem aufgefundenen abgelösten Beine sich, nach der glaubwürdigen Erzählung von Augenzeugen, etwas anders verhalten. S. Moreau's Leben. Dresden 1816. S. 133, 149 fg. In keinem Falle war der Artillerieofficier, dessen Schuß Moreau'n tödtete, derselbe, der auf Napoleons Geheiß unter eine Anzahl russischer Officiere bei Rheims schoß, wo der General St. Priest blieb. Doch dies sind Nebendinge.

„Lannes war (S. 238.), als ich mich seiner zuerst annahm, ein ignorantaccio. Seine Erziehung war sehr vernachlässigt. Doch machte er bald erstaunliche Fortschritte und würde, darnach zu urtheilen, ein Feldherr vom ersten Range geworden seyn. Er hatte große Erfahrung im Kriege, war bei vier und funfzig regelmäßigen Treffen und bei dreihundert Gefechten gewesen, ein Mann von ungemeiner Bravheit, kaltblütig mitten im Feuer und mit einem durchdringenden, hellen Blicke, der sich schnell jedes vortheilhaf-

ten Augenblicks bemächtigte. Heftig und aufbrausend in seinen Ausdrücken, selbst in meiner Gegenwart, doch mir feurig zugethan."

„Massena war ein Mann von überlegenem Talent. Dennoch machte er gewöhnlich vor der Schlacht schlechte Anordnungen; erst wenn die Leute rings um ihn niederstürzten, fing er an, mit Urtheilskraft so zu handeln, wie er es vorher gesollt hätte. Mitten unter Sterbenden und Todten, wenn die Kugeln seine Umgebungen wegrafften, war Massena er selbst wieder, er gab Befehle und traf Anordnungen mit dem größten sang froid und Ueberblick. Dies ist la vera nobiltà di sangue. — Dennoch war er un voleur. Er theilte den halben Gewinn mit den Armee-Commissarien und Lieferanten. Ich gab ihm oft zu erkennen, daß, wenn er mit seinem Unterschleifmachen aufhörte, ich ihm 800,000 bis eine Million Franken schenken wollte; aber es war ihm so zur Gewohnheit geworden, daß er seine Hände vom Geldnehmen nicht frei erhalten konnte. Deshalb war er den Soldaten verhaßt, die sich einige Mal gegen ihn empörten. In dem Feldzuge in Portugal war sein schlechter Gesundheitszustand Ursache, daß alles so schlecht ging, II, 342. Er konnte mit seinen Augen nichts selbst erkennen, sonst würde er die Linien vor Lissabon erreicht haben, ehe Wellington dort sich aufstellen konnte."

„Pichegru war Répétiteur zu Brienne und unterrichtete mich in der Mathematik, da ich etwa zehn Jahre alt war. Als General besaß er nicht gewöhnliches Talent, weit mehr, als Moreau, ob er gleich nie etwas Außerordentliches gethan hat, da der Erfolg seines Feldzuges in Holland großentheils durch den Sieg bei Fleurus herbeigeführt wurde. Nachdem sich Pichegru mit den Bourbons vereinigt hatte, opferte er das Leben von beinahe zwanzigtausend seiner Soldaten auf, indem er sie absichtlich dem Feinde Preis gab, den er vorher von seinen Absichten unterrichtet hatte u. s. w." Die Geschichte von Pichegru's Verschwörung erzählt Napoleon sehr umständlich S. 449 — 454.

Wie einseitig und bitter überhaupt Napoleons Urtheile über Andre, die seinen Zorn gereizt hatten, oder vielmehr, wie gehässig seine Ausfälle waren, sieht man schon aus den angeführten Beispielen; wir wollen daher seine Bemerkungen, wie die S. 248 fg. und 487 fg. und II, 548 fg. über lebende Souveraine, oder seine Behauptung, daß Frankreich binnen zwanzig Jahren eine Revolution haben und die Bourbons vertreiben werde (S. 273 und 389. II, 164 fg.), und das, was er über Pauls I. Tod S. 379 fg. II, 340. sagt, nicht anführen.

„Die Bourbons, behauptet Napoleon an mehrern Stellen, zettelten Mordplane gegen mich an; nur Ludwig, der jetzige König, gab nie dazu seine Einwilligung." II, 34.

„Robespierre, fuhr Napoleon in seinen Schilderungen der Zeitgenossen S. 259. fort, war, obgleich ein blutdürstiges Ungeheuer, doch nicht so schlecht, wie Marat, Collot d'Herbois, Billaud de Varennes, der schlimmste von allen, Hebert, Fouquier Tinville und viele Andre. Zuletzt wünschte Robespierre, mit mehr Mäßigung zu verfahren. — Als Hebert die Königin anklagte, de contrarier la nature, schlug Robespierre vor, ihn selbst in Anklagestand zu versetzen, als habe er absichtlich eine so unwahrscheinliche Beschuldigung aufgestellt, um das Mitleid des Volks zu einem Aufstande für ihre Befreiung aufzuregen. — Auch war Robespierre der Meinung, daß man den König ingeheim sollte umbringen lassen." „Er war unbestechlich, aber ein Fanatiker; ein Ungeheuer, aber er glaubte recht zu thun, und starb, ohne einen Sous im Vermögen zu haben." II, 169 fg.

„Pozzo di Borgo war (S. 290.) in der Revolution Deputirter bei der gesetzgebenden Versammlung. Er ist ein Mann von Talent, ein Ränkemacher und kennt Frankreich gut. So lange er dort als Gesandter bleibt, können Sie glauben, daß Alexander Ludwigs Thron noch nicht für befestigt hält." Saliceti hatte seine Verbannung aus Corsica bewirkt, II, 307. Einer von Buonaparte's Leuten, Cipriani, sein maitre d'hôtel, erzählte dem Verf. S. 308., Pozzo di Borgo sey der Sohn eines Schäfers in Corsica, der gewöhnlich Eier, Milch und Butter der Familie Buonaparte gebracht habe. Der muntere Knabe fiel der Madame Lätitia auf, die für ihn das Schulgeld bezahlte. Durch die Verwendung der Familie sey er zum Deputirten gewählt worden. Dann sey er als Procuratore generale nach Corsica zurückgekommen und habe sich mit Peraldi, einem unversöhnlichen Feinde der Buonaparte's, verbunden.

„Georges (S. 303.), une bestia ignorante; er hatte Muth, und das war alles. Nach dem Abschlusse des Friedens mit den Chouans wünschte ich ihn auf meine Seite zu ziehen, weil er mir dann nützlich werden konnte und ich alle Parteien zu beruhigen suchte. Ich ließ ihn holen und fragte ihn: „„Warum wünschen Sie jene Bourbons wieder herzustellen? Selbst wenn es Ihnen gelänge, sie auf den Thron zu setzen, so würden Sie in ihren Augen doch nur eines Müllers Sohn seyn. Man würde Sie verachten, weil Sie nicht von Adel sind."" Aber ich fand, daß er kein Herz hatte; kurz, er war kein Franzose. Wenig Tage nachher begab sich Georges nach England."

Von Lord Nelson sprach Napoleon mit hoher Achtung, und versuchte den einzigen Flecken seines Andenkens, die Hinrichtung Caraccioli's, zu bemänteln (S. 308.); er habe sich dabei hintergehen lassen, by that wicked woman, die Königin Caroline, mittelst der Lady Hamilton und durch den Einfluß, den die letztere auf ihn hatte.

Seinem Bruder Joseph war nach einem öffentlichen Gerüchte die Krone von Südamerika angetragen worden. Darüber bemerkte Napoleon, daß Joseph, ob er gleich viel Talent und Verstand habe, dennoch ein zu guter Mann und zu sehr dem Vergnügen und der Literatur ergeben sey, als daß er Lust haben könnte, König zu werden.

Clarke (der Herzog von Feltre) war, nach Napoleons Urtheil S. 400., kein Mann von Talent, aber arbeitsam und brauchbar im Bureau, überdies unbestechlich, haushälterisch mit den öffentlichen Geldern, die er nie in seinen Nutzen verwandte. „Er ist ein trefflicher Redacteur. Er ist kein Soldat, noch glaube ich, daß er je in seinem Leben einen Schuß hat fallen sehen. Sein Adel macht ihm den Kopf verdreht. Er bildet sich ein, von den alten Königen von Schottland abzustammen. — Ein guter Schreiber. Ich schickte ihn als Gesandten nach Florenz, wo er sich mit nichts anderm beschäftigte, als in alten staubigen Urkunden herumzuwühlen, um Beweise für den Adel meiner Familie aufzusuchen. (Denn diese stammt aus Florenz, wo meine Vorfahren Senatoren waren.) Er quälte mich mit Briefen über diesen Gegenstand, daher ich ihm schrieb, daß er an sein Hauptgeschäft in Florenz denken und weder sich noch mir den Kopf mit seinem Unsinn über den Adel warm machen möchte: Ich sey der Erste von meiner Familie. Dessen ungeachtet fuhr er in seinen Nachforschungen fort. Nach meiner Rückkehr von Elba bot er mir seine Dienste an, aber ich ließ ihm sagen, daß ich keine Verräther brauchte." —

Ueber Narbonne, den er den geschicktesten Ambassadeur nannte, und dessen moralischer Charakter vorwurfsfrei war, findet man II, 160. eine interessante Notiz.

Von seiner Gemahlin Josephine sprach er stets mit zärtlicher Achtung. „Sie war die liebenswürdigste und die beste der Frauen; aber nie mischte sie sich in politische Dinge," S. 462. (Auch war sie nicht die Ursache, daß Napoleon die Emigranten zurückrief.) „Josephine bekam Nervenzufälle, wenn sie Kummer hatte. Sie war in der That la dama la più graziosa di Francia," S. 226. — „Sie war die Göttin der Toilette; jede Mode wußte sie sich so anzueignen, daß alles an ihr neu und schön war; und dabei so gütig, so menschenfreundlich — sie war die beste Frau in Frankreich." — Sie hinterließ ein Vermögen von etwa 18 Millionen Franken, II, 101., wo auch ihr Kunstsinn und ihre Leidenschaft für Gemälde und Statuen erwähnt wird. Die Veranlassung, wie er sie kennen lernte, erzählt er S. 180.: „Der zwölfjährige Eugen Beauharnois, ihr Sohn, hatte ihn, bald nach dem 13. Vendemiaire, um die Zu-

rückgabe von seines Vaters Schwert gebeten. — Ueber seine zweite Gemahlin, die er mit der größten Zärtlichkeit und Zuneigung behandelt habe, äußerte er sich S. 467 fg. mit derselben Achtung. Er versichert, daß sie dringend verlangt habe, ihm in sein Exil zu folgen. Sie habe nichts für ihn thun können, II, 159. Eben daselbst behauptet Napoleon, daß erst nach dem wiener Frieden Kaiser Franz selbst und Metternich diese Vermählung vorgeschlagen hätten; dasselbe wiederholt er II, 370 fg.

Hoche war nach Napoleons Urtheil, S. 482., einer der ersten französischen Generale. Er war brav, einsichtsvoll, reich an Talenten, entschlossen und von einem durchdringenden Verstande, aber auch ein Intrigant. Er wußte sich in einem Bürgerkriege zu benehmen. Hätte er in Irland landen können, so war diese Insel für England verloren u. s. w."

Ueber Blacas kommen S. 486. u. a. a. O. auffallende Behauptungen vor. Napoleon gibt ihm Schuld, daß er Staatspapiere und andere Briefe zu Napoleons Beschimpfung verfälscht und zum Druck bestimmt habe. Auch ließ er bei seiner Flucht aus Paris im März 1815 alle Briefe von Napoleons geheimen Feinden und Verräthern zurück, die dieser fand, aber keinen Gebrauch davon machte, außer daß er sich die Namen der Schreiber merkte.

Ueber Davoust, S. 492., daß er kein Plünderer sey, wohl aber für die Armee starke Contributionen erhoben habe. Er sey ein guter Officier, aber keiner der ersten französischen Generale. „Ich glaube, daß jetzt wahrscheinlich Suchet der erste französische General ist. Massena war es. Suchet, Clausel und Gerard sind wohl die besten Generale, die Frankreich jetzt besitzt; auch Soult ist gut. Dieser ist ein trefflicher Kriegsminister, S. 512., ein guter Planmacher. Dagegen nennt er den Marschall Victor: une bête sans talens et sans tête. — Marmont sey ein Gegenstand des Abscheus für die Nachwelt. Frankreich werde seinen Namen nie anders als mit Schaudern aussprechen. — Ohne seinen Verrath würde er (Napoleon) Paris mit Hülfe der Canaille wieder genommen haben; denn er sey Willens gewesen, in stockstiller Nacht in Paris einzudringen, II, 157.

Ueber den Marquis Cornwallis sprach Napoleon mit hoher Achtung. „Un très-brave homme." „Er hatte Talent, war aufrichtig und rechtschaffen." Ein interessanter Zug von ihm bei Gelegenheit des Friedens von Amiens wird S. 497. erzählt.

Ueber den Baron Stein S. 498 fg.: „Ein Patriot, ein Mann von Talent und ein unruhiger Charakter. Hätte der König von Preußen seinem Rathe gefolgt, so wäre er ohne Rettung verloren gewesen." — Von einem andern berühmten Staatsmanne sagt er S. 500.: „E bugiardo ed intrigante — intrigante e bugiardo."

Den Grafen d'Entraigues, der mit allen seinen Papieren 1797 in Italien den Franzosen in die Hände fiel, nennt Napoleon II, 37 fg. un mauvais sujet. Von ihm erfuhr Napoleon damals alles, was sich auf Pichegru's Einverständniß mit den Bourbons bezog. Die Folge war, daß Pichegru nach Cayenne verbannt wurde.

Die Frau von Staël nannte Napoleon (II, 65) eine Frau von vielem Talent und großem Ehrgeiz, die aber so ränkesüchtig und unruhig gewesen sey, daß man von ihr die Bemerkung gemacht habe, sie würde ihre Freunde ins Wasser stoßen, um sie in dem Augenblicke des Ertrinkens retten zu können. „Ich mußte sie vom Hofe verbannen. In Genf wurde sie mit meinem Bruder Joseph genau bekannt, den sie durch ihre Unterhaltung und ihre Schriften für sich eingenommen hatte. Als ich von Elba zurückgekommen war, schickte sie ihren Sohn an mich ab, um die Bezahlung von zwei Millionen, die ihr Vater aus seinem Privatvermögen Ludwig XVI. geliehen hatte, bei mir nachzusuchen und mir, im Falle der Gewährung, ihre Dienste anzubieten. Da ich wußte, was er wollte, und nicht glaubte, etwas bewilligen zu können, ohne ungerecht gegen Andre zu handeln, die gleiche Ansprüche hätten, so wünschte ich ihn nicht zu sehen und gab Befehl, ihn nicht bei mir einzuführen. Doch Joseph ließ sich nicht abweisen und führte ihn zu mir, indem er sagte, daß er für alle Folgen stünde. Ich empfing den Baron von Staël sehr höflich, hörte ihn an und gab ihm zur Antwort, es thue mir sehr leid, daß es nicht in meiner Macht stehe, seine Bitte zu erfüllen, da sie den Gesetzen entgegen sey und vielen Andern dadurch Unrecht geschehen würde. Die Mutter schrieb hierauf einen langen Brief an Fouché, in welchem sie ihre Ansprüche vortrug und sagte, daß sie Geld brauche zu der Mitgift ihrer Tochter, bei deren Vermählung mit dem Herzog von Broglio; zugleich versicherte sie, daß ich, wenn ich ihre Bitte erfüllte, über sie und das Ihrige gebieten könne, daß sie schwarz und weiß für mich seyn wolle. — Fouché rieth mir ernstlich, ihr alles zu bewilligen; denn sie könne in einer so kritischen Zeit mir von großem Nutzen seyn. Ich antwortete, daß ich nicht mäkeln wollte," u. s. w. (Diese Erzählung hat Hr. v. Staël im Edinb. Rev. LXXIII, p. 203. dahin berichtigt, daß seine Mutter eine bereits liquidirte Forderung gehabt habe, die nur noch ins große Buch eingeschrieben werden durfte; daß sie aber selbst während der hundert Tage nicht nach Paris habe kommen wollen, und daher ihren Sohn geschickt habe; daß sie aber nie an Fouché oder durch irgend Jemanden an Napoleon ein solches Anerbieten habe gelangen lassen, wie das ist, das Napoleon von Fouché oder von sonst Jemanden gehört haben mag. Dagegen versichert er, daß Napoleon

bald nach seiner Rückkehr von Elba, durch Fouché, Joseph und Lucian Briefe nach Coppet habe schreiben lassen, in der Absicht, die Frau von Staël zu bewegen, nach Paris zu kommen, wo man ihr, sobald sie dadurch ihre Anhänglichkeit an die bestehende Regierung zu erkennen gäbe, Gerechtigkeit zusicherte; daß aber seine Mutter alle diese wiederholt gemachten Anerbietungen von sich gewiesen habe. Es scheint daher, daß Fouché, Joseph, oder Lucian dem Kaiser, um ihn mit der Frau von Staël auszusöhnen, jene Anträge vorgestellt, und ihm dadurch zu seiner irrigen Erzählung des Vorfalls die Veranlassung gegeben haben.

„Meine treffliche Mutter, sagt Napoleon II, 101, ist ein muthiges Weib von großem Talent, mehr männlicher, als weiblicher Natur, stolz und hochherzig. Sie ist fähig, alles, bis aufs Hemde, für mich zu verkaufen. — Der Art, wie sie mich in meiner frühen Jugend erzog, danke ich vorzüglich meine spätere Erhebung. Sie ist sehr reich ꝛc. Von seinen Schwestern Elise und Pauline sprach er stets mit Achtung, so wie von der Prinzessin Hortensia, die er eine Dame von ausgezeichneten Talenten nannte. Vorzüglich gut war er seiner Schwester Pauline; „er zweifle gar nicht, sie werde die Erlaubniß zu erhalten suchen, nach St. Helena zu kommen" (diese Erlaubniß hat sie wirklich nachgesucht in einem S. 496 abgedruckten Schreiben an Lord Liverpool, Rom d. 11. Juli 1821). Durch Lady Holland, die ihm viele Beweise von Theilnahme gab, schickte ihm seine Schwester Pauline einige Kisten Wein, II. 413.

Ueber Fox und über Lord Whitworth findet man einige interessante Bemerkungen II, 121 fg. „Napoleon hatte in der Audienz den Lord Whitworth nichts weniger als unanständig behandelt; der Bericht vom Gegentheil in den englischen Blättern war „plein de faussetés," und der Gesandte widersprach demselben öffentlich. Von Sieyes einige Anekdoten II, 173. Nach einem Gespräche mit dem ersten Consul speiste er mit einigen Freunden zu Abend. Als abgedeckt war, warf er seine Kappe auf die Erde und rief: „Messieurs, il n'y a plus de république, elle est déjà morte." — „Sieyes besaß mein Vertrauen und war ein Mann von großem Talent; so auch Talleyrand; aber Sieyes war ein rechtschaffner Mann. Er liebt das Geld, wird es aber nicht anders als auf rechtmäßige Weise zu erlangen suchen," II, 174.

Von Chateaubriand sagt Napoleon II, 363 fg., daß er ein alter Emigrant und Secretair des Card. Fesch war, wo er sich dem Papste und den Cardinälen mißfällig machte, trotz des Galimathias, welches er über das Christenthum geschrieben hatte. —

„So lange ich Macht besaß, war er einer der niedrigsten meiner Schmeichler. C'est un fanfaron sans caractère, qui a l'âme rampante et qui a la fureur de faire des livres.“

„Bernadotte war undankbar gegen mich, den Urheber seiner Größe; aber ich kann nicht sagen, daß er mich verrathen habe; er wurde gewissermaßen ein Schwede und versprach nie, das, was er that, jemals zu wollen. Weder er noch Murat würden sich gegen mich erklärt haben, wenn sie vorausgesehen hätten, daß es mich den Thron kosten würde.“

Wir schließen diesen Theil unsers Auszugs, indem wir, die Physiognomie des bunten Allerlei in diesem Tagebuche nachahmend, einige Bemerkungen, die Napoleon über einzelne Gegenstände der Politik und Staatsverwaltung, der Gesetzgebung und der Kriegskunst gemacht hat, hier zusammenstellen. „Die Ehe, sagt er S. 60, muß schon als ein bürgerlicher Vertrag gültig seyn. Das machte ich in Frankreich gesetzlich. Nachher können die beiden Gatten, wenn sie wollen, zu einem Priester gehen, um sich trauen zu lassen; doch dies darf nicht als etwas Wesentliches angesehen werden. Es war stets bei mir Grundsatz, daß diese religiösen Ceremonien nie über die Gesetze gehen sollten (prendre l'essor).“ S. 184: „Mein System war, keine herrschende Religion, sondern vollkommene Gewissensfreiheit gelten zu lassen. Meine Absicht war, alles dem Staate und der bürgerlichen Verfassung, ohne Beziehung auf die Religion, zu unterwerfen. Ich wünschte den Priestern allen Einfluß und alle Macht in bürgerlichen Dingen zu entziehen.“

Viel Eindruck hat in England gemacht, was Napoleon über die brittische Verwaltung urtheilt; freilich ist alles in dem Sinne der Opposition, also zum Theil einseitig aufgefaßt, auch schon bekannt; indeß gewinnt es aus Napoleons Munde ein neues Interesse. Er bezweifelte den Fortgang der englischen Manufactur, weil England bei den hohen Preisen aller Lebensbedürfnisse seine Waaren nicht so wohlfeil verkaufen könne, wie Frankreich. „Ich begreife nicht, wie die englische popolazzo die ungeheure Last der Abgaben und die Theuerung der Lebensmittel ertragen kann. — Ich zweifle, ob ihr je werdet mit eurer Schuld auf's Reine kommen. Euer großer Handel hat euch empor geholfen; aber das wird aufhören, wenn ihr nicht länger im Stande seyn werdet, wohlfeiler zu verkaufen, als die Manufacturisten der andern Nationen, die reißende Fortschritte machen. In wenig Jahren wird sichs zeigen, ob ich Recht habe. Das Schlimmste, was England jemals thun konnte, war sein Bestreben, eine große militairische Nation zu werden. Bei diesem Versuche muß England stets der Sklave — wenigstens der

Diener von Rußland, Oestreich oder Preußen seyn; denn ihr habt nicht die hinreichend große Volkszahl, um auf dem festen Lande mit Frankreich oder mit einer der genannten Mächte zu kämpfen; folglich müßt ihr von einer oder der andern Menschen miethen. Zur See hingegen seyd ihr an Macht so überlegen, und eure Matrosen sind um so viel vorzüglicher, daß ihr mit verhältnißmäßig wenig Kosten und ohne alle Gefahr für euch, den Andern stets Gesetze vorschreiben könnt. Eure Soldaten taugen nicht zu einer Militairnation. Sie kommen den französischen an Gewandtheit, Thätigkeit und Einsicht nicht gleich. Wenn sie nicht mehr vor Hieben sich fürchten, so gehorchen sie keinem Menschen. Bei einem Rückzuge lassen sie sich durch nichts in Ordnung halten, und gerathen sie zu Weinflaschen, so werden sie eben so viel diavoli, dann Adieu subordination!" — „Eure Officiere verlassen sich beim Aufrücken auf Eigennutz und Geld. Eure Soldaten sind brav; Niemand kann das leugnen; aber das war eine schlechte Politik, die militairische Tollheit aufzumuntern, statt an der Seemacht festzuhalten, welche die wahre Stärke eures Landes ist. — Um gute Soldaten zu haben, muß eine Nation immer Krieg führen." Er vergleicht an einem andern Orte England, das 40000 Mann auf den Continent wirft, die von jeder Landmacht geschlagen werden können, mit Franz I., der bei Pavia seine Cavalerie vor seinen furchtbaren Batterien aufstellte und dadurch das Treffen verlor. „Eure Batterien sind eure Flotten." II, 72.

Auf O'Meara's Bemerkung, daß, wenn Pitt und seine Nachfolger den Krieg gegen Frankreich nicht so beharrlich geführt hätten, England zuletzt eine Provinz von Frankreich geworden wäre, erwiderte Napoleon: S. 176 fg. „Das ist nicht wahr; indem England mit Frankreich Krieg führte, gab es dem letztern Vorwand und Gelegenheit, seine Eroberungen durch mich so weit auszubreiten, bis ich Kaiser von beinahe der ganzen Welt wurde, was ohne jenen Krieg nicht geschehen wäre."

S. 185. Ich fragte ihn über die Freimaurer. „Eine Gesellschaft von Schwachköpfen (imbéciles), die zusammen kommen, à faire bonne chère und einige lächerliche Narrheiten zu begehen. Doch thun sie auch manches Gute. Sie leisteten Beistand in der Revolution, und zuletzt noch halfen sie die Macht des Papstes und den Einfluß der Geistlichkeit vermindern. Ist die Neigung eines Volks der Regierung entgegen, so hat jede Gesellschaft die Absicht, ihr zu schaden. — Ich habe die Freimaurer begünstigt, weil sie gegen den Papst kämpften."

Auf die Frage, ob er wohl jemals die Wiederherstellung der Jesuiten in Frankreich erlaubt haben würde, antwortete er: „Niemals; sie sind unter allen Gesellschaften die gefährlichste, und haben

mehr Schaden angerichtet, als die übrigen alle. Ihre Lehre geht dahin, daß ihr General der Souverain aller Souveraine und der Herr der Welt sey; daß jeder Befehl von ihm, wie sehr er auch den Gesetzen zuwider und an sich ruchlos sey, befolgt werden müsse. Jede noch so schreckliche Handlung, von ihnen in Gemäßheit der Befehle von ihrem General in Rom begangen, wird in ihren Augen verdienstlich. Nein, nimmermehr hätte ich in meinen Staaten eine Gesellschaft, unter den Befehlen eines fremden Generals in Rom, geduldet." Ueber Priester- und Mönchsgewalt äußert sich Napoleon, S. 488 fg. mit vieler Heftigkeit, bei Erwähnung des Skandals, als die Schauspielerin Raucour in Paris begraben werden sollte.

Die Lage Englands gab Napoleon ganz der Imbecility des Lords Castlereagh Schuld, S. 260 fg. Er hätte um die Nationalschuld abzutragen, von Spanien und Portugal als Preis der Erkenntlichkeit, für die durch die Britten bewirkte Befreiung der Halbinsel, das ausschließende Recht des Handels mit Südamerika auf zwanzig Jahre, für die brittischen Schiffe, unter gleichen Vorzügen mit den spanischen und portugiesischen Schiffen, sich ausbedingen sollen. — „So wie jetzt die Sachen stehen, wird Frankreich den Handel mit Brasilien und den spanischen Colonien in seine Hände bekommen, und seine Manufacturwaaren gegen die dortigen Erzeugnisse umtauschen u. s. w." Vgl. die Stelle S. 474 fg. — „Ein andrer Beweis von der Thorheit Ihrer Minister war, daß sie jeder Nation, nur nicht der eigenen, den freien Handel nach Indien gestatteten, vorzüglich den Holländern. — Dabei bilden sich Ihre Minister ein, sie werden immer den Continent mit ihren Waaren überschwemmen können und einen leichten Absatz finden. Nein, nein, die Welt ist jetzt klüger. Franzosen und Holländer übertreffen Euch schon in vielen Manufacturartikeln. — Selbst die Russen werden sagen: Warum sollen wir diese Nation bereichern, um sie in den Stand zu setzen, ihr Monopol und ihre Seetyrannei zu behaupten, da wir selbst zahlreiche und gute Manufacturen besitzen?" (Der neueste russische Tarif beweist, wie richtig Napoleon die Zukunft vorausgesehen hatte). Napoleon hat diesen Gegenstand so genau erörtert, daß man wohl begreift, warum die Erscheinung des Tagebuchs von O'Meara dem Marquis Londonderry so empfindlich seyn mußte. Vgl. II, 72 fg. 78 fg. 235.

Auch über den politischen Fehler der englischen Regierung, die Katholiken nicht zu emancipiren, sagt Napoleon S. 355 fg. vieles, was in England Beifall finden muß. Noch macht er den brittischen Ministern, S. 375, es zum großen Vorwurf, daß sie nicht Alexandrien in Aegypten so wie Malta als Stapelplätze behalten hätten. Jener Platz sey für sie weit wichtiger, als Gibraltar und Malta. „Ist Aegypten einmal im Besitze der Franzosen, dann lebe wohl

Indien für die Engländer!" — „Die Türkei muß bald fallen, und es ist unmöglich, sie zu theilen, ohne ein Stück davon Frankreich zu geben, und dies wird Aegypten seyn." Was er aus Aegypten machen wollte, sagt er S. 438. Mit Paul I. verbunden, wollte Napoleon Indien erobern; über diesen Plan erklärt er sich S. 38 und II, 54. „Seitdem sind Ihre Minister schwach genug gewesen, die Russen vier Provinzen südlich vom Kaukasus nehmen zu lassen! Im ersten Jahre, wo ihr Krieg mit den Russen habt, werden sie euch Indien nehmen." — Ueber Rußlands Plan, Constantinopel zu besitzen, über Oestreichs Untergang, wenn Rußland und Preußen vereinigt, ohne daß England es hindern könne, über dasselbe herfallen, sagt der Exkaiser S. 383, in seinem Sinne die Zukunft voraus. „Die Russen müssen Eroberungen machen (vergl. II, 54 69 fg.). Wann ich todt bin, wird mein Andenken geachtet werden, weil ich das, was kommen muß, vorhergesehen und ihm Einhalt zu thun beabsichtigt habe. Mich wird man preisen (encenser), wann die Barbaren des Nordens Europa in Besitz nehmen, was nicht geschehen seyn würde, wäret ihr nicht gewesen, Signori Inglesi!"

„Wäre Castlereagh, fährt Napoleon fort, wirklich auf das Beste seines Vaterlandes bedacht gewesen, so würde er schon in früherer Zeit die einzige günstige Gelegenheit festgehalten haben, wo er England solche Handelsvortheile sichern konnte, die es aus seiner Verlegenheit gezogen hätten. Aber statt dessen dachte er nur daran, den Königen und Kaisern den Hof zu machen, die seiner Eitelkeit schmeichelten, indem sie von ihm Notiz nahmen, wohl wissend, daß sie dadurch den wichtigen Zweck erreichten, ihn nachlässig gegen die Interessen seines Landes zu machen, was folglich ihnen selbst Vortheil bringen mußte. Er wurde völlig getäuscht und wird einst von Ihrer Nation verflucht werden," S. 395. Man vergl. damit S. 410 fg. und was er S. 406 u. II, 53, 56, über die Vereinigung Polens mit Rußland sagt.

„Mein größter Fehler war vielleicht der, daß ich den König von — nicht abgesetzt habe, was ich leicht thun konnte." — — Uebrigens beschuldigt Napoleon, S. 422, die englischen Minister geradezu einer arglistigen Absicht, warum sie die Bourbons (a set of imbecilles) wieder auf den Thron von Frankreich gesetzt hätten, und tadelt sie, daß sie die Inseln Bourbon, Java, Surinam, Martinique, das Cap ꝛc. nicht behalten, und für Hannover nicht Hamburg verlangt hätten!! II, 73, 233 fg.

Ueber Lord Amherst's Gesandtschaft nach China macht Napoleon S. 469 fg., 475 fg. und 509 fg., so auch II, 174 fg. besonders, was das Cerimoniell anlangt, einige interessante Bemerkungen. So auch über die Barbaresken S. 502 fg.

Ueber seine eigene Politik bei dem Congresse von Chatillon erklärt sich Napoleon S. 490 fg.; auch enthält ein daselbst aus dem Constitutionnel abgedruckter Brief des Herz. von Vicenza vom 19. Jan. 1814, die Gründe, warum Napoleon lieber abdanken wollte, als das linke Rheinufer zurückgeben II, 156 fg. „Mein großer Fehler war, daß ich nicht in Dresden Frieden machte."

Den Hauptpunct seines Kampfes mit England bezeichnet er II, 58 fg., auf folgende Art: „Ich wollte euch nicht erlauben, auf dem Meere zu thun, was euch beliebte, oder wenigstens eben so, wie mir's beliebte, auf dem festen Lande zu handeln. Kurz, ich mochte nicht von euch Gesetze annehmen, sondern lieber sie euch geben. Vielleicht trieb ich hierin die Sache zu weit. Der Mensch kann sich irren. Wann ihr Frankreich blokirtet, so blokirte ich England, und dies war keine Blokade auf dem Papier." —

Daß Napoleon, nach dem bisher Angeführten, die neuen Staatenverhältnisse durchaus als unpolitisch und nachtheilig für Europa überhaupt, wie für England insbesondre, ansah, läßt sich erwarten. Er geht aber freilich dabei von der Ansicht aus, daß bei der neuen Gestaltung von Europa ein einziger Wille — vielleicht der seinige — alles aus einem Gesichtspuncte — dem seinigen — hätte bestimmen sollen. Vorzüglich tadelt er die Verbindung Genua's mit Sardinien und Belgiens mit Holland II, 79. „Holland hat keine Manufacturen und würde folglich ein großer Stapelort für die eurigen, um sie über das ganze feste Land zu verbreiten, geworden seyn. Jetzt, da Belgien, das gleichsam eine einzige Manufacturstadt genannt werden kann, mit Holland verbunden ist, wird letzteres natürlich die Manufacturwaaren lieber von seinen Unterthanen, als von den fremden nehmen. Ueberdies muß Holland, im Fall eines Kriegs zwischen England und Frankreich, sich an die letztere Macht anschließen, aus Furcht, Belgien zu verlieren." Der Schluß von allen Bemerkungen, die ziemlich locker zusammenhängen und großentheils flüchtig hingeworfen sind, wie es der Lauf eines Gesprächs mit sich bringt, — ist der mehrmals ausgesprochene Vorwurf, daß die englischen Minister, in der Absicht, Frankreich wehe zu thun, ihrem eigenen Lande die Hände gebunden und die Mittel, sich aus seiner Noth zu helfen, geraubt, dafür aber ihm die kostbare und gefährliche Ehre gegeben hätten, eine Landmacht vorzustellen. Lord Castlereagh soll nach S. 82, in Frankreich öfter gesagt haben, daß man irrig glaube, England hänge von dem Handel ab und danke ihm seine Reichthümer; es bedürfe desselben ganz und gar nicht. „Wie lachte ich, als ich diese Aeußerung eines falschen Stolzes hörte! Er verrieth sein Vaterland bei dem Frieden." — „Er war in der That der Cominis der Alliirten." — „Und was hat England, nach den größten und glücklichsten Ereignissen, die ihm alles leicht mach-

ten, für seine Wohlfahrt gewonnen? — Ordensbänder von den alliirten Souverainen für Lord Castlereagh!" (II, S. 84) *).

Ueber die Künste der geheimen Polizei hatte Napoleon oft Gelegenheit, sich zu äußern. Er sprach darüber mit Sachkenntniß; daher glaubte er auch, überall mit Spionen umgeben zu seyn, wozu Sir Hudson freilich durch seinen Argwohn und, erbittert gegen Napoleon wie er war, durch sein Benehmen nicht wenig beitrug. Napoleon wußte, daß alle seine Briefe in London von den Ministern gelesen wurden; dies hätte ihm am allerwenigsten auffallen sollen. Er behauptete II, 287: „daß in London alle Depeschen der Gesandten und Personen vom diplomatischen Corps auf dem Postamt geöffnet würden;" so auch in allen Staaten des festen Landes, bei welcher Gelegenheit er das Verfahren des pariser Postamts sehr genau beschreibt. Man erstaunt, wie weit es die Franzosen, nach S. 288 fg., in der Kunst der Entzifferung seit Ludwigs XIV. Zeit schon gebracht haben müssen. Handschrift, Siegel, alles wurde auf's täuschendste nachgemacht. Die Kunstgriffe dabei erbten vom Vater auf den Sohn fort. — Ueber das Spionirungssystem, welches England und Frankreich gegen einander befolgten, und worin Napoleons Polizei gewöhnlich die londoner überlistete, kommen mehrere Nachrichten vor; am ärgsten ließ sich Sir Hudson hintergehen, als er Commandant von Capri war und Spione in Neapel bezahlte, die sehr bald von dem Minister Saliceti gewonnen wurden, II, 300 bis 334, wenn anders alles das wahr ist, was Napoleons Haushofmeister Cipriani dem Doctor erzählt hat. Der Umstand wenigstens ist sehr schlecht erfunden, daß die schon ziemlich bejahrte Königin C** einem neapolit. Capitain, Namens Mosca, außer großen Versprechungen, auch eine von ihren Haarlocken geschenkt habe, um ihn zu bewegen, den König Joseph von Neapel zu ermorden, S. 310. Ueber die Eroberung von Capri durch Joachims Truppen erfährt man hier viel Neues, S. 328 fg.

Ueber seine eigene Politik, durch die er die Coalitionen besiegt habe, wiederholt Napoleon die bekannte Wahrheit II, 341: „ich schlug die Alliirten, weil ich sie einzeln angriff und die eine Macht vernichtete, ehe die Armee der andern zu ihrem Beistande herankommen konnte." Sein Verfahren gegen Venedig sucht er II, 355, zu rechtfertigen; doch sieht man deutlich, daß nicht das Directorium, sondern Napoleon den Untergang dieser Republik beschloß. — Wie er seinen Landungsplan in England habe ausführen wollen, be-

*) Wem dies zu stark dünkt, der erinnere sich, daß man in England selbst noch weit härter über Lord Castlereagh sich ausdrückt. Man lese z. B. die Epigramme auf ihn in dem Liberal I, 1822.

schreibt er II, 378 fg. und entwickelt seine weiteren Plane, nach denen er dem brittischen Reiche eine neue, ganz antiaristokratische Verfassung geben wollte. Schon diese Plane müssen ihm jetzt in England den Beifall aller Radicalen, oder, nach seinem Ausdruck, den der Canaille gewinnen helfen; und man kann wohl sagen, daß Napoleon von St. Helena aus glücklicher in dem Herzen des gutmüthig-leichtgläubigen John Bull gelandet ist, als einst von Frankreich aus auf dessen Insel. Bei dieser Gelegenheit vergleicht er das barbarische englische Seepressen mit der von ihm in Frankreich eingeführten Conscription, 381 fg. Dann erklärt er sich über sein Regierungssystem überhaupt. Als den Charakter einer guten Regierung sieht er an, wenn sie angemessen ist dem esprit de la nation und den Umständen. (Daß sie vor allen Dingen und stets auf den Grundsätzen des Rechts ruhen muß, versteht sich zwar von selbst; es hätte aber doch von Napoleon bemerkt werden sollen). Seine Eroberungspolitik entschuldigt er mit den Worten: „Il nous fallut abattre sous peine d'être abattus. Ich mußte alle Gewalt in meiner Hand zusammenfassen, wie ein Dictator, um Frankreich zu retten (384).“

Wir schließen unsern Auszug mit der Bemerkung, daß wir in diesem Tagebuche keine Aeußerung Napoleons über die sittliche Erziehung der Völker durch religiöse und wissenschaftliche Aufklärung, keine über die Grundlagen der bürgerlichen Freiheit, über Natur- und Völkerrecht, über Preßfreiheit und ähnliche Gegenstände gefunden haben. Auswärtige Politik und Krieg sind fast die einzigen Gegenstände, die fortwährend seine ganze Seele ausfüllen. Uebrigens enthält das Tagebuch noch eine Menge anziehender Anekdoten, wie z. B. die vom Cardinal Richelieu II, 348, ist, und mehrere kleine Züge aus Napoleons Leben, Schilderungen, Einfälle, Witzworte und Klagen, die alle so lebendig vorgetragen sind, daß man dem berühmten Manne selbst zuzuhören oder ihn zu sehen glaubt, wie er den guten Doctor in freundlicher Vertraulichkeit bald bei dem Ohre zupft, bald auf den Backen schlägt.

Wir sind überzeugt, daß Napoleon Buonaparte gegen die von der Verleumdung ausgesprochenen und von dem Hasse nur zu gern geglaubten Beschuldigungen grober Verbrechen, die er an Wright, Pichegru, Toussaint, in Jaffa u. s. w. (vgl. I, 457 fg.) begangen haben soll, mit Ausnahme der gewaltsamen Entführung des Duc d'Enghien, schon jetzt vor den Augen der Mitwelt gerechtfertigt dasteht. Er selbst hat die Frage, warum so viele Lügen gegen ihn verbreitet worden sind, einigermaßen durch die Bemerkung zurückgewiesen: „Ein Mann, wie ich, ist überall und immer entweder

un dio oder un diavolo II, 167." Auch kann es seyn, daß die Ahnung von seinem Nachruhm, die er II, 340, ausspricht, in Erfüllung gehen wird: „La première fureur passée, je ne conserverai pour des ennemis que des sots ou des méchans." Allein selbst seine Bewunderer werden, wenn sie dieses Tagebuch gelesen haben und das ganze Leben des außerordentlichen Mannes überblicken, mit Wehmuth gestehen müssen, daß es ein Unglück für die Welt und für ihn war, daß er nicht das Ideal der sittlichen Größe in seiner Brust trug, daß er nicht an die Menschheit glaubte, und daß er, ungeachtet der Sinn für bürgerliche Gerechtigkeit und gesellige Tugend ihm nicht abgesprochen werden kann, in seinem Herzen dennoch bei dem heißesten Blute ein kalter Fatalist war, der alles den Berechnungen seiner Ruhm- und Herrschsucht unterwarf, der aber dabei von den Umständen geleitet, kein festes System sich bildete, sondern dem günstigen Augenblicke vertraute und auf die Schwäche seiner Gegner sich verließ. So erscheint seine sittliche Denkart nur als das feinere Gewebe eines mit Frankreichs Ruhm zu Einem Wesen zusammengewachsenen politischen Egoismus. Doch war dieser Egoismus von der edleren Art, weil Napoleon in den beiden außerordentlichsten Lagen seines Lebens, im April 1814 und im Junius 1815, seinen wahren Ruhm und Frankreichs Glück den Schrecknissen eines Bürgerkriegs vorzog, durch den er vielleicht einen Theil seiner Macht hätte retten, oder sein politisches Daseyn länger fristen können. Er wollte lieber im Unglück groß und stark durch seinen Charakter untergehen, als auf den Trümmern seiner Macht klein und gedemüthigt sich behaupten.

Er konnte nämlich, wie er selbst sagt, nach der Schlacht bei Waterloo, trotz der Anstrengungen der verbündeten Mächte, in Frankreich an der Spitze des Heeres von neuem auftreten; allein „meine eigene Meinung war (sagt er II, 106, und Benj. Constant bezeugt dasselbe in seinen Mémoires sur les cent jours, Paris 1822), daß ich dies nicht würde haben thun können, ohne das Blut von Hunderten durch die Guillotine zu vergießen." — „Hätte der gesetzgebende Körper Muth gezeigt, so konnte es mir geglückt seyn; aber die Kammern waren von der Furcht ergriffen und unter sich entzweit. La Fayette war eine von den Hauptursachen des Glücks der Feinde Frankreichs. Um mit Erfolg etwas zu wagen, hätte ich zu den blutigsten Maßregeln schreiten müssen. Die Erklärung der Verbündeten, daß sie den Krieg gegen mich allein führten, war von großer Wirkung. Wäre es möglich gewesen, mich von der Nation unzertrennlich zu machen, so würden die Verbündeten mit allen ihren Anstrengungen nichts ausgerichtet haben. Aber so wie sie mich allein stellten und erklärten, daß, wäre ich einmal entfernt, alle Hindernisse des Friedens wegfallen würden, so theilte sich das

Volk in seinen Gesinnungen; ich beschloß daher abzudanken und jede Schwierigkeit, so viel mich betraf, zu beseitigen. Hätte die französische Nation die Absichten der Verbündeten errathen, oder vermuthet, daß sie so, wie sie seitdem gethan, handeln würden, alle hätten sich an mich angeschlossen. Aber sie waren überlistet, wie die Schaafe in der Fabel, als die Wölfe ihnen versicherten, daß sie allein gegen die Hunde Krieg führten; doch die Hunde waren kaum entfernt, so fielen sie über die Schaafe her und zerrissen sie."

Jene berechnende Klugheit des Fatalisten, die den Kaiser Napoleon bei seinem Instinct für Ruhm und Größe in allem leitete, was er unternahm, erklärt es auch, ohne jedoch ihn deshalb zu entschuldigen, warum er sich mit Menschen umgab, die er als schlecht verachten mußte. Wenn er selbst in diesem Tagebuche Fouché als den verworfensten Charakter darstellt und von Talleyrand (u. a. II, 242) ausdrücklich behauptet, „sein System war, daß jede Art von Verbrechen sich rechtfertigen lasse, wenn es Nutzen bringe, und darum nothwendig sey," so fragt man gewiß mit Recht: handelte Napoleon seiner Regentenpflicht gemäß, als er diese und ähnliche Männer so hoch stellte, daß sie viel Böses thun konnten? Und wenn nur der weise Mann groß genannt zu werden verdient, welcher sich selbst kennt und sich durch Schmeichler nicht bethören läßt, so darf man wohl fragen: verdient Napoleon, der von sich selbst gestehen mußte: „Ich war mein eigener, mein einziger Feind, und diejenigen, die mir nicht widersprachen, waren meine größten Feinde *)," — den Namen des Weisen, des Großen?

Aber diese Schuld entsprang zunächst aus der verdorbenen Zeit, in welcher Napoleon Buonaparte aufgewachsen war. Zugleich Corse, Italiener und Franzose, von den Wirbeln der Revolution und des Terrorismus ergriffen, in dem Heerlager für das öffentliche Leben gebildet, und im Staatsrath, umgeben von Gotteslaugnern und Selbstlingen, denen nichts heilig, nichts ehrwürdig war, zum Regenten erzogen, konnte er seinem Herzen, bei allen wunderbaren Eigenschaften des Geistes und des Willens, die er besaß, die kostbarste nicht aneignen: jene Ehrerbietung für die menschliche Natur, die in dem allgemeinen Glücke einen erhabenern Zweck erblickt, als in den Lockungen des Ruhms und der Größe. Unter solchen Verhältnissen und bei dieser Philosophie des Egoismus, mitten unter Schmeichlern oder Verräthern, — danken wir es allein der Geschichte und vorzüglich dem Plutarch, daß Napoleon Buonaparte kein Marius geworden ist.

---

*) Die oben angeführte Stelle I, 499.

Der Held in funfzig Feldschlachten, der Erbauer der Alpenstraßen, der Gesetzgeber Frankreichs und der Gründer der Nationalbank war also, wie er selbst sagt, kein großer, sondern nur ein außerordentlicher Mann. Er wollte große politische Ideen ausführen, aber sein System war fehlerhaft und unglücksvoll, denn es hing ab von der Gunst des Augenblicks und von den Eingebungen seines Instincts.

Fassen wir endlich die Eindrücke zusammen, welche das ganze Leben dieses Mannes, wie es sich in den Unterredungen mit O'Meara abspiegelt, auf uns gemacht hat, so stimmen wir dem Urtheile bei, das Benjamin Constant *) über ihn ausgesprochen hat: „Von dem Schicksal unter den Haufen geworfen, durch den ihm sein Genie eine Bahn brechen sollte, ist Buonaparte von den Elementen, die ihn von seiner Geburt an umgaben, bestimmt und gelenkt worden. Diese Elemente waren die Trümmer einer unbeschränkten Monarchie, durch eine tyrannisch gewordene Revolution in Gährung gebracht. Die Verderbtheit, die Verachtung der Menschen, die Sucht nach Vergnügen und Reichthümern und, um sie zu erobern, die Schmeichelei und der Eifer, dem Despotismus zu dienen, wenn er stark war: dies war das Schauspiel, auf welches die Augen des jungen Ehrsüchtigen fielen. Mit diesen Elementen erbaute er sich ein System; allein er war besser, als diese Elemente; er war besser, als dieses System; und weil er nicht gewesen ist, was er seyn konnte, was er seyn mußte, haben wir ihn fallen und umkommen sehen. Die Welt ist gestraft worden, weil sie ihn verdorben hat; er ist gestraft worden, weil er sich hat verderben lassen."

22.

---

*) In der angeführten Schrift: **Mémoires sur les cent jours, en forme des lettres. Paris 1822.**

XIII.

Rechtshistorische Untersuchungen über das gutsherrlich-bäuerliche Verhältniß in Deutschland, nebst einem kurzen Anhange über den Abzug an den bäuerlichen Leistungen wegen der westphälisch-preußischen Grundsteuer, von Ferdinand Friedrich Weichsel, Justizcommissarius und Notarius in Magdeburg. Mit dem Motto: Est modus in rebus, sunt certi denique fines, quos ultra citraque nequit consistere rectum. Bremen 1822, bei Johann Georg Heise.

Als die preußische Regierung nach dem tilsiter Frieden darauf sann, die der Nation durch den Krieg geschlagenen schweren Wunden zu heilen und den Nationalwohlstand zu heben, so faßte sie den weisen Entschluß, das in den ihr gebliebenen Provinzen besonders drückende gutsherrlich-bäuerliche Verhältniß gänzlich zu reformiren und eine neue ländliche Gesetzgebung zu begründen.

Am 9. October 1807 hob sie durch ein Edict die Gutsunterthänigkeit auf und bestimmte in einem Publicandum vom 8. April 1809, für Schlesien die Folgen der aufgehobenen Gutsunterthänigkeit. Dieses Publicandum war analogisch auch in den übrigen Provinzen angewandt. Rastlos in dem angefangenen Werke fortfahrend, erließ sie die beiden Edicte vom 14. September 1811, wovon das eine die Verbesserung der Landescultur, das andere die Aufhebung des bisher stattgefundenen gutsherrlichen Verhältnisses zum Gegenstande hatte. Das letztere Edict erhielt durch die Declaration vom 29. Mai 1816, die vollständige Ausbildung, die es, mit Ausnahme der auch in Sachen dieser Art zugelassenen dritten Instanz, bis jetzt hat. Der Hauptgrundsatz dieser Verordnungen ist: der Bauer wird voller, unbeschränkter Eigenthümer seines Bauerguts. Er tritt aber, wenn er bisher ohne Eigenthum erblicher Besitzer seines Guts war, in der Regel ein Drittheil, und, wenn er nicht erblicher Besitzer war, die Hälfte der zu seinem Bauergute gehörenden Ländereien dem Gutsherrn für die Leistungen und Abgaben, welche derselbe bisher von ihm zu fordern hatte, ab. Die Ordnung vom 7. Juni 1821, wegen Ablösung der Dienste, Zehnten, Natural- und Geldabgaben, war der Schlußstein in der gutsherrlich-bäuerlichen Gesetzgebung für die Provinzen, welche den Bestand der Monarchie nach dem tilsiter Frieden bildeten; denn durch diese Ordnung ward die Ablösbarkeit aller jener, auf den eigenthümlich besessenen bäuerlichen und andern Grundstücken haftenden Leistungen und Abgaben ausgesprochen. Hauptgrundsatz bei der Ablösung der beträchtlichern Dienste (d. h. derjenigen, welche, die Spanndiensttage zu Handdiensttagen berechnet, mit diesen zusammen

mehr als 50 Diensttage jährlich betrugen), und der Zehnten war, daß die Provocation auf Ablösung beiden Theilen freistehe, der Provocat aber die Wahl habe, ob die Entschädigung in Land oder Rente erfolgen solle. Diese Rente wird in Roggen bestimmt und in Gelde nach dem Durchschnitte der Martinimarktpreise der letzten 14 Jahre dergestalt entrichtet, daß die beiden theuersten und die beiden wohlfeilsten weggelassen werden, und aus den übrigen zehn Jahren der Durchschnitt der Martinimarktpreise gezogen wird. Diese Rente steigt und fällt, je nachdem die Roggenpreise in den Martiniwochen der letzten 14 Jahre gestiegen oder gefallen sind. Sie ist gegen Erlegung des 25fachen Betrages ablöslich.

Natural- und andere Geldprästationen werden nach denselben Grundsätzen abgelöset.

Ein Abzug wegen der Grundsteuer findet, wenn die Prästation durch Rente oder durch Capital abgelöset wird, nicht statt, denn der Grund und Boden, von welchem sie entrichtet wird, wird dem Staate nur als dienst-, zehnt- oder abgabenpflichtig versteuert. Dagegen zahlt der Berechtigte die Grundsteuer von dem Lande, welches er bei der Ablösung erhält, so wie bis dahin der bäuerliche Besitzer sie entrichtete.

Alle diese Grundsätze sind auch auf die Provinzen angewandt, welche der preußische Staat im Jahre 1815 und später erhielt, insofern darin das französische bürgerliche Gesetzbuch nicht gegolten hatte.

Die Gutsunterthänigkeit in dem kottbuser Kreise und in den vormals königl. sächsischen Landestheilen ward mit allen ihren Folgen nach den schon früher ausgesprochenen Grundsätzen durch eine Verordnung vom 18. Januar 1819 aufgehoben; — das Edict über die gutsherrlichen Verhältnisse vom 14. September 1811 und dessen Declaration vom 29. Mai 1816, welche die ohne Eigenthum erblichen und die nicht erblichen Bauergutsbesitzer zu Eigenthümern erhoben, auf den kottbuser Kreis, die Ober- und Niederlausitz und das Amt Senftenberg für anwendbar erklärt, und die Ordnung wegen Ablösung der Dienste, Zehnten, Natural- und Geldprästationen ward auch für das Herzogthum Sachsen, das Gebiet Erfurt, das Amt Wandersleben und die vormals zu Sachsen-Weimar oder Schwarzburg gehörenden Ortschaften mit gegeben.

Vorwaltender und Hauptgrundsatz bei allen diesen Verordnungen war: der bisherige Berechtigte kann wider seinen Willen nicht angehalten werden, eine Entschädigung in Rente zu nehmen.

In den deutschen Provinzen, welche der preußische Staat in Folge des ersten pariser Friedens wieder erhielt, hatte sich das gutsherrlich-bäuerliche Verhältniß in den sieben Jahren, in welchen sie vom Staate getrennt waren, anders gestaltet. Die Eigenbehö-

rigkeit war, als mit den Constitutionen Westphalens und Frankreichs unverträglich, verschwunden, eine Menge bäuerlicher Leistungen ohne Entschädigung aufgehoben, alle waren ablöslich erklärt. In den zu Frankreich gehörig gewesenen Landestheilen war die Fortdauer der nicht aufgehobenen Leistungen und Abgaben von dem den Berechtigten obliegenden Beweise, daß der Pflichtige Grundstücke für die Leistung erhalten habe, abhängig gemacht. Die Grundsteuer war eingeführt, und der Pflichtige, welcher sein Grundstück als frei von allen Privatlasten und Abgaben dem Staate versteuern mußte, für befugt erachtet, dem Berechtigten einen verhältnißmäßigen Antheil von der Grundsteuer, den fünften Theil, in Abzug zu bringen.

Es war voraus zu sehen, daß gleich nach der preußischen Wiederbesitznahme Reclamationen gegen alle diese Bestimmungen gemacht werden würden.

Diese blieben auch nicht aus, die preußische Regierung suspendirte die westphälischen und französischen Gesetze über diese Gegenstände, mit Aufrechthaltung des wirklichen Besitzstandes, und erließ am 25. September 1820, ein Gesetz über die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in den vormals französischen und westphälischen Landestheilen.

Dieses Gesetz ist jetzt der Gegenstand gegenseitiger Reclamationen der Berechtigten sowohl als der Pflichtigen; Ersterer doch mehr, als der Letztern. Auch ist dasselbe dahin suspendirt, daß zwar bei nachgesuchten Ablösungen nach demselben verfahren, das Erkenntniß über die Ablösung aber bis zu weiterer Bestimmung ausgesetzt seyn solle.

In demselben ist es, wie natürlich, bei der Aufhebung der Eigenbehörigkeit und deren Folgen gelassen, die Ablösbarkeit der auf den bäuerlichen Besitzungen haftenden Dienste, Zehnten, Geld- und Naturalprästationen, und zwar der Dienste und Zehnten gegen die oberwähntermaßen zu bestimmende und abzulösende Kornernte, ausgesprochen, in Ansehung der Grundsteuer aber bestimmt, daß die Pflichtigen den fünften Theil ihrer Leistungen für die Grundsteuer in Abzug bringen könnten. Eine Ausnahme von diesem Abzuge findet nur statt:

1) wenn ausdrücklich verabredet ist, daß der Pflichtige die Grundsteuer übernehmen solle;

2) bei Meier-, Erblehn-, Zins- und andern Gütern, von welchen die Pflichtigen, außer den dem Berechtigten zu entrichtenden Leistungen, die Staatsabgaben entrichten mußten;

3) von den Diensten.

In dem Gesetze ist außerdem verordnet: daß die Gutsherren die Rechte behielten, welche als Preis der Ueberlassung von Grundstücken zu betrachten wären, als: die nicht aufgehobenen Dienste, Zehnten, Zinsen u. s. w.

Der Gutsherr brauche den Beweis, daß die Leistung wegen geschehener Ueberlassung eines Grundstücks entrichtet werde, nicht zu führen, vielmehr solle dieses vermuthet werden.

In der vorliegenden Schrift sucht nun der Verfasser das Gegentheil dieses Satzes und die Verpflichtung der Berechtigten zur Beisteuer bei Entrichtung der Grundsteuer auszuführen. Wir geben derselben mit Vergnügen das Zeugniß einer guten und mit Mäßigung geschriebenen Parteischrift. Allein der Ursprung der bis jetzt noch bestehenden gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse ist bei aller vom Verfasser angewandten Mühe nicht gehörig erörtert.

Will man diesen gründlich erörtern, so muß man in Ansehung Westphalens und Niedersachsens bis auf die Bezwingung der Sachsen durch Karl den Großen und in Ansehung der östlich der Elbe und der Saale gelegenen Provinzen bis auf die Bezwingung der dort wohnenden wendischen Völkerschaften durch die Sachsen zurück gehen.

Eine solche geschichtliche Erörterung möchte ungefähr folgende Resultate geben:

1) Die Eigenbehörigkeit in Westphalen rührt von der Bezwingung der dort wohnenden Sachsen durch die Franken her. Diese theilten sich nach römischer Sitte in das eroberte Land und ließen es von den frühern Besitzern cultiviren.

2) In Niedersachsen faßten die Franken nie festen Fuß. Die Niedersachsen schlossen mit den Franken nur den Subjectionsvertrag, nahmen in Gefolge dessen die christliche Religion an und versprachen, der Geistlichkeit den Zehnten zu entrichten.

3) Oestlich der Elbe und der Saale machten es die Sachsen mit den bezwungenen wendischen Völkerschaften, wie es die Franken mit ihren Landsleuten, den in Westphalen wohnenden Sachsen, gemacht hatten.

Wir finden deshalb allenthalben, wo Deutsche eroberten, z. B. in Preußen, Kurland, Lief- und Esthland, die Gutsunterthänigkeit oder Eigenbehörigkeit eingeführt.

Auch die in Frankreich vor der Revolution stattfindende Unterthänigkeit rührte aus derselben Ursache her.

Ob nun der zum Theil vor tausend Jahren bezwungene und bis vor kurzem gutsunterthänige oder eigenbehörige Bauer vor der Eroberung freier Eigenthümer war, oder ob Sklaven zur Cultivirung des eroberten Landes von den Siegern angesetzt wurden, läßt sich, vorzüglich in den Provinzen, wo die Sprache des Bauers deutsch und nicht wendisch ist, auch nicht mit Wahrscheinlichkeit ausmitteln.

In Niedersachsen, dem zwar besiegten, aber nicht unterjochten Lande, blieb der Bauer stets frei, so frei, als sein Gutsherr.

Deshalb ist es dort, vorzüglich in den Gegenden, wo das Meier- oder Zinsverhältniß stattfindet, dem Gutsherrn leicht, zu beweisen, daß der Bauer das Bauergut für das Versprechen der Entrichtung des Zinses erhalten habe. Ein Meier war ursprünglich nur ein Pächter, der, als die Lehne erblich wurden, auch ein erbliches Pachtrecht erhielt, aber bis jetzt noch alle neue Jahre den Meierbrief lösen muß. Dies Verhältniß entstand nicht durch Unterdrückung. Die Geschichte der vormaligen patrizischen Familien in den zum Hansebunde gehörenden Städten Niedersachsens beweiset dieses besonders klar. Die Patrizier, als Vorsteher der Städte mit den benachbarten Fürsten in häufiger Fehde, in der Stadt wohnend, konnten eine nicht von Rechtswegen ihnen zukommende Leistung von dem Bauer, dessen Gerichtsobrigkeit sie nicht waren, nicht erzwingen. Sie gaben das oft von mehreren Fürsten oder alten Dynasten erkaufte Land einem Bauer meierweise in Cultur, und es findet sich bei den Lehnsprofessionen häufig, daß die Länderei eines Bauers, welcher sein Gut meierweise besitzt, von drei und mehreren Lehnscurien relevirt. — —

Wir gestehen offenherzig, uns hat die Bestimmung, daß die Vermuthung gelten solle, der Bauer habe für die Prästation sein Land erhalten, nicht gefallen. Was soll geschehen, wenn der Bauer z. B. durch Eideszuschiebung de ignorantia nachweiset: der Zehnten, die Dienste rührten nicht von einer Ueberlassung des Landes her? sind sie alsdann aufgehoben? Gründe, die den Gesetzgeber zur Aufhebung dieser Prästationen motiviren könnten, sind nicht vorhanden.

Angenommen, daß seit den 700 bis 1000 Jahren seit der Eroberung das Bauergut dieselbe Familie zu ihrem Besitzer und diese dieselbe Familie zu ihrem Gutsherrn behalten habe, so hat der Annehmer des Bauerguts dasselbe als dienst-, zehent- rc. pflichtig bei der Erbtheilung mit seinen Geschwistern angenommen, und der Gutsherr hat seine Geschwister für die Dienst-, Zehent- rc. Berechtigung bei der Erbtheilung entschädigt. Wie kömmt nun auf einmal der Besitzer der Bauerguts zur Dienst-, Zehent- rc. Freiheit? Er ist nicht zum zehntausendsten Theile dazu legitimirt. Dem Berechtigten wird sein mit Beifall der Gesetze erworbenes Eigenthum genommen. Ein siebenhundert- bis tausendjähriger Besitz hatte diese Rechte, vielleicht ursprünglich mit Gewalt der Waffen usurpirt, geheiligt. Seit der Einführung des Landfriedens unter Kaiser Maximilian I. existirten Gerichte, von welchen, und vorzüglich von den höhern Gerichten, dem Bauer unparteiische Justiz administrirt wurde. Das allgemeine preußische Landrecht läßt ausdrücklich die Erwerbung des Rechts zur Erhebung der Prästation durch deren innerhalb der Verjährungsfrist fortgesetzte Empfangnahme zu. (A. L. R. Th. I. Tit. 9.

§. 625. 627. Tit. II. §. 837. 838. 839.) Man vermißt mithin in der obigen Bestimmung die Uebereinstimmung des Gesetzes mit den in dem allgemeinen preußischen Landrechte ausgesprochenen Grundsätzen.

Der französische Gesetzgeber war consequenter. Sein Gesetzbuch kannte keine Dienstbarkeiten dieser Art, d. h. solcher, welche in Handlungen bestehen.

Die Erwerbung von gewöhnlichen Dienstbarkeiten, d. h. solcher, welche in Unterlassungen oder Gestattungen bestehen, welche nicht in die Augen fallen, durch Verjährung, fand nach seinem Gesetzbuche nicht statt. Nur die bereits durch Verjährung erworbenen waren darin nicht aufgehoben. Er verordnete deshalb folgerecht, daß die Beibehaltung von Dienstbarkeiten, welche in Leistungen bestehen, nur durch eine schriftliche Urkunde, in welcher für die Leistung Grundeigenthum verliehen sey, stattfinden könne.

Allein in Deutschland hatten die französischen Grundsätze in Betreff der Verjährung vor der Einführung des französischen Gesetzbuchs keine Anwendung gefunden, — die Verordnung, daß nicht in die Augen fallende Servituten nur durch eine schriftliche Erwerbungsurkunde erworben werden können, ist als höchst zweckmäßig jeder Gesetzgebung zu empfehlen, — die westphälische Regierung trug deshalb Bedenken, die Fortdauer der Dienste, Zehenten rc. von dem Beweise der Ueberlassung von Grundstücken abhängig zu machen, indem sie erwog, daß nicht allein eine Menge Familien, sondern auch der Staat selbst, als Besitzer von Diensten, Zehenten rc., ihre unter dem Schutze der bisherigen Gesetze erworbenen Rechte verlieren würden. Die preußische Gesetzgebung konnte ohne Ungerechtigkeit die französische Verordnung, welche die Fortdauer der Dienste, Zehnten rc. von dem Beweise des dafür überlassenen Grundeigenthums abhängig machte, als mit den Grundsätzen des allgemeinen preußischen Landrechts in directem Widerspruch, aufheben, weil der Pflichtige bis zu dem Augenblicke, wo ein rechtskräftiges Erkenntniß dem Berechtigten die Dienste, Zehnten rc. absprach, noch kein unwiderrufliches Recht erhalten hatte.

Statt dessen dehnte sie, wahrscheinlich durch ein bei der definitiven Redaction des Gesetzes vorgefallenes Versehen, die französische Verordnung auch auf die vormals westphälischen Landestheile aus.

Der Beurtheiler dieser Schrift hat seit 25 Jahren richterliche Functionen bekleidet und deshalb die höchste Achtung für das Eigenthum. Er hält dafür, daß nichts politisch gut sey, was nicht gerecht sey. Er kann deshalb dem Grundsatze, welcher die Beibehaltung der Dienste, Zehnten rc. von dem Nachweise des dafür verliehenen Grundeigenthums abhängig macht, seinen Beifall nicht schen-

ken, weil dieser Grundsatz mit allen bis zum Jahre 1806 in Deutschland geltenden Gesetzen über die Verjährung in Widerspruch steht und er dafür hält, daß Jeder ohne Unterschied in dem Besitz seines Eigenthums geschützt werden müsse. Man folgere nur hieraus nicht, daß hiernach auch die Gutsunterthänigkeit oder Eigenbehörigkeit sammt ihren Auswüchsen nicht hätte aufgehoben werden können. Diese betrafen die Person der Gutsunterthanen und Eigenbehörigen, hingegen die Dienste, Zehnten rc. treffen nur ihr Grundeigenthum und vermindern, gleich einer Hypothekschuld, dessen Werth.

Der Verfasser berührt deshalb in seinem Werke diesen Gegenstand nicht und berücksichtigt bei seiner Ausführung vorzüglich die Pflicht der Berechtigten zur Mittragung der Grundsteuer, und hierin hat er vollkommen Recht.

Nach der bis 1806 stattgehabten Grundsteuerverfassung war die Höhe der Contribution, an deren Stelle die jetzige Grundsteuer getreten ist, von der Dienstpflichtigkeit, Zehntpflichtigkeit, Meier-, Zins- rc. Pflichtigkeit abhängig. Ein Bauergut, das frei von allen, einer oder mehreren von diesen Lasten war, entrichtete mehr Grundsteuer, als ein mit allen diesen Leistungen belastetes. Jetzt, wo der Pflichtige sein Grundeigenthum als frei von allen diesen Lasten versteuern muß, erfordert es die Gerechtigkeit, daß der Berechtigte zu der Grundsteuer verhältnißmäßig beitrage. Wir sehen nicht ein, warum der Diensthherr für die Dienste nicht zu der Grundsteuer beitragen soll. Sonst gab der Bauer für ein dienstpflichtiges Grundstück weniger Contribution, als für ein dienstfreies. Nach dem Gesetze vom 25. September 1820 muß er das dienstpflichtige Grundstück als dienstfrei versteuern, kann aber dem Dienstherrn keinen Abzug für die Grundsteuer wegen der zu leistenden Dienste machen, er muß mithin jetzt eine Steuer von den Diensten entrichten, mit welcher er bis 1806 verschont war, und diese Steuer entrichtet er für Dienste, die er leistet. Er ist also in Betreff der Dienste jetzt doppelt belastet.

Ueberhaupt scheint uns die Verordnung wegen des Abzugs von der Grundsteuer einer Revision zu bedürfen.

Das Verfahren dabei kann ohne Nachtheil sehr vereinfacht werden, wenn der Pflichtige die auf seinem Gute lastenden Berechtigungen anzeigt, und der Staat, nach vorheriger Vernehmung der Berechtigten, die von dem Pflichtigen zu zahlende Grundsteuer absetzt und das abgesetzte Quantum von den Berechtigten erhebt.

Zahllose Prozesse, welche Berechtigte und Pflichtige mehr ruiniren, als der Beitrag zur Grundsteuer resp. schadet oder nützt, werden dadurch vermieden.

Wir können diese Bemerkungen nicht schließen, ohne unsern Wunsch hier öffentlich auszusprechen, daß die Grundsätze der Ord-

nung wegen Ablösung der Dienste, Zehnten, Natural- und Geldprästationen und die oben erwähnten Grundsätze wegen der Grundsteuer auch in den vormals westphälischen, bergischen und französischen Landestheilen mögen eingeführt werden. Eine Meisterhand hat jene redigirt, und das Bestreben, das bäuerliche Grundeigenthum von den dasselbe drückenden Lasten zu befreien, verbunden mit einer hohen Achtung des Eigenthums, spricht sich in der Ablösungsordnung trefflich aus. Nur die einhundertthalerweise zugelassene theilweise Ablösung der Prästationen wünschten wir weg. Dieser Grundsatz rührt noch aus dem geldarmen Jahre 1811 her und ward für Provinzen gegeben, die der Feind ausgesogen hatte. Sachsen und Westphalen sind, Schlesien nicht ausgenommen, Preußens wohlhabendste Provinzen.

Es ist hinreichend, wenn eine solche Prästation von Seiten des Berechtigten unkündbar ist; sobald aber der Pflichtige einen Theil derselben kündigt, muß dem Berechtigten auch die Kündigung der ganzen Leistung frei stehen. Die Rechte beider müssen gleich seyn, und der Staat muß dahin sehen, daß so wenig der Pflichtige als der Berechtigte bei der Ablösung sich auf Kosten des andern bereichere.

99.

Anzeiger gegen 6000 Exemplare in Umlauf. — Der Preis für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet ist 2 Gr. — Besonders gedruckte Ankündigungen und Anzeigen, die man auf diese Weise zu verbreiten wünscht, werden gegen Vergütung von 6 Thlr. beigelegt und angeheftet. Es müssen solche mit dem Namen des Druckers zur Uebernahme der Verantwortlichkeit versehen sein, da diese weder von der Verlagshandlung der Zeitschriften selbst, noch von ihren Redacteurs kann übernommen werden.

Man kann sich diese Zeitschriften in Deutschland im Wege des Buchhandels durch jede solide Buchhandlung, aber auch im Wege der Post durch jedes Postamt verschaffen.

Haupt-Commissionen in letzterer Hinsicht haben übernommen in

Leipzig, die königl. sächs. Zeitungs-Expedition;
Altenburg, das herzogl. sächs. fürstl. Thurn- und Tax. Postamt;
Halle, das königl. preuß. Grenz-Postamt;
Erfurt, das königl. preuß. Grenz-Postamt.

In Frankreich wendet man sich an die Herren Treuttel und Würtz in Paris und Straßburg; in Belgien an Frank in Brüssel; in Holland an Sülpke und an Müller und Comp. in Amsterdam; in Schweden an Holmgrén in Stockholm und Palmblad in Upsala; in Rußland an Oelzner in Moskau, Gräff in St. Petersburg und an Hartmann, Deubner und Treuy und Meinshausen in Riga; in England an Bohte und an Treuttel und Würtz, Treuttel Sohn und Richter in London.

Leipzig, den 15ten October 1822.

F. A. Brockhaus.

In der Buchhandlung Carl Friedrich Amelang in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Gemeinnützlicher Rathgeber für den Bürger und Landmann.

Oder

Sammlung auf Erfahrung gegründeter Vorschriften zur Darstellung mehrerer der wichtigsten Bedürfnisse der Haushaltung, so wie der städtischen und ländlichen Gewerbe.

Herausgegeben von

D. Sigismund Friedrich Hermbstädt.

Fünfter Band.

Gr. 8. Mit einer Kupfertafel. Sauber geheftet. 18 Gr.
(Alle fünf Bände compl. 3 Thlr. 18 Gr.)

Da dieses gemeinnützliche Werk durch seine bereits früher erschienenen vier Bände hinlänglich bekannt und bewährt gefunden worden, so enthalten wir uns aller weitern Anpreisung und lassen hier blos den kurz gefaßten Inhalt des fünften Bandes folgen: Anweisung zur Kenntniß und zum Gebrauche des Specksteins, um geschnittene Steine daraus zu verfertigen. Anw. wie gläserne Geräthe dergestalt zubereitet werden können, daß sie jede Abwechslung der Kälte und Hitze aushalten, ohne zu zerspringen. Günstige Wirkung des Küchensalzes beim Bau des Weizens. Unterricht für Töpfereien, Fayence- und Steingut-Fabricanten, wie Geräthe solcher Art in England gold- und silberfarbig broncirt werden. Nachricht über einen wasserfesten Mörtel; für Wasserbaumeister. Verfertigung eines dem ächten Golde ähnlichen Metalles. Nachricht für Lederfabricanten, die Benutzung der Lerchenbaumrinde betreffend. Tho-

mas Sivright's Anw. einfache Glasmikroskope nach einer neuen Methode anzufertigen. Anw. versteinert Holz künstlich nachzumachen. Anw. Kupfer oder Messing mit Gold und Silber zu plattiren. Anw. mit Kartoffeln zu waschen und zu bleichen. Anw. zum Drucken seidner Zeuge mit Tafelfarben. Curr's flache Seile als Stellvertreter der Taue. Anw. zum Gebrauch der Rinde von den Roßkastanien-Bäumen, als Material zum Färben. Anw. zur Bereitung einer blauen Malerfarbe, zur Ersetzung des Ultramarins. Notiz für Kunstbleicher: Die Auswahl des Braunsteins zur Chlorine oder oxydirten Salzsäure betreffend. Anw. zur Bereitung eines dauerhaften Anstriches für hölzerne Wände, um sie vor Zerstörung zu schützen. Notiz für Landwirthe: Die Benutzung der Knochen als Dünger betreffend. Notiz für Stellmacher und Wagenfabricanten: Colonius verbesserte Wagen betreffend. Anw. zur Fabrication des Bleizuckers mittelst Holzsäure. Neue Methode, thierische und vegetabilische Substanzen vor der Fäulniß zu schützen. Notiz für Branntweinbrennereien, Liqueurfabriken, Parfumeurs und Landwirthe: Die Vergleichung der Richter'schen und der Tralles'schen Alkoholimeterskale betreffend. Neue Erfahrungen über die Verfertigung der künstlichen Edelsteine. Anw. zur Verfertigung einer Purpurfarbe für die feine Oelmalerei. Notiz für Lohgerber: Zwei neue Gerbematerialien betreffend. Nachricht von Herrn Kurrer's Verfahren, baumwollenen Sammet farbig zu drucken. Notiz für bürgerliche Haushaltungen und Fabrikanstalten, das Verhältniß der verschiedenen Brennmaterialien gegen einander betreffend. Anw. zur fabrikmäßigen Anfertigung gefärbter Papiere in allen Farben. Anw. zu einer einfachen Methode, verschiedene Metalle zu vergolden und zu versilbern. Anw. zur Zubereitung des Malergoldes und des Malersilbers. Anw. wie Kupfer und Messing mit Gold und Silber plattirt werden kann. Notiz für Kunst- und Küchengärtner, den Anbau der Fenchelwurzel, als eines vortrefflichen Gemüses, betreffend. Bemerkungen über die Wahl der Bekleidung für den menschlichen Körper und ihren Einfluß auf die Gesundheit. Anw. zur Zubereitung der Schnecken, um sie als Nahrungsmittel zu gebrauchen. Anw. einer schönen grünen Metallfarbe aus dem Chrom. Anw. zur Bereitung einer schönen blauen, das Ultramarin ersetzenden Malerfarbe. Anw. zur Abhaltung der Raupen von den Obstbäumen, so wie der Motten von Pelzwerk, Wolle, Pferdehaaren und wollenen Kleidungsstücken, und anderer Insecten von getrockneten Pflanzen u. s. w. Anw. zur Umwandlung verschiedener Pflanzenstoffe in Gummi und Zucker, vermittelst der Schwefelsäure. Vorschlag, das abgemähete Getreide vor Nässe zu sichern. Empfehlung des Kalks, als ein Mittel zur Vertilgung der Erdflöhe und der die Kohl- und Rübenpflanzen zerstörenden Insecten. Anw. zur Verfertigung einiger sehr dauerhafter Kitte. Heilsame Wirkung des Fischthrans für die Obstbäume. Anw. wie alle Arten Unkraut und andere vegetabilische Abfälle in guten Dünger umgewandelt werden können. Nachricht für Gartenbesitzer, die den Obstbäumen schädlichen Raupen betreffend. Die beste Methode, das Kleeheu zu trocknen. Ersparung der Seife beim Waschen der leinenen und baumwollenen Zeuge. Anw. zur fabrikmäßigen Bereitung des Berlinerblaues. Anw. zur Benutzung des Seite 131 gedachten Hirschhornsalzes und Hirschhorngeistes auf Salmiak. Anw. zu einem verbesserten Verfahren, Lein und Hanf zu rösten. Bemerkungen über die blaue Milch. Tritton's Branntwein-Destillirapparate im luftleeren Raume. Anw. wie Schmetterlinge nach dem Leben abgedruckt werden können. Anw. wie Stahl, Eisen, Silber und Kupfer mit Platin überzogen werden können. Anw. zur Verfertigung des enkaustischen Wachses. Anw. zur Bereitung eines sehr guten Meths oder Honigweins. Anw. zu der in England üblichen Fabrication der hörnernen Knöpfe. Notiz für Landleute und

Gärtner, den Mehlthau betreffend. Anw. zur Bereitung einer sehr feinen rothen Farbe für die Miniaturmalerei. Electrische Batterie aus Platten gebildet. Nachricht für Metallarbeiter, den Gebrauch des Cölestins, als Stellvertreter des Boraxes, zum Löthen der Metalle betreffend. Unterricht, wie verdorbene Gemälde wieder hergestellt und von Flecken befreit werden können. Anw. wie dick oder fett gewordener Wein wieder hergestellt werden kann. Anw. zur Fabrication einiger schönen grünen Malerfarben aus dem Grünspan. Nachweisung, wie viel Garn zu einer bestimmten Quantität Leinwand erfordert wird. Schädlichkeit des Barben-Rogens, wenn er genossen wird. Gebrauch des Glaubersalzes statt der Pottasche in den Glasfabriken. Entdecktes Surrogat für Steine zur Lithographie. Anw. zur Kunst, Leder wasserdicht zu machen. Anw. wie aus Holzkohlen gute Bleistifte gemacht werden können. Nachricht von einer im Kleinen ausgeführten Gasbeleuchtungs-Anstalt. Anw. zu einem Mittel, Birn-, Aepfel- und Pfirschbäume tragbar zu machen. Anw. wie künstliche Steine zu mannichfachem Gebrauch angefertigt werden können. Anw. zu James Thomson's verbesserter Methode, Kattun zu drucken. Anw. zur Bereitung eines Firnisses zum Anstreichen der Leinwand und zur Verfertigung des Wachstuches. Nachricht für Buchbinder, über eine neue Art Bücher einzubinden. Anw. zur Darstellung dreier Malerfarben: eines Saftgrüns, eines Saftblaues und eines Saftroths u. s. w.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Neuer Albertus Magnus oder auserlesene, erprobte ökonomisch-technologische Kunststücke. Von J. C. Bekker. 1ster Theil. Gr. 8. Züllichau, Darnmann. Broch. 18 Gr.

Hat auch den Titel:

Neue Sammlung erprobter Rathschläge, Recepte und Mittel zur eigenen Berathschlagung und Selbsthülfe für Hausväter und Hausmütter, aber auch für Künstler, Fabricanten, Oekonomen u. s. w. Herausgegeben von J. C. Bekker. Erstes Dreihundert. Gr. 8. Züllichau, Darnmann.

Dieses für jede Haushaltung so wie für Fabricanten, Künstler und Oekonomen nützliche Werkchen enthält 300 Rathschläge, Recepte, Mittel und dergleichen unter folgenden Rubriken:

a. Zur Haushaltung gehörige Mittel.
b. Zur Gartenwirthschaft und Gartenkunst.
c. Zum Acker- und Wiesenbau.
d. Zur Behandlung der Haus- und Ackerthiere, anderer ökonomischen Geschöpfe u. s. w, als auch Mittel gegen Ratten, Mäuse, Kröten, Bremsen, Wespen u. s. w.
e. Zur Gesundheitskunde und Hausheilmittel für Menschen.
f. Zur Thierarzneikunde.
g. Zur Technologie, auch Baukunst, dem Bergbaue u. s. w.
h. Zum Forst- und Jagdwesen.
i. Zur Handlung und Schifffahrt.
k. Zur Kriegskunst.
l. Schöne Künste und Wissenschaften betreffend, nützliches Mancherlei.
m. Polizeiliche Gegenstände.

Bei G. C. E. Meyer in Braunschweig sind nachstehende Werke kürzlich erschienen und in allen guten Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Elisa und Karl, oder die Liebe auf dem Lande. Von A. P. Auerast. 20 Gr.

Die Lollharden, historischer Roman, begründet auf die Verfolgungen, die den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts bezeichneten. Nach dem Englischen. Von G. Lotz. 3 Bände. 3 Thlr.

Zerstreute Blätter aus dem Archiv eines Blinden. Von G. Lotz. (Erzählungen.) 1 Thlr. 4 Gr.

Rosaline oder das Geheimniß. Vom Verfasser des wandernden Gerippes u. s. w. 2 Bände. 2 Thlr. 8 Gr.

Die Stimme des Unsichtbaren, oder Geschichte Franzisco's, Enkel des unglücklichen Don Sebastian, Königs von Portugal. Vom Verfasser des wandernden Gerippes u. s. w. 3 Bände. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Vampyr, oder die Todten-Braut, romantisches Schauspiel in 3 Acten; in Verbindung eines Vorspiels: Der Traum in der Fingalshöhle. Nach einer Erzählung des Lord Byron. Deutsch von L. Ritter. Mit 1 Kupfer. 18 Gr.

Ferner ist bei Obengenanntem erschienen:

C. Cornelii Taciti de situ, moribus et populis Germaniae libellus. Vollständig erläutert von D. J. F. K. Dilthey. 20½ Bogen. 8. 20 Gr.

Die kleine Bibel. Oder der Glaube und die Pflichten des Christen in Worten der heiligen Schrift; mit Hinweisung auf die biblischen Beispiele und beigefügten Liederversen u. s. w. Von D. J. B. H. Ziegenbein. 2te Auflage. 10½ Bogen. 8. 6 Gr.

Nächstens erscheint in derselben Buchhandlung:

F. v. Sommer, System der topisch-arithmetischen Combinationslehre und der allgemeinen Auflösung aller Gleichungen. Eine durch die geschichtliche Entfaltung der Mathematik von selbst entsprungene Preisaufgabe. Allen Mathematikern von Profession zugeeignet.

— — rein wissenschaftliche Begründung der wichtigsten arithmetischen Theoreme.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Kähler, D. A. L., über Religionsduldsamkeit und Religionseifer. Zwei Predigten, gehalten am Sonntage Exaudi und am ersten Pfingsttage. 1822. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Was den Verfasser bewog, seine drei Predigten über Schwärmerei, Begeisterung u. s. w. durch den Druck bekannter werden zu lassen, war auch die Veranlassung zur Erscheinung der obigen, welche mit der früheren in der engsten Verbindung stehen, nämlich die allgemeine beifällige Aufnahme und der laut geäußerte Wunsch der öffentlichen Erscheinung. Wem könnte es auch unbekannt sein, daß der Gegenstand derselben zur jetzigen Zeit einer allgemeinen Aufmerksamkeit und eines ernsten Wortes darüber bedürfte? Der Verfasser äußert sich in der Einleitung zur ersten Predigt darüber auf folgende Art: „Lasset es mich freimüthig sagen, was wahr und euch nicht unbekannt ist: es gibt Parteien, welche sich gegenseitig vom Besitz der Wahrheit ausschließen, sich gegenseitig mit Argwohn belauschen, mit liebloser Hast verurtheilen, ja zum Theil mit Namen belegen, die allerdings keine Zeugen edlerer Bildung und Denkungsweise, aber um so gewisser Zeugen dessen sind, daß sie um der von ihnen anerkannten Wahrheit willen sich zu feindseliger Verachtung gegenseitig berechtigt glauben."

Bei Gödsche in Meißen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reisen durch das österreichische Illyrien, Dalmatien und Albanien im Jahre 1818. Eine umfassende Darstellung des Landes und der Sitten, Gewohnheiten und merkwürdigsten Gebräuche seiner Einwohner, mit Nachrichten über die Griechen und übrigen Bewohner der türkischen Länder enthaltend, von R. v. H.....g. 2 Theile, mit 1 Titelkupfer. 8. 2 Thlr.

Diese Reise — welche einen Mann zum Verfasser hat, der mit der vollkommensten Fähigkeit, Gelegenheiten zu benutzen, die sich ihm auf eine sonst seltene Weise zu den wichtigsten Wahrnehmungen angeboten haben, die tiefsten und gründlichsten Kenntnisse in allen Geschäftszweigen verbindet — gehört zu den wenigen, die eben so unterhaltend geschrieben als belehrend dargestellt sind, indem sie durch einen Erdstrich statt gefunden, der, obgleich zu den interessantesten in Europa, doch auch zugleich zu den unbekanntesten unseres Erdtheils gehört. — Es werden darin zugleich manche Aufklärungen über einen Punct unsers Erdtheils gegeben, dessen Nachbarländer, wie es vor Jahren schon der scharfsinnige Herr Verfasser vorhergesehen, nun berufen zu sein scheinen, eine große welthistorische Wichtigkeit wiederum zu erlangen, wie sie schon einst in Europens Geschichte hell glänzten.

Neuer lustiger Clavierspieler.

Enthält: 8 Ecoss., 9 Walzer, 6 Quadr., 1 Polon., 1 Marsch, 2 Andanten mit 10 Variat., 1 Sonate, 1 Rondo, 1 vierh. Sinfonie. Zum Gebrauche beim Unterrichte im Clavierspielen. Herausgeg. von *J. G. Adam.* Gr. 4. Geh. 1 Thlr.

Jedem Clavierspieler wird diese Sammlung von 40 neuen, fröhlichen Tänzen u. s. w. eine angenehme Unterhaltung gewähren.

Dotzauer, J. F., der kleine Clavierspieler; oder leichte Übungsstücke in allen Tonarten, für den ersten Unterricht im Clavierspielen. 2te verbesserte Auflage. 1ster Theil. Gr. 4. 21 Gr.

Dieses Werkchen ist fast überall als ein sehr zweckmäßiges Lehrbuch beim Unterrichte im Clavierspielen anerkannt und eingeführt worden. Im 2ten Theile, welcher 1 Thlr. kostet, wird der Schüler mit allen fortschreitenden Tonleitern bekannt gemacht.

Die Orgel,

oder das Wichtigste über die Einrichtung und Beschaffenheit der Orgel und über das zweckmäßige Spiel derselben, für Cantoren, Organisten, Schullehrer und alle Freunde des Orgelspiels. Von W. A. Müller. Mit 3 Zeichnungen. 8. Geh. 8 Gr.

Dieses Werk befriedigt gewiß jeden, der mit der Einrichtung und Beschaffenheit der Orgel, als auch mit dem zweckmäßigen Spiele auf derselben bekannter zu werden wünscht.

Inhalt: I. Abschnitt. Von der Orgel überhaupt. — Von den Bälgen, dem Winde, der Windlade, den Pfeifen und Registern. — Vom Manuale und Pedale. — Von entstehenden Fehlern und wie ihnen abzuhelfen ist. — Was der Orgel schädlich ist. — Von der Stimmung der Orgel u. s. w.

II. Abschnitt. Vom Orgelspiele überhaupt. — Von Vor-, Choral- und Zwischenspielen. — Von Orgelbegleitung bei Kirchenmusiken. — Vom Registerzuge.

So eben ist in der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen:

Penelope.

Taschenbuch für 1823. 12ter Jahrgang.

Mit 9 Kupfern nach V. Schnorr und Ramberg von Böhm, Brückner, Fleischmann, Frosch, Jury, Roßmäsler und Beith.

Inhalt: Gallerie aus Schiller's Gedichten. III. Laura. Zur Erklärung des Titelkupfers von A. Franz. — Haugwitz und Contarini von H. von Chezy. — Der Wunsch des Gansu von van der Velde. — Sebastian von C. Weisflog. — Die Thräne von G. Schilling. — Das Mädchen aus dem Schlesierthale von A. Franz. — Die Retter von Fr. von Heyden. — Der Schuß vom Balkon von T. Hell. — Gedichte von Blumenhagen, Kind, Malsburg u. s. w.

Preis 1 Thlr. 12 Gr., in Marokinband 2 Thlr. 8 Gr., in gemaltem Einband 2 Thlr. 16 Gr.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXXI. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrb. des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exempl. ins Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Im Jahre 1819 ist bekanntlich im Verlage der Darnmannschen Buchhandlung zu Züllichau eine zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe von des Herrn Professors W. T. Krug Fundamentalphilosophie erschienen, welche man in allen Buchhandlungen für den sehr mäßigen Preis von 1 Thlr. 6 Gr. bekommen kann; in Wien hat man aber gleichzeitig die erste im Jahre 1803 schon erschienene Ausgabe dieses Werks nachgedruckt, welche mehr kostet als die zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Dies wird hierdurch zur Warnung für den Ankauf jenes unrichtigen, theuren Nachdrucks bekannt gemacht.

Bekanntmachung.

Die Buchhandlung Josef Max und Comp. in Breslau zeigt an, daß sie aus dem Verlage des Herrn W. A. Holäufer nachstehende Werke und Schriften theilweise käuflich an sich gebracht hat und solche fortan, so lange der Vorrath dauert, zu den dabei bemerkten, zum Theil herabgesetzten Preisen von ihr zu beziehen sind:

1. *Frenzel, A.*, num dogma catholicum est, matrimonii vinculum inter vivos conjuges nullo in casu solvi posse? — ad Dr. *Dereser*. 8. 1819. 6 Gr.
2. Gravenhorst, J. L. C., Grundzüge der systematischen Naturgeschichte. Gr. 8. 1817. Ladenpreis 16 Gr.; herabgesetzter Preis 8 Gr.
3. *Halbkart, C. G.*, *Tentamina* criseos in dificilioribus quibusdam auct. veter. et graecor. et latinorum. 8. 1813. Ladenpreis 10 Gr.; herabgesetzter Preis 4 Gr.
4. Harnisch, D. W., das Leben des 50jährigen Hauslehrers Felix Kaskorbi, oder die Erziehung in Staaten, Ständen und Lebensverhältnissen. 2 Theile. 8. 1817. Ladenpreis 3 Thlr. 12 Gr.; herabgesetzter Preis 2 Thlr.
5. *Kruse, F. C. H. de Istri ostiis*, dissertatio historico-geographica; cum tabul. geogr. 8. 1819. Ladenpreis 16 Gr.; herabgesetzter Preis 6 Gr.

6. Schütz, K., Lustspiele. Enthaltend: 1. Mehr Glück als Verstand. 2. Der Kuß und die Ohrfeige. 3. Trau, schau, wem. 4. Der Strohmann oder die unterbrochene Whistpartie. 5. Theatersucht. 6. Das Heiligthum. 8. 1817. Ladenpreis 2 Thlr. 12 Gr.; herabgesetzter Preis 1 Thlr. 8 Gr.

7. Singer, G. J., Elemente der Electricität und Electrochemie. Aus dem Engl. übersetzt, mit Anmerkungen, welche die neuesten electrischen Entdeckungen enthalten, von C. H. Müller. Mit 4 Kupfern. Gr. 8. 1818. 3 Thlr.

8. Weber, D. F. B., Lehrbuch der politischen Oekonomie. 2 Bände. Gr. 8. 1812. Ladenpreis 4 Thlr.; herabgesetzter Preis 1 Thlr. 12 Gr.

9. Zachariä, Th. M., Institutionen des römischen Rechts, nach der Ordnung der Justinianischen Institutionen bearbeitet, nebst Anhang. Gr. 8. 1816. 3 Thlr.

Neuer Verlag von C. W. Leske in Darmstadt.

Abbildungen aus dem Thierreich. Gestochen von Susemihl und unter seiner Aufsicht ausgemalt. 1stes Heft (Ornithologie 1stes H.) 2tes Heft (Amphibiologie 1stes H.). Velinpapier. Klein Folio. Jedes Heft von fünf Blättern. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr. In schwarzen Abdrücken 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Anweisung zur Bildung der Flankeurs. Von einem Cavallerie-Officier. 8. 6 Gr. oder 24 Kr.

Creuzer, Fr., Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen. 4ter und 5ter Band (welcher letztere die Geschichte des Heidenthums bei den nordischen Völkern von F. L. Mone enthält). Gr. 8. Auf Druckpapier 5 Thlr. 4 Gr. oder 9 Fl. 18 Kr.; auf Postpapier 6 Thlr. 4 Gr. oder 11 Fl. 6 Kr.

Dasselbe Werk im Auszug von G. H. Moser. Gr. 8. 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

— — Die mythologischen Abbildungen auf 60 Tafeln besonders. 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Crome, D., Handbuch der Statistik des Großherzogthums Hessen. 1ster Band, nach den besten, meist handschriftlichen Quellen bearbeitet. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr. oder 4 Fl. 45 Kr.

Eberhard, H. W., die Anwendung des Stahls statt der Stein- und Kupferplatten zu den vertieften Zeichnungsarten. Nebst einer Anweisung Metallabgüsse von erhabenen und tiefgeätzten Steinzeichnungen zu machen. Mit 10 Probeblättern. 8. 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Grimm, A. L., Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße, am Neckar und im [illegible] Erinnerungsblätter für Fremde dieser Gegenden. Mit [illegible] Ausgabe in 12. Elegant gebunden. 2 Thlr. oder 3 [illegible] Ausgabe in 8. 3 Thlr. oder 5 Fl. 15 Kr. Mit der [illegible] cial-Charte von den genannten Gegenden 20 Gr. oder 1 [illegible] mehr.

Jahrbücher [illegible] der allgemeinen deutschen Volksschulen, herausgegeben von D. J. H. G. Schwarz, D. Fr. L. Wagner, A. J. d'Autel und D. H. A. Schellenberg. 2ter Band. 2tes Heft. Gr. 8.
Erscheint zur Michaelismesse.

Kirchenzeitung, allgemeine, herausgegeben von D. E. Zimmermann. 1ster Jahrgang. 1stes bis 9tes Heft. Gr. 4. Preis eines Semesters 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 Fl.
Ist posttäglich durch alle Postämter und monatlich durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Großherzogl. Hessisches Militair-Strafgesetzbuch. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 36 Kr.

Moller, D. G., Denkmäler der deutschen Baukunst. Neue Folge 5tes oder 14tes Heft. Royal-Folio. 2 Thlr. 20 Gr. oder 4 Fl. 48 Kr.

Auch unter dem Titel:

Die Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg. 2tes Heft.

Moné, Fr. L., Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 1ster Theil. Die Religionen der finnischen, slawischen und scandinavischen Völker. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr. oder 4 Fl.

Der zweite und letzte Band erscheint zu Weihnachten.

Plan, geometrischer, der Residenzstadt Darmstadt. Royal-Format. Illumin. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl.; in schwarzen Abdrücken 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Weber, G., allgemeine Musiklehre für Lehrer und Lernende. Mit Musikbeilagen. 8. 18 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Zimmermann, D. E., Predigten, im Jahr 1820 und 1821 gehalten. Jeder Jahrgang in der Ausgabe in gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 Fl.; in der Ausgabe in klein 8. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl. Auch unter dem Titel: Predigten u. s. w. 4ter und 5ter Band (wird fortgesetzt).

— — Rede bei der Confirmation Sr. Hoheit des Prinzen Ludwig von Hessen ꝛc. Gr. 8. Geh. 3 Gr. oder 12 Kr.

— — Monatschrift für Predigerwissenschaften. 2ter Band. 1stes bis 6tes Heft. 8. Geh. 3ter Band. 1stes bis 3tes Heft. Jeder Band von 6 Heften 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Neue Schriften zur Belehrung.

Von T. E. M. Richter's Reisen zu Wasser und zu Lande u. s. w. ist nunmehr das dritte Bändchen:

Reise nach Bordeaux und Isle de France

erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. zu bekommen.

Das erste Bändchen, zu einen Thaler, enthält:

Tagebuch meiner Seereise von Emden nach Archangel

und das zweite zu 1 Thlr. 4 Gr.:

Verunglückte Reise von Hamburg nach St. Thomas und Rückkehr über New-York.

Die sämmtlichen Literatur-Zeitungen erwähnen dieser Reisen mit ganz besonderer Auszeichnung und Anempfehlung, vorzüglich für die reifere Jugend, und so glauben wir, solche auch zu zweckmäßigen Weihnachtsgeschenken für Knaben vorschlagen zu können.

Alle drei Theile sind deshalb, leicht eingebunden, für 3 Thlr. 8 Gr. durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

Dresden, im November 1822.

Arnoldische Buchhandlung.

Bei J. A. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Unfug an heiliger Stätte oder Entlarvung Herrn Johann Gottfried Scheibel's durch den Recensenten seiner Predigt „das heilige Opfermahl" u. s. w. in den Neuen theologischen Annalen, Juni 1821, 1822. Gr. 8. Geheftet. 14 Gr.

Nicht minder empfehlungswürdig ist das in demselben Verlage ein Jahr früher erschienene

Vollständige
italienisch-deutsche und deutsch-italienische
Taschenwörterbuch.

Zusammengetragen aus den vorzüglichsten, über beide Sprachen bisher erschienenen Wörterbüchern und vermehrt mit einer großen Anzahl Wörter aus allen Fächern der Künste und Wissenschaften von

D. Francesco Valentini aus Rom.

Neueste Ausgabe,

worin man alle gebräuchlichen Wörter mit ihren Ableitungen und Zusammensetzungen, ihrem Geschlechte und ihren verschiedenen Bedeutungen, sowohl im eigentlichen als bildlichen Sinne, nebst deren, mit der größten Genauigkeit angegebenen Accenten, so wie auch die Unregelmäßigkeit der Zeitwörter beider Sprachen findet. Dem Ganzen ist ein vollständiges geographisches Wörterbuch und zwölf von demselben Verfasser entworfene Tabellen, welche eine kurze und deutliche Uebersicht der ganzen italienischen Grammatik enthalten, hinzugefügt.

Zwei Theile. Klein 8. Zusammen $65\frac{1}{2}$ Bogen mit ganz neuen Perlschriften, jede Seite in 3 Spalten, gedruckt. Französisches Velinpapier. Aeußerst sauber geheftet. Complet 3 Thlr. preuß. Courant.

So eben ist bei mir in Commission erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Duden, G., über die wesentlichen Verschiedenheiten der Staaten und die Strebungen der menschlichen Natur. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

E. Weber,
Buchhändler in Bonn.

Durch jede gute Buchhandlung sind zu beziehen nachstehende interessante Werke in herabgesetzten Preisen:

D. Adam Müller, die Elemente der Staatskunst. 3 Bände. 8. Mit Kupfern. 1809. Statt 4 Thlr. für 2 Thlr. 8 Gr.

Schon damals, als dieses Werk erschienen, hat sich der hohe Werth desselben durch die vielseitige gute Aufnahme, wie auch durch die Urtheile sachkundiger Staatsmänner hinreichend dargelegt.

Wenn auch seit seinem Erscheinen beinahe zwölf Jahre vorübergegangen sind, so ist doch die Grund-Idee, daß alles Heil im Staate von der lebendigen Wechselwirkung seiner Glieder ausgehen müsse, keinesweges veraltet, und die vom Verfasser aufgestellten Ideen über Staat und Recht sind nicht die Erzeugnisse einer ephemeren Stimmung, sondern die Resultate tiefer staatswissenschaftlicher Forschungen.

D. J. A. Feßler, Ansichten von Religion und Kirchenthum. 3 Bände. 8. Statt 4 Thlr. 8 Gr. für 2 Thlr. 16 Gr.

In der gegenwärtigen Zeit, wo sich so manche Ideen über das Verhältniß der katholischen und protestantischen Kirche austauschen, erhält dies äußerst gehaltvolle Werk ein erneuetes Interesse, um so mehr, da der vom Katholicismus zum Protestantismus übergetretene

Verfasser bei der stets ächt religiösen Tendenz seiner Geistesthätigkeit vor vielen andern zur unbefangenen Würdigung der verschiedenen christlichen Religions-Partheien berufen zu sein scheint.

Wir dürfen also mit Recht diese Werke aufs Neue der Aufmerksamkeit des Publicums empfehlen.

Müller, Ueber König Friedrich II., und die Natur, Würde und Bestimmung der preußischen Monarchie. 8. Statt 1 Thlr. 12 Gr. für 18 Gr.

D. Friedr. Buchholz, Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreiche Preußen, vor dem 14ten October 1806. 2 Bände. 8. Geh. Statt 3 Thlr. für 1 Thlr. 8 Gr.

— — Untersuchungen über den Geburts-Adel und die Möglichkeit seiner Fortdauer im 19ten Jahrhundert. 8. 2te Auflage. Statt 1 Thlr. 16 Gr. für 18 Gr.

Friedr. von Raumer, Das brittische Besteuerungs-System mit Hinsicht auf die in der preußischen Monarchie zu treffenden Einrichtungen. 8. Geh. Statt 1 Thlr. 2 Gr. für 12 Gr.

Berlin, im Sept. 1822.

Sandersche Buchhandlung.

Bei J. W. Boicke in Berlin ist so eben erschienen:

Oekonomisch-technische Hauspostille,
enthaltend gemeinnützige Gegenstände
aus der
Haushaltungs- und Wirthschaftskunde;
geprüft durch vieljährige, eigene Erfahrung,
und anwendbar in jeder städtischen und ländlichen Haushaltung.

Erstes Heft. Geheftet. 8 Gr.

Inhalt: Die Kunst, Flecke jeder Art aus Zeugen, Papier, Leder, Holz u. s. w. zu tilgen. Oekonomische, dauerhafte und elegante Verzierung der Zimmer. Holzersparniß beim Kochen auf gewöhnlichen Küchenheerden. Hitzkraft der gewöhnlichsten Brennholzgattungen und Ermittelung der vortheilhaftesten und wohlfeilsten für den Gebrauch. Ueber Wanzen und deren Vertilgung. Ueber Motten und deren Vertilgung. Ueber Flöhe und deren Vertilgung.

Reuß, G. J. L., System der reinen populär-praktischen, christlichen Religions- und Sittenlehre. Ein Handbuch für Religionslehrer und angehende Theologen. Erster Theil: die Religionslehre. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr. Zweiter Theil: die Sittenlehre; in 2 Bänden. Gr. 8. 1ster Band 1 Thlr. 20 Gr., 2ter Band 2 Thlr. 8 Gr.; also das Ganze 6 Thlr.

Die Lehre Jesu und seiner Apostel in ihrer edlen Einfachheit, Lauterkeit und Schönheit, als das, was sie ist und sein soll, als eine durchaus praktische, populäre, vernünftige, für die Menschen aller Zeiten passende göttliche Religionslehre in allgemein verständlicher Sprache und zugleich den Denker befriedigend darzustellen, zu dem Ende also den wahren Kern der Jesuslehre von seiner Hülle und allen, aus dieser hervorgegangenen, fremdartigen Theilen zu scheiden, die verschiedenen Lehren des Christenthums systematisch zu ordnen, nach richtigen exegetischen

Grundsätzen zu erläutern und weiter zu entwickeln, ihre Harmonie mit der gesunden Vernunft und ihre praktische Tendenz zu zeigen und des Christenthums herrliche Sittenlehre in das gehörige Licht zu setzen, so wie es das Bedürfniß des praktischen Theologen erheischt, ist der Zweck dieses Werkes, und mit demselben in einer Reihe kleiner systematisch geordneter Abhandlungen, geeignet zur Vorbereitung auf Religionsvorträge und katechetische Unterweisung, gewiß einem wahren Bedürfnisse der Religionslehrer und angehenden Theologen abgeholfen. Vielfache, die Güte der Arbeit im Wesentlichen übereinstimmend bezeugende, Urtheile lassen mich dieselbe wiederum auf das kräftigste empfehlen.

Desselben Verfassers

Beweis der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion für Jedermann, nebst fünf Paragraphen aus dem Kirchenrechte der gesunden Vernunft. Gr. 8. 8 Gr.

ist eine bei der sinkenden Achtung für diese höchstwichtige Angelegenheit der Menschheit aller Confessionen höchst erfreuliche Erscheinung und in Hinsicht auf die Behandlung gleich neu und interessant, so wie die fünf Paragraphen ein gewiß nicht mislungener Versuch, das protestantische Kirchenrecht aus der Vernunft zu begründen.

Leipzig, im October 1822.

Joh. Ambr. Barth.

So eben ist bei Darnmann in Züllichau erschienen und in allen Buchhandlungen für 22 Gr. zu bekommen.

Die Heiligung in dem Herrn. Predigten von W. H. Harenstein. Gr. 8.

Diese Sammlung des geistreichen, durch seine Beiträge zu dem Archiv für die Pastoralwissenschaft u. s. w. rühmlichst bekannten, Verfassers, verdient es, allgemein angelegentlichst empfohlen zu werden.

Seit der Jubilate-Messe 1822 sind bei J. F. Hammerich in Altona folgende Neuigkeiten erschienen und an die sämmtlichen Buchhandlungen versandt:

Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Von D. C. Venturini. 16ter Band, das Jahr 1819 enthaltend. Gr. 8. 3 Thlr.

Neue Sammlung auserlesener Reden des Cicero, übersetzt von *F. C. Wolf*. 1ster Band, welcher die Reden für den P. Quintius, für Q. Roscius, für M. Fontejus, für A. Caecius und die erste Rede über das Ackergesetz gegen den Volkstribun P. Terrilius Rullus enthält. Gr. 8.

Wird bis Ende Novembers fertig und dann auf neue Rechnung versandt; ich bitte die Buchhandlungen, bei ihren Bestellungen hierauf ausdrücklich *neue Sammlung* zu bemerken, um Verwechselungen mit der ältern Übersetzung: Ciceronische Reden von Herrn Conrector Wolf (in 5 Bänden), zu verhüten.

Grunert, Dr. *J. A.*, mathematische Abhandlungen. 1ste Sammlung. 4. 1 Thlr. 8 Gr.

Hefte, landwirthschaftliche, herausgegeben von der Central-Administration der schlesw. holst. patriot. Gesellschaft. 4tes und 5tes Heft. Gr. 8. Jedes 10 Gr. 6tes Heft. Gr. 8. 14 Gr.

Auch unter dem Titel:

Schriften der schlesw. holst. patriot. Gesellschaft 4ten Bandes 4tes Heft, 5ten Bandes 1stes Heft und 6ten Bandes 1stes Heft.

Klausen, G. C., Gnotra. Eine prosaische Sammlung von Denksprüchen, Grundsätzen und Lebensregeln in dänischer Sprache, zur Beförderung der Weisheit, Tugend, Sittlichkeit bei dem heranwachsenden Geschlechte. Zum Gebrauche in Schulen. 8. 8 Gr.

Kiefekers, D. L., lichtvolle Behandlung der Religionswahrheiten, das Haupterforderniß eines guten Kanzelvortrages. Gr. 8. 10 Gr.

Mittheilungen zur Vaterlandskunde. Zum Druck befördert von der Central-Administration der schlesw. holst. patriot. Gesellschaft. 2ter Band. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Auch unter dem Titel:

Schriften der gedachten Gesellschaft. 5ten Bandes 2tes und 3tes Heft.

Munthe, C., die wichtigsten vaterländischen Begebenheiten und Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten Personen von den ältesten Zeiten bis heute. Aus dem Dänischen von H. C. Wolf. Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe. 8. 1 Thlr.

Niemanns, A., vaterländische Waldberichte, nebst Blicken in die allgemeine Wälderkunde, auch in die Geschichte und Literatur der Forstwissenschaft. 2ten Bandes 3tes und 4tes Heft. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Rambach's, A. J., Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten der Kirche. Nach der Zeitfolge geordnet und mit geschichtlichen Bemerkungen begleitet. 4ter Band oder der neuern Zeit seit der Reformation 3ter Theil. Gr. 8. 2 Thlr.

Die ersten 5 Theile kosten 5 Thlr. 8 Gr.

Schweppe, A., das römische Privatrecht in seiner Anwendung auf deutsche Gerichte, als Leitfaden zu den Vorlesungen über die Pandekten. Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe mit Register. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Sophoclis Philoctetes. Recognovit et Commentariis in usum juventutis literarum graecarum studiosae conscriptis illustravit *J. F. Mathaei*. 8 maj. 1 Thlr. 16 Gr.

Toilettenspiegel zum physischen und moralischen Gebrauch. Ein Neujahrsgeschenk für das weibliche Geschlecht. Kl. 8. 8 Gr.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Kähler, D. L. A., Betrachtungen über die doppelte Ansicht, ob Jesus blos ein jüdischer Landrabbiner oder Gottes Sohn gewesen sei? 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Mehrere literarische Blätter haben bereits dieses gehaltvolle Werk mit gebührendem Lobe empfohlen; die Göttingischen gelehrten Anzeigen äußern sich darüber auf folgende Art:

„Eine Zeitschrift im wahrsten Sinne, wenn durch diesen Namen eine für das Bedürfniß der Zeit bereicherte Schrift bezeichnet wird! Der geistvolle Verfasser legt seine Meinung über die Frage, die gegenwärtig unsere theologischen Partheien zu theilen scheint, und zugleich seine Ansichten über den ganzen Zustand unserer Theologie mit einer Offenheit, aber auch mit einem Ernst dar, deren Verbindung bei jedem eines Urtheils darüber fähigen Leser einen tiefen Eindruck zurück lassen muß."

Wem sollte diese Aeußerung nicht reizen, sich mit einer Schrift, die einen höchst wichtigen Gegenstand so geistreich behandelt, näher bekannt zu machen?

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

No. XXXII. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrb. des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exempl. ins Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Von der zweiten, durch Dir. D. Müller sehr verbesserten und vermehrten Ausgabe des, zuerst von Dir. M. Sintenis herausgegebenen: Gradus ad Parnassum etc., ist nunmehr auch der zweite Band bei Darnmann in Züllichau erschienen und an die Continuanten abgeliefert worden. Das ganze, aus 2 Bänden bestehende, anerkannt brauchbare, gegen 60 Bogen starke Werk ist also nun wiederum in allen Buchhandlungen für den so sehr geringen Preis von 1 Thlr. 12 Gr. auf Druckpapier und 1 Thlr. 20 Gr. auf Schreibpapier zu haben.

In der Carl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Institutiones Physiologiae organismi humani, usui academico adcommodatae.

Auctore

Michaële a Lenhossék,

M. D., in Caes. Reg. sc. universitate Vindobonensi physiologiae et anatomiae sub. Professore p. o. etc. etc.

1822. In 8. Vol. I. 374 Seiten. Vol. II. 329 Seiten.
Preis für beide Bände 4 Thlr. 16 Gr.

Dieses Lehrbuch umfaßt die ganze Physiologie nach dem heutigen Standpuncte der Naturwissenschaft. Alle Hülfswissenschaften, die menschliche und comparative Anatomie, die Zoologie, die Chemie, Physik u. s. w., sind, so weit sie in das Gebiet der Naturlehre des menschlichen Organismus eingreifen, gehörig benutzt, und nichts wurde übergangen, was thatsächlich erwiesen, brauchbar und wirklich nützlich ist. Was der Verfasser in seiner Physiologia medicinalis ausführlich lieferte, gibt er hier im gedrängteren Style wieder, erläutert sogar manche Stellen und deutet das Neueste, was die Naturforschung dargeboten hat, deutlich an. Die reine und positive Erfahrung ist die Basis, auf welcher unser Lehrer der Physiologie baut. Die dynamische Ansicht, der Dualismus der Urpolarität der allgemeinen Naturkräfte ist das einigende Princip, bindet die Mannichfaltigkeit und bildet ein organisches Ganzes. Eine durchaus logische Ordnung herrscht in diesem Werke, macht es den intellectuellen Kräften faßlich, dem Gedächtnisse entsprechend. Die Sprache ist rein, der Vortrag deutlich, die Oekonomie des Werkes in jeder Hinsicht auf die Bequemlichkeit des Lesers berechnet. Format, Lettern und Papier bilden ein gefälliges Ganzes.

Der erste Band enthält die allgemeine Physiologie in ihrem ganzen Umfange und das erste Buch der speciellen Physiologie, welches von den organischen Functionen handelt. Im zweiten Bande sind das zweite und dritte Buch der speciellen Physiologie, welche von den animalischen und propagativen Verrichtungen handeln, enthalten. Diesen folgt eine physiologische Abhandlung über den Tod. Ein Sachregister beschließt dieses Lehrbuch der Physiologie, das unter den heutigen, in lateinischer Sprache geschriebenen, wohl den ersten Platz einnehmen dürfte.

Beiträge zur gerichtlichen Arzneikunde für Aerzte, Wundärzte und Rechtsgelehrte.

Von

Joseph Bernt.

5ter Band. Gr. 8. Mit 2 Kupfertafeln. 1 Thlr. 8 Gr.

Da die Kunstrichter der früheren Bände dieser geschätzten Beiträge zur gerichtlichen Arzneikunde es längst und wiederholt ausgesprochen haben, daß ihr Inhalt weit reichhaltiger und gemeinnütziger sei, als der bescheidene Titel des Werkes ankündigt, und daß darin selbst der Heilarzt überraschende Aufschlüsse über verborgene Krankheitsanlagen, als Ursache schneller Todesfälle, finde; so enthält sich die Verlagshandlung aller Anpreisung des so eben erschienenen fünften, neuesten Bandes.

Anleitung zur Abfassung medicinisch-gerichtlicher Fundscheine und Gutachten für angehende Aerzte, Wundärzte und Gerichtspersonen.

Von

Joseph Bernt.

Gr. 8. Wien, 1822. 1 Thlr. 8 Gr.

Von den öffentlichen Aerzten und Wundärzten wird eine gewisse Fertigkeit gefordert, sich in schriftlichen Aufsätzen gut und zweckmäßig, allgemein verständlich auszudrücken. Der dem ärztlichen Publicum rühmlichst bekannte Verfasser hat in vorliegendem Werke einem dringenden Bedürfniß abgeholfen, indem er alle Mittel an die Hand gegeben hat, sich diese Fertigkeit für medicinisch-gerichtliche Fälle zu erwerben.

Die ächten Hippokratischen Schriften. Verdeutscht und erklärt zum Gebrauche für praktische Aerzte und gebildete Wundärzte.

Von

D. H. Brandeis.

Erstes Bändchen: die Aphorismen.

Wien, 1822. 12. Geh. 1 Thlr.

Es dürfte seit vielen Jahren kaum ein zeitgemäßeres Werk erschienen sein. Diejenigen Schriften des Hippokrates, welche das Gepräge der Aechtheit an sich tragen, nämlich die Aphorismen, das Gesetz, der Eid, das Buch von der Luft, den Wassern und Klimaten, das Buch von der Vorhersehung, das erste und dritte Buch von Landseuchen, das Buch von der Lebensordnung in hitzigen Krankheiten, das Buch von den Kopfwunden und endlich das Buch von den Brüchen werden dem ärztlichen Publicum

in einer bündigen, deutschen Uebersetzung, verbunden mit einer gedrängten Erklärung, übergeben. Das Ganze bestehet aus 4 Bändchen, wovon ein jedes ein für sich bestehendes Ganze bildet. Der Name des, schon durch mehrere Arbeiten rühmlichst bekannten Verfassers bürgt für die Gediegenheit der Arbeit, der bereits ausgezeichnete Gelehrte, welche das Manuscript in Händen hatten, ihren Beifall geschenkt haben. Auch hat die Verlagshandlung für den äußerlichen Schmuck desselben gesorgt: Taschenformat, schönes Papier, reiner und correcter Druck, und ein Kupferstich, von L. Schnorr von K. gezeichnet und von Rühl gestochen, zeichnen dasselbe aus.

Auch ist um bedeutend herabgesetzten Preis folgendes wenig bekannte Werk durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Europens Umwälzungskriege durch Frankreich, von 1792 bis 1814. In einer geographisch-synchronistischen Übersicht von zwei Perioden, dargestellt von *J. J. Czösch.* Wien, 1816 — 1817. Gedruckt bei *Strauss.* In 22 colorirten Blättern. *Atlasformat.*

Der so oft und vielseitig ausgesprochene Wunsch, Frankreichs Staatsumwälzung mit ihren, durch die kurze Epoche von 25 Jahren über Europens gesammten Staaten-Verein eben so rasch als vielseitig sich verbreiteten Folgen mit einem einzigen Ueberblick betrachten zu können, und diese Ansicht für das bleibende Interesse der Geschichte geltend zu machen, bewog den Verfasser zu dieser geographischen Darstellung der Staaten von Europa, deren wechselnden synchronistischen Zustand derselbe durch eine einfache Farbencharakteristik um so anschaulicher machte.

Man muß dem umsichtigen Verfasser volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in diesem geographisch-synchronistischen Geschichtsgemälde mit kritischem Geiste vom Jahre 1792 (respective 1791, als der Pillnitzer Convention) bis 1815 alles Interessante auffaßte, was nicht nur die auf Frankreich directe sich beziehenden Kriege in ihrem Anfange und Fortgange, Waffenruhen, Friedensschlüsse, so wie die merkwürdigsten Ereignisse im Innern Frankreichs betrifft, sondern auch die neutralen, dann alle mit Frankreich verbündeten und hierdurch an den Kriegen Antheil nehmenden Staaten, endlich alle, während dieser Epoche geführten Zwischenkriege anderer Nationen, mit möglichster Klarheit in diesem Tabellenwerk aufgeführt hat. Zweckmäßig sind auch bei Anführung der Schlachten, Treffen und Belagerungen die beiderseitigen commandirenden Generale benannt, bei den Waffenruhen ihre Dauer und bei den Friedensschlüssen die aus ihrem Inhalte hervorgegangenen Veränderungen genau angegeben. Der überaus reine und correcte Druck ist aus der rühmlichst bekannten Officin unseres ersten Typographen, Anton Strauß; es gehört dieses Werk unter seine schönsten Triumphe.

Daher: Wer sich einen herrlichen Genuß im Ueberblick der verhängnißvollen Epoche von 1792 — 1815 verschaffen will, der lasse sich dieses Tabellenwerk in eine einzige Charte zusammensetzen und in seinem Cabinette aufhängen; was er mühsam aus hundert Geschichtswerken, diese Epoche umfassend, zusammen suchen müßte, um sich ein klares Bild von dem Cyclus dieser Begebenheiten zu verschaffen, bietet sich hier seinem Auge auf den ersten Blick in der seltensten Vollständigkeit dar! —

Preis: Velin in Atlas-Format sonst 95 Thlr., jetzt 30 Thlr.; holl. Papier sonst 57 Thlr., jetzt 18 Thlr.; halb holl. sonst 28 Thlr. 12 Gr., jetzt 12 Thlr.

Bei J. W. Boicke in Berlin ist erschienen:

Die Lehre vom Krieg.
Dritter Theil.
Der Türkenkrieg.
Vom General-Major Freiherrn von Valentini.
Mit 4 Planen. 2 Thlr.

Die beiden ersten Theile dieses Werks haben eine so günstige Aufnahme gefunden, daß der erste Theil schon vier Mal aufgelegt werden mußte. Dieser dritte Theil enthält die Lehre, den Krieg gegen die Türken zu führen, die gerade jetzt für jeden denkenden Officier von großem Interesse sein muß. — Alle 3 Theile kosten jetzt 11 Thlr.

Fr. Mohs, Grundriß der Mineralogie. Erster Band. Mit 5 Kupfern. Gr. 8. Velinpapier.
ist nun erschienen und für 4 Thlr. in allen Buchhandlungen zu haben.
Dresden.

Arnoldische Buchhandlung.

Im Verlage der Buchhandlung C. F. Amelang in Berlin ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen des In- und Auslandes versandt:

Europa's Länder und Völker.
Ein lehrreiches Unterhaltungsbuch für die gebildete Jugend.
Von D. Felix Selchow.

Drei Theile. Gr. 8. Mit 30 fein illuminirten Kupfern, nach Zeichnungen von Stuby, gestochen von Bretzing, Meno Haas und Ludwig Meyer. Aeußerst elegant gebunden. Preis der beiden ersten unzertrennlichen Bände 2 Thlr. 18 Gr.; des dritten Bandes 2 Thlr. 6 Gr.; mithin complet 5 Thlr. preuß. Cour.

Der dritte Theil ist auch besonders zu haben und zwar unter dem Nebentitel:

Deutschland und seine Bewohner,
oder
Schilderung der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten Deutschlands und der Sitten und Gebräuche der Deutschen.
Ein Unterhaltungsbuch für die Jugend und auch für Erwachsene zur Beförderung der Vaterlandskunde.
Von D. Felix Selchow.
Mit 10 fein illuminirten Kupfern von Meno Haas.
Sauber gebunden. 2 Thlr. 6 Gr.

Es ist eine sehr verdienstliche Sache, die heranwachsende Jugend mit richtigen Vorstellungen von Gegenständen aus dem wirklichen Leben entlehnt zu bereichern, und dieselbe so, zwar unvermerkt und langsam, aber desto sicherer, auf künftige Verhältnisse und Erfahrungen vorzubereiten. Bietet die moralische Welt von der einen Seite vielfache Gegenstände zur Erweckung des Nachdenkens, zur Uebung des Urtheils, zur Läuterung des Gefühls dar; so ist es die physische Welt, die Wirklichkeit, welche, indem sie den jugendlichen Sinn mannichfaltig aufregt, das Gedächtniß beschäftigt und den Verstand mit nützlichen Kenntnissen bereichert, das heranwachsende Geschlecht allmählig geschickt macht, den Forderungen und Pflichten einer höhern Jahresreife zu genügen.

Die vorstehend angekündigte Jugendschrift hat einen solchen Zweck. Sie will jungen Lesern den Unterricht in der Länder- und Völkerkunde beleben und ergänzen, indem sie ihnen einen ergiebigen Stoff zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung vorlegt. Sitten und Gebräuche der Völker Europa's und Deutschlands insbesondere, Merkwürdigkeiten der Städte und Länder, beobachtungswerthe Beispiele aus dem Leben, Thun und Treiben der verschiedenen Stände, sind in faßlichem Vortrage der lernbegierigen Jugend zur Betrachtung aufgestellt, und hierin zugleich Aeltern und Lehrern reiche Materialien dargeboten, ihren Pflegebefohlenen durch gewählte Mittheilungen nützlich zu werden. Dreißig sauber illuminirte Kupfer sind dem Ganzen beigefügt, eine Gabe, die für die jüngere Lesewelt ergötzlich und ihr sehr willkommen sein wird. — Der Preis ist verhältnißmäßig zum Erstaunen billig.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. 16ter Band: das Jahr 1819. — Von D. C. Venturini. 49 Bogen. Gr. 8. 3 Thlr.

Für die Leser dieser Blätter ist es hinlänglich, das Dasein eines neuen Bandes anzuzeigen. Wer es unternimmt, die Geschichte unserer Zeit zu schreiben, muß sich darauf gefaßt machen, daß er es nicht allen Lesern recht machen kann und daß er eben so oft Tadel als Lob einerndten wird. Im Ganzen waren die öffentlichen Beurtheiler dieses Werks darüber einverstanden, daß die deutsche Literatur kein ähnliches besitzt und daß es mit jedem Bande, besonders für den künftigen Geschichtschreiber, wichtiger und unentbehrlicher wird. Diesen Band eröffnet unter der Aufschrift: „Rückblick auf die Entwickelung der großen Weltbegebenheiten in Nord- und Süd-Amerika, seit Napoleon Buonaparte's Sturz" — ein Aufsatz, der fast ein Viertel des Ganzen einnimmt, eben so interessant und wichtig für den Statistiker als für den denkenden Kaufmann und Kosmopoliten. Dann folgt die Chronik der übrigen größeren und kleineren Staaten vom Jahre 1819, welche dem Verfasser zu manchen sehr interessanten Raisonnements reichliche Veranlassung geben.

Der nächste Band, der das Jahr 1820 enthalten wird, wird bis Ostern erscheinen.

Altona.

J. F. Hammerich.

Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1823.
Vierzehnter Jahrgang.
Mit 1 Titelvignette und Kupfern.

In ordinärem Einbande 1 Thlr. 12 Gr.; in Pariserband mit illuminirtem Umschlage 2 Thlr. 12 Gr.; in Pariserband mit illuminirtem Umschlage und ausgemalten Decken, in Maroquin Etuis 4 Thlr.

Außer der mit Genauigkeit bearbeiteten Genealogie der regierenden Häuser in Europa, enthält dasselbe an historischen Darstellungen und romantischen Erzählungen: der blasse Mann, Erzählung von Fr. Laun; die Bettlerkirche, Erzählung von Fr. Krug von Nidda; der Günstling, Erzählung von Johanna Schopenhauer; Adelheit von Burgund, von Cäcilie; aus dem Leben Kaisers Otto des

Großen, von C. Hufnagel; und Chrysaores der Peloponnesier, ein Bruchstück aus dem Griechischen, von H. Zschokke. — Auch die Kupferlieferung wird jeden billigen Forderungen entsprechen. Die sinnvolle Composition des Umschlags gereicht demselben zur äußeren Zierde; die Titelvignette ist eben so sinnig erfunden, als kunstvoll ausgeführt; das Bildniß der Königin von Würtemberg ist von beiden Künstlern mit möglichster Sorgfalt und Liebe ausgearbeitet; ein schlafendes Christuskind und Maria, von Engeln umgeben, ist diesmal die einzige Copie nach J. Jouvennet; die übrigen drei bildlichen Darstellungen sind den im Taschenbuche befindlichen Erzählungen entnommen. Sämmtliche Kupfer sind nach den Zeichnungen von Heideloff, J. G. von Müller und H. Müller, gestochen von Bock, Dalbon, Felsing, Fleischmann und Weber. —

Forst- und Jagdwissenschaft.

Kritische Blätter
für Forst- und Jagdwissenschaft,
in Verbindung
mit mehreren Forstmännern und Gelehrten herausgegeben von
D. W. Pfeil,
königl. preuß. Ober-Forstrath und Professor.
1stes Heft im Umschlage. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses hat die Presse verlassen und ist an alle Buchhandlungen versandt.
Berlin, den 20sten October 1822.

Nicolaische Buchhandlung.

Neue Verlagswerke
bei
H. R. Sauerländer in Aarau.
Im Laufe des Jahrs 1822 erschienen:

Fellenberg, Emanuel v., Darstellung des religiösen Bildungsganges der wissenschaftlichen Erziehungsanstalten in Hofwyl. Geh. 30 Kr. oder 8 Gr.

Geschenk für fleißige Mädchen, oder gründliche Anleitung in allen Arten von Strickerei-Arbeiten nach neuester Erfindung. Neue mit illumin. Strickmustern versehene Ausgabe. 8. Geb. 1 Thlr. 16 Gr. oder 2 Fl. 30 Kr. Mit schwarzen Abdrücken 1 Thlr. 4 Gr. oder 1 Fl. 45 Kr Ohne Strickmuster 1 Thlr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Hemmann, D., Predigten, gehalten vor einer Landgemeinde. Gr. 8. 1 Fl. oder 16 Gr.

Hirzel, C, praktische französische Grammatik, nebst Wortregister. Zweite viel verbesserte Auflage. Gr 8. 1822. 14 Gr. oder 54 Kr.

Kasthofer, Karl, Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Susten, Gotthard, Bernardin, und über die Oberalp, Furka und Grimsel. Mit Erfahrungen über die Kultur der Alpen. Gr. 8. 2 Fl. 24 Kr. oder 1 Thlr. 14 Gr.

Kirchenverbesserung, die, im neunzehnten Jahrhundert, nach Llorente Projet d'une Constitution réligieuse frei bearbeitet. Gr. 8. 1 Fl. 24 Kr. oder 22 Gr.

Kruse, Erzählungen. 8. 2 Fl. oder 1 Thlr. 8 Gr.

Krüsi, Hermann, Bedeutende Augenblicke in der Entwickelung des Kindes als Winke der Natur über den Zusammenhang des äußern und innern Lebens. Den zärtlichen und treuen Gattinnen und Müttern gewidmet. 8. Broch. 36 Kr. oder 10 Gr.

Lutz, Markus, geographisch-statistisches Handlexikon der Schweiz für Reisende und Geschäftsmänner. Enthaltend: vollständige Beschreibungen der XXII Kantone, so wie aller Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Schlösser und Klöster, auch aller Berge, Thäler, Wälder, Seen, Flüsse und Heilquellen, in alphabetischer Ordnung. Nebst einem Wegweiser durch die Eidsgenossenschaft, sammt Nachrichten für Reisende über Postenlauf, Geldeswerth und Gasthöfe. 8. 2 Bände. Mit Nachtrag. 1822. 3 Thlr. oder 4 Fl. 30 Kr.

Stunden der Andacht. 8 Theile. Siebente Auflage. Gr. 12. 1822. Auf weißem Papier 5 Thlr. oder 7 Fl. 30 Kr. Auf ordin. Papier 3 Thlr. 16 Gr. oder 5 Fl. 30 Kr.

Zschokke, H., Erheiterungen, eine Monatsschrift für gebildete Leser. 10 Jahrgänge. 8. 1811 bis 1820.

Der herabgesetzte Preis ist statt 48 Thlr 8 Gr. oder 82 Fl. 50 Kr. nun auf 26 Thlr. oder 44 Fl. bestimmt.

— — Eilfter und zwölfter Jahrgang 1821 und 1822. Der Jahrgang 8 Fl. 15 Kr. oder 4 Thlr. 20 Gr.

— — Des Schweizerlands Geschichten für das Schweizervolk. Gr. 8. Ausgabe auf schönem Papier in gedehntem Druck 1 Fl. 48 Kr. oder 1 Thlr. 6 Gr.; wohlfeilere Ausgabe, 12. Auf ordinärem Papier in engerm Druck 1 Fl. oder 16 Gr.

— — Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit; sechster Jahrgang 1822. Gr. 4. 7 Thlr. oder 11 Fl.

— — Erster bis dritter Jahrgang 1817 bis 1819 ist im herabgesetzten Preise von 33 Fl. zu 22 Fl. oder von 21 Thlr. zu 14 Thlr. jetzt zu haben.

— — Umriß von der Verbreitung des gegenseitigen Unterrichts in den Volksschulen der fünf Welttheile. Geh. 24 Kr. oder 7 Gr.

Folgendes neue, sehr interessante Werk des königl. Ober-Forstrathes und Professors D. W. Pfeil hat so eben die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen für 3 Thlr. zu haben:

Grundsätze der Forstwirthschaft in Bezug auf die Nationalökonomie und die Staatsfinanzwissenschaft oder staatswirthschaftliche Forstkunde. 1ster Band. Gr. 8. Züllichau, Darnmann.

So eben ist bei Joseph Engelmann in Heidelberg erschienen, und an alle solide Buchhandlungen versandt worden:

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1823. Herausgeg. von A. Schreiber. Mit Kupfern. 2 Fl. 42 Kr. oder 1 Thlr. 12 Gr. Ausgabe mit Kupferabdrücken vor der Schrift, in Maroquin, 5 Fl. 24 Kr. od. 3 Thlr.

Sechs Erzählungen, von Luise Brachmann, Elise Ehrhardt, de la M. Fouqué, dem Verfasser von Wahl und Führung, und Aloys Schreiber, reihen sich in diesem neuen Jahrgange der Cornelia an einen frischen Blumenstraus lyrischer, romantischer und epigrammatischer Dichtungen von Helmina von Chezy, Geib, Nänny, Neuffer, Schenkendorf, dem Herausgeber u. A. Neben dem reichen Inhalte stehen die chalkographischen Verzierungen nicht unwürdig. Das interessante Bildniß einer geliebten und verehrten Prinzessin als Titelkupfer und sechs von Heideloff und Opitz trefflich erfundene und gezeichnete und von Eßlinger, Lips und Ströber wacker gestochene Blätter, wozu die Erzählungen den Stoff geliehen, dürfen sich

wohl mit den gelungensten ähnlichen Productionen messen. — Auch Druck und Papier werden en Beifall des Publicums erhalten, so wie der von Opitz erfundene und ausgeführte Umschlag.

Heidelberg, den 1 Sept. 1822.

Es ist so eben erschienen und bei J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, so wie auch in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Vollständige
auf Versuche und Erfahrung gegründete
Abhandlung
über den
Anbau der Getreidesamen
hinsichtlich
der ihnen zuträglichen Tiefe und des Flächenraumes, in welchem sie verlässig gedeihen und zum höchsten Ertrag gebracht werden,
nebst einer Anweisung
zur Auswahl derjenigen Ackerwerkzeuge, mittelst welcher die Cerealien mehr systematisch der Erde übergeben und dem häufigen Verderben der Samenkörner möglichst vorgebeugt werden kann.
Ein Taschenbuch
für alle, die sich mit dem Feldbau beschäftigen.
Von
Vitus M. Ugazy,
k. k. Nieder-Oesterr. Straßenbau Commissair und correspondirendem Mitgliede der k. k. Mährisch-Schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde.
Mit Tabellen und 3 Kupfertafeln.
Wien, 1822. Gr. 8. Broch. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr. rhein.

Aus diesem ökonomischen Werke wird der Landwirth die eben so gemeinnützigen als belehrenden, originellen Erhebungen und Erfahrungen des Verfassers ersehen und sich in den Stand setzen können, ohne besondere Vorauslage, blos mittelst einer einfachen Vorrichtung des, im Gebrauch stehenden, gewöhnlichen Ackerpfluges den Anbau seiner Getreidesamen nach den Grundsätzen der Agricultur mehr systematisch zu besorgen und dadurch wenigstens den dritten Theil des gewöhnlichen Samenbedarfs für seinen Haushalt zu erübrigen. In der dritten Kupfertafel stellt der Verfasser eine neu erfundene Schollenwalze dar, welche den Vorzug hat, daß selbe die harten Erdklöße verläßiger als die Cylinder- oder Stachelwalze zerkrümelt, und welche bei einer feuchten Witterung nicht, wie letztere, mit Erde verballt werden kann. Diese Erfindung dürfte für diejenigen Localien, wo dergleichen Culturhindernisse öfters entstehen, von hohem Interesse sein.

Berichtigung.

Die zweite vermehrte Auflage von:
S. Hahnemann, reine Arzneimittellehre.
Erster Theil.
welche so eben erschienen ist, kostet nicht 3 Thlr., sondern nur 2 Thlr. 12 Gr., wofür solche in allen Buchhandlungen zu bekommen ist.

Dresden.

Arnoldische Buchhandlung.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXXIII. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format, dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrb. des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exempl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Nächstens erscheinen deutsche Uebersetzungen von:

Mémoires de M. Le Duc de Lauzun. 2 Vols. Paris. 1822.

Traité élémentaire des réactifs leurs préparations, leurs emplois spéciaux et leurs applications à l'analyse par Payen et Chevalier. Paris. 1822.

welches wir, um Collisionen zu vermeiden, anzeigen.

Leipzig, im November 1822.

Magazin für Industrie und Literatur.

In der Carl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Marienbad
nach eigenen bisherigen
Beobachtungen und Ansichten
ärztlich dargestellt.
Von
Carl Joseph Heidler,
von der k. k. Landesregierung bestätigtem Brunnenarzte.
Zwei Bände. 2 Thlr. 4 Gr.

Diese Schrift muß besonders auch dem ärztlichen Publicum in mehrfacher Rücksicht eine angenehme Erscheinung sein. Sie behandelt erstlich nach therapeutischen Principien den eigentlichen medicinischen Character und Werth der Mineralwasser im allgemeinen, macht auf das bisherige sonderbare und widersprechende Verhältniß dieser wichtigen Klasse der Heilmittel zu den übrigen aufmerksam; klärt dessen Ursachen auf und schlägt eine neue Klassificationsmethode derselben vor. Der Herr Verfasser geht von den Erscheinungen und Wirkungen der verschiedenartigen Trinkquellen und Bäder seines Curortes am gesunden und kranken Organismus zu der Aufzählung dieser Krankheiten selbst über. Er liefert überall, auf eine unbefangene Beobachtung gestützt, ein systematisch-medicinisches Ganzes, das als ein Beitrag zur Beurtheilung der chronischen Krankheiten überhaupt, besonders aber in Rücksicht ihrer Behandlung durch Mineralwasser, und zur Erkenntniß des eigentlichen medicinischen Werthes der letzteren, sicher von

Interesse sein wird. — Wer Marienbad kennen lernen will, findet in gegenwärtiger Schrift gründliche Belehrung über alles in diesem merkwürdigen Curorte. Die Eigenschaften und Wirkungen des Kreuzbrunnens, der Ferdinandsquelle, des Carolinen- und Ambrosiusbrunnens (Trinkquellen); dann des Marienbrunnens (Badequelle), und der Gas- und Moorbäder sorgfältig erörtert. Diesem schließt sich eine Reihe von 34 Krankheitsgeschichten an. Den Beschluß machen folgende Aufsätze: Ueber die Heilkraft der Natur und den Einfluß der Diätetik auf dieselbe bei einer Brunnen-, wie bei jeder andern Cur, mit besonderer Beziehung auf die Hahnemannsche Heilmethode; über einige Fehler bei der bisherigen Beurtheilung Marienbads; Bemerkungen bei der letzten Fassung der Ferdinandsquelle, als Beweis, daß an ihr vor 300 Jahren eine Kochsalzsiederei wirklich angelegt war, mit einigen Folgerungen über die Bildung des Moors, der Gasarten, und der Heilquelle zu Marienbad; historischer Beweis gegen die Meinung, daß unsere Quellen ehemals warm gewesen wären; etwas über den botanischen und mineralogischen Theil der Naturgeschichte Marienbads, und Marienbad in seiner neuesten Gestalt, mit dem Situationsplane.

Neue Erfindung.
Eine
feuchte, teigartige Masse
aus
geringem Materiale zu verfertigen,
die nach
vollendeter Austrocknung die Härte des festesten Holzes übersteigt.
Nebst
Anweisung, aus derselben alle Arten Körper zu bilden, z. B. Gefäße, Leuchter, Pfeifenköpfe, Globi u. s. w., und dem Unterrichte zu bronciren.
Vom Erfinder des Quarreographen.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
Mit 3 Kupfertafeln. 8. 16 Gr.

Wie bedeutsam diese Erfindung und wie praktisch gegründet und nützlich die Anweisung des Verfassers ist, hat sich durch die beifallsvolle Aufnahme des Werkchens und die Nothwendigkeit einer wiederholten Auflage deutlich bewährt. In dieser sind nicht nur die kleinen Unvollkommenheiten der ersten beseitigt, sondern sie ist mit mehreren, von dem Erfinder seitdem gemachten neuen Erfahrungen bereichert, so daß sie sowohl den Dilettanten als den Künstlern und Handwerkern bei kleinern und größern Gegenständen ein höchst vortheilhaftes Handbüchlein abgibt. Jene Puncte, welche sich nicht erschöpfend beschreiben lassen, sind auf drei Kupfertafeln deutlich versinnlicht.

Jahrbücher
des kaiserl. königl.
polytechnischen Instituts in Wien.
In Verbindung mit den Professoren des Instituts herausgegeben
von
Director Johann Joseph Prechtl,
k. k. wirkl. Regierungsrath und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.
Dritter Band. Mit 6 Kupfertafeln. 4 Thlr.

Die Blumen.
Lehrgedicht in drei Gesängen.
Von M. Enk.

8. In Umschlag geheftet. 10 Gr.

Wie es ein glücklicher Gedanke ist, Florens Kinder zum Gegenstand eines didactischen Gedichtes zu wählen, so hat auch der Sänger hier in Ansehung des Geistes und der Form das Seinige redlich geleistet: seine Arbeit selbst ist eine in frischem Farbenschmelz lieblich und würzhaft duftende Blume. Blühende Phantasie, Anmuth und Glanz der Bilder, Leichtigkeit der Darstellung und Charakteristik der Einkleidung zieren dieses Gedicht. Die reichen Bedeutungen der Blumen hat der sinnige Verfasser zu den mannichfaltigsten Anwendungen benutzt, welche, dem Ausdruck „Lehrgedicht" entsprechend, grossentheils auch praktisches Interesse einflüßen. So singt er über Wahl und Anlegung eines Blumengartens, Blumencultur, Treibbeet, Begießen, Krankheiten und einzelne Arten der Blumen u. s. w. beherzigungswerthe Worte; und man kann daher mit Recht annehmen, daß dieses Büchlein den Freunden der Dichtkunst überhaupt, besonders aber denen der Natur und der Blumistik eine genußbringende Gabe sein werde.

Darstellung der Weltkunde
nach ihrem Fortschreiten durch
Zeiten und Raum,
in synchronistisch-historischen und historisch-cosmographischen Tafeln.

Von

Johann von Kriebel,

kaiserl. königl. Regierungsrath.

Wien. Gross Royal-Format.

Nie ist gewiß das Bedürfniß, die Geschichte zu befragen, um sich über die Gegenwart aufzuklären, so allgemein und lebhaft gefühlt worden, als jetzt; denn in keinem andern Zeitpunkte drängten sich so rasch Ereignisse auf Ereignisse, hatten sie so mächtigen Einfluß auf die Interessen der Einzelnen, und in keinem wirkten selbst die entferntesten Völker gegenseitig so auf einander ein, als in dem jetzigen. Größere Geschichtswerke erfordern ein fortgesetztes Studium und verwirren mehr, sobald der Lesende den innern Zusammenhang nicht mit zu ihnen bringt: der Staatsbeamte, der Geschäftsmann, der Liebhaber der Geschichte hat selten die Muße, sie gehörig zu benutzen. Dagegen sind tabellarische Zusammenstellungen schon längst als das zweckmäßigste Mittel zu einem leichten, faßlichen Ueberblicke über ganze Zeiträume erkannt worden. Die Erwägung der bei den vorhandenen Werken solcher Art obwaltenden Mängel leitete schon vor mehreren Jahren den k. k. Regierungsrath und Kreishauptmann, Johann von Kriebel, auf die Idee: die gesammte, Geographie und Geschichte verbindende Weltkunde in zweckmäßig geordneten Tabellen darzustellen, so daß alle Ereignisse und Thatsachen der politischen und Culturgeschichte in Abtheilungen, welche von dem Allgemeinen zum Besondern herabsteigen, sich leicht überblicken lassen, nämlich nach Angabe der Chronologie also folgend: 1) merkwürdige physische Ereignisse; 2) Geschichte der Erde und Menschheit; 3) Geschichte der verschiedenen Erdstriche und Völkergemeinschaften; 4) Geschichte der merkwürdigen Länder und Völker: 5) Geschichte der merkwürdigen Reiche und Staaten; 6) Geschichte merkwürdiger Verbündungen und Gesellschaften;

7) Geschichte merkwürdiger Städte (worunter auch Denkmäler); 8) Geschichte merkwürdiger Menschen. Wie sich bei einem solchen Plane Allgemeinheit mit klarer, faßlicher Uebersicht vereinigt, leuchtet ein.

Die Verlagshandlung hat keine Kosten gescheut, das Werk in typographischer Hinsicht auszuzeichnen. Das Papier ist das feinste groß Royal-Velin. Die Lettern von Chr. Schade sind neu gegossen, sehr rein, bestimmt und elegant, der Druck ist sauber und correct. Das von Ch. Junker entworfene und gestochene Titelblatt ziert eine Vignette, die Wahrheit an den Denkmälern der Vergangenheit darstellend, von U. G. Kininger gezeichnet und von Fr. Stöber gestochen.

Das erste Heft enthält die Vorrede und Einleitung; das zweite Heft den ersten Abschnitt der alten Geschichte: Von dem Anfange menschlicher Dinge bis zu dem Anfange der Cultur Griechenlands; die Zeit der Macht Babylons und des großen assyrischen Reichs, der Blüthe Aegyptens und Phöniciens.

Der Pränumerations-Preis für ein Heft in Umschlag geheftet ist: auf feinstem groß Royal-Velin-Zeichen-Papier 6 Fl. Conv. Münze; auf fein groß Royal-Velin-Papier 4 Fl. Conv. Münze. Das Ganze wird höchstens 20 Hefte haben und das letzte die Erläuterung durch Charten enthalten. Am Schlusse wird auch eine tabellarische Recapitulations-Uebersicht der Geschichte und Cosmographie geliefert. Das 3te und 4te Heft wird noch im Laufe d. J. an die vorzüglichsten Buchhandlungen Deutschlands versandt.

Subscriptions-Anzeige.

In der unterzeichneten Buchhandlung wird mit Anfang des künftigen Jahres

**Eine Sammlung
der in Prenzlau gehaltenen
Schulreden
des Doctors und Rectors am hiesigen Gymnasium
Herrn K. L. Kannegießer,**

von deren innerem Gehalt die kritische Bibliothek für Schul- und Unterrichtswesen, das Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur und die Leipziger Literatur-Zeitung bereits mehrmals Rechenschaft gegeben haben, erscheinen, worauf man sowohl in der Verlagshandlung wie auch in jeder guten Buchhandlung des gesammten Deutschlands unterzeichnen kann. Das Ganze wird ungefähr 12 Bogen in groß Octav, auf feinem englischen Druckpapier gedruckt, füllen, wofür der Subscriptionspreis, welcher bis Ende Januar 1823 offen bleibt, 16 Gr. beträgt; der nachherige Ladenpreis wird um ein Drittheil höher sein. Etwas zur Empfehlung dieses Nachlasses von dem nunmehr nach Breslau versetzten Verfasser für seine hiesigen und auswärtigen Freunde zu sagen, halten wir für überflüssig, ja sogar für unzart.

Prenzlau, den 18ten September 1822.

Ragoczysche Buchhandlung.

In der Steinerschen Buchhandlung in Winterthur ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Geistesreligion und Sinnenglaube im XIXten Jahrhundert. Mit einem Anhang über die Vereinigung der christlichen Bekenntnisse. 8. 14 Gr. oder 1 Fl. rhein.

Haller, Carl Ludw. von, Restauration der Staatswissenschaft, oder Theorie des natürlich geselligen Zustandes, der Chimäre des künstlich bürgerlichen entgegen gesetzt. Vierter Band. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr. rhein.

Missionen, Ueber; Missions-Anstalten und Missions-Hülfs-Vereine. 8. 8 Gr. oder 36 Kr. rhein.

Müller, Joh. Georg, Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst. Drittes Bändchen. Zweite Auflage. 8. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Zinzendorf's Leben, von Joh. Georg Müller. (Aus dem dritten Bändchen der Bekenntnisse unter besonderm Titel abgedruckt.) 8. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr. rhein.

Bei J. W. Boicke in Berlin ist erschienen:

Liederkränze
von
Julius von der Heyden.
Erster Kranz.
Lieder aus dem Zeitraume der Schmach.
10 Gr.

In der Buchhandlung von C. F. Amelang in Berlin erschienen folgende empfehlungswürdige technologische Schriften:

Hermbstädt, Sigm. Fr. (königl. preuß Geheimer-Rath und Ritter rc.), Chemische Grundsätze der Kunst, Bier zu brauen, oder Anleitung zur theoretisch-praktischen Kenntniß und Beurtheilung der neuesten und wichtigsten Entdeckungen und Verbesserungen in der Bierbrauerei; nebst einer Anweisung zur praktischen Darstellung der wichtigsten engländischen und deutschen Biere, so wie einiger ganz neuen Arten derselben. Zweite durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. Mit 3 Kupfern. 2 Thlr.

— — Chemische Grundsätze der Destillirkunst und Liqueurfabrication, oder theoretisch-praktische Anleitung zur rationellen Kenntniß und Fabrication der einfachen und doppelten Branntweine, der Crêmes, der Oele, der Elixire, der Ratasias und der übrigen feinen Liqueure. 8. Mit 4 Kupfertafeln. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Gründliche Anleitung zur Cultur der Tabackspflanzen und der Fabrication des Rauch- und Schnupftabacks, nach agronomischen, technischen und chemischen Grundsätzen. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

— — Anleitung zu der Kunst, wollene, seidene, baumwollene und leinene Zeuge ächt und dauerhaft selbst zu färben; desgleichen Leinwand und baumwollene Zeuge zu bleichen und gedruckte Cattune so zu waschen, daß die Farben nicht zerstört werden. Zum wirthschaftlichen Gebrauch für städtische und ländliche Haushaltungen. Gr. 8. 12 Gr.

— — Gemeinnützlicher Rathgeber für den Bürger und Landmann; oder Sammlung auf Erfahrung gegründeter Vorschriften zur Darstellung mehrerer der wichtigsten Bedürfnisse der Haushaltung, so wie der städtischen und ländlichen Gewerbe. Gr. 8. 5 Bände. Von den drei ersten erschien bereits die zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 2 Kupfertafeln. Sauber geh. Jeder Band 18 Gr.; zusammen 3 Thlr. 18 Gr.

— — Anweisung zum Gebrauche des Lac-Lake und Lac-Dyes, als Stellvertretern in der Cochenille in der Scharlachfärberei. Nach dem Engl. des Herrn D. Bancroft in London. Gr. 8. 4 Gr.

Kölle, D. August (Finanzrath), System der Technik. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

May, J. G. (königl. Fabriken-Commiss. zu Berlin), Anleitung zur rationellen Ausübung der Webekunst. Mit einer Vorrede begleitet von D. S. Fr. Hermbstädt. Mit 2 Kupfertafeln. Gr. 8. Broch. 16 Gr.

können, um so mehr billigen, als seine Arbeit einem wirklichen Bedürfnisse, das mancherlei Umstände, der bedeutenden Anzahl existirender Hebammenbücher unerachtet, herbeiführte, auf eine allerdings befriedigende Weise abhilft" u. s. w. Am Schlusse der Recension heißt es: „Rec. muß bekennen, daß er dieses Handbuch der Geburtshülfe für eines der gelungensten hält, und daß es seinem Zwecke, dem Unterrichte für Hebammen, in jeder Hinsicht entspricht. Der Verleger hat für gutes Papier und für reinen und deutlichen Druck gesorgt."

Aus dem Verlage der ehemaligen akademischen Buchhandlung hier habe ich mit Verlagsrecht an mich gekauft:

Schmieder, B. F. und F., Handbuch der alten Erdbeschreibung zum nähern Verständniß des vollständigen Atlasses der den Alten bekannt gewordenen Theile der Erde. In 12 Charten. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Lehrbuch der alten Erdbeschreibung zum vollständigen Atlasse der den Alten bekannt gewordenen Theile der Erde. In 12 Charten. Zum ersten Unterrichte der Jugend. Gr. 8. 12 Gr.

Berlin, im October 1822.

Boicke.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

C. G. Buschick,
Vorschläge
wie der verderbliche Einfluß der Fabriken auf die Volksschulen und Volksbildung ohne Nachtheil des Gewerbes und des Wohlstandes zu verhindern sei.
8. Broch. 16 Gr.

Neueste Schilderung von Spanien.
In Briefen von Joseph Pecchio an Lady J. O.,
vom Mai bis November 1821.
Aus dem Italienischen übersetzt.
8. Broch. 12 Gr.

Oekonomisches Handbuch
oder
allgemeiner und aufrichtiger
Unterricht
in der Fabrication der trocknen
Hefe oder Bärme
in der Destillirkunst u. s. w.
Mit Abbildungen. 8. Broch. 1 Thlr. 12 Gr.

J. Howship,
Beobachtungen über den gesunden und krankhaften
Bau der Knochen,
und Versuch, die Krankheiten derselben zu ordnen.
Aus dem Englischen übersetzt von D. L. Cerutti.
Mit 14 lithograph. Abbildungen. Gr. 8. Broch. 1 Thlr. 16 Gr.

Kann der Eid
der den Thalmud verehrenden und befolgenden Juden verbindend sein und Vertrauen verdienen?

Unter Aufführung aufklärender thalmudischer Lehren verneinend beantwortet und mit Winken für Regierungen, Rechtsgelehrte, Beamte und einflußreiche Staatsbürger begleitet, von K. F. Muhlert. Gr. 8. Broch. 8 Gr.

C. G. Roßberg,
Anweisung
die deutsche Sprache
nach der reinen hochdeutschen Mundart auszusprechen und zu schreiben.

2te verbesserte Auflage. 29 Bogen. Gr. 8. Broch. 1 Thlr. 8 Gr.

So eben ist das vorläufig angekündigte Werk erschienen:

Der Kampf der Griechen um Freiheit.
Nach den zuverlässigsten Quellen historisch dargestellt, von D. Friedr. Gleich.

Erster Band: die Ereignisse des Jahres 1821.

Wen das große und bis jetzt herrlich durchgeführte Ereigniß unsers Jahrhunderts interessirt, der wird gewiß dieses Werk, in welchem mit deutscher Gründlichkeit inländische und ausländische Quellen benutzt und gesichtet, die Ereignisse aus dem gehörigen Standpuncte betrachtet sind, gern in die Hand nehmen und mit dem Wunsch der baldigen Fortsetzung, welche nach gehöriger Vorbereitung und Quellenerlangung bald erfolgt, aus der Hand legen. Der billige Preis von 1 Thlr., 16¼ Bogen, zum schnellern Gebrauch gleich cartonirt, erleichtert die Anschaffung.

Leipzig.

Ernst Klein's literarisches Comptoir.

Subscriptions-Anzeige.

Bis Neujahr 1823 wird erscheinen:

D. P. A. Du Menil,
Chemische Analyse anorganischer Körper,
als Beitrag zur Kenntniß ihrer innern Natur.

Gr. 8.

Die analytischen Arbeiten des Herrn Verfassers sind bekannt, und bedürfen wir es nicht, darüber etwas Weiteres zu sagen. Um jedoch die Anschaffung dieses gehaltreichen Werkchens zu erleichtern, so werden wir denjenigen Herren Subscribenten, die bis Ende dieses Jahres bei irgend einer Buchhandlung darauf unterzeichnen und bei der Abgabe der Exemplare die Zahlung baar leisten, den vierten Theil des nachherigen Ladenpreises, der etwa 1 Thlr. 8 Gr. bis 1 Thlr. 12 Gr. betragen dürfte, nachlassen. Wir versprechen saubern Druck und schönes weißes Papier.

Schmalkalden, im October 1822.

Th. G. Fr. Varnhagensche Buchhandlung.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

No. XXXIV. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format, dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrb. des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exempl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Ankündigung
und
Einladung zur Unterzeichnung.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.

Von
Friedrich von Raumer.

In sechs Bänden in groß Octav und eine andere Ausgabe in vier Bänden in groß Quart.

Beide Ausgaben mit zwölf Kupfern und Charten.

In der Geschichte des Mittelalters, für dessen Betrachtung und Erforschung in unsern Tagen Lust und Sinn so rege und lebendig sind, lassen sich, wie in allen großen Massen der Welt- und Völkergeschichte, die drei Perioden des Steigens, der Mittagshöhe und des Verfalls unterscheiden. Wie überall in der Natur und Geschichte: so ist auch hier keine Periode anziehender, als die der Blüthe, wo die ganze Erscheinung ihren Mittelpunkt und ihre Concentration erreicht hat, und diese trifft für das Mittelalter offenbar mit der Zeit zusammen, wo Europa, bis dahin getrennt, seine verbundene Kraft daran setzte, das heilige Land den Ungläubigen zu entreißen, wäh-

und die Päpste vom Stuhle des heiligen Petrus alle höhere Verhältnisse zu leiten strebten und ihnen gegenüber ein großes deutsches Herrschergeschlecht, das Reich und den Thron der Cäsaren zu längst erloschenem Glanze wieder zu erheben bemüht war. Was in der ganzen Zeit, die von dem Untergange des weströmischen Reiches bis dahin verfloß, keimte, erhält hier Reife und Bedeutung: so wie die Jahrhunderte nachher wiederum schon alle Keime der neuern Zeit in sich tragen und ihre Gestaltung allmählig in diese übergeht. Die Periode der Kreuzzüge und der Hohenstaufen ist also wohl das Mittelalter im eigentlichsten Sinne des Wortes zu nennen. Die Trägheit der Barbarei, welche nur das Nächste sieht und will, hat aufgehört, und einer Thätigkeit Platz gemacht, welche in tiefgedachten und entworfenen Plänen die ganze gebildete Menschheit zu umfassen strebt. Nirgends treten größere Persönlichkeiten auf: die unerschütterliche Festigkeit tiefschauender Päpste, der großartige Muth gewaltiger Kaiser und der Riesenkampf, den sie gegen einander bestehen, gewährt ein Interesse, dem in der gesammten Weltgeschichte kaum ein anderes gleich kommt. Auch schließt sich diese Zeit vollkommen in sich selbst ab; der Kampf endet wie eine, im größten Style gedachte und ausgeführte, Tragödie; das große Kaisergeschlecht geht gänzlich unter, aber in seinem Falle begräbt es eine Welt mit sich; denn alles, was zu seiner Zeit groß und herrlich gewesen, vergeht mit und bald nach ihm. Das Ritterthum zerfällt und seine Poesie verklingt. Alles, was von nun an erstrebt wird, erscheint minder erhaben und großartig.

Eine Darstellung der bezeichneten Periode und ihrer Eigenthümlichkeit aus diesem umfassenden Gesichtspunkte, die, gleich weit entfernt von einer trocknen, auch die kleinste Begebenheit registermäßig aufzählenden Vollständigkeit, und von der Kürze, die sich in bloßen Uebersichten und Reflexionen gefällt, als ob die Thatsachen dem Leser schon bekannt wären, eine Darstellung, die ein großes, lebenvolles, in seinen Hauptheilen vollkommen ausgeführtes Gemälde dieser Zeit entwirft, und dadurch den Leser zu einer wahrhaften Anschauung der schönsten Zeit des Mittelalters, der glanzvollsten des deutschen Vaterlandes, führt; eine solche Darstellung fehlte bisher gänzlich. Dem Verfasser des anzukündigenden Werkes wurde sie, als er die Geschichte zu schreiben beschloß, das Ideal, das ihm vorschwebte, dem er mit aller Anstrengung nachrang. Seit 19 Jahren hat er ihr seine besten

Kräfte, den schönsten Theil seines Lebens gewidmet. Um ihr die ihm mögliche Vollendung zu geben, verließ er eine unter den günstigsten Aussichten begonnene Geschäftslaufbahn, die ihm jedoch für sein Werk unschätzbar wurde, da sie ihm Erfahrungen und eine praktische Kenntniß vom öffentlichen Leben und Staatsgeschäften darbot, die man nur bei allzuvielen Geschichtsschreibern gänzlich vermißt.

Je mehr er in dem Studium aller zugänglichen, gedruckten Quellen vorrückte, je mehr überzeugte er sich, daß sich gar manches aus ungedruckten und ungebrauchten würde ergänzen und vervollständigen lassen, und der Wunsch, diese aufsuchen und benutzen zu können, vereinigte sich mit einem andern, den Schauplatz der zu beschreibenden Begebenheiten kennen zu lernen. Beides gewährte ihm die Gnade Sr. Majestät des Königs von Preußen; er wurde in den Stand gesetzt, eine literarische Reise nach dem südlichen Deutschland, der Schweiz und Italien zu unternehmen. Das Aufgefundene und sein Nutzen für das Geschichtswerk entsprachen vollkommen den Erwartungen. Die ihm zu Stuttgart, München, St. Gallen, Bern, Zürich, Florenz, Neapel und an andern Orten mit zuvorkommender Güte zum Gebrauch dargereichten seltenen Druckwerke, Handschriften und Urkunden enthielten des Unbekannten und Beachtenswerthen mancherlei. Vor allen reich war die Ausbeute in Rom. Hier konnte der Verfasser nicht blos die Handschriften der vatikanischen Bibliothek benutzen; es öffneten sich ihm sogar die, fast keinem einzigen Schriftsteller außer Baronius und Raynaldus zugänglich gewesenen Archive des Vatikans. Aus diesen wurde ihm eine Reihe von Bänden der regesta der Päpste mitgetheilt, wodurch die Erkenntniß der geschichtlichen Wahrheit in mehreren Fällen bedeutend gewonnen hat.

Dies ämsige und umfassende Studium jener Zeit bewahrte den Verfasser, als er die Ausarbeitung begann, am sichersten vor den beiden Abwegen, auf welche die neuere Zeit in der Betrachtung und Beschreibung des Mittelalters gerathen ist, vor der aus selbstgefälligem Dünkel und Oberflächlichkeit entstandenen Anklage, und der oft nur aus der Phantasie genommenen unbedingten Lobpreisung. Keine Partheilichkeit hat ihn geleitet; nur von der Vorliebe für seinen Gegenstand war er beseelt, ohne welche die Geschichte großer Männer und Thaten nie würdig beschrieben werden kann.

Das Ende der Geschichte der Hohenstaufen fällt fast gänzlich mit dem der Kreuzzüge zusammen. Nicht so der Anfang. Daher hat der

Verfasser auch die Begebenheiten des Reichs und der Kirche früher begonnen, als sie der Titel ausspricht, nämlich mit den letzten Regierungsjahren Kaiser Heinrichs IV. Dies sind die äußeren Grenzen der Geschichtserzählung, welche indeß die vollständige Kunde von den Verhältnissen der Kirche und des Staats, des häuslichen Lebens, der Gewerbe und des Handels, der Ausbildung in Kunst und Wissenschaft, mit einem Worte, die Alterthümer jener Zeit nicht in sich aufnehmen konnte. Daher unterzog sich der Verfasser der sehr mühsamen Arbeit, diese Alterthümer des 12ten und 13ten Jahrhunderts besonders auszuarbeiten. Sie werden das Werk beschließen, und mit demselben erst ein Ganzes bilden, da sie zu dessen Erläuterung und Ergänzung unumgänglich nothwendig sind. Aus diesen sind die Abhandlungen des Verfassers über Kaiser Friedrichs II. Gesetzgebung, über die Verfassungen der italienischen Städte, über die Klöster in den Wiener Jahrbüchern der Literatur und im Hermes, Proben; so wie eine, der Geschichtserzählung entnommene, die Eroberung von Konstantinopel im Jahr 1204, in der Urania für 1828 enthalten ist.

Dies ist das Werk, dessen Erscheinung der unterzeichnete Verleger hiermit anzeigt. Es ist auf sechs Bände in groß Octav, und die Ausgabe in Quart auf vier Bände berechnet, und wird erstere über 200 Bogen stark werden.

Folgende zwölf Kupfer und Charten, deren Ausführung unsern ersten Künstlern übertragen wird, werden das Werk nicht blos schmücken, sondern als zur Sache gehörig dasselbe wahrhaft bereichern.

Zum ersten Bande kommt:

1. Die Ansicht der Burg Hohenstaufen.
2. Charte zur Geschichte der Kreuzzüge.
3. Plan von Antiochien und von Jerusalem.

Zum zweiten Bande:

4. Friedrich I. Nach dem Original am Kirchenportal in Freisingen.

Zum dritten Bande:

5. Friedrich II., nach der gegenwärtig verstümmelten Statue Friedrichs, welche sich in Kapua befand.
6. Philipp von Schwaben, nach dem Bilde, ehemals auf der Regensburger Brücke.
7. Innocenz IV. nach seinem Denkmahle in Neapel.

Zum vierten Bande:

8. Ansicht der Gegend von Tagliakozzo. Nach einer Original-Zeichnung.

9. Grundriß des Schlachtfeldes bei Tagliakozzo. Ebenfalls nach einer Original-Zeichnung.

10. Konradin. Nach einer Bulle im Münchner Archiv.

11. Ludwig der Heilige. Nach einem gleichzeitigen Brustbilde.

12. Karl I. von Anjou. Nach der Bildsäule auf dem Capitol.

Ueberzeugt, daß es als ein wahrhaft deutsches Nationalwerk, wie es vielleicht seit längerer Zeit nicht in Deutschland erschienen ist, die Theilnahme aller Gebildeten, so weit die deutsche Sprache und deutscher Nationalsinn reicht, verdient, wünscht der Verleger seinerseits die Verbreitung desselben so viel als möglich zu befördern. Um dies zu bewirken, ist bei den jetzigen Verhältnissen in Deutschland ein äußerst wohlfeiler Preis nöthig. Ein äußerst wohlfeiler Preis ist aber nur bei einer lebhaften Theilnahme des Publikums, also bei einer stärkern Auflage, als in der Regel sich der deutsche Verleger erlauben darf, möglich.

Schon öfter in dieser Hinsicht glücklich, wagt der Unterzeichnete auch bei diesem Werke das deutsche Publikum zur lebhafteren Theilnahme und zur Unterstützung aufzufordern, indem es ihm nur dann gelingen kann, dasselbe zu einem Preise zu liefern, der es allen Classen der Gesellschaft zugänglich macht. Es werden daher fünferlei Ausgaben veranstaltet werden, und zwar:

N°. 1. Eine Ausgabe in gr. 8° auf gutem Median-Druckpapier in sechs Bänden.

" 2. Gleiche Ausgabe auf sehr feinem französischen Papier.

" 3. Gleiche Ausgabe auf dem feinsten Velin-Papier. (Von dieser Ausgabe werden nur 50 Exemplare gedruckt.)

" 4. Eine Ausgabe in gr. 4° in vier Bänden auf feinem Schreibp.

" 5. Eine dergleichen in eben so vielen Bänden auf dem feinsten Velin-Papier. (Von dieser Ausgabe werden nur 25 Exemplare gedruckt.)

Der Preis dieser Ausgaben soll, im Vertrauen, daß Deutschland diese Unternehmung zu unterstützen, sich zur Nationalehre rechnen wird, so niedrig gestellt werden, daß man für Originalwerke dieser Art in der neuen deutschen Literatur nichts Gleiches finden dürfte.

Man wird diesem zustimmen, wenn der unterzeichnete Verleger den Preis derjenigen Ausgabe, die am meisten in die Hände des größ-

ren Publikums kommen wird, nämlich N°. 1., für alle sechs Bände mit den Kupfern auf 12 Thlr. oder 21 Fl. 36 Kr. Rhein. setzt, ein Preis, den er jedoch, bei Particuliers nur gegen reelle Vorausbezahlung der Hälfte und nur für einen gewissen Zeitpunkt kann gelten lassen.

Für alle die verschiedenen, oben näher bezeichneten fünf Ausgaben ist demnach der Pränumerations-Preis folgendermaßen regulirt:

N°. 1. Octav-Ausgabe auf gutem weißen inländisch. Papier 12 Thlr.
" 2. Gleiche Ausgabe auf sehr feinem französis. Papier 16 Thlr.
" 3. Gleiche Ausgabe auf dem feinsten französischen Velin-Papier (mit Kupfern vor der Schrift) . 24 Thlr.
" 4. Quart-Ausgabe auf franz. Schreibpapier . . 24 Thlr.
" 5. Quart-Ausgabe auf dem feinsten französischen Velin-Papier (mit Kupfern vor der Schrift) . 45 Thlr.

Diese Preise sind jedoch nur bis zur **Jubilate-Messe** 1823 gültig und tritt nach dieser Zeit ein bedeutend erhöhter Ladenpreis ein, so daß z. B. die Ausgabe N°. 1. künftig nicht weniger als 18 Thlr. kosten wird. Daß ich in solchen Bestimmungen Wort halte und nicht, wie öfter geschieht, mich den Umständen anpasse, wissen Diejenigen, die mit meinen Unternehmungen vertraut sind. Ich habe nie einen Preis herabgesetzt, weil ich stets die möglichst niedrigen von vorn herein berechnet habe.

Um die Theilnahme an dieser Unternehmung noch mehr zu erleichtern, verlange ich bei der Unterzeichnung nur die Hälfte der oben bestimmten Pränumerations-Preise, und die andere Hälfte erst bei der wirklichen Ablieferung der beiden ersten Bände von der Octav- und des ersten Bandes der Quart-Ausgabe.

Die typographische Ausführung wird in der Officin meines Sohnes und unter seiner speciellen Aufsicht Statt finden, und dieselbe, zumal in den feinen und Quart-Ausgaben, den schönsten Ausgaben des Auslandes nicht nachstehen.

Die Subscribenten erhalten nach Billigkeit die ersten Kupferabdrücke.

Den resp. Buchhandlungen, welche sich für diese Unternehmung interessiren, bewillige ich ihnen bekannt gemachte Vortheile; Privat-Personen aber, die sich dem Geschäfte des Sammlens widmen, gebe ich einen Rabatt, sobald sie nicht weniger als 6 Exempl. nehmen, von 20% oder $\frac{1}{5}$ des Betrags, der jedoch, sobald man sich deshalb an andere Buchhandlungen wendet, von diesen nicht verlangt werden kann, wie bei einzelnen Exemplaren überhaupt keiner.

Die Subscribenten sollen dem ersten und dem letzten Theile vorgedruckt werden.

Da das Manuscript schon gegenwärtig gänzlich ausgearbeitet ist; so werden die Bände rasch auf einander folgen, und die beiden ersten bis zum 1sten Juni des nächsten Jahres die Presse verlassen.

Leipzig, am 1sten November 1822.

F. A. Brockhaus.

Alle deutschen Buchhandlungen innerhalb der Staaten des deutschen Bundes nehmen auf vorstehend angekündigtes Werk Unterzeichnung und Bestellung an; im Auslande aber folgende:

Für Böhmen:

Die Buchh. Calve in Prag.
" " Enders ebendaselbst.
" " Krauß ebendas.
" " Widtmann ebendas.

Für Dänemark:

" " Brummer in Copenhagen.
" " Gyldendaal ebendas.
" " Reitzel ebendas.

Für England:

" " Bohte in London.
" " Treuttel, Würtz und Richter ebendas.

Für Frankreich:

" " Treuttel und Würtz in Paris und in Straßburg.
" " Levrault ebendas.

Für Gallizien:

" " Kuhn und Millikowsky in Lemberg.
" " Pfaff ebendas.

Für Italien:

" " Volke in Wien.
" " Friedrich Fleischer in Leipzig.
" " J. G. Weigel ebendas.

Für das Königreich der Niederlande:

" " Müller und Comp. in Amsterdam.
" " J. G. Sülpke ebendas.
" " Frank in Brüssel.
" " Volcke im Haag.

Für Ost-Preussen:

Die Buchh. Alberti in Danzig.
= = Anhuth ebendas.
= = Gerhard ebendas.
= = Bornträger in Königsberg.
= = Unzer ebendas.

Für Polen:

= = Brzezina in Warschau.
= = Glücksberg und Comp. ebendas.

Für die Schweiz:

= = Sauerländer in Aarau.
= = Neukirch in Basel.
= = Schweighäuser ebendas.
= = Burgdorfer in Bern.
= = Huber und Comp. in St. Gallen.
= = Steiner in Winterthur.
= = Orell, Füßli und Comp. in Zürich.
= = Trachsler ebendas.
= = Ziegler ebendas.

Für Schweden:

= = Holmgrèn in Stockholm.
= = Wiborg ebendas.
= = Palmblad in Upsala.

Für Rußland.

= = Oelzner in Moskau.
= = Meyer in Abo.
= = Hartmann in Riga.
= = Deubner und Treuy ebendas.
= = Meinshausen ebendas.
= = Wilhelm Gräff in St. Petersburg.
= = Weyher ebendas.

Für Ungarn:

= = Wigand in Caschau.
= = Wigand in Oedenburg.
= = Thierey in Hermannstadt.
= = Eggenberger in Pesth.
= = Hartleben ebendas.
= = Kilian ebendas.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXXV. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrb. des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exempl. ins Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1822 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. Annalen, allgemeine medicinische, od. kritische Annalen der Medicin. Herausg. v. Dr. J. F. Pierer u. Dr. L. Choulant. Jahrg. 1822. 6 Thlr. 16 gr.
2. Antiromanus, od. die Kirchengeschichte; eine Warnungstafel für Fürsten u. Völker, den römischen Katholicismus zu begünstigen. Allen biedern Katholiken u. Protestanten gewidmet v. Christianus Catholicus. gr. 8. 20 gr.
3. Behr, Dr. W. J., die Lehre von der Wirthschaft des Staats, od. pragmatische Theorie der Gesetzgebung u. Finanzverwaltung mit Rücksicht auf den Gebrauch bei akademischen Vorlesungen bearbeitet. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.
4. Bibliothek deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts. Herausgeg. v. Dr. Wilh. Müller. Erstes Bändch.: Auserlesene Gedichte v. Martin Opitz. Zweites B.: Gryphius. Drittes B.: Flemming. 8. Jedes B. 1 Thlr. 12 gr.
   (Diese Bibliothek wird aus etwa 8 Bändchen bestehen und im nächsten Jahr vollendet werden.)
5. Briefe aus Columbien an seine Freunde, von einem hannöverschen Officier. (Geschrieben im J. 1820.) 8. 1 Thlr. 8 gr.
6. Briefe Josephs des Zweiten. (Bisher ungedruckt.) Zweite mit einer neuen Einleitung: „Beitrag zur Würdigung Josephs des II." bereicherte Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.
7. Aus Casanova's Memoiren. Nach dem französ. Original-Manuscript bearbeitet von W. v. Schütz. 8. 2ter u. 3ter Band. Jeder zu 2 Thlr. 12 gr.
8. Casanoviana; od. Auswahl aus Casanova's Memoiren. 1ster Bd., enthaltend: 1) Die Geschichte seiner Flucht aus den Bleikammern von Venedig; 2) die Geschichte seines Duells mit dem Grafen Branicki in Warschau; 3) seine Besuche und Unterhaltungen mit Haller u. Voltaire. 8. 2 Thlr.

(Als Auszug aus d. Memoiren in [illegible] für die [illegible] bestimmt.)

9. Casper, Dr., Charakteristik der französ. Medicin und Chirurgie, mit Hinblicken auf die englische. Mit einem Kupf. gr. 8. 3 Thlr.

10. Conversations-Blatt, literarisches, für das J. 1822. gr. 4. 10 Thlr.

11. Conversations-Lexicon 11ter u. 12ter Band. In sechs verschiedenen Ausgaben. Preis für beide Bände:

Nr. 1. Ord. Druckpap. 4 Thlr. 16 gr. — Nr. 2. Schreibpap. 6 Thlr. 8 gr. — Nr. 3. Med.-Druckp. 7 Thlr. 12 gr. Nr. 4. Französ. fein med. Druckp. 9 Thlr. — Nr. 5. Velin-Papier 12 Thlr. — Nr. 6. In 4. auf Schrbpap. 12 Thlr.

Fertig ist die erste und zweite Lieferung; die 3te u. 4te Lieferung erfolgen zu Anfang des nächsten Jahrs. Das Ganze erscheint in acht Lieferungen, die gegen 200 Bogen enthalten werden.

12. Conversations-Lexicon, die ersten 10 Bände.

Dritter Druck der fünften Auflage.

Nr. 1. Ord. Druckpap. 12 Thlr. 12 gr. — Nr. 2. Schreibpap. 18 Thlr. 18 gr. — Nr. 3. Med. Druckp. 22 Thlr. — Nr. 6. In 4. auf Schrbp. 30 Thlr.

Privat-Personen, die sich mit dem Verleger direct in Verbindung setzen und den Betrag gleich mit einsenden, erhalten, sobald die Bestellung über 75 Thlr. beträgt, ein Siebentel des Belaufs als Rabatt. Der 11te u. 12te Band (s. Nr. 11 dieses Berichts) kann in die Bestellung mit inbegriffen werden.

13. Ebert, Dr. F. A., Geschichte u. Beschreibung der königl. Bibliothek in Dresden. gr. 8. 2 Thlr.

14. — — — allgemeines bibliographisches Lexicon. 2ter Band in sechs Lieferungen. gr. 4. feines französ. Druckpap. 10 Thlr.; feines französ. Schreibpap. 13 Thlr. 8 gr.

Fertig sind die beiden ersten Lieferungen dieses Bandes. Die 3te—6te folgen nach und nach im künftigen Jahre.

15. Encyklopädie der gesammten Freimaurerei. In alphabetischer Ordnung. Von Lenning. Durchgesehen, und, mit Zusätzen vermehrt, herausgeg. von einem Sachkundigen. Erster Theil. A—G. gr. 8. fein französ. Druckpap. 2 Thlr. 20 gr.; ord. Druckp. 2 Thlr. 12 gr. (Das Ganze soll 3 Theile enthalten.)

16. Ergänzungen der allgemeinen Gerichts-Ordnung und der allgemeinen Gebühren-Taxen für die Gerichte, Justiz-Commissarien u. Notarien in den Preussischen Staaten; enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, die allgemeine Gerichts-Ordnung und die allgemeinen Gebühren-Taxen abändernden, ergänzenden u. erläuternden Gesetze, Verordnungen u. Ministerial-Verfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben u. einem Register. gr. 8. (Mit der allgemeinen Preuß. Gerichts-Ordnung gleichförmig gedruckt.) Druckp. 1 Thlr. 12 gr. Schrbp. 2 Thlr.

17. Ergänzungen des allgemeinen Landrechts für die Preuß. Staaten; enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, das allgemeine Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerial-Verfügungen; nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und einem Register. 2 Bände. gr. 8. (Mit dem allgemeinen Landrecht gleichförmig gedruckt.) Druckpap. 3 Thlr. Schreibpap. 4 Thlr.

18. Ersch, Prof. J. S., Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Zweite bis auf die neueste Zeit fortgeführte, berichtigte u. ergänzte Ausgabe. In vier Bänden oder sieben Abtheilungen. gr. 8. complet 12 Thlr. Schreibpapier 16 Thlr. In 4. auf Schreibp. 24 Thlr

Fertig geworden ist der

Erste Band, enthaltend: I. die Literatur der Philologie, Philosophie u. Pädagogik, u. II. die Literatur der Theologie. Beide Literaturen von Prof. Böckel in Greifswalde bearbeitet u. v. Prof. Ersch revidirt.

Ferner vom

Zweiten Bande die erste Abtheilung: Literatur der Jurisprudenz, Politik (incl. der Cameralistik), bearbeitet von Prof. Koppe in Rostock u. von Prof. Ersch revidirt;

so wie vom

Dritten Bande die erste Abtheilung: Literatur der Medicin. Bearbeitet von Prof. Puchelt in Leipzig u. von Prof. Ersch revidirt.

Der Druck der übrigen Abtheil., als die 2te des 2ten Bandes, schöne Künste und vermischte Schriften; die 2te des 3ten Bandes: Naturkunde, und der 4te Band: Geschichte und Geographie werden so beschleunigt, daß das Ganze ohnfehlbar im nächsten Jahr vollendet seyn wird.

Weiter habe ich über diese neue Ausgabe dieses Handbuchs zu bemerken:

1) Daß keine Supplemente zur ersten Ausgabe geliefert werden, weil die mit der Anfertigung derselben verbundenen Kosten und Mühen in keinem Verhältnisse mit dem zu erwartenden Absatze waren.

2) Daß im Plane mehrere sehr zweckmäßige Abänderungen, die den Gebrauch erleichtern, getroffen worden, z. B. daß fast alle Verweisungen in einer auf andere Abtheilungen vermieden und die Artikel, worauf sonst verwiesen würde, lieber aufgenommen sind u. dgl. m.

3) Daß der Umfang dieser Ausgabe natürlich den der ersten bedeutend übersteigt. So enthält die Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik in der ersten Auflage 11 Bogen und 10 Columnen, in dieser zweiten aber 19 Bogen; die der Theologie enthielt 11 Bogen 14 Col., in dieser zweiten enthält sie ebenfalls 19 Bogen; die Literatur der Medicin umfaßte in der Ausgabe von 1811, 14 Bogen 6 Col., in dieser umfaßt sie an 24 Bogen und 6 Columnen. Wenn daher in der ersten Ausgabe diese 3 Abtheilungen aus 37 Bogen und 14 Columnen bestanden, so enthalten sie jetzt 62 Bogen 6 Columnen und alle Abtheilungen in gleichem Verhältniß angenommen, werden diese, welche in der ersten Ausgabe 141 Bogen umfaßten, in dieser zweiten Ausgabe gegen 220 Bogen stark werden.

4) War nun der Preis in der ersten Ausgabe bei 141 Bogen 10 Thlr., so müßte er, abgesehen von den jetzt viel höheren Papier- und Druckpreisen, gegenwärtig bei 220 Bogen über 15 Thlr. betragen. Ich habe diesen Preis aber, um die Anschaffung zu erleichtern (in Hoffnung eines stärkeren und um so rascheren Absatzes), nicht höher als auf 12 Thlr. auf Druckpap., und 16 Thlr. auf Schreibpap. notirt.

5) Daß jede Literatur bis zu dem Augenblick, wo der letzte Bogen zur Presse gelegt wird, nachgetragen und ergänzt wird.

19. Ersch, J. S., Literatur der Philologie, Philosophie u. Pädagogik. Zweite von Prof. Böckel in Greifswalde bis auf die neueste Zeit (Jubilate-Messe 1822) fortgeführte Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.; Schreibpap. 2 Thlr. 6 gr. und in 4. 3 Thlr.

20. — — — Literatur der Theologie. Zweite von Prof. Böckel in Greifswalde bis auf die neueste Zeit (Jub.-Messe 1822) fortgeführte Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.; Schreibp. 2 Thlr. 6 gr. u. in 4. 3 Thlr.

21. — — — Literatur der Medicin. Zweite von Prof. Puchelt in Leipzig bis auf die neueste Zeit (Jub.-M. 1822) fortgef. Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 20 gr.; Schreibp. 2 Thlr. 12 gr. u. in Quart 3 Thlr. 8 gr.

22. Ersch, J. S., Literatur der Jurisprudenz, Politik u. Cameralistik. Zweite von Prof. Koppe in Rostock bis auf die neueste Zeit (Michael.-Messe 1822) fortgeführte Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 18 gr. Schreibp. 2 Thlr. 8 gr. u. in 4. 3 Thlr. 4 gr.

23. Falk, Johannes, das Vaterunser der Weimarischen Sonntagsschule. Mit Evangelien, Kupfern u. Noten. Zum Besten eines von den Kindern selbst zu erbauenden Bet- u. Schulhauses. Mit 13 Noten- u. 10 Kupferblättern. Preis 1 Thlr.

(Der eingehende Ertrag wird von mir ohne Abzug dem Verf. zur Förderung seiner wohlthätigen Zwecke eingesandt. Alle Menschenfreunde werden gebeten, diese Zwecke auf diese Weise zu unterstützen.)

24. Flemming, Paul, auserlesene Gedichte. Herausgeg. von Wilh. Müller. 8. 1 Thlr. 12 gr.

(Auch unter dem Titel: Bibliothek deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts. 3tes Bändchen.)

25. Gellert, Christian Fürchtegott, Briefwechsel mit Demoiselle Lucius. Nebst einem Anhange, enthaltend: 1) Eine Rede Gellert's, gehalten vor dem Churfürsten in Leipzig. 2) Ein Gedicht Gellert's an den Churfürsten. 3) Ein Brief Rabener's an Gellert, und dessen Antwort. 4) Das Gespräch Gellert's mit dem König Friedrich II. 5) Ein Brief Gellert's an Cramer. Sämmtlich aus den bisher meist noch ungedruckten Originalen herausgeg. von Friedrich Adolf Ebert. gr. 8. 2 Thlr. 16 gr.

26. Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. In zwei Theilen. Zweiten Theiles erste Abtheilung: Die letzten Könige von Jerusalem und Saladin. gr. 8. 2 Thlr. (Der erste Theil kostet 3 Thlr.)

27. Gerstäcker, Dr. K. F. W., Anweisung zur Abfassung gerichtlicher Vertheidigungsschriften. Zweiter Theil. gr. 8. 2 Thlr. 6 gr. (Beide Theile 4 Thlr. 18 gr.)

28. Gervais, E., kleine Mittheilungen aus dem staatswissenschaftlichen Gebiete. Zweiter und letzter Theil. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr. (Beide Theile 3 Thlr. 8 gr.)

29. Gryphius, Andreas, auserlesene Gedichte. Herausgegeben von Wilh. Müller. 8. 1 Thlr. 12 gr.

(Auch unter dem Titel: Bibliothek deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts 2tes Bändchen.)

30. Henke, A., Abhandlungen aus dem Gebiet der gerichtlichen Medicin. Erster Band. Zweite vermehrte u. verbess. Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

(Der 2te Band wird jetzt ebenfalls neu gedruckt; vom 3ten und 4ten sind dagegen noch Exemplare der ersten Auflage vorräthig. Ein 5ter Band erfolgt später.)

31. Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur. Für das Jahr 1822. gr. 8. 10 Thlr.

32. Hohenlohe, Fürst Alexander von, der im Geist der katholischen Kirche betende Christ. Dritte Auflage. 8.

(In 2 verschied. Ausgaben mit Cicero und mit Corpus-Fractur jede auf Schreibp. u. auf Velinpap. gedruckt u. jede mit einem besondern Kupfer.)

33. Holberg's Lustspiele. Neu übersetzt und bearbeitet von Oehlenschläger. Vier Theile. 8. 9 Thlr. 8 gr.

34. Huber, Therese, Ellen Percy oder Erziehung durch Schicksale. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 12 gr.

35. Hufeland, Staatsrath u. Dr. C. W., Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts. Nach Darwin bearbeitet und mit vielen Zusätzen u. s. w. versehen. (Eigenthum der Louisenstiftung in Berlin.) gr. 8. 18 gr.

36. Isis. Encyklopädische Zeitschrift für das Jahr 1822. Herausgeg. von Oken. gr. 4. 8 Thlr. (Comm. Art.)

37. Kannegießer, Karl Ludwig, das erste Buch der Odyssee. Probeschrift. gr. 8. 4 gr.
38. Köthe, Dr. F. A., Stimmen der Andacht. In christlichen Liedern. Eine Neujahrsgabe. kl. 8.
39. Krug, Prof. Wilh. Traug., Handbuch der Philosophie und der philosophischen Literatur. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände. gr. 8. 3 Thlr. 16 gr.
40. — — — neuester Stand der griechischen Sache. gr. 8. 6 gr.
41. — — — geschichtliche Darstellung des Liberalismus alter und neuerer Zeit. Ein historischer Versuch gr. 8. 1 Thlr.
42. Lieber, Dr. Franz, Tagebuch meines Aufenthalts in Griechenland während der Monate Januar, Februar, März, im Jahre 1822. 8. 1 Thlr.
43. Lucchesini, Marchese von, historische Entwickelung der Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes. Aus dem Italienischen von B. J. F. v. Halem. Zweiter Theil. gr. 8. 2 Thlr. (Beide Theile 4 Thlr. 8 gr.)
44. Martens, Charles, Baron de, Annuaire diplomatique pour l'année 1823. 12. 1 Thlr. 8 gr.
45. — — — Manuel diplomatique, ou précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques; suivi d'un recueil d'actes et d'offices pour servir de guide aux personnes qui se destinent à la carrière politique. gr. in 8. 2 Thlr. 12 gr.; auf feinem Papier und brochirt 3 Thlr. 8 gr.
46. Der Lady Morgan Reisen. Zweite Abtheilung: Italien. Erster bis dritter Band. Jeder zu 2 Thlr. 8 gr.
(Die erste Abtheilung: Reise in Frankreich. 2 Bände. 3 Thlr. 12 gr.)
47. Müller, Wilh., neue Lieder der Griechen. kl. 8. 4 gr.
48. Rohlwes, J. N., das Ganze der Thierheilkunde, nebst allen damit verbundenen Wissenschaften, oder fünf Bücher der Thierarzneiwissenschaft für Landwirthe, Cavalleristen, Pferdezüchter, Thierärzte u. Pferdeliebhaber. Erster Theil. Von der Pferdezucht. Mit 2 Kupf. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.
(Das Ganze wird aus 5 Büchern od. Theilen bestehen.)
49. Saalfeld, Prof. Fr., Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Anfange der franz. Revolution. Vierten Bandes zweite Abtheil. gr. 8.
(Führt die Geschichte Europens bis zum Aachner Congresse fort.)
50. Schindel, Aug. von, die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts. In 2 Bänden. Erster Band. A—L. 8. 2 Thlr.
51. Schulze's, Ernst, sämmtliche poetische Werke. Vier Bände. Neue Aufl.
Von dieser neuen Auflage sind 5 verschiedene Ausgaben veranstaltet: Nr. 1. auf feinem französischen Papier, ohne Kupfer. 6 Thlr. — Nr. 2. auf demselben Papier, mit 16 größtentheils in Paris gestochenen Kupf. 8 Thlr. — Nr. 3. in größerem Format und auf besserem Papier, mit denselb. Kupfern. 10 Thlr. — Nr. 4. in Medianformat und auf suprafeinem franz. Papier, mit dens. Kupfern. 12 Thlr. — Nr. 5. auf Median suprafeinem Schweizer Velinpap., mit Kupfern vor der Schrift. 18 Thlr. (Diese Ausgabe ist cartonnirt u. sind davon nur 50 Ex. gedruckt.)
52. — — — Cäcilie. Zwei Bände. Neue Auflage.
Von dieser neuen Aufl. sind ebenfalls 5 verschied. Ausgaben veranstaltet: Nr. 1. auf feinem französ. Papier, ohne Kupf. 3 Thlr. — Nr. 2. auf demselben Papier, mit 7 größtentheils in Paris gestochenen Kupf. 4 Thlr. — Nr. 3. in größerem Format u. auf besserem Papier, mit denselb. Kupf. 5 Thlr. — Nr. 4. in Medianformat auf suprafeinem franz. Papier mit dens. Kupfern. 6 Thlr. — Nr. 5. in groß Medianformat auf feinem franz. Velinpap., mit den ersten Kupfer-Abdrücken. 9 Thlr.
53. — — — bezauberte Rose.
Nr. 1. Ausgabe ohne Kupf. 1 Thlr. — Nr. 3. Ausgabe mit 7 Kupf. 2 Thlr. — Nr. 4. größere Ausgabe mit dens. Kupfern 2 Thlr. 12 gr.

54. Schlegel, Wilh. von, zur intellectuellen und substantiellen Morphologie mit Rücksicht auf die Schöpfung und das Entstehen der Erde. Zweites Heft. gr. 8. 1 Thlr.

55. Shakspeare's Schauspiele, erläutert von Franz Horn. Erster Band. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.
(Enthält die Erläuterungen von Macbeth — Julius Cäsar. — Der Kaufmann von Venedig. — König Lear. — Romeo und Julie. — Viel Lärm um nichts. — Titus Andronicus. — Othello.)

56. Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercur-Versuche, welche zu Würzburg und Bamberg durch den Bauer Martin Michel und den Fürsten Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst unternommen worden sind. Mit Hohenlohe's Bildniß. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

57. Tasso's, Torquato, befreites Jerusalem. Neu übersetzt von Karl Streckfuß. 2 Bände.
Hiervon sind drei Ausgaben veranstaltet:
Nr. 1. in klein Octav, blos die deutsche Uebersetzung. Sehr zierlich auf feinem franz. Papier gedruckt. 2 Bände. 3 Thlr. — Nr. 2. in groß Octav, auf gutem deutschen Druckpapier, mit dem Original-Text gegenüber. 2 Bände. 3 Thlr. 12 gr. — Nr. 3. auf gleiche Weise, auf feinem franzöf. Pap. 2 Bände. 4 Thlr. 8 gr.

58. Theater, classisches, der Franzosen. Nr. III. Cäsar von Voltaire, übersetzt von Peucer. kl. 8. 1 Thlr. 4 gr. Nr. IV. Iphigenia von Racine, übersetzt von demselben. kl. 8. 1 Thlr. 8 gr.
(Der Original-Text ist immer gegenüber gedruckt.)

59. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1823. Neue Folge, 5ter Jahrgang. Mit 7 Kupfern: Böttiger's Bildniß nach Vogel von Schwerdgeburth und sechs Darstellungen zu Shakspeare's König Lear, Othello u. Macbeth nach Opiz, gestochen von Adam, Coupé, Delvaux u. Leclerc in Paris. 12.
(Die Ausgabe mit Goldschnitt und cartonnirt kostet 2 Thlr. 6 gr. und eine Ausgabe in 8. mit den besten Kupferabdrücken 3 Thlr. 12 gr.)

60. Vico, Giambattista, Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Aus dem Italienischen, mit vielen Anmerkungen u. dem Leben des Vfs., von Dr. W. Weber. gr. 8. 4 Thlr.

61. Walther, Dr. J. A., über das Wesen der phthisischen Constitution und der Phthisis in ihren verschiedenen Modificationen, nebst der aus diesem fliesenden Curmethode. Zweiter oder besonderer Theil. Zweite Abtheil. gr. 8.

62. Weigel, Jos., das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Zweiter Band. 8. 2 Thlr. 8 gr. (Der erste Band kostet 2 Thlr.)

63. Winckell, G. F. D. aus dem, Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite, gänzlich umgearbeitete, sehr vermehrte und mit einem General-Repertorio u. s. w. bereicherte Auflage. Dritter und letzter Theil. gr. 8. 3 Thlr. 16 gr.
(Das Ganze dieses vortrefflichen Handbuchs, welches in dieser zweiten Auflage um das Doppelte ist bereichert worden, kostet 11 Thlr.)

64. Wolfart, Dr. K. Christ., Jahrbücher für den Lebensmagnetismus. Vierten Bandes zweites Heft und fünften Bandes erstes Heft, oder Nr. VIII. u. IX. der ganzen Folge. gr. 8. Jedes zu 1 Thlr.

65. Zeitgenossen. Biographien u. Charakteristiken. Neue Folge Nr. VI bis X., od. Nr. XXX—XXXIV. der ganzen Reihe. gr. 8. Jede Nr. 1 Thlr.
(Der jetzige Redacteur ist Hr. Dr. Friedr. Cramer in Halberstadt.)

Verschiedene sonstige auf meinen Verlag Bezug habende Notizen.

1. An das neu aufgelebte Literatur-Comptoir des Hrn. Hofraths J. F. und des Hrn. Hauptmanns Aug. Pierer in Altenburg habe ich die bisher von dem ersten in Commission gehabten zwei Artikel zurück gegeben, als:

a) J. F. Pierer, allgemeines medicinisches Realwörterbuch. 1ster bis 4ter Bd. und b) Haas, lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Wörterbuch, 2 Thle.; und wolle man künftig diese zwei Artikel von gedachtem Literatur-Comptoir beziehen, mir auch etwanige Pränumerationsgelder auf den 5ten Band des medicinischen Realwörterbuchs wieder zurechnen.

2. Habe ich aus dem Unger'schen Verlag von dem letzten Besitzer, Herrn Herbig in Berlin (Nachfolger von Herrn Schabe), auf Veranlassung eines andern Geschäfts mit demselben, käuflich an mich gebracht: a) Göthe's neue Schriften. Rechtmäßige und ursprüngliche Original-Ausgabe. Sieben Theile. Mit Musik-Beilagen von Reichardt und Kupfern v. F. Bolt und Meno Haas. kl. 8. Schreibpap. 7 Thlr. u. Druckpap. 5 Thlr. Einzeln wird daraus verkauft: b) Göthe's Reinecke Fuchs. In 12 Gesängen. 8. Schreibpapier 1 Thlr. Druckpapier 16 gr. c) Desselben Wilhelm Meisters Lehrjahre. Vier Theile, mit Musik-Beilagen. 8. Schreibpapier 4 Thlr. Druckpapier 2 Thlr. 16 gr. d) Desselben Gedichte. Mit 2 Kupfern von Bolt und Meno Haas. Schreibpap. 1 Thlr. 8 gr. und Druckpap. 1 Thlr.

3. Von Herrn C. Fr. Kunz in Bamberg habe ich folgende zehn Artikel mit Verlagsrecht käuflich an mich gebracht: a) Borst Beweislast im Civilprozeß. gr. 8. 1 Thlr. b) Dorn Recepttaschenbuch. 8. 2 Thlr. 12 gr. c) Desselben pharm. Taschen-Lexicon. 8. 1 Thlr. 4 gr. d) Henke Abhandlungen aus der gerichtl. Medizin. 4 Bde. gr. 8. 6 Thlr. 12 gr. e) Hoffmann's Phantasiestücke. 2 Theile. gr. 8. 4 Thlr. f) Hohenlohe, des Fürsten Alexander von, Gebetbuch für Katholiken. 8. Druckpap. 12 gr. fein Postpap. 21 gr. Schreibpap. 16 gr. Velinpap. 1 Thlr. 4 gr. g) Marcus Recepttaschenbuch. 8. 1 Thlr. h) Sarsena. 3te Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr. i) Schubert Symbolik des Traumes. Zweite Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 4 gr. k) Walther's Physik. Ersten Bandes erste und zweite Abtheilung und zweiten Bandes erste Abtheilung. gr. 8. 5 Thlr. 16 gr.

4. Von folgenden französischen und englischen Werken erscheinen bei mir Bearbeitungen und wünsche ich dabei ohne Collision zu bleiben. a) Von J. D. Meyer: Esprit, origine et progrès des institutions judiciaires etc. wird Herr Prof. J. P. v. Hornthal in Freiburg unter dem Titel: Geschichte der Rechtspflege bei den vorzüglichsten Völkern germanischen Stammes, eine deutsche Bearbeitung in 4 Bänden herausgeben, deren erster bis zur nächsten Jubilatemesse fertig wird. b) Von des Grafen von Villeveille Schrift: Des instituts d'Hofwyl, considérés plus particulièrement etc. bearbeitet der kurfürstlich Hessische Oekonomie-Commissair, Herr Wenderoth in Cassel, der mit dem Grafen von V. zugleich längere Zeit in Hofwyl lebte, eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel: Die Institute von Hofwyl, mit vorzüglicher Berücksichtigung ihrer hohen Wichtigkeit für die Staatszwecke, und aus dem Gesichtspunkte ihrer großen staatswirthschaftlichen Wichtigkeit betrachtet. c) Eben derselbe Herr Oekonomie-Commissair Wenderoth bearbeitet eine Uebersetzung von des General-Majors von Bosch Werke: De la Colonie de Frédériksoord etc. unter dem Titel: Ueber die Colonie Frederiks-Oord und den Mitteln, der Armuth durch Anbau unbenutzter Ländereien abzuhelfen. d) Von dem in London erschienenen wichtigen Werke: Lowe State of England etc., wird vom Herrn Staatsrath von Jakob in Halle eine deutsche Bearbeitung geliefert.

5. Auf die Uebersetzung von: The Travels of Theodore Ducas in various countries of Europe at the revival of letters and art. Edited by Charles Mills, Esq. 2 vols. leiste ich dagegen jetzt, nach genauerer Kenntniß des Originals, Verzicht.

6. Für das nächste Jahr habe ich außer den Fortsetzungen

ren Publikums kommen wird, nämlich N°. 1., für alle sechs Bände mit den Kupfern auf 12 Thlr. oder 21 Fl. 36 Kr. Rhein. setzt, ein Preis, den er jedoch, bei Particuliers nur gegen reelle Vorausbezahlung der Hälfte und nur für einen gewissen Zeitpunkt kann gelten lassen.

Für alle die verschiedenen, oben näher bezeichneten fünf Ausgaben ist demnach der Pränumerations-Preis folgendermaßen regulirt:

N°. 1. Octav-Ausgabe auf gutem weißen inländisch. Papier 12 Thlr.
" 2. Gleiche Ausgabe auf sehr feinem französis. Papier 16 Thlr.
" 3. Gleiche Ausgabe auf dem feinsten französischen Velin-Papier (mit Kupfern vor der Schrift) . 24 Thlr.
" 4. Quart-Ausgabe auf franz. Schreibpapier . . 24 Thlr.
" 5. Quart-Ausgabe auf dem feinsten französischen Velin-Papier (mit Kupfern vor der Schrift) . 45 Thlr.

Diese Preise sind jedoch nur bis zur **Jubilate-Messe** 1823 gültig und tritt nach dieser Zeit ein bedeutend erhöhter Ladenpreis ein, so daß z. B. die Ausgabe N°. 1. künftig nicht weniger als 18 Thlr. kosten wird. Daß ich in solchen Bestimmungen Wort halte und nicht, wie öfter geschieht, mich den Umständen anpasse, wissen Diejenigen, die mit meinen Unternehmungen vertraut sind. Ich habe nie einen Preis herabgesetzt, weil ich stets die möglichst niedrigen von vorn herein berechnet habe.

Um die Theilnahme an dieser Unternehmung noch mehr zu erleichtern, verlange ich bei der Unterzeichnung nur die Hälfte der oben bestimmten Pränumerations-Preise, und die andere Hälfte erst bei der wirklichen Ablieferung der beiden ersten Bände von der Octav- und des ersten Bandes der Quart-Ausgabe.

Die typographische Ausführung wird in der Officin meines Sohnes und unter seiner speciellen Aufsicht Statt finden, und dieselbe, zumal in den feinen und Quart-Ausgaben, den schönsten Ausgaben des Auslandes nicht nachstehen.

Die Subscribenten erhalten nach Billigkeit die ersten Kupferabdrücke.

Den resp. Buchhandlungen, welche sich für diese Unternehmung interessiren, bewillige ich ihnen bekannt gemachte Vortheile; Privat-Personen aber, die sich dem Geschäfte des Sammlens widmen, gebe ich einen Rabatt, sobald sie nicht weniger als 6 Exempl. nehmen, von 20% oder ⅕ des Betrags, der jedoch, sobald man sich deshalb an andere Buchhandlungen wendet, von diesen nicht verlangt werden kann, wie bei einzelnen Exemplaren überhaupt keiner.

Die Subscribenten sollen dem ersten und dem letzten Theile vorgedruckt werden.

Da das Manuscript schon gegenwärtig gänzlich ausgearbeitet ist: so werden die Bände rasch auf einander folgen, und die beiden ersten bis zum 1sten Juni des nächsten Jahres die Presse verlassen.

Leipzig, am 1sten November 1822.

F. A. Brockhaus.

Alle deutschen Buchhandlungen innerhalb der Staaten des deutschen Bundes nehmen auf vorstehend angekündigtes Werk Unterzeichnung und Bestellung an; im Auslande aber folgende:

Für Böhmen:

Die Buchh. Calve in Prag.
" " Enders ebendaselbst.
" " Krauß ebendas.
" " Widtmann ebendas.

Für Dänemark:

" " Brummer in Copenhagen.
" " Gyldendaal ebendas.
" " Reitzel ebendas.

Für England:

" " Bohte in London.
" " Treuttel, Würtz und Richter ebendas.

Für Frankreich:

" " Treuttel und Würtz in Paris und in Straßburg.
" " Levrault ebendas.

Für Gallizien:

" " Kuhn und Millikowsky in Lemberg.
" " Pfaff ebendas.

Für Italien:

" " Volke in Wien.
" " Friedrich Fleischer in Leipzig.
" " J. G. Weigel ebendas.

Für das Königreich der Niederlande:

" " Müller und Comp. in Amsterdam.
" " J. G. Sülpke ebendas.
" " Frank in Brüssel.
" " Volcke im Haag.

Für Ost-Preussen:

Die Buchh. Alberti in Danzig.
= = Anhuth ebendas.
= = Gerhard ebendas.
= = Bornträger in Königsberg.
= = Unzer ebendas.

Für Polen:

= = Brzezina in Warschau.
= = Glücksberg und Comp. ebendas.

Für die Schweiz:

= = Sauerländer in Aarau.
= = Neukirch in Basel.
= = Schweighäuser ebendas.
= = Burgdorfer in Bern.
= = Huber und Comp. in St. Gallen.
= = Steiner in Winterthur.
= = Orell, Füßli und Comp. in Zürich.
= = Trachsler ebendas.
= = Ziegler ebendas.

Für Schweden:

= = Holmgrèn in Stockholm.
= = Wiborg ebendas.
= = Palmblad in Upsala.

Für Rußland.

= = Oelzner in Moskau.
= = Meyer in Abo.
= = Hartmann in Riga.
= = Deubner und Treuy ebendas.
= = Meinshausen ebendas.
= = Wilhelm Gräff in St. Petersburg.
= = Weyher ebendas.

Für Ungarn:

= = Wigand in Caschau.
= = Wigand in Oedenburg.
= = Thierey in Hermannstadt.
= = Eggenberger in Pesth.
= = Hartleben ebendas.
= = Kilian ebendas.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXXV. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrb. des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exempl. ins Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Bericht
über die
im Laufe des Jahres 1822
bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. Annalen, allgemeine medicinische, od. kritische Annalen der Medicin. Herausg. v. Dr. J. F. Pierer u. Dr. L. Choulant. Jahrg. 1822. 6 Thlr. 16 gr.
2. Antiromanus, od. die Kirchengeschichte; eine Warnungstafel für Fürsten u. Völker, den römischen Katholicismus zu begünstigen. Allen biedern Katholiken u. Protestanten gewidmet v. Christianus Catholicus. gr. 8. 20 gr.
3. Behr, Dr. W. J., die Lehre von der Wirthschaft des Staats, od. pragmatische Theorie der Gesetzgebung u. Finanzverwaltung mit Rücksicht auf den Gebrauch bei akademischen Vorlesungen bearbeitet. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.
4. Bibliothek deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts. Herausgeg. v. Dr. Wilh. Müller. Erstes Bändch.: Auserlesene Gedichte v. Martin Opitz. Zweites B.: Gryphius. Drittes B.: Flemming. 8. Jedes B. 1 Thlr. 12 gr.
   (Diese Bibliothek wird aus etwa 8 Bändchen bestehen und im nächsten Jahr vollendet werden.)
5. Briefe aus Columbien an seine Freunde, von einem hannöverschen Officier. (Geschrieben im J. 1820.) 8. 1 Thlr. 8 gr.
6. Briefe Josephs des Zweiten. (Bisher ungedruckt.) Zweite mit einer neuen Einleitung: „Beitrag zur Würdigung Josephs des II." bereicherte Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.
7. Aus Casanova's Memoiren. Nach dem französ. Original-Manuscript bearbeitet von W. v. Schütz. 8. 2ter u. 3ter Band. Jeder zu 2 Thlr. 12 gr.
8. Casanoviana; od. Auswahl aus Casanova's Memoiren. 1ster Bd., enthaltend: 1) Die Geschichte seiner Flucht aus den Bleikammern von Venedig; 2) die Geschichte seines Duells mit dem Grafen Branicki in Warschau; 3) seine Besuche und Unterhaltungen mit Haller u. Voltaire. 8. 2 Thlr.

Allgemeine deutsche Schulvorschriften für den ersten Unterricht im Schönschreiben. Ordin. Papier 10 Gr.; Velinpapier 12 Gr.
Allgemeine deutsche Schulvorschriften für den zweiten Unterricht. 16 Gr.
Englische Schulvorschriften. Ord. Papier 10 Gr.; Velinpapier 12 Gr.
Calligraphische Vorschriften für Militairschulen. 1stes Heft: deutsche Schrift; 16 Gr. 2tes Heft: englische Schrift; 16 Gr.
Prämienblatt für Schüler. 2 Gr.

Berlin, im October 1822.

T. Trautwein.

In der Schönian'schen Buchhandlung in Elberfeld ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Rheinische
Jahrbücher
für
Medicin und Chirurgie.

Herausgegeben
von
Dr. Chr. Fr. Harless.

VI Bandes II Stück.
20 Gr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Ich habe so eben, als neu in meinem Verlage erschienen, an alle solide Buchhandlungen versandt:

1. Die Lehre vom Besitze, eine civilistische Abhandlung von D. C. von Savigny. Vierte sehr verbesserte Auflage. Gr. 8. Auf milchweißes Druckpapier 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.; auf ord. Druckpap. 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 Fl. 48 Kr.

Der klassische Werth dieses Werks ist anerkannt; als Verleger glaube ich andeuten zu müssen, daß auch diese vierte Ausgabe wesentliche Verbesserungen und Zusätze erhalten hat.

2. Ludw. Hüffell, über das Wesen und den Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen. 2ter und letzter Band. Gr. 8. Auf milchweißes Druckpapier 2 Thlr.; auf ord. Druckpapier 1 Thlr. 16 Gr.

Der durch seine Predigten und Geistlichen-Schule ruhmvoll bekannte Verfasser dieses Werks hatte sich damit keine für das Zeitbedürfniß leichte Aufgabe gesetzt, wie sich nämlich der, seinen ehrwürdigen Beruf erkennende Religions-Lehrer, in all seinen Beziehungen in amtlicher, wissenschaftlicher, kirchlicher, religiöser und moralischer Hinsicht, zu bilden und zu benehmen habe. Nach dem Urtheile mehrerer unserer ersten Gottesgelehrten, hat der Verfasser seine Aufgabe im ganzen Umfange so rühmlichst gelöst, daß ich keinen Anstand nehme, dieses Werk als eines der gehaltvollsten der neuern theologischen Literatur auszubieten, das in keiner Bibliothek eines, seinen wichtigen Beruf erkennenden Theologen fehlen sollte. Der Ladenpreis beider Bände auf ord. Druckpapier ist 6 Fl. und auf milchweißes Druckpap. 7 Fl. 12 Kr.

3. **Selbständigkeit und Abhängigkeit, oder Philosophie und Theologie, in ihrem gegenseitigen Verhältnisse betrachtet, von Dr. *Friedr. Eduard Schulz*, Professor der Philosophie.** 10 Gr. oder 45 Kr.

Mit dieser, durch Scharfsinn und logische Ordnung sich auszeichnenden Schrift beginnt ein junger, höchst talentvoller Gelehrter die schriftstellerische Laufbahn. Das sich aufgegebene Thema gehört zu den bestrittensten unserer Zeit; ich glaube versichern zu dürfen, daß es der Verfasser, mit den Waffen der Vernunft und der Bibel in der Hand, siegreich durchgeführt habe.

4. **Versuch einer Anweisung zur Forst-Betriebs-Regulirung, nach neuern Ansichten bearbeitet von P. E. Klipstein, großherzogl. hessischem Forstmeister zu Lich.** Mit 7 Tabellen. 22 Gr. oder 1 Fl. 40 Kr.

Auch die Forstwissenschaft stehet an der Stufe einer Umgestaltung. Der Verfasser dieses Werks gilt für einen der besonnensten und erfahrensten Männer seines Faches, und es stehet zu erwarten, daß seiner vereinfachten, minder kostspieligen Forstbetriebs- und Taxations-Methode, im In- und Auslande, Aufmerksamkeit und Befolgung zu Theil werden wird.

5. **Ein Bogen über zwei, oder Kritik der Aphorismen über die lateinische Schreibart der Neuern.** 8. 2 Gr. oder 9 Kr.

6. **Sundheim, über Nichtigkeits-Gründe eines Erkenntnisses in Criminalsachen.** 10 Gr. oder 45 Kr.

Zugleich mache ich bei dieser Gelegenheit bekannt, daß Herr Kreis-Physicus D. Paulizky in Wetzlar eine ganz neu bearbeitete, rechtmäßige Ausgabe von seines Vaters bekanntem Volksbuche: Anleitung für Landleute, zu einer vernünftigen Gesundheitspflege ɛc. ɛc., herausgibt, welche in den ersten Monaten des nächsten Jahres erscheinen wird. Eine ausführliche Anzeige, welche zugleich mit merkwürdigen Belegen versehen, eine Warnung gegen den Ankauf einer sogenannten 6ten Auflage dieses Buchs, von einem Herrn D. Ronne in Frankfurt besorgt, darlegt, ist in allen Buchhandlungen umsonst zu bekommen.

Gießen, im November 1822.

Georg Friedrich Heyer.

Im Verlage von J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Versuch
einer
wissenschaftlichen Anleitung zum Studium der Landwirthschaftslehre.
Von
Leopold Trautmann.
Zwei Bände.
Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.
Wien, 1822. Gr. 8. 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr. rhein.

Durch die wesentlichsten Verbess[...] sätze, besonders in der Agricultur-Chemie und in der Le[...] niß und Cultur der

Bodens, so wie auch durch das, was der Herr Verfasser am gehörigen Orte von den neuesten Fortschritten im Gebiete der landwirthschaftlichen Erfahrungen, nach sorgfältiger, mit kritischem Scharfblicke vorgenommener Prüfung eingeschaltet hat, darf diese dritte Auflage gewiß mit vollem Rechte auf den Beisatz: verbessert und vermehrt, Anspruch machen und eine eben so günstige Aufnahme bei dem landwirthschaftlichen Publicum gewärtigen, als die beiden früheren Auflagen dieses vortrefflichen Lehrbuches.

Druck, Papier und Correctheit, werden den Wünschen der Leser entsprechen.

Fr. Rosengeil's Gottgeweihte Morgen- und Abendstunden, in ländlicher Einsamkeit gefeiert. 8. Im Verlage der Keßelring'schen Hofbuchhandlung zu Hildburghausen. Broch. In einem geschmackvollen Umschlag. 1 Thlr. 14 Gr.

Mehrere kritische Blätter haben diesem Andachtsbuch unter den neuerlich erschienenen den ersten Platz angewiesen, es möchte sich daher wohl vor allen zu einer schönen Weihnachtsgabe eignen.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen um den Preis von 1 Thlr. 12 Gr. zu beziehen:

Sylloge inscriptionum antiquarum, ed. F. Osann, Fasciculus I.

Jena, den 19ten September 1822.

Cröker'sche Buchhandlung.

Neue Gesellschaftsspiele.

Bei dem Interesse, welches bei Alt und Jung die griechische Sache aufgeregt hat, wird man sich auch gern eine heitere Abendunterhaltung mit folgenden Spielen verschaffen:

Die Türken und die Griechen,

welche werden siegen? Ein auf ganz neue Art eingerichtetes politisches Gesellschaftsspiel für alle Stände und jedes Alter. Mit 32 illumin. Kärtchen, im Futteral, Abbildungen der verschiedenen Kriegsvölker und Kriegsscenen enthaltend. 18 Gr.

Der Phönix und der Halbmond oder die Sache der Griechen und Türken.

Ein neues Unterhaltungsspiel für große und kleine Gesellschaften, nach der Art des beliebten Schimmelspiels frei eingerichtet. Mit 5 illumin. Karten und 4 Würfeln. In Futteral und Büchsen. 20 Gr. Ordin. Ausgaben mit farbigen Kärtchen 12 Gr.

Nüsse geboten und geknackt.

Kleine Unterhaltungen für frohe Gesellschaften, in Räthseln, Logogryphen u. s. w. mit doppelten Auflösungen, in Reimen von L. Geißler, W. Graf und A. Schmidt. 12. Geh. 12 Gr.

Leipzig.

Ernst Klein's Kunst-Comptoir.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXXVII. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrb. des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exempl. ins Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Literarische Anzeige

über

zwei Werke,

die

gesammte preußische Civilgesetzgebung betreffend,

welche in allen Buchhandlungen der preußischen Monarchie zu erhalten sind.

I. Ergänzungen der allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebürentaxe für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten; enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltender, die allgemeine Gerichtsordnung und die allgemeine Gebürentaxe abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen; nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und einem Repertorium. 1822. Gr. 8. VI. und 503 S. Leipzig, bei F. A. Brockhaus; Berlin, bei A. Rücker. (Preis: 1 Thlr. 12 Gr. auf Druckp., und 2 Thlr. auf Schreibp.)

II. Ergänzungen des allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltender, das allgemeine Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register. 1823. Gr. 8. 2 Bände. Leipzig, bei F. A. Brockhaus; Berlin, bei F. A. Herbig. (Preis beider Bände: 3 Thlr. auf Druckpapier, und 4 Thlr. auf Schreibpapier.)

Bei einer Gesetzgebung, wie die des preußischen Staates, deren Fortbildung zur Bestimmung des positiven Rechts und der Rechtspflege nicht allein durch wirkliche Gesetze, sondern in mancher andern Form, selbst durch Ministerialrescripte Statt hat, muß jedem zur preußischen Staatsverwaltung in Bezug Stehenden, besonders den Justizbeamten, das Bedürfniß fühlbar werden, den ganzen Inbegriff der gesetzlichen Bestimmungen nach der Anordnung des allgemeinen Landrechtes und der allgemeinen Gerichtsordnung zur Hand zu haben. Durch eine solche Sammlung wird dem angehenden Rechtsgelehrten erst das gründliche Studium des preußischen Rechtes und auch dem kundigen Justizbeamten die Revision und vollständige Uebersicht der preußischen Civilgesetzgebung möglich. Dieses Bedürfniß kann nicht gehoben werden durch, sonst schätzbare, sammelnde Zeitschriften oder durch Repertorien, in anderer Form, als diejenige der zur Grundlage dienenden Gesetzbücher ist.

Darum unterzog sich ein berühmter preußischer Rechtsgelehrter und praktischer Justizbeamter dem schwierigen Unternehmen, und giebt derselbe diesen beiden Ergänzungswerken alles, was bis zur Vollendung des Drucks (bei den Ergänzungen zur Gerichtsordnung also bis zum August; bei den Ergänzungen zum Landrecht bis zum December 1822) als abändernde, ergänzende und erläuternde Bestimmung, rücksichtlich der ganzen Civilgesetzgebung des preußischen Staates erschienen ist, geordnet nach der Paragraphen-Folge (was den praktischen Gebrauch außerordentlich erleichtert), und ausgestattet mit dem genauesten Register oder Repertorio.

Ein bekanntes literarisch-kritisches Blatt hat sich über diese Unternehmungen in folgender Art ausgesprochen, was erlaubt sein wird, hier zur nähern Würdigung derselben mitzutheilen.

„Was auch auf der Welt vorhanden ist," sagt dasselbe, „hat immer „zwei Seiten! Wie es die Menschen und die Regierungen machen mögen, es wird immer sein Gutes und Böses haben! Indessen muß „nothwendigerweise doch eins im Ganzen besser sein, als das andere, „und ihm um deswillen der Vorzug gebüren. So verhält es sich denn „ebenfalls mit der Thätigkeit der Gesetzgebung. Ist sie außerordentlich rege, so häufen sich die gesetzlichen Bestimmungen; die Dauer „derselben wird theilweis so kurz, daß kaum die Sachverständigen „davon Kenntniß nehmen können, daß sie in das öffentliche Leben gar „nicht übergehen, und daß sie einen hohen Grad von Gleichgültigkeit „und Unbekümmertheit um das, was die Gesetze mit sich bringen, erzeugen; die Sammlungen der Rechtsquellen schwellen zu ungeheuern „Lasten an, deren Anschaffung höchst kostbar wird, und zu deren Erlernung ein Menschenalter hinzureichen aufhört; es kommt am Ende „dahin, daß vor der Menge von Rechtsbestimmungen das Recht selbst „nicht mehr zu erkennen ist, wie die Gelehrten oft vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen können. Nichts desto weniger ist diese „Betriebsamkeit der Gesetzgebung doch bei weitem der Trägheit derselben

„ben vorzuziehen. Leben ist Bewegung und Kraftanwendung. Wo „die Gesetzgebung träge ist, da findet sich auch das politische Leben im „Schlafe, oder gar in Erschlaffung. Es beweiset wenigstens ein emsi„ges Streben nach dem Bessern, wenn die Regierung eines Landes „unermüdet beschäftigt ist, die Gesetzgebung zu vervollständigen und „zu vervollkommnen. Möge auch dies Bestreben zuweilen mehr werth „sein, als seine Frucht; immer bleibt es die Bedingung aller Frucht„barkeit, und gelangt durch sich selber zu höherer Vollendung, indem „es nicht müde wird, die vergangenen Fehler zu verbessern. Dem „Uebel aber, daß das geltende Recht aus der Masse der Gesetze heraus„zufinden, zu schwierig werde, kann dadurch abgeholfen werden, wenn „die Gesetzgebung nicht nur bei der Bearbeitung einzelner Rechtstheile „alle noch geltenden Vorschriften verbindet, und dagegen alle vorange„gangene Verordnungen außer Kraft setzt; sondern wenn sie auch von „Zeit zu Zeit die Früchte ihrer Arbeitsamkeit sammeln, nach der Ord„nung der Gesetzbücher zusammen stellen, und solchergestalt authentische „Ergänzungen derselben publiciren läßt. Einen solchen Anhang, so„wohl für das allgemeine Landrecht, als für die allgemeine Gerichts„ordnung, hat die preußische Regierung bereits ausgegeben. Indessen „sind seit ihrem Erscheinen eine Reihe von Jahren verflossen; und „die Gesetzgebung ist in dieser Zeit so unermüdet gewesen, daß es ein „großes Bedürfniß wird, einen neuen Anhang für beide zu erhalten. „Diesem Bedürfnisse helfen vorliegende Werke ab. Denn ob die Re„daction einer solchen Ergänzung auf Befehl des Gesetzgebers erfolgt, „oder auf den eigenen Antrieb eines Sachverständigen, ist im Grunde „einerlei, da ja auch im letzteren Falle nur authentische Vorschriften „wiederholt werden, deren Gültigkeit an sich dadurch keinen Zuwachs „erhält, daß auch die Wiederholung authentisch ist. Nur darauf „kommt es an, daß die Zusammenstellung den Anforderungen ent„spreche, die daran für ihre Brauchbarkeit zu machen sind, nämlich:

1) „Daß die Wiederholungen und Auszüge der Verordnungen „ganz treu sind, und genau den Sinn wiedergeben, den sie bei der „Promulgation der letztern hatten; 2) daß sie in derselben Ordnung, „welche in den Gesetzbüchern befolgt ist, und mit Hinweisung auf die „dadurch betroffenen §§. aufgeführt werden; 3) daß die Sammlung „vollständig ist, so daß sie nicht nur jede Abänderungen, Erläuterun„gen und näheren Bestimmungen der Gesetze, sondern auch die etwa „ausgesprochenen Bestätigungen oder authentischen Anwendungen in sich „faßt; endlich 4) daß die Quellen angegeben worden sind, aus denen „geschöpft worden ist. Dies ist nicht blos darum nöthig, weil bei „der Auslegung und Anwendung einzelner Bestimmungen es oft sehr „gut ist, den ganzen Zusammenhang und die Veranlassung nachzu„sehen; sondern auch weil man sorgfältig den Ursprung einer jeden „Vorschrift in Acht zu nehmen hat. Denn obgleich im Preußischen die „Gerichtshöfe bei allen Verfügungen, außer den eigentlichen Erkennt„nissen, den Anweisungen des Justizministerii Folge leisten müssen, „und obgleich von diesem zu presumiren ist, daß dasselbe darin nicht „variiren werde, so bleibt doch eine ausgemachte Sache, daß Mini„sterialverordnungen keine Gesetze sind, und daß besonders der erken„nende Richter beide wohl zu unterscheiden habe."

„Daß die vorliegenden Werke von einer Meisterhand gefertigt, „und daß sie, eben wegen ihrer Vortrefflichkeit für Alle, welche mit der „preußischen Gesetzgebung fortgehen müssen oder wollen, eine mit Dank „zu erkennende Gabe sind, kann Rec. um so zuversichtlicher versichern, „da er dieselben mit der strengsten Genauigkeit durchgesehen hat."

„Vor allen Dingen unterliegt es keinem Streite, daß eine solche, „den Materien der Gesetzbücher folgende Ergänzung derselben bei wei„tem praktischer ist, als ein bloßes Repertorium; daß es aber ganz „besonders bequem ist, wenn, wie hier, ein chronologisches und ein „Sach=Repertorium mitgegeben ist. An Präcision, Vollständigkeit und „richtiger Stellung lassen beide Werke in allen ihren Theilen kaum „etwas zu wünschen übrig, so daß Rec. bezweifelt, ob, wer auch „solche unternommen haben möchte, Jemand etwas Zweckmäßigeres „zu liefern vermocht haben dürfte, als der Verf. es gethan hat."

Der eigentliche Unternehmer dieser beiden Werke, Buchhändler Brockhaus in Leipzig, hat seiner Seits, für die höchste Correctheit und Sauberkeit des Drucks, (der dem der eigentlichen preuß. Gesetzbücher völlig gleich ist, was auch beim Format der Fall) und für gutes Papier gesorgt. Der Preis ist nicht minder von der höchsten Billigkeit, denn, wie oben angegeben, die Ergänzungen zur Gerichtsordnung, 36 Bogen, kosten auf Druckpapier 1 Thlr. 12 Gr. und auf Schreibpapier 2 Thlr. und die Ergänzungen des Landrechts, 75 Bogen, auf Druckpapier 3 Thlr. und auf Schreibpap. 4 Thlr., und erhalten die resp. Buchhandlungen des preußischen Staates von dem Unternehmer solche Vortheile, daß sie beide Werke auch in den entferntesten Theilen der preuß. Monarchie ohne Erhöhung zu den angesetzten Preisen erlassen können.

(Vorstehend angezeigte Werke sind zu erhalten: in Berlin bei Amelang — Boicke — Christiani — Dümmler — Duncker u. H. — Enslin — Herbig — Logier — Maurersche Bchh. — Mittler — Mylius — Nauck — Nicolai — L. Oehmigke — Rücker — Sander — Stuhr — Trautwein; in Aachen bei Mayer; in Bonn bei Marcus — Weber; in Brandenburg bei Wiesike; in Breslau bei J. F. Korn — W. G. Korn — Max — Schöne; in Coblenz bei Hölscher; in Cöln bei Bachem — Dümont=Schauberg; in Danzig bei Alberti — Anhuth — Gerhard; in Dortmund bei Köppen; in Düsseldorf bei Schreiner; in Eisleben bei Verdion; in Elberfeld bei Schönian — Schaub; in Erfurt bei Andreä — Keyser'sche Bchh.; in Essen bei Bädeker; in Frankfurt a. d. O. bei Flittner — Hoffmann; in Glogau in der neuen Günter'schen Bchh. — Heymann; in Görlitz bei Zobel; in Greifswalde bei Koch — Mauritius; in Halberstadt bei Helm — Vogler; in Halle bei Anton — Schwetschke — Kümmel — Ruff jun.; in Hamm bei Schultz u. W.; in Hirschberg bei Lachmann — Thomas; in Königsberg bei Bornträger — Unzer; in Liegnitz bei Kuhlmey; in Lübben bei Gotsch; in Magdeburg bei Creutz — Heinrichshofen — Rubach; in Minden bei Körber; in Merseburg bei Sonntag; in Münster bei Coppenrath — Theißing; in Naumburg bei Bürger; in Nordhausen bei Landgraf; in Paderborn bei Wesener; in Potsdam bei Horvath; in Prenzlau bei Ragoczy; in Quedlinburg bei Ernst; in Ratibor bei Juhr; in Schwelm bei Scherz; in Sorau bei Fleischer; in Stendal bei Franzen u. Grosse; in Stralsund bei Löffler — Trinius; in Trier bei Gall — Lintz — Schröll; in Wesel bei Klönne; in Wittenberg bei Zimmermann; in Zeitz bei Webel; in Züllichau bei Darnman.)

Menth, C., Ueber die Fieber im Allgemeinen und ihre besonderen Formen. 8. 7 Gr. oder 30 Kr.

Müller, R., Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus in ursprünglicher Gestalt und im Gewande der Symbolik, mit vergleichenden Seitenblicken auf die Symbolmythe der berühmteren Völker der alten Welt, mit hieher gehöriger Literatur und Linguistik. Erster Band mit 2 Tabellen und 7 Steindrucktafeln, mehr als 170 noch nicht erschienene bildliche Darstellungen enthaltend. Gr. 8. 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Neurohr, A., der Mensch im Staate und in der Kirche. Insbesondere Deutschland und sein Genius. Gr. 8. 20 Gr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Rheineck, W., Rheinreise von Mainz bis Düsseldorf. Nebst ausführlichen Gemälden von Frankfurt, Mainz, Koblenz, Bonn, Köln und Düsseldorf mit ihren Umgebungen. Mit einer Charte. 8. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl.

Steininger, J., Gebirgscharte der Länder zwischen dem Rhein und der Maas, in Royal-Folio, illumin. und mit erläuternden Bemerkungen; der Gesellschaft nützlicher Forschungen zu Trier vorgelegt. Gr. 8. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Straus, A. F., Chemie und Physik als Hülfsmittel bei dem Studium der Forstwissenschaft durch einige chemisch-forsttechnische Gegenstände erläutert. Gr. 8. 7 Gr. oder 30 Kr.

Wetzler, J. E., Ueber Gesundbrunnen und Heilbäder. 2 Theile. Neue, mit Zusätzen und Verbesserungen und 2 Kupfertafeln vermehrte Ausgabe. Gr. 8.

Erster Theil: Ueber Gesundbrunnen und Heilbäder insbesondere, oder Nachrichten über die vorzüglichen Gesundbrunnen und Heilbäder in der nördlichen Schweiz, in Schwaben, in den Rhein- und Maingegenden und in Franken. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

Zweiter Theil: Ueber Gesundbrunnen und Heilbäder insbesondere, oder Nachrichten über die vorzüglichsten Gesundbrunnen und Heilbäder in der nördlichen Schweiz, in Schwaben, in den Rhein- und Maingegenden und in Franken. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

— — Zusätze und Verbesserungen zu obigem Werke, für die Besitzer der ersten Ausgabe. Mit 2 Kupfertafeln. 8. 18 Gr. oder 1 Fl. 24 Kr.

Zu einer willkommenen Gabe bei festlichen Gelegenheiten eignet sich vorzüglich:

Jean Paul's Geist,

oder Chrestomathie der vorzüglichsten, kräftigsten und gelungensten Stellen aus seinen sämmtlichen Schriften. 8. Dritte Auflage; in vier Bänden. 6 Thlr.

So wie in allen, so gibt es auch in den Schriften dieses beliebten Schriftstellers eine Quintessenz, die durch vorzüglichen Zauber fesselt; und daher besonders für solche Leser ausgezogen zu werden verdiente, welche die sämmtlichen, zum Theil sehr zerstreuten, Werke dieses so gefeierten Dichters zu studiren entweder nicht Gelegenheit oder nicht Muse genug haben, und doch den großen Gewinn, den sie dabei haben können und würden, nicht gern entbehren möchten. Für sie ist dieses Buch bestimmt. Ein gefälliger correcter Druck auf schönem weißem Papier empfiehlt es noch besonders zu obigem Zwecke.

Es ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei P. G. Hilscher in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Napoleon in der Verbannung, oder Eine Stimme aus St. Helena: die Meinungen und Bemerkungen Napoleons über die wichtigsten Begebenheiten seines Lebens und seiner Herrschaft, mit seinen eignen Worten. Von Barry E. O'Meara, Esq., seinem gewesenen Wundarzte. Nach dem Englischen bearbeitet von Friedrich Schott. 4 Bände, geh., mit 2 Kupfern, in 8. 2te jedoch unveränderte Auflage. 1823. Compl. 3 Thlr. 8 Gr. (Jeder Band 20 Gr.)

Von diesem authentischen und daher höchst interessanten Werke, welches den Schlüssel zu der neuesten französisch-europäischen Geschichte enthält und manche räthselhafte Aufgaben derselben löst, hat nunmehr die zweite Auflage die Presse verlassen. Da es ursprünglich in der Gestalt eines Tagebuchs erschienen ist, in welcher Wiederholungen fast unvermeidlich sind, und unbedeutende oder fremdartige Dinge sich leicht einschleichen, so dürfen wir versichern, daß es in der Gestalt, in welcher es hier erscheint, durch eine gedrängtere Darstellung gewinnt, und daß nichts weggelassen ist, was auf Napoleon unmittelbaren Bezug hat und für seine Geschichte wichtig ist. Schon diese, innerhalb eines Monats nöthig gewordene, 2te Auflage beweist für das große Interesse des Werks, von dem sich die erste Auflage in so kurzer Zeit ganz verkaufen konnte.

In Berlin bei Fr. Aug. Herbig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Nachrichten aus dem Leben des K. Pr. Geh. Rathes und Doktors der Arzneiwissenschaft Ernst Ludw. Heim, gesammelt zur Feier seines 50jährigen Doktor-Jubiläums. Zweite Auflage. 168 S. Gr. 8. Geh. 18 Gr.

Der Versuch, das Leben eines in der Fülle der Kraft noch thätigen Jubelgreises darzustellen, der als Mensch und Arzt gleich geschätzt und geehrt wird, konnte nicht anders als mit reger Theilnahme aufgenommen werden. Sie spricht sich dadurch aus, daß die erste Auflage binnen wenigen Monaten vergriffen worden ist. Als ein treues Gemälde heiterer Lebendigkeit, kindlicher Offenheit und der herzlichsten Güte, wie der zärtlichsten Freundschaft, wird diese Schrift mit dem Interesse den herrlichsten Nutzen verbinden.

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Großen. Früher in 19 Sammlungen erschienene, von Neuem durchgesehene und geordnete (zuletzt unter dem Titel: Charakteristik Fr. d. Gr. bekannt gewordene) Ausgabe. 3 Bde. 8. Fein Pap. 4 Thlr., ord. Pap. 3 Thlr.

Bei Rubach in Magdeburg ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Hahnzog's, A. G., Lehrbuch der Militairgeographie von Europa. 2r Bd. Mit einem vollständigen Register über beide Bände. 46 Bogen. 1 Thlr. 21 Gr.

Plattdeutsche Gedichte. 3 Bände. Neue Auflage. 32 Bogen. 1 Thlr.

Sickel's, H. F. F., kleines Lehrbuch der Naturlehre und Naturgeschichte. Für Lehrer an Land- und Bürgerschulen und zum Selbstunterrichte. 23½ Bogen. 22 Gr. Mit 96 schwarzen Abbildungen 1 Thlr. 10 Gr., mit illum. Abb. 1 Thlr. 22 Gr.

Himmelsglobus in 6 Blatt. 4. Preis 1 Thlr.

Himmelskarte, 17 Zoll im Durchmesser. Royal-Folio. Preis 18 Gr.

Diese Karten, welche in der Manier der Seebergischen (d. h. die Sterne erscheinen weiß auf schwarzem Grunde) von einem geschickten Künstler gearbeitet worden, unterscheiden sich von jenen merklich durch Deutlichkeit sowohl der einzelnen Sterne und ganzer Sternbilder, als auch durch die Zweckmäßigkeit der übrigen Anordnung. Es würde unter diesen Umständen nicht möglich sein, beide Werke so billig zu liefern, wenn nicht die hohe Vervollkommnung des Steindrucks, den oben angegebenen, äußerst billigen Preis gestattete.

Bei W. Lauffer in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Vernunftrecht

im Gewande des Staatsrechts und der Vorrechte. Von J. G. Rätze. 8. 14 Gr.

Gallerie

aller juridischen Autoren

von den ältesten bis auf die jetzige Zeit mit ihren vorzüglichsten Schriften, nach alphab. Ordnung aufgestellt von J. H. Stepf, k. b. obersten Justizrath. 3ter Band: F—G. Gr. 8. 2 Thlr. (3 Bände 5 Thlr. 8 Gr.)

Die Circe von Glas-Llyn.

Ein Roman nach Walter Scott bearbeitet von K. H. L. Reinhardt. 3ter und 4ter Band. 8. 2 Thlr. (4 Bände 3 Thlr. 12 Gr.)

Marmion

oder die Schlacht von Flodden-Field. Eine Rittergeschichte von Walter Scott. Nach der 9ten Ausgabe bearbeitet von F. P. E. Richter. 2 Bände. 8. 2 Thlr.

Harold der Unerschrockene

von Walter Scott; bearb. von W. v. Morgenstern. 8. 20 Gr.

Zur Vermeidung etwaiger Collisionen zeigen wir an, daß binnen einigen Wochen eine neue verbesserte und sehr wohlfeile Auflage von

Walter Scotts Kenilworth, übersetzt von Georg Lotz. 3 Theile. 8.

bei uns wieder erscheinen wird.

Hannover.

Hahnsche Hof-Buchhandlung.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXXVIII. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format, dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrb. des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exempl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Ankündigung.

Konstitutionelle Zeitschrift.

Die grosse Angelegenheit der Verfassungen bedarf unstreitig in dem gegenwärtigen Zeitpunct der kräftigsten Vertheidigung des redlichen Mannes. Als zeitgemäß wird daher eine periodische Schrift erscheinen, welche die Zwecke hat: den gesetzlich eingeführten Verfassungen das Wort zu sprechen, die Grundsätze der konstitutionellen Monarchie in ihrer Reinheit zu bewahren, den Eifer für dieselbe fortwährend wach zu erhalten, auf die Gefahren, die ihr drohen, aufmerksam zu machen und zu zeigen, daß die Verfassungs-Angelegenheit eben so gerechten Anspruch habe auf den Schutz der Großen, als die Grundabsicht der Machthaber auf das Vertrauen der Völker. Weit entfernt, aufzureizen oder zu erschüttern, wird die konstitutionelle Zeitschrift vielmehr beruhigend und befestigend wirken. Sie wird mit der größten Ehrfurcht von der Königswürde, mit Anstand und Ernst von den Ministerien, mit Eifer und Nachdruck für die Forderungen der Gerechtigkeit sprechen. — Ihr Inhalt wird vornehmlich in Folgendem bestehen:

1. Nachrichten zur Tagesgeschichte der Verfassungen.
2. Urtheile hierüber von Freunden und Feinden.
3. Historische Uebersichten und Beurtheilungen ständischer Verhandlungen.
4. Kurze Abhandlungen über wichtige Verfassungsgegenstände.
5. Merkwürdige Aktenstücke und Urkunden zur Geschichte der Verfassungs-Angelegenheit.
6. Literärische Anzeigen, Recensionen aus dem Fache der Verfassungs-Literatur; kurze Bemerkungen, Notizen rc.

Weitschweifigkeit und ermüdende Trockenheit bleibt unsern Aufsätzen fremd. Zweckmäßige Abwechslung und frische Lebendigkeit, sowohl in den Nachrichten als in den Ansichten, sollen der Zeitschrift das Interesse mittheilen, das dem Eifer der Herausgeber, der Wichtigkeit des Gegenstandes und der Regsamkeit unsers Zeitalters am besten zusagt.

Vom Anfange des nächsten Jahres an erscheint am 1sten und 15ten jedes Monats ein Heft von ungefähr 4 Druckbogen. Der Prähumerationspreis des Jahrgangs von 24 Heften ist 10 Fl. 24 Kr. rhein. oder 6 Thlr. sächs., wofür alle Buchhandlungen und Postämter diese Zeitschrift

liefern werden. Wir empfehlen dieses Unternehmen der allgemeinen Theilnahme, und bitten die Bestellungen bald zu geben. — Eine ausführlichere Ankündigung ist bei allen Postämtern und Buchhandlungen zu haben.

Stuttgart.

J. B. Metzlersche Buchhandlung.

Der Zuschauer.

Zeitblatt für Belehrung und Aufheiterung.

Herausgegeben von

J. D. Symanski.

Mit dem Anfange des Jahrs 1823 geht, in Folge eines Uebereinkommens mit Herrn Buchhändler T. Trautwein, der Verlag des Zuschauers auf mich über. Schon zwei Jahre hindurch hat dieses, in die Stelle des Freimüthigen für Deutschland getretene Unterhaltungsblatt sich durch seine Tendenz einer steigenden Gunst beim Publikum zu erfreuen gehabt, und dieses ist es, was den Herrn Herausgeber ermunternd anregt, durch innern Werth jene Gunst ferner zu mehren und zu festigen. Meinerseits werde ich dafür eifrigst Sorge tragen, daß auch durch äußere Zierde der Zuschauer fortwährend den beliebtesten belletristischen Zeitschriften unsres Vaterlandes gleichstehen soll, und mögen zu dessen besonderer Empfehlung hier noch die Namen derjenigen Mitarbeiter angeführt werden, welche an demselben bisher einen thätigen Antheil genommen haben: Adelstan, F. Arnoldi, Berthold Assmann, Karoline Balkow, F. Barth, D. Bergenroth, Luise Brachmann, E. Ph. Bonafont, Heinrich Bramigk, H. Burdach, J. F. Castelli, Cossmar, Emilie Damm, D. v. Deppen, Heinrich Döring, J. Dornal, W. v. D'Elpons, Jocosus Fatalis, die Gebrüder Fatalis, F. Förster, August Gebauer, Eduard Gehe, W. A. Gerle, Wilhelmine v. Gersdorf, F. Gleich, Fr. v. d. Goltz, Hagemeister, F. A. Hahnrieder, Karl Harder, Haug, W. Hebenstreit, H. Heine, v. Held, H. Hennig, Hermann, Liane Hofer, E. T. A. Hoffmann, Ludwig Jeitteles, Jerta, J. C. Jhn, Innocenz, Orion Julius, E. Karoli, Dr. Kinderling I, F. W. Krampitz, Th. Kron, Auguste Kühn, Amadeus Lätus, K. Lappe, Karl Locusta, Arnold Löwy, E. Lortzing, G. A. v. Maltitz, Friederike May, Eduard Mildau, Karl Müchler, L. Neumann, Eduard Freiherr v. d. Oelsnitz, Philippi, Fr. Raßmann, Rauche, Johannes Regiomontanus, Reinbeck, Karl Reinhard, L. Rellstab, Adolf Roland, Richard Roos, August v. Schaden, W. Freiherr v. Schilling, J. F. Schink, Franz Freiherr v. Schlechta, Amalie Schoppe geb. Weise, Luise Schwarz, W. Sehring, Karl Seidel, W. Smets, K. Sprengel, Adalbert vom Thale, Theodora, Dr. L. Valentini, Edmund der Waller, Alexis der Wanderer, Wehle, Weinmann, Weisser, A. Werg, Dr. Karl Witte, E. Woldemar. — Außerdem lieferte der Zuschauer Uebersichten der neuesten deutschen Literatur, eine fortlaufende Chronik der Königl. Schauspiele zu Berlin, und Correspondenz-Nachrichten aus Braunschweig, Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Halle, Hamburg, Königsberg, Leipzig, Mailand, Prag, Stettin, Wien u. s. w.

Beiträge, mit Angabe der Bedingungen, unter welchen der Abdruck erfolgen kann, werden lediglich und allein unter der Adresse des Herausgebers erbeten.

Von dem Zuschauer erscheinen wöchentlich drei Stücke im größten Quart-Format, auf feinem englischen Papier gedruckt. Der Jahrgang kostet, einschließlich der Beilagen, 6 Rthlr., und ist dieses Zeitblatt durch sämmtliche respective Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

für welche letztere das Königl. Zeitungs-Comptoir zu Berlin den Debit in der Art übernommen hat, daß der Zuschauer durch sämmtliche Postämter der preußischen Monarchie, und ins Ausland resp. bis zur preußischen Grenze, ohne Erhöhung des Preises geliefert wird.

Ferner erscheint in meinem Verlage:

Neues Museum des Witzes, der Laune und der Satyre.

Herausgegeben von

H. Ph. Petri.

Erster Band. Mit Karrikatur-Kupfern.

Preis des ersten Bandes, aus 4 Heften bestehend, 2 Thlr. 12 Gr.

Zur Empfehlung dieses Journals folgt hier in der Kürze die Inhaltsanzeige des ersten Bandes: Dissertation eines Doktorhutes. Von M. C. — Gattinliebe. Von Jokosus Fatalis. — Peter's Mißgriffe. Von K. Mächler. — Der Marktschreier. Von H. Döring. — Grundlinien zu einer Geschichte des Teufels. Von Joh. Regiomontanus. — Griesgram's Traumgesichte. Von Lehwe. — Die Mode der hohen Halsbinden. Von L. F. — Geheilte Untreue. Von P. (zum Kupfer) — Die Revue beim Städtchen Knallburg. Von Ab. Roland. — Eröffnungsrede im Bacchus-Klubb. — Der neue Kirchenbau in der Moldau. — Rezept zu einem Hofschranzen. Von K. M—r. — Betrachtungen in der Kirche. Von M. Cunow. — Aphorismen von den Beweiskräften des Metalles. — Orpheus u. Euridice. Von K. M—r. — Ueber eine jetzt sehr allgemein herrschende Krankheit und deren Heilungsarten. — Die Leipziger Postkutsche nach Berlin. Von K. Harder. — Rezept zu einem alten Deutschen. — Der Dienstfertige. Von C. Locusta. — Alexis Piron. — Potpourri Nr. 1. und 2. — Räthselschwank. Von Ab. Roland. — Swift's Vorschlag, Staatsschulden auf eine leichte Art in kurzer Zeit zu tilgen. — Apologie des Trinkers. Von A. Lätus. — Schnupftabak. Von K. Besselt. — Witzfunken älterer Zeit. — Stegreifgedicht. — Bücheranzeigen. — Selbstgespräch des Fräulein Adolphine. Von K. M—r. — Die Bürger-Ressource (zum Karrikaturkupfer). — Anekdoten. — Epigramme. — Witzige Repliken. — Satyrische Aphorismen 2c. —

Alle sechs Wochen erscheint ein Heft von diesem Journale, und ist solches durch das hiesige königl. Zeitungs-Comptoir, so wie durch alle königl. Post-Aemter zu beziehen.

Berlin, im October 1822.

H. Ph. Petri.

In Ferd. Dümmler's Buchhandlung in Berlin sind im Jahre 1822 folgende Schriften herausgekommen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Arndt, D., de Capitis Ossei ecosis structura singulari. 6 Gr.

Bode, D., astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1825, oder funfzigster Band. 2 Thlr.

Hausfreund, der brandenburgische. Ein Kalender für den Bürger und Landmann, für 1823. 4. 10 Gr.

Helling, D., praktisches Handbuch der Augenkrankheiten, nach alphabetischer Ordnung. 2ter Band. Mit Kupfern. 2 Thlr. 14 Gr.
Beide Bände, womit das Werk geschlossen, 4 Thlr. 20 Gr.

Hoßbach, W., Predigten. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

— —. Wie wir in Beziehung auf das Himmelreich die Kinder betrachten und behandeln sollen. Eine Predigt am Michaelistage. 3 Gr.

Link, Prof., die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde, 2ter Band. 1 Thlr. 8 Gr. Beide Bände 2 Thlr. 16 Gr.

Neander, D., der heilige Johannes Chrysostomus und die Kirche, besonders des Orients, in dessen Zeitalter. 2ter Band. 1 Thlr. 12 Gr. Beide Bände 3 Thlr. 8 Gr.

— — Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums und des christlichen Lebens. 1ster Band. 1 Thlr. 16 Gr.

O'Etzel, Capit, Erdkunde für den Unterricht. 2ten Bandes 2te Abtheilung. Mit 1 Charte. 20 Gr. Alle 3 Abtheil. 2 Thlr. 20 Gr.

Olshausen, Prof., Historiae ecclesiasticae veteris Monumenta praecipua. Vol. I. Pars 2. 18 Gr. Beide Abtheil. 1 Thlr. 18 Gr.

Osann, D., und Trommsdorf, Mineralquellen zu Kaiser-Franzensbad bei Eger. Mit 4 Kupfern. 1 Thlr. 12 Gr.

Pfefferkorn, D., die allgemeine und die brandenburg-preuß. Geschichte. Ein Leitfaden. 6 Gr.

Piehl, D., über einige Veterinair-Operationen rücksichtlich deren Schädlichkeit und fehlerhaften Ausübung. 6 Gr.

Stuba, D., Versuch einer Erklärung der Fragmente, lex II. III. IV. 85. Dig. de verborum obligat (45, 1), über die Theilbarkeit und Untheilbarkeit der Obligationen. 16 Gr.

Zumpt, Prof., Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, 2te verbesserte Auflage. 1 Thlr. 4 Gr.

Romane:

Bergbewohner, der, oder Verbrechen, Buße und Liebe. Nach dem Franz. des d'Arlincourt. 2 Bände. 1 Thlr. 16 Gr.

Scenen aus Immanuel Schwenkendiecks Kandidatenleben. Herausgegeben von Locusta. 1ster Band. Mit 1 Kupfer. 21 Gr.

Scott, W., der Kerker von Edinburgh. Herausgegeben von Prof. Schmidt. 3 Bände. 2te verbesserte Auflage. 3 Thlr.

Kalender:

Kalender, historisch-genealogischer, für 1823; die Fortsetzung der Geschichte Berlins enthaltend. Von Prof. Wilkens. Mit Kupfern. 1 Thlr. 12 Gr.

Taschen-Kalender, Berliner, auf 1823. Mit Beiträgen von L. Tieck rc. Mit Kupfern. 1 Thlr. 12 Gr.

Weihnachtsschriften,

welche im Verlage von J. G. Heubner in Wien erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Kleines Sittenbüchlein für die zarte Jugend beiderlei Geschlechts.

Nebst einem Anhange von Denk- und Sittensprüchen.

Von

Jakob Glatz.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit 4 Kupfern. 8. Geb. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr. rhein.

Dieses mit 4 schönen Kupfern und im Uebrigen sehr nett ausgestattete Büchelchen eignet sich vorzüglich zu einem, jedem Kinde sehr angenehmen und eben so nützlichen Christgeschenke, da der beliebte Verfasser hier besonders auf das sittliche Gefühl der zarten Jugend zu wirken und dieselbe mit ihren Pflichten und deren Erfüllung auf eine anschauliche Art

7. Scott's, W., Jungfrau vom See; übersetzt von W. Alexis. 2 Bändchen. 18 Gr.
8. — — sämmtliche Romane; übers. von C. Berthold, W. Gerhard, H. Döring, E. von Hohenhausen. 1—16tes Bändchen. 6 Thlr. (Werden fortgesetzt.)
9. Tasso, T., lyrische Gedichte; übersetzt von C. Förster. 2 Bändchen. 18 Gr.
10. — — Amyntas; übersetzt von v. Danfard. 9 Gr.
11. Thomson's, J., Jahreszeiten; übersetzt v. F. Schmitthener. 2 Bändchen. 18 Gr.
12. Virgil's Aeneis; übersetzt von D. Nürnberger. 4 Bändchen. 1 Thlr. 12 Gr.
13. Voltaire's Candide; übers. von Sigismund. 2 Bändchen. 18 Gr.
14. — — Karl XII.; übers. von Stein. 3 Bändchen. 1 Thlr. 3 Gr.

Diese elegante Taschenausgabe, welche ununterbrochen fortgesetzt wird, ist auf Schweizer-Velinpapier in gefälligem Sedez-Format mit schöner, neuer Schrift gedruckt. Jedes Bändchen ist im Durchschnitte 200 Seiten stark, mit der Biographie des Verfassers und einem Titelkupfer versehen. — Als ein schönes Geschenk der Liebe und Freundschaft können wir diese Taschenbibliothek, welche durch alle Buchhandlungen um beigesetzte Preise zu erhalten ist, besonders empfehlen.

Zwickau, im November 1822.

Gebr. Schumann.

Anekdoten-Almanach
für das Jahr 1823.
Herausgegeben von K. Müchler.
Mit Kupfern. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Dieser Jahrgang ist der 14te der Sammlung.

Berlin.

Duncker und Humblot.

Empfehlungswerthe Jugendschriften, welche sich besonders zu Weihnachts- und Neujahrsgeschenken eignen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben sind:

Baur, Sam., Leben, Meinungen und Schicksale berühmter und denkwürdiger Personen aus allen Zeitaltern; für die Jugend bearbeitet. 5 Bände. 8. Geh. Mit Kupfern, auf Schreibpapier 9 Thlr. 12 Gr.; ohne Kupfer, auf Druckpapier 7 Thlr.

Grimm, A. L., Lina's Mährchenbuch. 2 Bände. 8. Geh. Mit 8 Kupfern, auf Velinpapier 2 Thlr.; ohne Kupfer, auf Druckpap. 1 Thlr. 8 Gr.

— — Mährchenbibliothek für Kinder. Aus den Mährchen aller Zeiten und Völker ausgewählt und erzählt.

Auch unter dem Titel:

Mährchen der Tausend und Einen Nacht; für Kinder. 4 Bände. 8. Geh. Mit Kupfern, auf Velinpap. 6 Thlr.; ohne Kupfer, auf Druckp. 4 Thlr.

Guts Muths, J. C. F., Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes. Gr. 8. Mit 4 Kupfern. 1 Thlr. 4 Gr.

— — Katechismus der Turnkunst; ein Leitfaden für Lehrer und Schüler. 8. 12 Gr.

Pattberg, Auguste, Blumen am einsamen Lebenspfad. Ein Festgeschenk für Deutschlands edle Töchter. 8. Geb. 10 Gr.

Poppe, D. J. J. M., Larunda oder der Schutzgeist unserer Lieben in so vielfältigen Gefahren des Lebens. Ein Lehr- und Lesebuch für Aeltern und Kinder. 8. Geh. Mit Kupfern, auf Velinpapier 18 Gr.; ohne Kupfer, auf Druckpapier 14 Gr.

Schreiber, Aloys, die Geburt des Erlösers. 8. Geh. Mit Kupfern, auf Velinpapier 18 Gr.; ohne Kupfer, auf Druckpapier 10 Gr.

Frankfurt a. M., im Nov. 1822.

Heinrich Wilmans.

Neuer Atlas der ganzen Welt

nach den neuesten Bestimmungen für Zeitungsleser, Kauf- und Geschäftsleute jeder Art, Gymnasien und Schulen; mit besonderer Rücksicht auf die geographischen Lehrbücher von D. C. G. D. Stein. Vierte sehr vermehrte und berichtigte Auflage. In 18 Charten und 7 Tabellen. Gr. Fol. 1822. 3 Thlr. 8 Gr. oder 6 Fl. rhein.

Dieser Atlas, der hier in einer vierten sehr vermehrten und in sämmtlichen Charten bis 1822 berichtigten Auflage erscheint, ist sowohl für den Schul- als Privatgebrauch äusserst nützlich und nur der bisher ihm gewordene große Beifall setzt uns in den Stand, ihn auch als den wohlfeilsten empfehlen zu können. Die drei ganz neu hinzugekommenen Blätter sind vorzüglich schön.

Leipzig.

J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

Vom

Globus, oder Zeitschrift der neuesten Erdbeschreibung, herausgegeben von Streit und Cannabich (Erfurt, bei Uckermann, Preis eines jeden Heftes 16 Gr. sächs.)

ist so eben das sechste Heft versendet worden. Mit neuen Bestellungen wendet man sich an die Keysersche Buchhandlung in Erfurt oder jede andere Buchhandlung.

Vorausgesetzt, daß die Krisis, in der sich jetzt Europa befindet, nicht einen Zustand herbeiführe, in dem Treue und Wahrheit es unter ihrer Würde halten müßten, von den öffentlichen Angelegenheiten noch öffentlich zu sprechen, wird die Fortsetzung der Neuen Nationalchronik der Teutschen von J. G. Pahl auch für das künftige Jahr angekündigt. Das Publikum kennt den Geist und die Manier, in denen in diesem Journal die Ereignisse des Tags beleuchtet, die Ideen, die durch sie zur Sprache kommen, entwickelt, und durch das eine und das andere auf Erregung und Ausbildung des rechtlichen und patriotischen teutschen Sinnes gestrebt wird, und allgemein hat man der Unbefangenheit und Freimüthigkeit, womit der Verfasser sich — unter dem Schutze einer liberalen Gesetzgebung — über die Erscheinungen der Zeit erklärt, Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Diesen Charakter wird das Journal auch für die Zukunft zu behaupten suchen. Uebrigens dauern die bisherigen Bedingungen in Ansehung

Menth, C., Ueber die Fieber im Allgemeinen und ihre besonderen Formen. 8. 7 Gr. oder 30 Kr.

Müller, N., Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus in ursprünglicher Gestalt und im Gewande der Symbolik, mit vergleichenden Seitenblicken auf die Symbolmythe der berühmteren Völker der alten Welt, mit hieher gehöriger Literatur und Linguistik. Erster Band mit 2 Tabellen und 7 Steindrucktafeln, mehr als 170 noch nicht erschienene bildliche Darstellungen enthaltend. Gr. 8. 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Neurohr, A., der Mensch im Staate und in der Kirche. Insbesondere Deutschland und sein Genius. Gr. 8. 20 Gr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Rheineck, W., Rheinreise von Mainz bis Düsseldorf. Nebst ausführlichen Gemälden von Frankfurt, Mainz, Koblenz, Bonn, Köln und Düsseldorf mit ihren Umgebungen. Mit einer Charte. 8. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl.

Steininger, J., Gebirgscharte der Länder zwischen dem Rhein und der Maas, in Royal-Folio, illumin. und mit erläuternden Bemerkungen; der Gesellschaft nützlicher Forschungen zu Trier vorgelegt. Gr. 8. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Straus, A. F., Chemie und Physik als Hülfsmittel bei dem Studium der Forstwissenschaft durch einige chemisch-forsttechnische Gegenstände erläutert. Gr. 8. 7 Gr. oder 30 Kr.

Wetzler, J. E., Ueber Gesundbrunnen und Heilbäder. 2 Theile. Neue, mit Zusätzen und Verbesserungen und 2 Kupfertafeln vermehrte Ausgabe. Gr. 8.

Erster Theil: Ueber Gesundbrunnen und Heilbäder insbesondere, oder Nachrichten über die vorzüglichen Gesundbrunnen und Heilbäder in der nördlichen Schweiz, in Schwaben, in den Rhein- und Maingegenden und in Franken. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

Zweiter Theil: Ueber Gesundbrunnen und Heilbäder insbesondere, oder Nachrichten über die vorzüglichsten Gesundbrunnen und Heilbäder in der nördlichen Schweiz, in Schwaben, in den Rhein- und Maingegenden und in Franken. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

— — Zusätze und Verbesserungen zu obigem Werke, für die Besitzer der ersten Ausgabe. Mit 2 Kupfertafeln. 8. 18 Gr. oder 1 Fl. 24 Kr.

Zu einer willkommenen Gabe bei festlichen Gelegenheiten eignet sich vorzüglich:

Jean Paul's Geist,

oder Chrestomathie der vorzüglichsten, kräftigsten und gelungensten Stellen aus seinen sämmtlichen Schriften. 8. Dritte Auflage; in vier Bänden. 6 Thlr.

So wie in allen, so gibt es auch in den Schriften dieses beliebten Schriftstellers eine Quintessenz, die durch vorzüglichen Zauber fesselt; und daher besonders für solche Leser ausgezogen zu werden verdiente, welche die sämmtlichen, zum Theil sehr zerstreuten, Werke dieses so gefeierten Dichters zu studiren entweder nicht Gelegenheit oder nicht Muse genug haben, und doch den großen Gewinn, den sie dabei haben können und würden, nicht gern entbehren möchten. Für sie ist dieses Buch bestimmt. Ein gefälliger correcter Druck auf schönem weißem Papier empfiehlt es noch besonders zu obigem Zwecke.

Es ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei P. G. Hilscher in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Napoleon in der Verbannung, oder Eine Stimme aus St. Helena: die Meinungen und Bemerkungen Napoleons über die wichtigsten Begebenheiten seines Lebens und seiner Herrschaft, mit seinen eignen Worten. Von Barry E. O'Meara, Esq., seinem gewesenen Wundarzte. Nach dem Englischen bearbeitet von Friedrich Schott. 4 Bände, geh., mit 2 Kupfern, in 8. 2te jedoch unveränderte Auflage. 1823. Compl. 3 Thlr. 8 Gr. (Jeder Band 20 Gr.)

Von diesem authentischen und daher höchst interessanten Werke, welches den Schlüssel zu der neuesten französisch-europäischen Geschichte enthält und manche räthselhafte Aufgaben derselben löst, hat nunmehr die zweite Auflage die Presse verlassen. Da es ursprünglich in der Gestalt eines Tagebuchs erschienen ist, in welcher Wiederholungen fast unvermeidlich sind, und unbedeutende oder fremdartige Dinge sich leicht einschleichen, so dürfen wir versichern, daß es in der Gestalt, in welcher es hier erscheint, durch eine gedrängtere Darstellung gewinnt, und daß nichts weggelassen ist, was auf Napoleon unmittelbaren Bezug hat und für seine Geschichte wichtig ist. Schon diese, innerhalb eines Monats nöthig gewordene, 2te Auflage beweist für das große Interesse des Werks, von dem sich die erste Auflage in so kurzer Zeit ganz verkaufen konnte.

In Berlin bei Fr. Aug. Herbig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Nachrichten aus dem Leben des K. Pr. Geh. Rathes und Doktors der Arzneiwissenschaft Ernst Ludw. Heim, gesammelt zur Feier seines 50jährigen Doktor-Jubiläums. Zweite Auflage. 168 S. Gr. 8. Geh. 18 Gr.

Der Versuch, das Leben eines in der Fülle der Kraft noch thätigen Jubelgreises darzustellen, der als Mensch und Arzt gleich geschätzt und geehrt wird, konnte nicht anders als mit reger Theilnahme aufgenommen werden. Sie spricht sich dadurch aus, daß die erste Auflage binnen wenigen Monaten vergriffen worden ist. Als ein treues Gemälde heiterer Lebendigkeit, kindlicher Offenheit und der herzlichsten Güte, wie der zärtlichsten Freundschaft, wird diese Schrift mit dem Interesse den herrlichsten Nutzen verbinden.

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Großen. Früher in 19 Sammlungen erschienene, von Neuem durchgesehene und geordnete (zuletzt unter dem Titel: Charakteristik Fr. d. Gr. bekannt gewordene) Ausgabe. 3 Bde. 8. Fein Pap. 4 Thlr., ord. Pap. 3 Thlr.

Bei Rubach in Magdeburg ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Hahnzog's, A. G., Lehrbuch der Militairgeographie von Europa. 2r Bd. Mit einem vollständigen Register über beide Bände. 46 Bogen. 1 Thlr. 21 Gr.

Plattdeutsche Gedichte. 3 Bände. Neue Auflage. 32 Bogen. 1 Thlr.

Sickers, H. F. F., kleines Lehrbuch der Naturlehre und Naturgeschichte. Für Lehrer an Land- und Bürgerschulen und zum Selbstunterrichte. 23½ Bogen. 22 Gr. Mit 96 schwarzen Abbildungen 1 Thlr. 10 Gr., mit illum. Abb. 1 Thlr. 22 Gr.

Himmelsglobus in 6 Blatt. 4. Preis 1 Thlr.

Himmelskarte, 17 Zoll im Durchmesser. Royal-Folio. Preis 18 Gr.

Diese Karten, welche in der Manier der Seebergischen (d. h. die Sterne erscheinen weiß auf schwarzem Grunde) von einem geschickten Künstler gearbeitet worden, unterscheiden sich von jenen merklich durch Deutlichkeit sowohl der einzelnen Sterne und ganzer Sternbilder, als auch durch die Zweckmäßigkeit der übrigen Anordnung. Es würde unter diesen Umständen nicht möglich sein, beide Werke so billig zu liefern, wenn nicht die hohe Vervollkommnung des Steindrucks, den oben angegebenen, äußerst billigen Preis gestattete.

Bei W. Lauffer in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Vernunftrecht
im Gewande des Staatsrechts und der Vorrechte. Von J. G. Rätze. 8. 14 Gr.

Gallerie
aller juridischen Autoren
von den ältesten bis auf die jetzige Zeit mit ihren vorzüglichsten Schriften, nach alphab. Ordnung aufgestellt von J. H. Stepf, k. b. obersten Justizrath. 3ter Band: F—G. Gr. 8. 2 Thlr. (3 Bände 5 Thlr. 8 Gr.)

Die Circe von Glas-Llyn.
Ein Roman nach Walter Scott bearbeitet von K. H. L. Reinhardt. 3ter und 4ter Band. 8. 2 Thlr. (4 Bände 3 Thlr. 12 Gr.)

Marmion
oder die Schlacht von Flodden-Field. Eine Rittergeschichte von Walter Scott. Nach der 9ten Ausgabe bearbeitet von F. P. E. Richter. 2 Bände. 8. 2 Thlr.

Harold der Unerschrockene
von Walter Scott; bearb. von W. v. Morgenstern. 8. 20 Gr.

Zur Vermeidung etwaiger Collisionen zeigen wir an, daß binnen einigen Wochen eine neue verbesserte und sehr wohlfeile Auflage von

Walter Scotts Kenilworth, übersetzt von Georg Lotz.
3 Theile. 8.

bei uns wieder erscheinen wird.

Hannover.

Hahnsche Hof-Buchhandlung.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXXVIII. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format, dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrb. des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exempl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Ankündigung.

Konstitutionelle Zeitschrift.

Die große Angelegenheit der Verfassungen bedarf unstreitig in dem gegenwärtigen Zeitpunct der kräftigsten Vertheidigung des redlichen Mannes. Als zeitgemäß wird daher eine periodische Schrift erscheinen, welche die Zwecke hat: den gesetzlich eingeführten Verfassungen das Wort zu sprechen, die Grundsätze der konstitutionellen Monarchie in ihrer Reinheit zu bewahren, den Eifer für dieselbe fortwährend wach zu erhalten, auf die Gefahren, die ihr drohen, aufmerksam zu machen und zu zeigen, daß die Verfassungs-Angelegenheit eben so gerechten Anspruch habe auf den Schutz der Großen, als die Grundabsicht der Machthaber auf das Vertrauen der Völker. Weit entfernt, aufzureizen oder zu erschüttern, wird die konstitutionelle Zeitschrift vielmehr beruhigend und befestigend wirken. Sie wird mit der größten Ehrfurcht von der Königswürde, mit Anstand und Ernst von den Ministerien, mit Eifer und Nachdruck für die Forderungen der Gerechtigkeit sprechen. — Ihr Inhalt wird vornehmlich in Folgendem bestehen:

1. Nachrichten zur Tagesgeschichte der Verfassungen.
2. Urtheile hierüber von Freunden und Feinden.
3. Historische Uebersichten und Beurtheilungen ständischer Verhandlungen.
4. Kurze Abhandlungen über wichtige Verfassungsgegenstände.
5. Merkwürdige Aktenstücke und Urkunden zur Geschichte der Verfassungs-Angelegenheit.
6. Literarische Anzeigen, Recensionen aus dem Fache der Verfassungs-Literatur; kurze Bemerkungen, Notizen rc.

Weitschweifigkeit und ermüdende Trockenheit bleibt unsern Aufsätzen fremd. Zweckmäßige Abwechslung und frische Lebendigkeit, sowohl in den Nachrichten als in den Ansichten, sollen der Zeitschrift das Interesse mittheilen, das dem Eifer der Herausgeber, der Wichtigkeit des Gegenstandes und der Regsamkeit unsers Zeitalters am besten zusagt.

Vom Anfange des nächsten Jahres an erscheint am 1sten und 15ten jedes Monats ein Heft von ungefähr 4 Druckbogen. Der Pränumerationspreis des Jahrgangs von 24 Heften ist 10 Fl. 24 Kr. rhein. oder 6 Thlr. sächs., wofür alle Buchhandlungen und Postämter diese Zeitschrift

liefern werden. Wir empfehlen dieses Unternehmen der allgemeinen Theilnahme, und bitten die Bestellungen bald zu geben. — Eine ausführlichere Ankündigung ist bei allen Postämtern und Buchhandlungen zu haben.

Stuttgart.

J. B. Metzlersche Buchhandlung.

Der Zuschauer.

Zeitblatt für Belehrung und Aufheiterung.

Herausgegeben
von
J. D. Symanski.

Mit dem Anfange des Jahrs 1823 geht, in Folge eines Uebereinkommens mit Herrn Buchhändler T. Trautwein, der Verlag des Zuschauers auf mich über. Schon zwei Jahre hindurch hat dieses, in die Stelle des Freimüthigen für Deutschland getretene Unterhaltungsblatt sich durch seine Tendenz einer steigenden Gunst beim Publikum zu erfreuen gehabt, und dieses ist es, was den Herrn Herausgeber ermunternd anregt, durch innern Werth jene Gunst ferner zu mehren und zu festigen. Meinerseits werde ich dafür eifrigst Sorge tragen, daß auch durch äußere Zierde der Zuschauer fortwährend den beliebtesten belletristischen Zeitschriften unsres Vaterlandes gleichstehen soll, und mögen zu dessen besonderer Empfehlung hier noch die Namen derjenigen Mitarbeiter angeführt werden, welche an demselben bisher einen thätigen Antheil genommen haben: Adelstan, F. Arnoldi, Berthold Assmann, Karoline Balkow, F. Barth, O. Bergenroth, Luise Brachmann, C. Ph. Bonafont, Heinrich Bramigk, H. Burdach, J. F. Castelli, Coffmar, Emilie Damm, O. v. Deppen, Heinrich Döring, J. Dornal, W. v. D'Elpons, Jocosus Fatalis, die Gebrüder Fatalis, F. Förster, August Gebauer, Eduard Gehe, W. A. Gerle, Wilhelmine v. Gersdorf, F. Gleich, Fr. v. d. Goltz, Hagemeister, F. A. Hahnrieder, Karl Harder, Haug, W. Hebenstreit, H. Heine, v. Held, H. Hennig, Hermann, Liane Hofer, E. T. A. Hoffmann, Ludwig Jeitteles, Jerta, J. C. Jhn, Innocenz, Orion Julius, C. Karoli, Dr. Kinderling I, F. W. Krampitz, Th. Kron, Auguste Kühn, Amadeus Lätus, K. Lappe, Karl Locusta, Arnold Löwy, C. Lortzing, G. A. v. Maltitz, Friederike May, Eduard Mildau, Karl Müchler, L. Neumann, Eduard Freiherr v. d. Oelsnitz, Philippi, Fr. Raßmann, Rauche, Johannes Regiomontanus, Reinbeck, Karl Reinhard, L. Rellstab, Adolf Roland, Richard Roos, August v. Schaden, W. Freiherr v. Schilling, J. F. Schink, Franz Freiherr v. Schlechta, Amalie Schoppe geb. Weise, Luise Schwarz, W. Sehring, Karl Seidel, W. Smets, K. Sprengel, Adalbert vom Thale, Theodora, Dr. L. Valentini, Edmund der Waller, Alexis der Wanderer, Wehle, Weinmann, Weisser, A. Werg, Dr. Karl Witte, C. Woldemar. — Außerdem lieferte der Zuschauer Uebersichten der neuesten deutschen Literatur, eine fortlaufende Chronik der Königl. Schauspiele zu Berlin, und Correspondenz-Nachrichten aus Braunschweig, Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Halle, Hamburg, Königsberg, Leipzig, Mailand, Prag, Stettin, Wien u. s. w.

Beiträge, mit Angabe der Bedingungen, unter welchen der Abdruck erfolgen kann, werden lediglich und allein unter der Adresse des Herausgebers erbeten.

Von dem Zuschauer erscheinen wöchentlich drei Stücke im größten Quart-Format, auf feinem englischen Papier gedruckt. Der Jahrgang kostet, einschließlich der Beilagen, 6 Rthlr., und ist dieses Zeitblatt durch sämmtliche respective Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

für welche letztere das Königl. Zeitungs-Comptoir zu Berlin den Debit in der Art übernommen hat, daß der Zuschauer durch sämmtliche Postämter der preußischen Monarchie, und ins Ausland resp. bis zur preußischen Grenze, ohne Erhöhung des Preises geliefert wird.

Ferner erscheint in meinem Verlage:

Neues Museum
des
Witzes, der Laune und der Satyre.

Herausgegeben von

H. Ph. Petri.

Erster Band. Mit Karrikatur-Kupfern.

Preis des ersten Bandes, aus 4 Heften bestehend, 2 Thlr. 12 Gr.

Zur Empfehlung dieses Journals folgt hier in der Kürze die Inhaltsanzeige des ersten Bandes: Dissertation eines Doktorhutes. Von M. C. — Gattinliebe. Von Jokosus Fatalis. — Peter's Mißgriffe. Von K. Müchler. — Der Marktschreier. Von H. Döring. — Grundlinien zu einer Geschichte des Teufels. Von Joh. Regiomontanus. — Griesgram's Traumgesichte. Von Lehwe. — Die Mode der hohen Halsbinden. Von L. F. — Geheilte Untreue. Von P. (zum Kupfer) — Die Revue beim Städtchen Knallburg. Von Ad. Roland. — Eröffnungsrede im Bacchus-Klubb. — Der neue Kirchenbau in der Moldau. — Rezept zu einem Hofschranzen. Von K. M—r. — Betrachtungen in der Kirche. Von M. Cunow. — Aphorismen von den Beweiskräften des Metalles. — Orpheus u. Euridice. Von K. M—r. — Ueber eine jetzt sehr allgemein herrschende Krankheit und deren Heilungsarten. — Die Leipziger Postkutsche nach Berlin. Von K. Harder. — Rezept zu einem alten Deutschen. — Der Dienstfertige. Von C. Locusta. — Alexis Piron. — Potpourri Nr. 1. und 2. — Räthselschwank. Von Ad. Roland. — Swift's Vorschlag, Staatsschulden auf eine leichte Art in kurzer Zeit zu tilgen. — Apologie des Trinkers. Von A. Lätus. — Schnupftabak. Von K. Besselt. — Witzfunken älterer Zeit. — Stegreifgedicht. — Bücheranzeigen. — Selbstgespräch des Fräulein Adolphine. Von K. M—r. — Die Bürger-Ressource (zum Karrikaturkupfer). — Anekdoten. — Epigramme. — Witzige Repliken. — Satyrische Aphorismen ꝛc. —

Alle sechs Wochen erscheint ein Heft von diesem Journale, und ist solches durch das hiesige königl. Zeitungs-Comptoir, so wie durch alle königl. Post-Aemter zu beziehen.

Berlin, im October 1822.

H. Ph. Petri.

In Ferd. Dümmler's Buchhandlung in Berlin sind im Jahre 1822 folgende Schriften herausgekommen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Arndt, D., de Capitis Ossei ecosis structura singulari. 6 Gr.

Bode, D., astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1825, oder funfzigster Band. 2 Thlr.

Hausfreund, der brandenburgische. Ein Kalender für den Bürger und Landmann, für 1823. 4. 10 Gr.

Helling, D., praktisches Handbuch der Augenkrankheiten, nach alphabetischer Ordnung. 2ter Band. Mit Kupfern. 2 Thlr. 14 Gr. Beide Bände, womit das Werk geschlossen, 4 Thlr. 20 Gr.

Hoßbach, W., Predigten. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
— — Wie wir in Beziehung auf das Himmelreich die Kinder betrachten und behandeln sollen. Eine Predigt am Michaelistage. 3 Gr.
Link, Prof., die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde, 2ter Band. 1 Thlr. 8 Gr. Beide Bände 2 Thlr. 16 Gr.
Neander, D., der heilige Johannes Chrysostomus und die Kirche, besonders des Orients, in dessen Zeitalter. 2ter Band. 1 Thlr. 12 Gr. Beide Bände 3 Thlr. 8 Gr.
— — Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums und des christlichen Lebens. 1ster Band. 1 Thlr. 16 Gr.
O'Etzel, Capit, Erdkunde für den Unterricht. 2ten Bandes 2te Abtheilung. Mit 1 Charte. 20 Gr. Alle 3 Abtheil. 2 Thlr. 20 Gr.
Olshausen, Prof., Historiae ecclesiasticae veteris Monumenta praecipua. Vol. I. Pars 2. 18 Gr. Beide Abtheil. 1 Thlr. 18 Gr.
Osann, D., und Trommsdorf, Mineralquellen zu Kaiser-Franzensbad bei Eger. Mit 4 Kupfern. 1 Thlr. 12 Gr.
Pfefferkorn, D., die allgemeine und die brandenburg-preuß. Geschichte. Ein Leitfaden. 6 Gr.
Piehl, D., über einige Veterinair-Operationen rücksichtlich deren Schädlichkeit und fehlerhaften Ausübung. 6 Gr.
Stuba, D., Versuch einer Erklärung der Fragmente, lex II. III. IV. 85. Dig. de verborum obligat (45, 1), über die Theilbarkeit und Untheilbarkeit der Obligationen. 16 Gr.
Zumpt, Prof., Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, 2te verbesserte Auflage. 1 Thlr. 4 Gr.

Romane:

Bergbewohner, der, oder Verbrechen, Buße und Liebe. Nach dem Franz. des d'Arlincourt. 2 Bände. 1 Thlr. 16 Gr.
Scenen aus Immanuel Schwenkenbieks Kandidatenleben, Herausgegeben von Locusta. 1ster Band. Mit 1 Kupfer. 21 Gr.
Scott, W., der Kerker von Edinburgh, Herausgegeben von Prof. Schmidt, 3 Bände, 2te verbesserte Auflage. 3 Thlr.

Kalender:

Kalender, historisch-genealogischer, für 1823; die Fortsetzung der Geschichte Berlins enthaltend, Von Prof. Wilkens. Mit Kupfern, 1 Thlr. 12 Gr.
Taschen-Kalender, Berliner, auf 1823, Mit Beiträgen von L, Tieck rc. Mit Kupfern, 1 Thlr. 12 Gr.

Weihnachtsschriften,

welche im Verlage von J. G. Heubner in Wien erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Kleines Sittenbüchlein
für
die zarte Jugend beiderlei Geschlechts.
Nebst einem
Anhange von Denk- und Sittensprüchen.
Von
Jakob Glatz.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
Mit 4 Kupfern, 8. Geb. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr. rhein.

Dieses mit 4 schönen Kupfern und im Uebrigen sehr nett ausgestattete Büchelchen eignet sich vorzüglich zu einem, jedem Kinde sehr angenehmen und eben so nützlichen Christgeschenke, da der beliebte Verfasser hier besonders auf das sittliche Gefühl der zarten Jugend zu wirken und dieselbe mit ihren Pflichten und deren Erfüllung auf eine anschauliche Art

bekannt zu machen strebt. Nebst dem Campeschen Sittenbüchlein dürfte dieses Glatzesche ohne Zweifel die meiste Aufmerksamkeit aller derer verdienen, die auf die sittliche Bildung der Jugend das gebührende Gewicht legen.

Pattberg, Auguste, Blumen am einsamen Lebenspfad. Ein Festgeschenk für Deutschlands edle Töchter. 8. Geb. 10 Gr.

Poppe, D. J. J. M., Larunda oder der Schutzgeist unserer Lieben in so vielfältigen Gefahren des Lebens. Ein Lehr- und Lesebuch für Aeltern und Kinder. 8. Geb. Mit Kupfern, auf Velinpapier 18 Gr.; ohne Kupfer, auf Druckpapier 14 Gr.

Schreiber, Aloys, die Geburt des Erlösers. 8. Geh. Mit Kupfern, auf Velinpapier 18 Gr.; ohne Kupfer, auf Druckpapier 10 Gr.

Frankfurt a. M., im Nov. 1822.

Heinrich Wilmans.

Neuer Atlas der ganzen Welt

nach den neuesten Bestimmungen für Zeitungsleser, Kauf- und Geschäftsleute jeder Art, Gymnasien und Schulen; mit besonderer Rücksicht auf die geographischen Lehrbücher von D. C. G. D. Stein. Vierte sehr vermehrte und berichtigte Auflage. In 18 Charten und 7 Tabellen. Gr. Fol. 1822. 3 Thlr. 8 Gr. oder 6 Fl. rhein.

Dieser Atlas, der hier in einer vierten sehr vermehrten und in sämmtlichen Charten bis 1822 berichtigten Auflage erscheint, ist sowohl für den Schul- als Privatgebrauch äußerst nützlich und nur der bisher ihm gewordene große Beifall setzt uns in den Stand, ihn auch als den wohlfeilsten empfehlen zu können. Die drei ganz neu hinzugekommenen Blätter sind vorzüglich schön.

Leipzig.

J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

Vom

Globus, oder Zeitschrift der neuesten Erdbeschreibung, herausgegeben von Streit und Cannabich (Erfurt, bei Uckermann, Preis eines jeden Heftes 16 Gr. sächs.)

ist so eben das sechste Heft versendet worden. Mit neuen Bestellungen wendet man sich an die Keysersche Buchhandlung in Erfurt oder jede andere Buchhandlung.

Vorausgesetzt, daß die Krisis, in der sich jetzt Europa befindet, nicht einen Zustand herbeiführe, in dem Treue und Wahrheit es unter ihrer Würde halten müßten, von den öffentlichen Angelegenheiten noch öffentlich zu sprechen, wird die Fortsetzung der Neuen Nationalchronik der Teutschen von J. G. Pahl auch für das künftige Jahr angekündigt. Das Publikum kennt den Geist und die Manier, in denen in diesem Journal die Ereignisse des Tags beleuchtet, die Ideen, die durch sie zur Sprache kommen, entwickelt, und durch das eine und das andere auf Erregung und Ausbildung des rechtlichen und patriotischen teutschen Sinnes gestrebt wird, und allgemein hat man der Unbefangenheit und Freimüthigkeit, womit der Verfasser sich — unter dem Schutze einer liberalen Gesetzgebung — über die Erscheinungen der Zeit erklärt, Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Diesen Charakter wird das Journal auch für die Zukunft zu behaupten suchen. Uebrigens dauern die bisherigen Bedingungen in Ansehung

der Abnahme fort. Die Bestellungen können bei allen löbl. Postämtern gemacht werden, welche sich an die königl. Haupt-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition nach Stuttgart zu wenden haben, welche, einer besondern Uebereinkunft mit dem Verleger gemäß, im ganzen Königreich den Preis nicht erhöhen wird. Monatlich ist diese Zeitschrift auch in allen soliden Buchhandlungen Teutschlands im nämlichen Preise zu bekommen. Für ganz Sachsen nimmt Herr Carl Cnobloch, Buchhändler in Leipzig, Bestellungen an. Die nächstgelegenen Abnehmer belieben sich an den Verleger zu wenden.

Der jährliche Preis ist, mit Einschluß der Stempeltaxe, auf 5 Fl. rhein. oder 3 Thlr. sächs. gesetzt, welcher Betrag bei Empfang der ersten Nummer entrichtet wird.

Ellwangen und Gmünd, im Nov. 1822.

Rittersche Buchhandlung.

Wer an dem Aufschwung eines lang unterjochten Volks Antheil nimmt — und welcher Menschenfreund sollte das nicht? — wer die Lage der Sachen gründlich erörtert finden will, dem wird gewiß folgende Zeitschrift willkommen sein, von der, bei günstiger Aufnahme des Publicums, der 2te Band jetzt mit dem 1sten Heft anfängt (dessen 2tes und 3tes Heft noch dieses Jahr 1822 erscheinen) und dessen Anschaffung dem Publicum noch durch den billigen Pränumerationspreis von 1 Thlr., für ungefähr 20 Bogen auf weißem Papier, erleichtert wird, für welchen Preis man bei zugleicher Mitbestellung auch noch den ersten Band erhalten kann (außerdem ist der Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr.).

Der Freiheitskampf
der Griechen gegen die Türken,
in seinem Entstehen und Fortgehen: historisch und politisch dargestellt. Nebst Schilderung der Griechen und Griechenlands, der Türken und der Türkei, sowie die Geschichte beider Nationen. Bearbeitet von Fr. Gleich, v. Halem, Rüder und Andern. Herausgegeben von E. Klein.

Leipzig.

Ernst Kleins literarisches Comptoir.

Im Verlage von J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

APHORISMI
DE
COGNOSCENDIS ET CURANDIS FEBRIBUS.
EDIDIT
MAXIMILIANUS STOLL.
Editio secunda. Vindobonae 1822. 8. Broch.
1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr. rhein.

Indem ich dem ärztlichen Publicum hiermit eine zweite Auflage der Aphorismi des verewigten Stoll übergebe, glaube ich einem Bedürfnisse entgegen zu kommen, welches die häufige Nachfrage nach diesem seit längerer Zeit im Buchhandel fehlenden Werke auszusprechen schien.

Der Abdruck ist übrigens ganz unverändert nach der ersten Auflage gemacht worden, und ich habe dabei nur für die möglichste Correctheit und ein bequemes und angenehmes Aeußere Sorge getragen.

J. G. Heubner.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXXIX. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format, dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrb. des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exempl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Beantwortung einer im Lit. Blatt zum Morgenblatte N°. 91 befindlichen Bemerkung.

Es hat ein ungenannter Jemand, der wahrscheinlich gern Recensent seyn möchte, ohne jedoch die Fähigkeiten zu besitzen, sich unterfangen zu tadeln, daß ich in meiner Schrift „über das künstliche Aufziehen der Kinder ohne Mutterbrust; Leipzig, bei Hartmann 1822," des überspannten Vorschlages Zwierlein's, die Ziege als Amme zu benutzen, nicht Erwähnung gethan; wahrscheinlich sey mir die Kenntniß davon entgangen. Male! — Ich muß muthmaßen, daß der Recensent aus einer Innung den kühnen Sprung zum Schriftsteller gewagt habe; denn wäre derselbe ein Arzt, so hätte er nicht allein diesen lächerlichen Vorschlag, sondern auch die höchst traurigen Erfolge dieser Aufziehungsmethode, wie sie vorzüglich von Wien aus uns mitgetheilt worden sind, kennen müssen, und sich geschämt, wie ich, diesen Vorschlag nochmals zur Sprache zu bringen. „Ich hätte dafür oder darwider seyn mögen, Erwähnung hätte dessen geschehen müssen!" fährt der kluge Refer. fort. In dieser Rücksicht antworte ich: daß es allerdings in einem wissenschaftlichen Werke nothwendig ist, der hauptsächlichsten Hypothesen Erwähnung zu thun; in einer Volksschrift aber, wie diese ist, für zärtliche Mütter bestimmt, müssen blos die sichersten Erfahrungssätze Platz finden, weil hier Niemandem mit aufgezeichneten Thorheiten gedient ist. Hätte ich alles Falsche und Unpassende aus dem Erziehungs- und Aufziehungsgeschäft der Kinder mit aufzeichnen wollen, so würde dieses kleine Handbuch, welches (leider! leider!) der Rec. selbst eine faßlich geschriebene Abhandlung nennt, zu einem voluminösen, kostbaren und nutzlosen Werke anwachsen müssen. — Sollte etwa eine Persönlichkeit den guten Mann zu dem mitleidigen Male! bewogen haben, so gebe ich ihm den Rath, weil ich ihm den Tadel eben so wenig, als die Schrift selbst einem andern zugeschrieben wissen will, in der Zukunft auch die Vornamen, wie sie im Buche stehen, richtig abzuschreiben, man möchte sonst urtheilen, er habe zu sehr eilen müssen, die ihm beigefallene Klugheit zu Papier zu bringen, da so gewöhnlich ein schwaches Gedächtniß mit einem schwachen Judicio gepaart angetroffen wird.

Leipzig, den 30sten Novbr. 1822.

D. Friedrich Ludwig Meißner.

Bei F. A. Herbig in Berlin ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Schlacht bei Torgau und der Schatz der Tempelherren. Zwei Novellen von Willibald Alexis. 271 S. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verfasser dieser beiden Dichtungen spricht sich in der Vorrede über das eigenthümliche Wesen der Novelle und über die großen Meister in derselben, Cervantes, Göthe und Tieck, so scharf und treffend aus, daß es den Leser freuen wird, die Forderungen, die im Anfange des Buchs in Betreff dieser Dichtungsart gemacht werden, in dem Folgenden erfüllt zu sehen. Er ist dem Publicum bereits durch mehrere, wohlaufgenommene Poesien, wie durch die gelungenste Uebersetzung von W. Scott's Gedicht: „The Lady of the Lake," bekannt.

In demselben Verlage sind jetzt zu haben:

Corrinna oder Italien, von der Frau von Stael; übersetzt von Friedr. Schlegel. 4 Theile. 8. 4 Thlr.

Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Von L. Tieck und W. Wackenroder. Mit dem Bildniß Raphaels. 8. 20 Gr.

Horn, Franz, Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredsamkeit. Gr. 8. 1 Thlr.

Kleist's, Ew. Hr. v., sämmtliche Werke. 2 Theile. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.; Velinpapier 3 Thlr.

Moritz, K. P., Götterlehre oder mythologische Dichtungen der Alten. 20 Bogen mit 65 Abbildungen nach Antiken. 5te Auflage. 1 Thlr.

Ein in sich selbst vollendetes meisterhaftes Werk, das seinen ehrenvollen Platz seit Jahren so fest behauptet hat, daß, troz des Nachdrucks u. mancher Nachahmungen, fünf starke Auflagen erforderlich wurden.

Ankündigung einer interessanten Zeitschrift.

Mit dem Jahre 1823 beginnt der sechzehnte Jahrgang von:

Wiener allgemeine Theaterzeitung und Unterhaltungsblatt für Freunde der Kunst, Literatur und des geselligen Lebens.

Schon der Titel dieses vielgelesenen Blattes bezeichnet seine weitumfassende Tendenz. Es ist den deutschen Bühnen unentbehrlich, ist das Central-Blatt aller Theater, und besonders den norddeutschen Schauspielern und deren Directoren nothwendig, weil sie von allen, selbst den kleinsten Theatern Nachricht erhalten und von allen bestehenden Gesellschaften Tagebücher finden, welche jede Leistung, jede Neuigkeit, jeden neuen Schauspieler, Sänger, Tänzer, jedes neue Product, sei es Stück, Oper oder Ballet, erschöpfend beurtheilen. Eben so hat sich die Redaction mit Frankreich, England und Italien durch Correspondenten ins Einvernehmen gesetzt; vorzüglich liefern aus Paris, London, Neapel und dem österreichischen Italien sachverständige Mitarbeiter Nachrichten über alle Novitäten im Gebiete des Theaters der Musik und anderer schönen Künste, daß auch von dorther das Interessanteste des Tages nicht unbesprochen bleibt. Den andern Inhalt der Zeitung bilden Erzählungen, Gedichte, Anekdoten, Chroniken des geselligen Lebens großer Städte, anziehende Tagesbegebenheiten, ein Wegweiser für Kunst und Literatur; ein

theatralischer Anzeiger, worin Schauspieler und Directoren sich gegenseitig verständigen und ihre Gesuche mittheilen; eine stehende Rubrik zur Nothwehr gegen Verunglimpfungen boshafter Recensenten ꝛc.; endlich Notizen aus englischen, französischen und italienischen Zeitungen ꝛc. Diese Notizen ausgenommen, alles durchaus original.

Man wendet sich mit seinen Bestellungen an die betreffenden löbl. Postämter in ganz Deutschland: an die k. k. Oberste Hof-Postamts-Haupt-Zeitungs-Expedition in Wien; an das k. k. böhmische Ober-Postamt zu Prag; königl. preuß. Zeitungs-Comptoir zu Berlin; Ober-Postamt in Breslau; Ober-Postamt zu Hamburg; königl. baiersche Ober-Postamt zu Nürnberg, München und Augsburg; fürstl. Thurn- und Taxische Ober-Postamt zu Frankfurt am Main; an die königl. sächs. Hof-Postämter zu Leipzig und Dresden ꝛc. Im Wege des Buchhandels wende man sich an die Herren Tendler und von Manstein in Wien. Der Preis des Jahrgangs ist 20 Fl. C.M. nach dem Zwanzig-Gulden-Fuß oder 50 Fl. Wiener Papiergeld. Buchhändlern in Deutschland, welche Pränumeranten sammeln, wird diese Zeitschrift, wenn sie die Beträge ganzjährig vorhinein an die Redaction einsenden, gegen 12 Fl. C.M. überlassen und die Zusendung von vierzehn Tagen zu vierzehn Tagen besorgt. Alle Briefe und Beiträge, alle Geld- und Einrückungskosten, die Zeile zu 6 Kr. C.M. gerechnet, werden mit der Post gesendet an

Adolf Bäuerle,
Redacteur der Theaterzeitung und Theaterdichter in Wien.

Bei J. G. Heubner in Wien ist in Commission zu haben und durch alle Buchhandlungen von ihm zu beziehen:

Geist und Sprache
der
Hebräer
nach dem zweiten Tempelbau.

Enthält:

I. Vorlesungen
über Sprachlehre und Sprachgeschichte der Altrabbinen; nebst Anweisungen, ihre Werke ohne Punktation lesen zu können.

II. Chrestomathie:
eine Sammlung Erzählungen, Parabeln, Legenden, Sprüche und Philosopheme aus Talmud, Midrasch und Sohar.

Von
M. J. Landau,
Inspector der israel. deutschen Hauptschule zu Prag.

Prag 1822. Gr. 8. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr. rhein.

Dieses Werk, welches in historischer Hinsicht als eine Fortsetzung der Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift von Prof. Gesenius betrachtet werden kann, und als Grammatik zur Kenntniß der

rabbinischen Werke führt, verdient sowohl die Aufmerksamkeit aller Sprachforscher, als auch in jeder Büchersammlung, welche der Geschichte und dem gelehrten Sprachfache gewidmet ist, aufgestellt zu werden. Die Chrestomathie bietet neben ihrem Hauptzwecke zugleich eine angenehme Lectüre dar. Wenn Göthe in seinem westöstlichen Divan den Abendländer mit dem Geiste des phantasiereichen Orients befreundet, so können die Kernsprüche und Volksreden, welche in gegenwärtigem Werke in gereimte Verse übersetzt sind, sich demselben als würdiger Anhang anreihen.

Folgende neue Bücher sind so eben in unserm Verlag erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Friedr. Jacobs vermischte Schriften. 1ster Band; auch unter dem Titel: Fried. Jacobs Reden, nebst einem Anhang vermischter Aufsätze. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Diese Anzeige wird, hoffen wir, den zahlreichen Verehrern des Herrn Verfassers sehr willkommen sein. Die ganze Sammlung ist solchen Aufsätzen gewidmet, die nicht ausschließlich für einen bestimmten Theil des Publicums gehören, sondern die Theilnahme eines jeden Gebildeten in Anspruch nehmen. Der erste Theil derselben, welcher hier angezeigt wird, bezieht sich auf das öffentliche Leben; die folgenden werden Gegenstände des Alterthums behandeln, insoweit sie auf eine Theilnahme des größern Publicums Anspruch machen. Die Aufsätze des ersten Bandes beziehen sich zunächst auf politische Moral und die Religion, in Bezug auf die bürgerliche Gesellschaft. Das hohe Interesse dieser beiden Stoffe kömmt der Art ihrer Bearbeitung gleich, welche ganz Deutschland bereits als klassisch anzuerkennen gewohnt ist. Der Inhalt des ersten Bandes braucht blos angeführt zu werden, um das Interesse, welches er gewährt, anzudeuten. 1. Rede zum Andenken Herzog Ernst II. von Gotha, eine vollendete Schilderung des trefflichen Fürsten, mit ergänzenden Bemerkungen über sein Leben und seine Zeit. 2. Abschiedsrede im Gymnasium zu Gotha. 3. Rede gehalten im Lyceum zu München. 4. Deutschlands Ehre (1814). 5. Bruchstücke über die Forderungen der Zeit. 6. Zufällige Gedanken über den Religionszustand der Zeit, die drei letztern Aufsätze mit Zugaben und Anmerkungen. 7. Analekten (darunter über den Republikanismus der Zeit; akademische Verbindungen; Verstimmung der Zeit u. s. w.). 8 Miscellen. — Das Resultat vieljähriger eigner Wahrnehmung und Nachdenkens ist vereinigt und gegenseitig begründet durch die Aussprüche der bewährtesten Schriftsteller aller Zeiten: das Ganze bietet neben der unterhaltenden Lectüre Stoff zu vielseitigen Betrachtungen über die wichtigsten Angelegenheiten der Zeit dar, welche der geschätzte Verfasser nach ihren verschiedenen Beziehungen mit der ihm eignen Anmuth, Gelehrsamkeit und Freisinnigkeit behandelt.

Euripidis Alcestis, cum integris Monkii suisque adnotationibus edidit Dr. *Ern. Fried. Wuestemann*, Prof. in Gymn. Goth. 1 Thlr.

Der große Name, welchen Monks sich unter seinen gelehrten Landsleuten erworben, bewährt sich auch durch seine Ausgabe der Alceste des Euripides, welche mit einem großen Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit ausgestattet ist und eine nähere Verbreitung in Deutschland verdiente. Der deutsche Bearbeiter hat den ganzen Apparat Monks unverändert gelassen und in Anmerkungen sowohl seine eignen, als die von andern deutschen Gelehrten gemachten Bemerkungen eingeschaltet, was in der englischen Ausgabe sowohl in Hinsicht des Textes, als der Noten Berichtigung oder Ergänzung bedurfte, geändert und hinzugefügt, so daß

die angezeigte Ausgabe vollständig und dem jetzigen Standpuncte der Kritik angemessen erscheint. Sie dürfte sich insbesondere dazu eignen, bei Vorträgen über die Tragiker zu Grunde gelegt zu werden, wozu sie auch mehrere Gelehrte schon empfohlen haben.

Titi Livii Operum omnium Vol. III. Animadversionibus illustravit *Friedr. Andr. Stroth.* Recensuit et suas observationes adspersit *Frid. Andr. Guilh. Döring.* Editio auct. et emendatior. 8. 1 Thlr. 14 Gr.

Alle 7 Bände kosten 11 Thlr.

Musäus, J. C., moralische Kinderklapper für Kinder und Nichtkinder. Neue Auflage. Mit Kupfern. 20 Gr.

Taschenbuch, tägliches, für alle Stände, auf das Jahr 1823. Mit 1 Karte von Bremen und 15 Meilen im Umkreise. In roth Leder gebunden. 20 Gr.

Dieses seit vielen Jahren jährlich erscheinende Taschenbuch ist allen Kaufleuten, Oekonomen und Rechnungsbeamten zu empfehlen, da Postrouten, Münzen, Maaße und Gewichte aller deutschen Staaten auf das genaueste in demselben angeführt sind.

Gotha.

Ettingersche Buchhandlung.

Bei Franzen und Große in Stendal ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Masius, Dr. G. H., Handbuch der gerichtlichen Arzneiwissenschaft. Zum Gebrauch für Ärzte und Rechtsgelehrte. Gr. 8. Band I. 1ste Abtheilung 1 Thlr. 12 Gr. 2te Abtheilung 1 Thlr. 8 Gr.

Einer der vorzüglichsten Gelehrten in diesem Fache der Literatur ertheilt über die bereits erschienenen Abtheilungen: „von diesem Umfange und von dieser Aussicht auf Erschöpfung des Gegenstandes haben wir noch nichts in dem Zweige der ärztlichen Literatur; überall, wo ich hinblickte, habe ich Tiefe und Klarheit, Vollständigkeit mit Kürze gefunden."

An der Fortsetzung dieses mit Fleiß bearbeiteten Werkes wird ununterbrochen gearbeitet, und wird auch die folgende Abtheilung bald erscheinen.

Bei H. Ph. Petri in Berlin sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

A. Romane und Unterhaltungsschriften:

Burbach, H., Lebensgemälde, der Wirklichkeit nachgebildet in Erzählungen und Sagen aus der alten und neuen Zeit. 8. 20 Gr.

Cunow, M., Federstiche (Satyre). Erste Sendung. 8. Geh. 20 Gr.

Jhn, J. C., und Fr. Stahmann, Don Ballaisteros. — Gustav May. — Die wandernde Jungfrau. — Der Traum. — Vier Erzählungen. 8. 1 Thlr.

Kuhn, D. August, Mimosen (Mimosa pudica L.). Erzählungen für gebildete Frauen. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Schaden, Ad. v., das Fischermädchen, oder Kreuz- und Querzüge zu Wasser und zu Lande einer B****. Ein romantisches Gemälde. 8. 20 Gr.

Voß, Julius v., neue Theaterpossen nach dem Leben. Inhalt: 1. Der Strahlower Fischzug. 2. Die Damenschuhe im Theater. Fortsetzung der Damenhüte. 8. 1 Thlr.

B. Empfehlungswerthe Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke:

Veränderungen der Figuren. Neuntausendmal. Ein Spiel zum Zeitvertreib. 72 Theile. Im Kästchen. 20 Gr.

Geistesspiele, heitere, in Liedern und Gedichten, zur Feier von Geburtstagen, Hochzeiten, Jubelhochzeiten, Amtsjubiläen, geselligen Vereinen, am Sylvesterabend rc. 8. Geh. 16 Gr.

Thieme, Moritz, Bilderfibel. Mit 24 sauber illum. Kupfern. 8. Geh. 20 Gr.

— — Dramatische Spiele für die Jugend bei festlichen Gelegenheiten. Eine Weihnachtsgabe. Im Futteral. 1 Thlr.

— — Dramatische Spiele für die Jugend rc. 2tes Bändch. 8. Geh. 1 Thlr.
Auch unter dem Titel:
Almanach dramatischer Spiele für die Jugend. 1ster Jahrgang.

Folgender Auszug einer Recension über das letztere Werkchen diene zur Empfehlung der Schriften des Verfassers:

„Was wir früherhin über das erste Bändchen in unserer Literatur-Zeitung bemerkten, gilt auch von dem vorliegenden. Die in diesem Bändchen enthaltenen acht Schauspiele für Kindheit und Jugend eignen sich wegen der Leichtigkeit der Darstellung, und hauptsächlich wegen der sittlichen Reinheit des Inhalts zur Aufführung in Familien-Zirkeln, und ist zu erwarten, daß vorzüglich manche Scenen, die dem Verfasser besonders gelungen sind, eine nachhaltige Wirkung zurücklassen werden.“

Neue Bücher,
welche im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin erschienen sind:

Anekdotenalmanach für 1823. Herausgegeben von K. Müchler, mit Kupfern. Geb. 1 Thlr. 8 Gr.

Briefe aus England, über die Verhältnisse des Eigenthums in Großbritannien. (Uebersetzung der Lettres de Saint-James, Genève. 1820.) Gr. 8. Broch. 10 Gr.

Burg, M., die geometrische Zeichnenkunst; oder vollständige Anleitung zum Linearzeichnen, zum Tuschen und zur Construction der Schatten. Für Baubeflissene, Artilleristen, Ingenieure, und überhaupt für Künstler und Technologen; der Text in gr. 8., die Kupfer in Folio auf Velinpapier.
Theil I.; allgemeine geometrische Zeichnungslehre, mit 11 Kupfern. 5 Thlr.
Theil II.; das Artillerie-Zeichnen, mit 12 Kupfern. 4 Thlr. 8 Gr.
Theil III.; das architektonische Zeichnen (noch nicht erschienen).

Dzimski, C. W., Handbuch bei der Anwendung des neuen Stempelgesetzes, in alphabetischer Ordnung. Nebst den erforderlichen Tabellen zur Berechnung aller Stempelsätze nach Procenten; des Gold-Agios, der Wechselstempelstrafen; der Zinsen (letztere besonders zur Bestimmung des Werth-Stempels in Processen) u. s. w. Gr. 8. 20 Gr.; gebunden 22 Gr.; auf fein Papier 1 Thlr.; geb. 1 Thlr. 2 Gr.

Heinsius, Theod., kleine theoretisch-praktische deutsche Sprachlehre für Schulen und Gymnasien. Neunte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 12 Gr.

Henning, L. von, Einleitung zu öffentlichen Vorlesungen über Göthe's Farbenlehre, gehalten an der königl. Universität zu Berlin. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Ideler, L., Handbuch der italienischen Sprache und Literatur, oder Auswahl gehaltvoller Stücke aus den klassischen italienischen Prosaisten und Dichtern; nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Zweite umgearbeitete Auflage. Gr. 8. Geb.
Prosaischer Theil. 2 Thlr. 8 Gr. Fein Papier. 2 Thlr. 16 Gr.
Poetischer Theil. 2 Thlr. 16 Gr. Fein Papier. 3 Thlr.

Naumann, J. G., Lehrbuch der Pferdekenntniß. Zweite Auflage. 8. 1 Thlr.

Stöpel, Franz, Grundzüge der Geschichte des modernen Musik-Systems. Nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 4. 1 Thlr.

Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen. Jahrgang 1822. 1stes bis 5tes Heft. Gr. 4. Der Jahrgang von 6 Heften, mit Kupfern. 3 Thlr.

Wollbeding, J. C., Wörterbuch zur Vermeidung einer unrichtigen Verbindung der Vor- und Zeitwörter mit den verschiedenen Wortformen, insonderheit mit dem Dativ und Accusativ oder mit mir und mich, dir und dich, ihm und ihn, ihr und sie, Ihnen und Sie ꝛc. Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage. 12. Geb. 20 Gr.

Bei J. G. Heubner in Wien sind folgende sprachwissenschaftliche Werke erschienen, und bereits an alle Buchhandlungen versandt worden:

Handbuch der französischen Sprache nach ihren Redetheilen bearbeitet,

vorzüglich für diejenigen, welche dieselbe ohne Lehrer erlernen wollen.
Gr. 8. 1822. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr. rhein.

Handbuch der italienischen Sprache nach ihren Redetheilen bearbeitet,

vorzüglich für diejenigen, welche dieselbe ohne Lehrer erlernen wollen.
1ster Band enthält: 1. Sprachkunde; 2. Wörterkunde. 2ter Band enthält: Anwendung der Sprach- und Wörterkunde.
Gr. 8. Broch. 1822. Beide Bände 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl. rhein.

Die in vorstehenden, ganz besonders für den Selbstunterricht, geeigneten Handbücher, eingeschlagene Methode ist ohne Zweifel die einzig zweckmäßige, um diese Sprachen in möglichst kurzer Zeit auf das gründlichste zu erlernen, und ganz in den Geist derselben einzudringen. Da solches auch bei der besten, in so vielen seither erschienenen Sprachlehren angewandten Methode, durchaus unmöglich ist, wenn der Schüler nicht zuvor mit der ersten Grundlage einer jeden Sprache, mit der Wörterkunde vertraut gemacht, und ihm solche auf eine zweckmäßige Weise beigebracht wird, so geht in diesen Handbüchern ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Wörter, mit ihren mannichfaltigen Bedeutungen und Anwendungen als wesentlicher Theil der Sprachkunde voraus, und führt den Lernenden, hat er sich solche nach der angegebenen Art zu eigen gemacht, auf eine leichte und faßliche Weise zur Vorübung und zum weitern Eindringen in diese Sprachen über. Beide Handbücher, ursprünglich nur zum Gebrauch für die Zöglinge des Stifts Melk bestimmt, haben das Vortheilhafte dieser Methode bei der bisherigen Anwendung durch den

besten Erfolg so hinlänglich dargethan, daß die allgemeinere Verbreitung derselben, welche nun auf dem Wege des Buchhandels bewerkstelligt worden, gewiß einem jeden, der diese Sprachen durch Selbstunterricht bald und gründlich zu erlernen wünscht, auf das Höchste willkommen sein wird.

Beim Buchhändler Schaub in Düsseldorf und Elberfeld ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neueste Geographie
oder
kurze und faßliche Darstellung der mathematischen, physischen und politischen Erdbeschreibung.
Für den Selbstunterricht.
Von
Johann Heinrich Müller,
Rector der Stadtschule zu Lennep.
Zweite, verbesserte und sehr vermehrte Auflage.
256 Seiten. 10 Gr. oder 46 Kr.

Da dies Buch seiner ungemeinen Zweckmäßigkeit und Wohlfeilheit wegen gar bald in vielen Schulen eingeführt wurde, so vergriff sich die erste Auflage schnell. Der Verfasser hat diesen, ihm ehrenvollen Beifall der Einsichtsvollern dazu benutzt, sein Werk aufs sorgfältigste zu vermehren und zu verbessern. Ein bedachtsames Vergleichen beider Auflagen wird jedermann davon überzeugen. Reichhaltigkeit des Inhalts, nach Verhältniß der Stärke des Buchs, überlegte Auswahl und strenge Richtigkeit finden sich darin mit einem faßlichen Vortrage vereinigt. Es ist daher gleich brauchbar für Schulen und für den Selbstunterricht.

Versuch einer Territorialgeschichte des preußischen Staates, oder kurze Darstellung des Wachsthums der Besitzungen des Hauses Brandenburg seit dem zwölften Jahrhundert, von A. W. Möller, Divisionsprediger. Mit einer illuminirten Karte. Hamm und Münster, 1822. In Commission bei Schulz und Wundermann. 150 Seiten. Gr. 8. 1 Thlr.

Nicht bloß was der Titel besagt, sondern auch einen Umriß der äußern Geschichte der 66 Landschaften und Landestheile, aus welchen der preußische Staat erwachsen, enthält die genannte Schrift, welche im Wege der Subscription schon in 2000 Exemplaren verbreitet worden. — Die Karte, in großem Format, zeigt jene Territorien und ist nach Jahrhunderten illuminirt. Sie gibt außerdem mehrere hundert merkwürdige Kriegsbegebenheiten an, die ein alphabet. Anhang der Schrift näher erläutert.

Von demselben Verfasser erschien:

Geschichte des Hauses Brandenburg in ausführlichen gleichzeitigen Tafeln. 31 Seiten. Gr. 4. Münster bei Coppenrath. 6 Gr.

Allgemeine Uebersicht der Geschichte des Hauses Brandenburg. (Ein Auszug aus obiger Schrift.) Tab. in gr. Fol. Ebend. 3 Gr.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXXX. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrb. des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exempl. ins Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

4) Geschichtliche Darstellung des Liberalismus alter und neuer Zeit. Ein historischer Versuch vom Professor Krug in Leipzig. 8. Geh. XIV. u. 159 S. 20 Gr.

5) Reisen der Lady Morgan. II. Italien. Dritter Theil. Kl. 8. Geh. 377 S. 2 Thlr.
(Die erste Abtheilung enthält Frankreich, besteht aus 2 Bänden und kostet 3 Thlr. 12 Gr.; von der zweiten Abtheilung erschienen der 1. u. 2. Band, von denen jeder 2 Thlr. 8 Gr. kostet.)

6) Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur. Viertes Stück für 1822. No. XVI. der ganzen Folge. Gr. 8. Geh. 390 S. Preis des ganzen Jahrgangs von 4 Stücken 10 Thlr., und eines einzelnen Stücks 3 Thlr.

Inhalt dieses Heftes:

I. Ueber die Bedeutung der Gewerbe im Staate und über das Naturprincip der Verfassungsbildung. Eine staatswissenschaftliche Fehde, geführt in einer Reihe von Streitschriften. Herausgegeben von Dr. Heinrich Schulz. Von Abc.
II. Traité de Géodésie, ou exposition des méthodes trigonométriques et astronomiques, applicables, soit à la mesure de la terre, soit à la confection des canevas, des cartes et des plans topographiques. Par *L. Puissant*. 2 vols.
III. Ueber die Unkirchlichkeit dieser Zeit im protestantischen Deutschlande. Den Gebildeten der protestantischen Kirche gewidmet, von Dr. Karl Gottlieb Bretschneider. Von Ths.
IV. Handbuch der psychischen Anthropologie oder der Lehre von der Natur des menschlichen Geistes. Von Jacob Friedrich Fries. Zweiter Band. Von X. L.
V. Die Staatsfinanzwissenschaft, theoretisch und praktisch dargestellt und erläutert durch Beispiele aus der neuern Finanzgeschichte europäischer Staaten, von Ludwig Heinrich von Jacob. Zwei Bände. Von H. B. Erster Artikel.
VI. Baukunst.
a) Die Geschichte der Baukunst bei den Alten. Von A. Hirt. 2 Bde.
b) Theoretisch-praktische bürgerliche Baukunde, durch Geschichte und Beschreibung der merkwürdigsten antiken Baudenkmale und ihre genauern Abbildungen bereichert von C. F. von Wiebeking. Erster Band. Von C. B. G.
VII. Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber, von Georg Franz Dietrich aus dem Winckell. Zweite vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage. In 3 Theilen. Von O. W.
VIII. Ansichten der Volkswirthschaft mit besonderer Beziehung auf Deutschland. Von Dr. Karl Heinrich Rau. Von C. T.
IX. Ueber die deutschen Uebersetzungen des Homer. Mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Versuche von F. A. Wolf, K. L. Kannegießer und Konrad Schwenk. Von Wilhelm Müller.
X. Johann Milton's verlornes Paradies. Neu übersetzt von Samuel Gottlieb Bürde. 2 Theile. Von X. F.
XI. Die neuesten Schriften aus dem Fache der französischen Philosophie. Zweiter Artikel. Élémens d'idéologie. Première partie. Idéologie proprement dite. Par M. Destutt Comte de *Tracy*. 3me edition.

7) Zeitgenossen. Neue Reihe Nr. X. (der gesammten Folge Nr. XXXIV.) Redacteur: Dr. Friedrich Cramer. 8. Geh. 183 S. Preis dieses Heftes auf Druckpap. 1 Thlr. und auf Schreibp. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt dieses Heftes:

Wilhelm der Erste, Churfürst von Hessen. — Larin August Theophil Graf von Bennigsen, kaiserl. russischer General en Chef. — Johann Friedrich Meyer, königl. grossbrit. und churfürstl. braunschweig-lüneburg. Oberlandesökonomiecommissär, Mitgl. der königl. Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle. — Abbé Morellet.

Kleinere biographische Aufsätze. I. Friedrich Wilhelm Graf von Bismark. — II. Ludwig Georg Leopold von Borstell. — III. Jacob Glatz. — IV. Nikolaus Thaddäus von Gönner. — V. Mistreß Elisabeth Inchbald.

8) Allgemeines bibliographisches Lexicon von *F. A. Ebert.* Zweiten Bandes 2te Lieferung. Von *Newton* bis *Phaedrus.*

Leipzig, den 15ten December 1822.

F. A. Brockhaus.

Bei Friedrich Frommann in Jena erschien schon im August d. J.:

Luden's, Heinr., allgemeine Geschichte der Völker und Staaten. Zweiter Theil. Zweite Abtheilung. Gr. 8. 2 Thlr. 22 Gr.

Auch unter dem Titel:

Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Mittel-Alters. Zweite Abtheilung.

und ist damit die Geschichte des Mittel-Alters vollendet.

Die bis jetzt fertigen drei Bände kosten also 7 Thlr. 18 Gr., oder:

Geschichte des Alterthums. Ein Band. 2 Thlr. 12 Gr.
Geschichte des Mittel-Alters. Zwei Bände. 5 Thlr. 6 Gr.

Die neuere und neueste Geschichte, zur Vollendung des Ganzen, hofft der Verfasser in den nächsten beiden Jahren zu liefern.

Wie wichtig dies Werk aber an sich ist, wie sehr es verdient, als Handbuch in der Bibliothek jedes Gebildeten seine Stelle zu finden, darüber haben sich alle Stimmen vereiniget.

Ankündigung, zunächst für Journal-Cirkel.

An alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz sind versandt:

Deutsche Blätter für Poesie, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von

Karl Schall und Karl von Holtei.

Jahrgang 1823. No. 1—4.

Breslau, Joseph Max und Komp.

Preis 8 Thlr. (Durch alle Buchhandlungen ohne Preiserhöhung.)

Durch die genannten, von uns so eben versendeten Probeblätter nehmen wir uns die Freiheit, zur Unterstützung eines neuen vaterländischen Unternehmens ganz ergebenst einzuladen.

Die bis jetzt gewonnenen Mitarbeiter, von denen wir theils schon interessante Beiträge besitzen, theils ihren Versprechungen zu Folge recht bald erwarten dürfen, sind folgende:

Willibald Alexis. D. Bärmann. Gustav v. Barnekow. Helmina v. Chezy. Contessa d. ält. Agnes Franz. Eduard Gehe. Geisheim. Grüning. v. d. Hagen. K. W. Halbkart. D. Gr. Haugwitz. Friedrich Haug. Leopold Haupt. Theodor Hell. Franz Horn. Carl Immermann. Fr. Gr. Kalkreuth. Peter Fr. Kanngießer. Karl Keller. C. L. Kostenoble. K. C. Kronzisler. Fr. Laun. C. Lebrün. D. Löbell. C. Marschner. Henriette v. Montenglaut. Wilh. Müller. Fr. Raßmann. Ludw. Robert. Henrich Steffens. Wilh. von Stubnitz. Ludw. Tieck. Kurt Waller. C. Weisflog. Uffo von Wildungen. K. Witte.

Wie es stets unser eifrigstes Bemühen sein wird, diese Zahl durch würdige Namen zu vermehren und unsere Zeitschrift durch Sorgfalt und Fleiß den besten ihrer Art gleich zu stellen, hoffen wir, daß die Lesewelt uns ihren Antheil nicht entziehen werde.

Redaction und Verlag
der deutschen Blätter für Poesie, Literatur, Kunst und Theater, in Breslau.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Taschenbuch
für Schauspieler und Schauspielfreunde auf das Jahr 1823. Herausgegeben von Lembert. 12. Geb. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Herausgeber hat sich bestrebt, diesen Jahrgang seines Taschenbuchs auch für jenen Theil des Lese-Publicums anziehend zu machen, denen es vorzüglich um Unterhaltung zu thun ist. Er enthält, neben dem Verzeichniß der lebenden dramatischen Schriftsteller und sämmtlicher Theater, den Probescenen aus dem Schauspiele: „der Königin Ehre“, von Baron Zedlitz, und einigen Gedichten, eine ausführliche Biographie unsers unvergeßlichen Brockmanns von Weidmann — höchst originelle Züge aus dem Leben eines Souffleurs von Fr. Schmidt, und vier vollständige Lustspiele, welche sich zur Aufführung auf öffentlichen sowohl als auf Privat-Bühnen eignen.

In unserm Verlage ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beiträge zur Kunst und Literatur-Geschichte. 1stes und 2tes Heft. Mit drei Abbildungen. 8. Geh. 2 Fl. (1 Thlr. 2 Gr.)

Keine bis jetzt erschienene Zeitschrift ist auf Kunst- und Literatur-Geschichte eingeschränkt; es verdienen daher die Herrn Jäck und Haller in Bamberg, Unternehmer dieser Beiträge, gewiß alle Theilnahme, besonders wenn es ihnen gelingen wird, allen Lieferungen solche anziehende Gegenstände zuzutheilen, wie den beiden ersten. Diese enthalten besonders: I. Zur Kunstgeschichte: 1. Abdruck des Neudörfferschen Manuscripts von 1547; über das Leben der vorzüglichsten Künstler Nürnbergs. 2. Zusätze zu Bartsch peintre graveur. 3. Zu Brulliot table gén. des Monogrammes. 4. Zu Füßli Künstlerlexicon, sämmtlich von J. Haller. II. Zur Literaturgeschichte: 1. Beschreibung der Handschriften, welche zur Weimarer Ausgabe des Horaz 1821 benutzt wurden. 2. Literarische Verdienste der ehemaligen Benedictiner-

Abtei Michelsberg in Bamberg, beide vom Bibl. Jäck. 3. Zusätze zu Panzer's Annalen, von Haller. 4. Skizze einer Geschichte der Ausgaben Theuerdanks, von demselben. 5. Nachricht von einer unbekannten Ausgabe des Rechtsstreits mit dem Tode, von J. M. v. Reider. 6. Wunsch für Erhaltung von Celti's Grabmahl in Wien, von Haller.

Nürnberg, im November 1822.

Riegel und Wießner.

Trenck's Leben.

Friedrich Freiherr von der Trenck. Sein Leben und denkwürdige Schicksale; für Leser jeden Standes neu bearbeitet von D. C. M. Rittler. Mit 1 Kupfer. 8. Merseburg, bei J. T. J. Sonntag. 1 Thlr. 4 Gr.

Lange schon fragte mancher Leser vergebens nach der Lebensgeschichte des merkwürdigen Mannes Friedrich von der Trenck. Hier bietet sie uns der Herr Verfasser in bündiger Kürze und in reinen Thatsachen ohne Beimischung, und so haben wir, anstatt mehrerer schwülstigen Bände, das vollständige Ganze in einem Bande um einen Preis, der es jedem Liebhaber zugänglich macht. Das beigegebene Kupfer stellt den Helden vor im Kerker zu Magdeburg unter einer 68pfündigen Kettenlast schmachtend.

Bei Friedrich Frommann in Jena erschien in diesem Jahre:

Bilder aus dem Leben. Eine Auswahl der neuesten englischen Romane und Erzählungen, besonders für Frauenzimmer. 6ter bis 8ter Theil. 8. 4 Thlr.

Oder:

Warbeck von Wolfstein, ein Roman aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. 3 Theile.

Auch dieser Roman verdient seine Stelle in dieser vorzüglich den Frauen bestimmten Sammlung. Er liegt uns um so näher, da er in die Geschichte des 30jährigen Krieges fällt, und Wallenstein wie die kaiserl. Familie in Wien darin lebhaft geschildert werden.

In der der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig ist eben erschienen:

Pölitz, Prof. K. H. L., kleine Weltgeschichte, oder gedrängte Darstellung der allgemeinen Geschichte für höhere Lehranstalten. Vierte verbesserte vermehrte, und bis 1822 fortges. Auflage. Gr. 8. 30 Bogen. 21 Gr.

Durchgreifend sind die Verbesserungen und Veränderungen in dieser vierten Auflage; überarbeitet ist sie nach dem Stoffe und der stylistischen Form, alle wichtige Ergebnisse neuerer Forschung sind da eingelegt wo sie hingehörten, die Weltbegebenheiten der letzten vier Jahre erhielten die Stelle, die ihnen zukam, und die wichtigere Literatur ward nach dem Verlangen Vieler durchgehends aufgenommen, ohne bei solcher Erweiterung den Preis zu erhöhen.

Schade, M. K. B., vollständige deutsche Sprachlehre zum Gebrauche der Schulen und aller derer, welche die deutsche Sprache zum Gegenstande eines gründlichen Studiums machen. — Nebst einem Anhange, welcher von dem mündlichen Vortrage handelt, und in einigen Beispielen zeigt, wie die deutschen Classiker erklärt werden müssen. 8. 29 Bogen. 21 Gr.

Der Verf. ist sich bewußt, diese Schrift mit Sorgfalt ausgearbeitet zu haben und darf sie als seine eigene Arbeit betrachten, da er sie keinesweges, so sehr sie auch dabei gewonnen haben könnte, aus andern deutschen Sprachlehren zusammengetragen hat. Möge sie daher keine ungünstige Aufnahme finden.

Weihnachtsgeschenke für die erwachsenere Jugend.

Jugenderholungen. Deutschlands Söhnen und Töchtern gewidmet. 3 Bände. Mit Kupfern und Musikbeilagen. Sauber gebunden. Jeder Band 1 Thlr. 12 Gr.

Die Abende auf dem Hermannstein. Sagen und Erzählungen für die reifere Jugend. Von Th. Tezner. Mit vier Abbildungen. In sauberm Umschlag. Broch. 1 Thlr.

Magdeburg.

F. Rubach.

So eben ist erschienen und wird desnächst an alle Buchhandlungen versandt:

Der Minstrel von Walter Scott.

Frei und mit historischen Erläuterungen bearbeitet von C. H. W. Auf weiß Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr. Velinpapier 2 Thlr.

Diese wohlgelungene Umbildung der trefflichsten Scottschen Dichtung wird mit Recht zu denen gezählt werden, welche, reich an Unterhaltung, auch zugleich das meiste literarische Interesse haben. Die Zugabe des Herrn Bearbeiters wird dem deutschen Leser noch zum leichteren Verständniß des Geschichtlichen dienen.

Merseburg, im Novbr. 1822.

J. T. J. Sonntag.

Bei F. Rubach in Magdeburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch der Militair-Geographie von Europa, von A. G. Hahnzog. Zweiter Theil. 46 Bogen. 1 Thlr. 21 Gr. (Erster Band. 25 Bogen. 1 Thlr.)

Dieser zweite Theil des Lehrbuchs enthält die Beschreibung der europäischen Länder außer Deutschland, worauf eine Uebersicht sämmtlicher Staaten Europas und ein alphabetisches Register über beide Theile folgt. Hiermit ist nun das Lehrbuch vollendet, dessen erster Theil bereits mit allgemeinem Beifalle aufgenommen wurde, und welches einem, besonders in Kriegsschulen gefühlten Bedürfnisse vollständig abhelfen wird. Einen

gleichen Beifall darf sich dieser zweite Theil versprechen, da Lehrer und Schüler und alle Freunde der Wissenschaft sich durch den Gebrauch desselben überzeugen werden, welchen Fleiß der Verf. drauf wandte, und wie sorgfältig er die besten vorhandenen Hülfsmittel jeder Art benutzte. Der Aufwand von Mühe und Zeit, welcher eben dadurch nothwendig wurde, mußte die Vollendung des Ganzen gegen die Absicht und den Wunsch des Verfs. und Verlegers verzögern; aber was das Lehrbuch dadurch an innerm Werthe gewonnen hat, wird jeden für diese Verzögerung hinlänglich entschädigen.

Bei Friedrich Frommann in Jena erschien:

Der Forstgraf oder Robin Hood und Mariana. Novelle nach dem Englischen. 8. 1 Thlr.

Diese höchst originelle, heitre und interessante Novelle wird besonders den zahlreichen Freunden der Scottschen Romane, namentlich des Ivanhoe, eine sehr erfreuliche Lectüre seyn. Sie gibt ihnen auf ganz eigenthümliche Weise neue Aufschlüsse über Robin Hood und den lustigen Mönch Tuck, welche sie zugleich wieder mit König Richard und Prinz Johann in nähere Berührung bringt, aber auch neue ergötzliche Bekanntschaften verschafft und das Ganze in einer geistreich erfundenen und lebhaft durchgeführten Fabel vereiniget. So werden Lesegesellschaften, wie die Besitzer des Ivanhoe, ihr gern eine Stelle neben diesem anweisen.

In der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig ist eben erschienen:

Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische, mit den nöthigen Wörtern und Redensarten, auch grammatischen Anmerkungen begleitet von Christian Gottlob Leonhardi, Lehrer der neuern Sprachen an der Landschule zu Grimma. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1822. 16 Gr.

Dieses Buch, das schon früher in öffentlichen Blättern sehr vortheilhaft beurtheilt wurde, verdient jetzt um so mehr empfohlen zu werden, da es bei einer starken Vermehrung ohne Erhöhung des Preises in gedrängter Kürze und mit gewissenhafter Genauigkeit das Anziehende für Kopf und Herz mit dem Nützlichen vereinigt, die wichtigsten Schwierigkeiten der französischen Sprache durch den lichtesten Vortrag beseitigt und im Ganzen durch seine zweckmäßige Einrichtung ein noch stark gefühltes Bedürfniß befriedigt.

In unserm Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Feuerbach, K. W., Eigenschaften einiger merkwürdigen Punkte des geradlinigen Dreiecks, und mehrerer durch sie bestimmten Linien und Figuren. Eine analytisch-geometrische Abhandlung. Mit einer Vorrede von K. Buzengeiger, und vier Steinabdrücken in 4. 16 Gr. oder 1 Fl.

Diese Abhandlung wird für den Analytiker, wie für den Geometer von Interesse seyn, indem dadurch das Gebiet der Geometrie, namentlich die Lehre vom ebenen Dreieck neue Lehrsätze enthält. Die merkwürdigen

Punkte, an deren Betrachtung die daselbst erfundenen Sätze sich anreihen, sind die Mittelpunkte des umschriebenen Kreises, so wie auch sein Schwerpunkt.

Auch angehenden Mathematikern ist diese Abhandlung zu empfehlen, da sie ihnen Stoff genug darbietet, sich im analytischen Calcul zu üben, so wie auch ihre Kräfte zu versuchen, in Erfindung rein geometrischer Beweise von Sätzen, welche ihre Entstehung analytischen Untersuchungen verdanken; der Anhang enthält mehrere geometrische Beweise einiger, auf analytischem Wege erfundener Lehrsätze.

Nürnberg, im Nov. 1822.

Riegel und Wießner.

In der Büschlerschen Verlagsbuchhandlung in Elberfeld ist so eben erschienen:

De fructivicatione generis Rhizomorphae commentatio. Scripsit *Fr. G. Eschweiler*. Accedit novum genus Hyphomycetum. Cum Praefatione C. G. Neesii ab Esenbeck. Cum Tabula aenea. 4 maj. 8 Gr.

Lehre der Hebammenkunst; aufgestellt, mit Rücksicht auf Aerzte wie Nichtärzte, welche die Ausübung beurtheilen möchten, von G. W. Stein in Bonn. Mit zwei Kupfert. 8. 20 Gr.

In der Hahnschen Hof-Buchhandlung ist erschienen:

Schägler's Materialien zu Religions-Vorträgen, oder Hauptsätze, kurze und vollständige Dispositionen, sowohl über jede der bestimmten sonn- und festtäglichen Perikopen, als auch über freie Texte zu den wichtigsten Fällen der geistlichen Amtführung. 2 Bände. Neue vermehrte Auflage. Gr. 8. 1822. 1 Thlr. 18 Gr.

Dies Werk ist ein treffliches Ideen-Magazin für Prediger, das für viele weit nützlicher werden mag, als eine Sammlung völlig ausgearbeiteter, wenn auch noch so trefflicher Predigten. — Den größten Werth erhält es unstreitig durch den Reichthum und die Verschiedenheit der Materialien, welche darin gesammelt sind. — Das angehängte Verzeichniß, der von dem Verfasser bei dieser Arbeit benutzten Schriften, beurkundet wohl auf das unzweideutigste den Fleiß, den er darauf verwandt hat. —

THEOMELA
ODER
HALLELUJA.

Zwei Bände. Zweite Ausgabe.
Greifswald, bei *Mauritius*. 1822.
Geheftet, fein Median-Papier 3 Thlr. 8 Gr.; ungebunden, ordinaire Ausgabe 2 Thlr. 16 Gr.

Es spricht für die Güte dieser Sammlung religiöser Lieder nicht bloß der schnelle Verkauf der ersten Auflage, welche innerhalb zwei Jahren vergriffen, als auch weil ihrer in den kritischen Blättern rühmlichst erwähnt wird, und eignet sich diese Schrift besonders zu einem würdigen Geschenk an Weihnachts-, Geburts- und sonstigen festlichen Tagen. Gewiß wird man solche nie ohne Erbauung aus den Händen legen.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erschei-
nenden Zeitschriften.)

N°. XXXXI. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format, dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrb. des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exempl. in's Publikum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Die zweite Lieferung der

Gesammelten Werke der Brüder Chr. und Fr. Leop. Grafen zu Stolberg, sechster bis neunter Band,

welche Friedrich Leopold's Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien enthält, hat etwas auf sich warten lassen, weil die Erscheinung der beiden letzten Bände durch Verunglückung des ausgezeichnet schönen Papiers beim See-Transport verspätet wurde, und liegt erst jetzt vollständig vor uns. Was wir von dieser erneueten Gabe, ausgestattet durch zweckmäßige und wohl verstandene Mitgift bildlicher nach neuen Originalzeichnungen verfertigter Darstellungen, unsern Lesern und Freunden zu berichten uns getrauen, soll nicht ausbleiben; sobald durch abermalige Prüfung dessen, was uns schon vor 28 Jahren lieb geworden und seitdem in dankbarem Andenken blieb, das zeitgemäße Wort gereift ist, dessen wir uns vor ihnen nicht schämen dürfen. Aber eine gedruckte, dieser Lieferung beigelegte Anzeige der Verlagshandlung erinnert uns, daß wir auch gegen die Herausgeber eine Pflicht abtragen müssen, die zugleich eine Pflicht gegen das Publikum ist.

Die deutsche Literatur war dem Gelehrten, dem Freunde der Wissenschaft immer wichtig. Es gab eine Zeit, wo man, frühere oder einzelne Verdienste vergessend, sie nur dem Gelehrten wichtig glaubte; wo das Ausland, und selbst der in den Schulen des Auslands gebildete Deutsche von seinem Vaterlande wegblicken zu müssen wähnte, wenn er zu dem Wahren und Guten auch das Schöne gesellen wollte. Seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts verschwand dieses Vorurtheil nach und nach. Wir besitzen Muster in allen Künsten schöner Rede, die eine Vergleichung mit denen der Fremde nicht scheuen dürfen, deren Werke die Fremde selbst bewundert. Man darf ein Deutscher seyn, ohne von ihr vernachlässigt zu werden. Nur in Deutschland selbst ist die Gefahr nicht vorüber. Unser Reichthum macht unser Unglück. Seit die Schriftstellerei in den letzten dreißig bis vierzig Jahren, ein einträgliches Handwerk, seit sie ein Beruf geworden, von dem Viele leben, wird auch so vieles geschrieben, gedruckt, zu Markt gebracht und angepriesen, daß die Leser, welchen natürlich ihre Zeitgenossen die nächsten sind, im Gedränge derselben, die etwas entfernteren, die Freunde ihrer Väter und älteren Brüder, wenigstens aus den Augen, wenn nicht gar aus dem Gedächtnisse verlieren. Darin versteht sich das Ausland besser auf seinen Vortheil. Es giebt keinen, einigermaßen gebildeten Britten, Franzosen, Wälschen oder Spanier, der die Werke seiner klassischen Schrift-

steller nicht fleißig lieset, nicht täglich zur Hand nimmt und dem man zum Vorwurf machen dürfte, er sei mit ihnen unbekannt. Mit diesem Maßstabe mißt er das Neue, was ihm vorkommt, und vermißt sich, ohne uns sonst an Urtheilskraft zu übertreffen, ungleich seltner als wir. Hingegen wimmeln unsere Gesellschaften, sogar zum Theil unsre kritischen Behörden, von Sprechern, denen man nicht eben Geistesarmuth vorwerfen kann, die aber, nur mit dem Neuesten bekannt, sich auch nur mit dem Neuesten befriedigen, und fortgeschritten zu sein glauben, weil sie die Schule nie besucht haben. Das muß endlich nothwendig zu einer Oberflächlichkeit führen, zu welcher uns die mütterliche Natur nicht verdammte. Wir werden nie wohlhabende Leute sein, wenn wir die Schätze unsers Bodens nicht benutzen. Allerdings bleibt das Vollkommenste, was dagewesen, nur noch Menschenwerk. Allerdings regt sich in jeder talentvollen Brust, selbst indem sie es bewundert, das: „Auch ich bin Maler!" und darf sich regen.

Sie soll fühlen und sich gestehn, daß ihr eine Kraft, eine Vollendung beiwohne, nach welchen jenes nicht gestrebt, oder nicht streben wollen und können, und dieses Bewußtsein wird sie stählen und stärken, ob sie auch erfahren müßte, ihr Bestreben, ihre Vollendung entgehe der Beobachtung ihrer Zeitgenossen. Der schönste Lohn des uneigennützigen Künstlers bleibt die Befriedigung seiner selbst. Nur muß er doch wissen, was andre gewollt, wie sie es gewollt und wie viel ihnen gelungen, damit er seinem Vermögen zweckmäßige Richtung gebe. Wir lernen von den Fehlern unsrer Vorgänger, wie von ihren Tugenden, und nicht selten sind jene noch belehrender für uns. Darum ist nothwendig, daß nichts Ehrenwerthes in Vergessenheit gerathe; darum ist eine verständige Sammlung solcher Werke, die sich dem Studium und der dauernden Bekanntschaft empfehlen, ein höchst verdienstliches Unternehmen.

Die Erzeugnisse der Grafen Stolberg haben ein Recht auf diese Auszeichnung. Auch sie sind Meister unsrer Sprache und Dichtkunst, oder wir dürfen keinem unsrer Landsleute diesen Namen beilegen. So herzlich, so einfach, so zart, so ätherisch glänzend, so reiner Gluth und Flamme, und zu gleicher Zeit so durch und durch heimathlich, ist nicht einer unsrer Sänger aus der Schule der Griechen hervorgegangen. Der Grieche, der sie in seine Sprache übersetzte, würde sein Vaterland mit neuer verschwisterter Schönheit bereichern, und kaum ahnen, daß ein Theil dieser Schönheit auf seinem Boden erworben sei. Er würde unmittelbar der Natur zuschreiben, was ohne ihre Eingebung ja auch nicht erlernt werden kann.

Friedrichs ungebundene Rede ist nicht weniger entzückend. Lebendig, kräftig, aus dem Herzen erzeugt, zum Herzen gerichtet, besticht sie durch ihren Wohllaut, besticht sie nicht selten durch eine Nachlässigkeit, die ihre Grazie vollendet. Gern vernehmen wir daher, daß diesen klassischen Reisen auf klassischem Boden, denen selbst der Britte seinen Addisson nicht entgegen setzen darf, schon in kurzem Friedrichs köstliche Lebensgeschichte Alfreds und kleine prosaische Aufsätze, Friedrichs Ilias und Christians Sophokles folgen solle. Daran werden sich Friedrichs Aeschylos, Christians Gedichte aus dem Griechischen, Friedrichs Gespräche Platons, und Ossian schließen. Auf die, lange schmerzlich von uns entbehrten Uebersetzungen aus dem Griechischen freuen wir uns ganz besonders. Die Ursache mag der erklären, dem wenige an Gelehrsamkeit zu vergleichen sind, der unter den ersten und wirksamsten war, philosophischen Geist und Geschmack für Schönheit über das Studium des Alterthums zu verbreiten. Was Heyne über die Art und Kunst der Herderschen Uebersetzungen aus dem Griechischen sagt, gilt buchstäblich auch von den Stolbergischen, und dieser vollgültige Richter, der die Jünglinge schon geliebt

hatte, und den männlich Fortgeschrittenen immer mit Wohlwollen und Werthschätzung erwähnte, hätte das Nämliche ohne Zweifel auch über sie geäußert, nur lobender vielleicht und theilnehmender. „Nicht Silbe für Silbe übersetzen wollten sie, sondern den Geist des Griechen, den oft flüchtigen duftenden Geist, den freien Gedanken, mit der Feinheit der Darstellung in unsrer Sprache, für unsre Art zu empfinden, wieder geben. Uns Sprachgelehrten ist zwar zu verzeihen, unsre Schulbildung bringt es mit sich, daß, wenn wir von alter Literatur ein wenig mehr als gewöhnlich begriffen haben, wir in unserm Beurtheilen gern den Schulmeister spielen und den Schulstab über das Haupt eines Uebersetzers schwingen, sei er noch so geistreich. Aber Gedichte sollten mit Geschmack gefühlt, nicht der Dichter mit der Zuchtruthe behandelt werden. Mag es sein, daß dem Geschmack Anderer, kunstmäßig gedrechselte Wortübersetzungen mehr behagen, die zu verstehen, man erst das Griechische daneben legen und aus ihm das Deutsche nachconstruiren muß, es läßt sich auch für diese wohl etwas sagen; nur lasse man jenen Andern gleichfalls ihren Werth in ihrer Art. Die Leichtigkeit des Griechischen erreichen wir doch nicht ganz, und mit allen unserm Treiben sind und werden wir keine Griechen. Den Geist übertragen ist etwas anders als die Worte übersetzen. Dies letzte kann mit der größten, selbst metrischen, Kunstgenauigkeit geschehn, aber der Geist ist verflogen. Wenn das erste Wenige auszuführen verstehn, so wissen es auch Wenige vom Andern zu unterscheiden. Uebersetzungen, zumal der alten Klassiker, lassen sich aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, können von verschiedener Art, und jede kann gut und verdienstlich sein, ohne daß die eine ausschließlich für billigungswerth und jede andere für verächtlich erklärt werden müßte. Der Uebersetzer kann den Geist und Charakter des Schriftstellers wieder geben wollen, ohne um jedes Wort und jeden Ausdruck ängstlich bekümmert zu sein; er kann suchen, das Werk dem Geist unsrer Sprache angemessen zu machen, so daß es als ein deutsches Original sich lesen läßt, wozu der Stoff und die Behandlung den Alten abgeborgt ist; er erlaubt sich dazu die nöthige Freiheit. Hier wäre nichts unpassender, als Wort gegen Wort, Phrase gegen Phrase abwägen zu wollen. Dagegen kann ein andrer Ausdruck, Wortbau, Anordnung, selbst Maaß, Rhythmus, Klang, mühsam in unserer Sprache nachbilden. Die künstlichste, die bewundertste Uebersetzung, die sich dem Original anschmiegt, Nebenbegriffe oder Ausdrücke im Original durch nachgebildete Worte wiedergeben will, ist desto unverständlicher. Das liegt in der Sache selbst, in dem verschiedenen Genius der Sprachen. Nicht alles läßt sich übersetzen, nicht alles auf einerlei Weise, nicht alles gut und verständlich; aber auch nicht alles braucht übersetzt zu werden. Ueberall gibt es Gränzen und ein Ziel, und in jeder Kunst faßt ein und dasselbe Werk nicht alle, nicht die ganze Kunst. Jede Gattung hat ihre eigenen Vorzüge und Vortheile, die der andern abgehen." Der Vorzug, der Vortheil läßt sich nun der Stolbergschen Art zu übersetzen nicht absprechen, daß sie zu unserm Herzen redet, unserm Ohr schmeichelt, und den Geist eines fremden Volks, einer fernen Zeit vor unsre Sinne führt, als hätte er unserntwegen deutsch gelernt, um auf Deutsche zu wirken.

Den Schluß der Sammlung sollen spätere Schriften Friedrichs und das letzte Werk seiner Hand, das Vermächtniß des Scheidenden, sein „Buch der Liebe" bilden. Wir vertrauen den Herausgebern, die uns bisher so redlich behandelten, sie werden uns nichts entziehen, worauf der Name Sammlung ein Recht gibt; sie werden, wenn vielleicht noch ungedruckte Aufsätze der edeln Brüder vorhanden sein sollten, die nicht blos unvollendet gebliebener Entwurf, uns auch diese nicht vorenthalten.

Friedrichs Religionsgeschichte in diese Sammlung aufzunehmen, finden die Herausgeber, ihrer Ausdehnung wegen nicht thunlich, und mögen Recht haben; doch nähren wir in Ansehung ihrer einen Wunsch. Wahrscheinlich ist nicht alles, was jene Religionsgeschichte enthält, dem Sinn aller Leser angemessen, denen diese Sammlung zusagt. Graf Friedrich konnte schwerlich vermeiden, in ihr, bei mehr als einer Gelegenheit, den Grundsätzen der Kirche zu huldigen, der er sich, mit großen Aufopferungen seines Einkommens und seines Einflusses, zugewendet. Wir haben sie nicht gelesen, denn der Weg unsers Betriebes hat uns nicht auf sie geführt. Aber der ächtprotestantisch gesinnte Johannes Müller kannte von ihr, was bei seinen Lebzeiten erschienen war, und fällte das Urtheil: „Das ist Christenthum, wie die Väter es gefühlt, wie es mächtig ist in den stillen, kindlichen Seelen, sollten sie auch übrigens Grotius, Newton, Haller heißen. Die Uebereinstimmung der Nationen ist aus den Resten der Sagen gelehrt, untersucht und erwiesen." Bestände aber selbst dieses unverwerfliche Zeugniß nicht, so läßt sich ja mit Gewißheit voraussetzen, Graf Friedrich werde, in einem Werke dieser Ausführung, dieser dauernden Begeisterung, manches herzerhebende Wort, manche Ansicht niedergelegt haben, die jedem empfänglichen Gemüth willkommen und theuer sein muß, das auch den Lehren seiner Kirche, und vielleicht jeder ausschließlichen, unterscheidenden Kirche, nicht geneigt ist. Gibt es nicht solcher Stellen im Bossuet und Fenelon, die Platon aufgenommen, die Aristoteles gebilligt haben würde? Wie, wenn man Lesern, denen die Religionsgeschichte selbst zu lang, zu dogmatisch, vielleicht zu polemisch sein dürfte, die sich nicht gestimmt fühlen, unter abweichenden Meinungen die heraus zu suchen, deren sie sich freuen könnten — eine Auswahl dessen gäbe, was von Friedrich Stolberg nicht gelesen zu haben, vielleicht das beste nicht gelesen zu haben hieße, was er geschrieben? Wir ersuchen die Herausgeber, diesen Vorschlag ihrer Erwägung zu unterwerfen.

Von der Verlagshandlung ist Rühmliches zu sagen. Druck, Papier, Correctheit, gleichförmige Rechtschreibung, sinnvolle, erläuternde Wahl der Kupfer, auch des Formats — das mit dem unserer besten Schriftsteller-Werke übereinkommt — alles vereinigt sich, um das Typographische dieser Erscheinung so reizend, so angenehm und zu gleicher Zeit so bescheiden anständig zu machen, daß die Außenseite des Buchs mit der Charakteristik seines Innern zusammenstimmt. Dazu kann der Preis, in unsern Tagen, für eine Art buchhändlerischer Seltenheit gelten. Neun Bände, 226 Bogen stark, 13 Vignetten, 2 Bildnisse, 3 nachgestochene Handschriften, 20 größere Abbildungen und eine Landcharte, kosten, auf schönem Papier und geheftet, nur 20 Thaler; und dem, welcher sich für die ganze Sammlung verbindlich macht, nur 16 Thaler.

Das „Wir", welches sich diese Anzeige erlaubt, ist übrigens weder leerer Sprachgebrauch, noch weniger eitle Anmaßung, sondern der eigentliche Ausdruck, um die Ansicht verbundener Literaturfreunde zu bezeichnen, welche einer von ihnen zusammenfassen sollen. Doch ist der Schreiber sich bewußt, kein Wort aufgenommen zu haben, dem seine besondere Ueberzeugung widerspricht.

---

leicht eine interessantere Darstellung schottischer Sitten und Charaktere aus der Feder dieses berühmten Dichters geflossen sein. Für den Werth der Uebersetzung bürgt der Name des Uebersetzers.

Die Priesterinnen der Griechen.

Von Dr. Adrian. Geh. 18 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Der Gegenstand, den der als Schriftsteller rühmlich bekannte Verfasser in diesem Werke behandelt, ist zu anziehend und wichtig, als daß es einer empfehlenden Anzeige bedürfte, um dasselbe in den Kreisen der Gelehrten und Gebildeten einzuführen.

Die Wand-, Stand- und Taschenuhren.

Der Mechanismus, die Erhaltung, Reparatur und Stellung derselben. Taschenbuch für Uhrmacher, Uhrenbesitzer und jeden Liebhaber der Mechanik. Nebst einem Anhange vom Perpetuum mobile und von noch einigen andern besonders merkwürdigen Uhren.

Von D. J. H. M. Poppe, Hofrath und Professor zu Tübingen.

Zweite vermehrte Auflage.

Mit vier Kupfern. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Da die vielfachen schriftstellerischen Arbeiten des Verfassers, als auch dessen Bemühungen im Fache der Mechanik bereits die verdiente Würdigung gefunden haben, und die so bald nöthig gewordene zweite Ausgabe dieses Taschenbuchs insbesondere den Beifall bezeichnet, welchen dasselbe bei gebildeten Uhrmachern, Uhrenbesitzern und Liebhabern der Mechanik gefunden hat, so glaube ich nur noch darauf aufmerksam machen zu müssen, daß auch bei dieser Ausgabe dem geschichtlichen Theile des Werkes eine genaue und äußerst faßliche Darstellung der verschiedenen Arten von Uhren, ihren einzelnen Theilen und deren Verbindung folget. Willkommen werden allen Liebhabern die einzelnen Abschnitte sein: Von der Kenntniß und Beurtheilung der Güte einer Uhr; von der Kunst, eine Uhr auseinander zu nehmen, wieder zusammen zu setzen, kleine Fehler selbst zu verbessern, und die Maschine stets in gutem Zustande zu erhalten. Die Abhandlung vom Stellen der Uhren muß allein schon großes Interesse gewähren, und es sollte schon deswegen auf jedem Dorfe ein Exemplar als Hülfsbuch befindlich sein. Das Kapitel von der Berechnung des Räderwerks zu den Uhren ist gewiß jedem Uhrmacher und Anfänger der Uhrmacherkunst, so wie jedem Liebhaber der Mechanik, sehr erwünscht. Im Anhange findet man noch eine Abhandlung von einigen neuen, besonders merkwürdigen Uhren, und das Ganze ist in einer allgemein faßlichen Sprache vorgetragen.

Moseh, wie er sich selbst zeichnet in seinen fünf Büchern Geschichte,

von Wilhelm Friedrich Hufnagel.

2 Thlr. 4 Gr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Auf die Geschichte der Vor- und Urwelt kann Niemand zurücksehen, ohne mit ganzer Seele und inniger Lust bei dem Manne zu verweilen, dem allein wir die Kenntniß jener Geschichte verdanken. Diesen Mann Gottes stellet gegenwärtige Schrift (ein Werk des in der theologischen Literatur so rühmlich bekannten Seniors und Dr. der Theologie zu Frankfurt am Main) in seiner ganzen so beziehungsreichen Eigenthümlichkeit dar. Aus der Geschichte von Moseh's Zeit und von der Hand des großen Mannes selbst, entleihet diese Schrift mit großer Umsicht und seltner Sachkenntniß Alles, was Moseh als Religionsstifter, Gesetzgeber, Volksbeherrscher, Heerführer und Geschichtschreiber, charakterisirt. Geburt und Kindheit ist hier so wichtig als die Bildung des Knaben zum Jüngling, und

des Jünglings zum Manne; zu dem Manne, der durch die Macht des Glaubens und der Weisheit, aus rohen Sklavenhorden einen geordneten Staat bildete, und dem verwilderten Haufen einen Geist einhauchte, der heute noch, schon in das vierte Jahrtausend hinein, eine über den Erdboden gestreute Nation ohne Oberhaupt und Vaterland zusammenhält; wahrlich, eines der merkwürdigsten Wunder des wundervollen Moseh.

Wir sind überzeugt, daß Mitglieder des mosaischen, wie des christlichen Bekenntnisses, diese geistreiche und scharfsinnige Schrift mit Nutzen und Vergnügen lesen werden.

Der zweckmäßig gewählte und consequent durchgeführte Plan, Fleiß und Genauigkeit in der Bearbeitung, wo Vollständigkeit im Verein mit möglichster Kürze so reichliche literarische Nachweisungen für die Selbstbelehrung und für die Vorträge der Lehrer darbietet — wird, in Verbindung mit einem dem Auge gefälligen und accuraten Druck, dies Handbuch allen jüngern und ältern Freunden der klassischen Literatur gewiß empfehlen, so daß es wohl einer freundlichen Aufnahme und recht fleißigem Gebrauch entgegen sehen darf.

Gymnasien und Schulen, welche davon in Partien von wenigstens 6 Exemplaren verschreiben, erhalten bei directer Verwendung an uns selbst, eine annehmliche Provision.

Rudolstadt, im December 1822.

F. S. R. Hof-Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Wilibald's
Ansichten des Lebens.
Ein Roman
in vier Abtheilungen
von
Ernst Wagner.
Zwei Bände.
Dritte Auflage.
Leipzig, bei Gerhard Fleischer.
3 Thlr.

Bei J. G. Heubner in Wien ist so eben in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Verhandlungen
und
Aufsätze.
Herausgegeben
von der
Landwirthschafts-Gesellschaft in Steyermark.
9tes und 10tes Heft. 8. Grätz, 1822.
Broch. 1 Thlr. 20 Gr. sächs. oder 3 Fl. 18 Kr. rhein.

Inhalt des neunten Heftes:

1. Verhandlungsprotokoll über die in der siebenten allgemeinen Versammlung am 21sten und 22sten März 1822 vorgekommenen Gegenstände.
2. Ueber Einleitung comparativer landwirthschaftlicher Versuche. Von Herrn Regierungsrath Jordan.
3. Bericht des Ausschusses der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft, über die Resultate der vom Thierarzt Hauenschild mit dem Riegelschnitte an den Weinreben gemachten Versuche.
4. Die Strohhutfabrication im Großherzogthum Toscana.
5. Notizen über einige landwirthschaftl. Beobachtungen und Entdeckungen.

Anhang: Halbjähriger Bericht über den Witterungslauf, Stand der Wintersaaten und Preise der Producte.

Inhalt des zehnten Heftes:

1. Beschreibung einer Wirthschaft im Dorfe Engelsdorf, in der Filiale Ostgrätz. Von J. E. Pfeffer.

2. Ueber die Entbehrlichkeit der natürlichen Wiesen bei einer Wirthschaft, und über die Winterfütterung des Viehes ohne Wiesenheu. Von Franz Ritter von Schuster.
3. Ueber die Vermeidung der Kartoffeln zum Futter für das Vieh im Canton Genf. Von Carl von Pictet.
4. Auszug von der von der Ackerbaugesellschaft im Canton Genf gekrönten Preisschrift über die Preisfrage:
„Auf welche Art und Weise kann dem Hornvieh die größte Menge Kartoffeln, als gewöhnliche Nahrung zur Ersparung des Heu, ohne Nachtheil für die Gesundheit oder seine Producte verfüttert werden?"
5. Auszug aus John Luccock's Werk: Ueber die Wolle. Mit Anmerkungen begleitet von Georg Grafen von Thurn.
6. Versuch, um Betrügereien beim Verkaufe der abgerahmten Milch zu entdecken und zu verhindern. Von Professor Davy zu Cork.

Alle zehn Hefte dieser Verhandlungen u. s. w., welche sich sämmtlich durch äußerst gehaltvolle, für den Landwirth höchst interessante und wichtige Aufsätze auszeichnen, und die Aufmerksamkeit eines jeden verdienen, welcher sich dem Studium dieser Wissenschaft widmet, kosten, broschirt, 7 Thlr. 12 Gr. sächs. oder 13 Fl. 30 Kr. rhein.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Erzählungen und Geschichten für Herz und Gemüth der Kindheit und Jugend von J. A. C. Löhr.

2 Theile. Mit 1 Kupfer. Gr. 12.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer.

Geb. 2 Thlr.

Schwerlich hat irgend ein Schriftsteller für das Praktische in der Pädagogik so viel Eigenthümliches geliefert, als — jede Vergleichung zeigt das — der hier Genannte, der der Kindheit und Jugend eben so wohl, als unsern ächten und verstehenden Erziehern und Jugendlehrern, bekanntlich sehr werth geworden ist. — Wie in den meisten seiner Schriften, arbeitet er, in angenehmen Erzählungen und Geschichten, auch in dieser darauf hin, alle schönern, edlern Gefühle des jungen Herzens zu erwecken, zu beleben, das Schlechte in seiner Häßlichkeit zu zeigen, das Streben nach Kenntniß und Einsicht hervorzurufen, und in ernste Thätigkeit zu bringen. Die anziehende und ergreifende Art der Darstellung dieses Verfassers wurde schon bei dessen ersten Schriften von den Freunden der Jugend und Kinderwelt so hinlänglich bemerkt, daß ihrer in dieser Anzeige insonderheit zu erwähnen, wohl höchst unnöthig wäre.

Rechtswissenschaft.

Es hat jetzt der erste Band von dem lange erwarteten Buche:

Ed. Henke (zu Bern) Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik. 3 Thlr.

die Presse verlassen und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Berlin, im December 1822.

Nicolaische Buchhandlung.

Im Verlage der Hahn'schen Hof-Buchhandlung in Hannover sind folgende vorzügliche deutsche, französische und englische Sprachschriften erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Volksthümliches Wörterbuch der deutschen Sprache, mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung, für die Geschäfts- und Lesewelt. Vom Professor Dr. Theodor Heinsius in Berlin. 4 Bände. A — Z. 1818 — 22.

Pränumerations-Preis für Drckppr. 10 Rthlr.
für Schrbppr. 13 Rthlr. 8 ggr.

Die Verdienste des Hrn. Prof. Heinsius sind bereits vielfach anerkannt und auch selbst in den höhern Kreisen deutscher Geschäftswelt durch officielle Empfehlung seines Wörterbuchs gewürdigt worden. Dies beweist vor allen das ehrende Urtheil, welches das Königlich-Preußische Ministerium der geistlichen Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten in einem empfehlenden Umlaufschreiben an sämmtliche Königliche Regierungen, vom 16ten September 1820, über dieses Wörterbuch gefällt hat. Denn, indem dort gesagt wird: „daß dieses Werk Vollständigkeit mit Kürze verbinde, daß es allenthalben zweckmäßig den Unterschied der Synonymen angebe, daß es die Stelle eines Verdeutschungs-Wörterbuchs und die eines technologischen Wörterbuchs vertrete," kann die Eigenthümlichkeit und Brauchbarkeit des Werks für Gelehrte, Beamte, Geschäftsmänner, Kaufleute, Technologen und Leser aus allen Classen nicht bestimmter und treffender bezeichnet werden, als es in jenem hohen Umlaufschreiben geschehen ist. Der, nach der gegenwärtigen Lage des Buchhandels, sehr wohlfeile Preis des Ganzen kommt hinzu, um dasselbe, als eine Bereicherung deutscher Literatur, allgemein zugänglich zu machen; denn die 353 Bogen der 4 Theile des Werks, in groß Lexicon-Format, kosten bei einem compressen, aber deutlichen und anständigen Druck in dem noch vorerst fortbestehenden geringen Pränumerations-Preise nicht mehr als 10 Rthlr. auf Druckpapier, mithin wird jeder Bogen den Käufern nicht höher als ungefähr 8 Pf. zu stehen kommen; die bessere Ausgabe auf Schreibpapier kostet nur 13 Rthlr. 8 Ggr.

Falkmann, Ch. F., (Fürstl. Lippischer Rath und Lehrer am Gymnasium zu Detmold) **Methodik der Stylübungen** für höhere Schul-Anstalten und Privat-Übungen. gr. 8. 1 Rthlr.

Erprobtes Resultat einer zwölfjähr'gen Erfahrung ist der Inhalt dieses Musterwerks. Der Lernende wird nicht nur zum eigenen Nachdenken angeregt, sondern der Verfasser hat sich auch bemüht, Übungen von vielseitig belehrendem Inhalt zu geben, welche man in ähnlichen Werken oft vermißt.

Dessen **Hülfsbuch** der deutschen Stylübungen, für die Schüler der mittlern und höhern Classen, beim öffentlichen und beim Privat-Unterrichte. 37 Bogen in 8. 1 Rthlr. 12 ggr.

Der, um den rhetorischen Zweig des Jugend-[illegible]

verdiente Verfasser giebt hier ein höchst reichhaltiges Unterrichtsbuch, in welchem er die, mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Ideen seiner „Methodik" in einem Umfange und nach einem Maaßstabe ausführt, wie es noch keinem Schriftsteller auf diesem Wege vor ihm gelungen seyn möchte. Lehrer und Schüler in gelehrten Schulen finden hier in mehren hundert ausgearbeiteten Beyspielen und kurzen Aufgaben Stoff zu stylistischen Beschäftigungen für den Cursus eines ganzen Jahres; dann aber ist das Werk auch jenem grösseren Kreise von Jünglingen gewidmet, die für irgend ein Berufsleben, sey es im Civil- oder Militair-Stande, in der Gewerbs- oder Handelswelt, durch ein, unstreitig dringend nothwendiges Studium der deutschen Muttersprache selbstunterrichtend sich vorbereiten und ihrem Verstande die Ausbildung geben wollen, deren man, in unseren Tagen, auf keiner Stufe der vielseitigen Lebensverhältnisse entbehren kann. So abwechselnd und mannichfach, wie diese sind, ist auch der Inhalt des Hülfsbuches unmittelbar aus dem Leben geschöpft und bietet eine Anweisung zur Rhetorik dar, welche, indem sie allenthalben die, von Wenigen durchdrungene, der innern Bildung aber sehr förderliche Methode einer praktischen Anschauung der Materien und Sachen befolgt, alle Kräfte des Verstandes wie des Gemüths gleichmäßig anregt.

Heyse, J. C. A., theoretisch-practisch-deutsche Grammatik, oder Lehrbuch zum reinen und richtigen Sprechen, Lesen und Schreiben der deutschen Sprache. 3te verbesserte und durch einen Abschnitt von der Metrik vermehrte Auflage. gr. 8. 1822. 2 Rthlr.
Die Metrik daraus besonders 8 Sgr.

Dessen kleine theoretisch-practisch-deutsche Grammatik. Ein Auszug aus dem größern Lehrbuche. 3e verm. Auflage. gr. 8. 1821. 16 Sgr.

Dessen kurzer Leitfaden zum gründlichen Unterricht in der deutschen Sprache für höhere und niedere Schulen, nach den größern Lehrbüchern der deutschen Sprache. 8. 1821. 8 Sgr.

Dessen Hülfsbuch zur Erlernung und Beförderung einer richtigen deutschen Aussprache und Rechtschreibung; auch als Stoff zu Vorschriften, nützlichen Verstandes- und Styl-Übungen zu gebrauchen. Nebst Anleitung zum Gebrauch des Hülfsbuch. 8. 12 Sgr.

Der Verfasser hat die bewährten Resultate deutscher Sprachforschung kritisch gesichtet und mit einer Popularität dargestellt, welche die grössere wie die kleineren Sprachlehren zum Schulgebrauch und zum Selbst-Unterricht, längst vorzüglich geeignet haben, so daß sie in niederen und höheren Schulen bereits eingeführt, fernere Empfehlung verdienen. Den einzelnen Abschnitten sind zweckmäßige Fragen angehängt, welche den Gebrauch der Beyspiele erleichtern. Willkommene Zugaben zu der größern Sprachlehre sind: eine pragmatische Bildungsgeschichte unserer Sprache, und ein Anhang über deutsche Metrik oder Verskunst. Die Einrichtung des

Werkes zeichnet sich durch Reichheit aus ... [illegible]
ohne diese, die Anzahl der Bogen fast doppelt so stark seyn würde.

Vollbeding, M. J. C., orthographisches Wörterbuch, mit Hinweisungen auf die Ableitung und Geschlechts-Bestimmung der Wörter. Ein Anhang zu allen deutschen Sprachlehren. 12 Sgr.

Hier findet man die vollständigste Sammlung von Beispielen und Belegen zu der, besonders auch in den Heyse'schen Sprachlehren so deutlich vorgetragenen Lehre der deutschen Rechtschreibung. Wer die Grundsätze derselben in ihrem ganzen Umfange practisch sich anzueignen wünscht, findet hier ein reichhaltiges Hülfsbuch.

Über Mir und Mich, Vor und Für; oder practischer Rathgeber in der deutschen Sprache. 2te mit einem grammatisch-kritischen Wörterbuche verm. Aufl., von M. J. C. Vollbeding. 8. 30 Bogen. 16 Sgr.

Wem es darum zu thun ist, seine Muttersprache nicht nur richtig zu sprechen und zu schreiben, sondern auch in der Eile bei schriftlichen Aufsätzen das rechte Wort für seinen Gedanken zu finden, dem kann man dies Werk als ein brauchbares Hülfsmittel empfehlen. Für diejenigen, welche die erste Auflage dieses Werks, oder ähnliche Schriften über Mir und Mich schon besitzen, wird das grammatisch-kritische Wörterbuch zu 12 Sgr. besonders verkauft.

Scherber, J. C. F., Anfangsgründe zur deutschen Sprachlehre, nebst Übungsbriefen, sich darin, so wie im Briefstyle zu befestigen; 2te verb. Aufl. 8. 10 Sgr.

Der schnelle Absatz der ersten Auflage erweckt schon ein günstiges Vorurtheil für dieses Buch. Der Herr Verfasser hat selbiges von neuem verbessert und jede Regel mit Beyspielen erläutert, wodurch es zum Schul- und auch zum Selbst-Unterricht von großem Nutzen seyn wird.

Schaffer, J. F., französische Sprachlehre für Schulen und zum Privat-Unterricht. Erster Cursus, welcher die Anfangsgründe enthält. 5te Aufl. gr. 8. 14 Sgr.

Dessen zweiter Cursus, welcher eine vollständige Anweisung zur französischen Sprache enthält. 2te Auflage. gr. 8. 1 Rthlr.

Dessen Regeln des Syntaxes der französischen Sprache, in Beyspielen dargestellt. 8. 6 Sgr.

Dessen erster Unterricht in der franz. Sprache, für Kinder; oder: Vorübungen zur schnellen Erlernung des mündlichen Ausdrucks im Französischen, für Schulen und zum Privat-Unterricht; auch für Mütter, welche, ohne Fertigkeit in dieser Sprache zu besitzen, ihre Kinder selbst unterrichten wollen. 8. 6 Sgr.

Dessen französisches Lesebuch für Anfänger. Mit Hinweisungen auf die Regeln und einem vollständigen Wörterbuche. 2te verbesserte Aufl. gr. 8. 1822. 10 ggr.

Vorstehende Schriften bilden eine, nach Stufen, vollendete Sprach-Anweisung, bei welchen man, mit jedem Fortschritte,

dem nachdringenden Forschungsgeiste, wie dem klaren, ungewohnten Vortrage jenen Beifall schenken muß, der immer mehr wächst, je vertrauter der aufmerksame Lehrer, der lernbegierige Schüler, mit dem Verfasser wird. Auch für den Privatfleiß sind diese Bücher vorzüglich berechnet. Selbst der weniger fähige Kopf arbeitet, unter einer solchen Leitung, mit erhöhtem Eifer, und macht, bei den allenthalben sorgfältig gewählten und vorbereiteten Exempeln, wenigere Fehler, als bei übersetzungen aus andern Sprachlehren, in denen eine, oft zwecklos gewählte Menge von Vocabeln die gewünschte Hülfe dennoch versagt. — Die Methode des Verfassers ist durch rastlos fortgesetztes Studium, durch vielseitige Anwendung bestätigt; sie verräth tiefe psychologische Einsicht in das Bedürfniß der Lernenden. Gewiß sind diesen die Beyspiele zu den Regeln des Syntaxes sehr willkommen, welche eine wichtige Zugabe zu der, außerdem sehr bereicherten, fünften Auflage des ersten Cursus ausmachen, und für die Besitzer der früheren besonders ausgegeben werden.

Kühne, F. Th., Englische Sprachlehre, für Schulen und andere Lehr-Anstalten. gr. 8. 12 Sgr.

Dessen Englisches Lesebuch zur Erlernung der Umgangs-Sprache. gr. 8. 9 Sgr.

Dessen Übungs-Buch zum richtigen Übersetzen aus dem Deutschen ins Englische. 8. 8 Sgr.

Der als academischer Lehrer verdiente Verfasser, giebt einen zusammenhängenden Cursus des Englischen Sprach-Unterrichts. Indem er den richtigsten Weg zur Erlernung neuerer Sprachen überhaupt vorzeichnet, wird sein Buch sowohl Unterrichtenden als Lernenden zu zweckmäßiger Übung, Wiederholung und Selbstbelehrung dienen können.

Überall zeigt sich gründliche Kenntniß der Sprache, treffender Scharfblick und die Gabe einer klaren, faßlichen Mittheilung; Eigenschaften, durch welche diese Lehrbücher in die Reihe der musterhaften gesetzt zu werden verdienen.

Müller, G. H., practisches Lehr- und Hülfsbuch der Englischen Sprache, von neuem bearbeitet von P. Lacabanne, Lehrer der Englischen Sprache in Hannover. gr. 8. 21 Bogen. 1822. 16 Sgr.

Schon in mehren Auflagen hatte sich dieses Buch als ein sehr brauchbares Hülfsmittel beim Schul- und Privat-Unterricht in der Englischen Sprache bewährt. Zu zweckmäßiger Einübung nicht nur der Declinationen und Conjugationen, sondern auch des ganzen Syntaxes der Sprachlehre ist eine Reihe practischer Beyspiele in Gesprächen gegeben, die mit sorgfältig gewählten Englischen Lesestücken nach einer Stufenfolge vom Leichtern zum Schwerern verbunden sind. Herr Lacabanne hat eine practische Einleitung in die Englische Grammatik, mehre Leseübungen und ein Wörterbuch hinzugefügt, wodurch die Brauchbarkeit und Gemeinnützigkeit des Ganzen, nach den Bedürfnissen der Lernenden, welche der Herr Herausgeber aus eigener vielseitiger Erfahrung kennt, bedeutend erhöht wird.

Ankündigung
einer
Zeitschrift für die Forst- und Jagdwissenschaft.

Die Forst uud- Jagdwissenschaft macht zwar schon längst einen wichtigen Theil in der Reihe der übrigen Wissenschaften aus, sie ist in der neuern und neuesten Zeit einer besondern Aufmerksamkeit gewidmet, im Ganzen und ihren einzelnen Theilen nach, bearbeitet worden und ihre Literatur ist zu einer verhältnißmäßigen Größe gegen die der übrigen Wissenschaften herangewachsen; als Erfahrungswissenschaft wird sie aber täglich durch neue Beobachtungen und Erfahrungen berichtigt und bereichert.

Zeitschriften sind vorzüglich dazu geeignet solche schnell zu verbreiten, irrige Ansichten zu wiederlegen und zu berichtigen, überhaupt sich über zweifelhafte Gegenstände zu vereinigen und so die Forstwirthschaft oder den Forsthaushalt auf einen höhern Grad der Vollkommenheit zu bringen.

Die Forstverfassungen der einzelnen Staaten, oder die vom Staate mit dem Forstwesen getroffenen Einrichtungen, können durch sie am besten zur allgemeinen Kenntniß gebracht werden.

Die Forststatistik als ein bisher noch wenig bearbeiteter Gegenstand der Forstwissenschaft, findet um so mehr in einer forstlichen Zeitschrift ihren Platz, als dafür oft nur Bruchstücke gegeben und diese erst später in einem Ganzen verbunden werden können.

Die Jagdwissenschaft in ihrem ganzen Umfange wird auch hier abgehandelt werden können, als auch darin noch manches zu berichtigen übrig ist.

Die Forst- und Jagd-Literatur kann vorzüglich durch sie in Hinsicht ihrer Fortschritte und ihres Werthes oder Unwerthes gehörig beurtheilt werden.

Eine Zeitschrift, welche diese Gegenstände umfaßt scheint mir geeignet zu seyn, den gelehrten und nicht gelehrten Forstmann zu befriedigen und wird für beide zu-

gleich eine Gelegenheit seyn, ihre Beobachtungen, Erfahrungen und Bemerkungen zur allgemeinen Kenntniß zu bringen.

Von dieser Ansicht geleitet, habe ich mich entschlossen, statt der bisher von mir herausgegebenen Annalen der Forst- und Jagdwissenschaft, welche mit dem 6ten Bande geschlossen sind, eine neue Zeitschrift unter dem Titel:

Jahrbücher der Forst- und Jagdwissenschaft und ihrer Literatur

herausgegeben.

Diese Zeitschrift wird folgende Hauptrubriken enthalten

I. Forstwirthschaft, worunter alles begriffen wird, was auf die kunstgerechte und wirthschaftliche Behandlung der Waldungen Bezug hat. Es werden daher in diese Rubriken alle solche Gegenstände aufgenommen, welche nicht blos wissenschaftliche Grundsätze, sondern auch Erfahrungen aus dem einen oder andern Theil der Wirthschaftskunde enthalten, nämlich:

1) Aus der allgemeinen und besondern Forstbotanik.
2) aus dem Waldbaue.
3) aus dem Waldschutz.
4) — der Waldbenutzung.
5) — — Waldabschätzung.

II. Forstverfassung und Gesetzgebung, wohin alles, was auf die Einrichtung des Forstwesens eines Staats Bezug hat, einschlägt, als:

1) Die neuern und neuesten Forstverfassungen der deutschen und andern Staaten.
2) Die Einrichtung der öffentl. Forstbildungs-Anstalten.
3) Die auf das ganze Forstwesen eines Staats sich beziehenden Gesetze, Verordnungen und Instruktionen des Forstpersonale.

III. Forststatistik, oder die Darstellung aller auf die Forstverwaltung sich beziehenden physischen, wirthschaftlichen und commerziellen Verhältnisse.

Die Forststatistik kann, je nachdem sie sich über ein ganzes Land, über eine einzelne Provinz, über einen größern oder kleinern Forstbezirk erstreckt, mehr oder weniger Gegenstände umfassen oder ins Einzelne gehen.

IV. Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen.

V. Forst- und Jagdliteratur, oder Anzeige und Be-

urtheilung vorzüglich aller im Laufe des Jahres erschienenen Forst- und Jagdschriften, wobei zugleich die der letzten Jahre, so weit der Raum es gestattet, nachgeholt wird.

Dieser Gegenstand ist um so mehr einer der wichtigsten dieser Zeitschrift, als die Kenntniß der Forst- und Jagdliteratur bisher fast nur aus gelehrten Zeitungen hat geschöpft werden können, welche aber dieselben theils nicht vollständig liefern, solche theils auch selten dem Forstmann und Jäger zu Gesichte kommen.

Mit dem Jahre 1823 nimmt diese Zeitschrift ihren Anfang und es erscheint davon zu Anfang eines jeden Viertel-Jahres ein Heft von 12 bis 16 Bogen in gr. 8. geheftet.

Jedem Hefte wird ein Intelligenzblatt von unbestimmter Stärke beigefügt und in dasselbe aufgenommen

1.) Beförderungen und Ehrenbezeigungen des Forst- und Jagdpersonals in allen deutschen Staaten.

2) Anfragen, merkwürdige Notizen ꝛc. das Forst- und Jagdwesen betreffend, in so weit sie nicht unter die Aufsätze passen.

3) Vertheidigung von Mitarbeitern gegen Antikritiken.

Außerdem werden folgende Gegenstände, welche dem Verleger von den Einsendern vergütet werden müssen, darin aufgenommen.

1) Antikritiken.

2) Bekanntmachungen aller Art, vorzüglich solche, die für das Forst- und Jagdpublikum Interesse haben.

3) Bücheranzeigen.

Da nur durch die Theilnahme von Vielen an diesem Unternehmen, die Jahrbücher von Dauer und Interesse seyn können; so werden alle Forstmänner Deutschlands, welche Lust und Beruf dazu fühlen, gebeten, mich mit Beiträgen zu unterstützen. Dieselben können entweder unmittelbar an mich oder an die Verlagshandlung eingesendet werden. Ein jeder dem Plan angemessene und in die Jahrbücher aufgenommene Beitrag, soll auf Verlangen anständig honorirt werden.

Karlsruhe im Juni 1822.

C. P. Laurop,

Großherzogl. Badischer Oberforstrath

Der vorstehenden Ankündigung füge ich noch zu: daß ich den Verlag dieser Jahrbücher mit Vergnügen übernommen habe, weil ich überzeugt bin: daß eine Zeitschrift, nach diesem Plane angelegt und besonnen ausgeführt, große Theilnahme unter dem zahlreichen wissenschaftlichen Forst- und Jagdpublikum finden muß. —

Zu Anfang eines jeden Quartals, erscheint ein Heft von 12 bis 16 Bogen stark, in grünem Umschlag geheftet — der Abonnementspreis des Jahrgangs aus 4 Heften bestehend und nach Form dieser Anzeige gedruckt, ist 7 fl. 12 kr. oder 4 rthl. sächsisch. — In allen Buchhandlungen und bei allen Postämtern kann man darauf Bestellungen machen. —

In das Intelligenzblatt werden alle hierher gehörigen Bekanntmachungen, so wie Bücheranzeigen, die Zeile 1 gr. oder 4 kr. aufgenommen.

Beiträge bittet man auf dem Buchhändlerwege, oder durch die fahrende Post an den Herausgeber oder die Verlagshandlung gelangen zu lassen.

Zugleich verbinde ich mit dieser Anzeige für Freunde Dianens die erfreuliche Nachricht, daß der:

Sylvan

ein

Jahrbuch für Forstmänner, Jäger und Jagdfreunde,

von Laurop und Fischer

fürs Jahr 1823 und die Folgenden, in meinem Verlage erscheinen wird. — Ich werde es mir zur Angelegenheit machen, dieses freundliche Büchlein vorzüglich neu auszustatten, und es schon im Oktober, spätestens November, an alle Abonnenten und die sämmtl. Buchhandlungen versenden. — Der Jahrgang 1823 wird unter andern vorzüglichen Forst- und Jagd-Aufsätzen und naturhistorischen Abbildungen, dann Anekdoten 2c. auch die Topographie des hochgräflich Erbachischen Jagdhauses Eulbach im romantischen Odenwald, mit zwei herrlichen Landschaften, welche von Meisterhand in Kupfer gestochen werden, und das wohlgetroffene Bildniß unsers Jagd-Veteranen D. aus dem Winkel, mit dessen Biographie, enthalten. — Bestellungen auf beide Werke erbitte ich portofrei.

Heidelberg im Juni 1822.

Karl Groos,

Neue Akademische Buchhandlung.